Ludwig Anzengruber

Prähistorisches. Vermischte Schriften.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Kunstverlag
Anton Schroll & Co. in Wien

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/p1smtlichewerk15anze

Ludwig Anzengruber / Werke 15. Band

Erster Teil

Ludwig Anzengrubers sämtliche Werke

Unter Mitwirkung von
Karl Anzengruber
herausgegeben von
Rudolf Latzke und Otto Rommel
Kritisch durchgesehene
Gesamtausgabe in 15 Bänden

15. Band, I. Teil

Kunstverlag Anton Schroll & Co.
Wien

A6378

Ludwig Anzengruber

Prähistorisches
Vermischte Schriften

Herausgegeben von

Rudolf Latzke

1885/63.
24. 3. 24.

Kunstverlag Anton Schroll & Co.
Wien

Copyright 1922 by Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien
Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien
Germany

Inhaltsübersicht

Seite

I. Prähistorische Erzählungen

Thron und Fischerhütte 1
Ludmilla 45
Japhet, der einen Dümmern sucht 81
Ein Brief, der tötet 97
Die düstere Grabschrift 149
Ein Unheimlicher 197
Die zürnende Diana 221

II. Zu eigenem und fremdem Schaffen

Eine Plauderei als Vorrede zum ersten Bändchen der „Dorfgänge“ 281
Eine Plauderei als Vorrede zum zweiten Bändchen der „Dorfgänge“ 287
„Kalender-Geschichten“ 300
„Wiener Blut“ 312
Die Schriften des Waldschulmeisters 318
Einbegleitung 327
Bücherbesprechungen aus der „Heimat“ 328

III. Wiener Studien

Auf der Straße 345
„Tief im Kot“ 352
Schwere Zeiten 357
Gräberelend 365

Lesarten und Anmerkungen 373

Seite

Anzengruber als Erzähler

Von Dr. Rudolf Latzke

1. Die Erzählungen der „prähistorischen" Zeit . . . 409
2. Die literarische Tradition der Dorfgeschichte . . 436
3. Die Dorfgeschichten bis zum „Sternsteinhof" . . 492
4. Die beiden Dorfromane:
   a) Der Schandfleck 548
   b) Der Sternsteinhof 574
5. Die Dorfgeschichten nach dem „Sternsteinhof" . 591
6. Die Vorstadtgeschichten 618
7. Märchen. Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo 678
8. Bibliographischer Anhang 698

I. Prähistorische Erzählungen

Thron und Fischerhütte

I.

Graue, düstere Wolken verhüllten den Himmel und spiegelten sich in der unruhig wogenden Nordsee, deren helles Grün sie in eine schmutzige Mischfarbe verwandelten. Das Grau des Horizontes verschmolz mit den ferne dämmernden Küsten und Eilanden, und das Meer, wie wenn es sich versichern wollte, die verschwimmenden Konturen seien, was sie schienen, rollte mächtig seine Wogen an die Lande. Wo die Wellen schäumend sich an Dänemarks Küsten brachen und weit, neue Wogen werfend, zurückprallten, da trafen sie wieder auf die Felsenriffe eines kleinen Eilandes, das in nächster Nähe des Mutterstaates sich der Meeresoberfläche entrang.

Trotz der felsigen Natur dieser Insel sah man doch hier und da Spuren der Bebauung, und einzelne Äcker und etliche gegen den Strand verstreute, weit von einander entfernte Hütten zeigten vom Dasein menschlicher Insassen; doch jetzt schien die Insel wie ausgestorben, wenn nicht das Seegevögel ab- und zugeflogen wäre und nicht auf einem Felsblocke des Uferrandes zwei Jünglinge gestanden hätten, die sich um die Düsterheit der Natur herum nicht zu kümmern, sondern eifrig ein wichtiges Gespräch zu führen schienen.

„Ich sehe dich, mein Bruder", begann der Ältere

der beiden, dessen rauhes Wesen mit dem übergeworfenen Bärenfelle, das ihm zum Mantel diente, übereinzustimmen schien, „ich sehe dich, mein Bruder Hroar, Tag für Tag verträumen, drängt's dich allein denn nicht zur Tat, wird dir nicht auch zu eng die kleine Fischerhütte, zur Last das feige Verbergen, indes die Hand am Schwerte zuckt?!"

„Beim Allvater Wodan", erwiderte Hroar, der seines Bruders Gegensatz schien und fast weiblich zarten Körperbau hatte, „du bist sonderbar, Bruder, warum soll mich gleich dir die Ungeduld erfassen, es komme die Gelegenheit, und du sollst mich handeln sehen."

„Gelegenheit?" fragte erregt der ältere Bruder, doch besänftigte er sich gleich wieder, faßte Hroar sanft bei der Hand und fuhr fort: „Mein Bruder, erinnerst du dich noch, wie am nämlichen Tage wie heute, vor zwei Jahren, als Vater Wirfill sich nur als unser Pfleger bekannte und uns den Rang, das traurige Ende unsers wahren Vaters entdeckte, wir tief ergriffen die Hütte verließen und hier, am nämlichen Flecke, Hand in Hand dem gemordeten Vater blutige Rache schwuren? — Da beschlossen wir alle Jahre das Fest zu erneuern, heute kehrte des Vaters Todestag zum dritten Male. Zwei Jahre tragen wir das Geheimnis unserer Abkunft verschlossen in unserer Brust, zwei Jahre sind wir nun durch jenen Eid verpflichtet, und noch ist nichts begonnen und nichts getan; wie lange sollen wir noch in unwürdiger Stellung untätig verbleiben?"

Nachdem er diese Rede, die gegen Ende immer

eindringlicher ward, geschlossen, schwieg der Redner und schien sich ganz der Erinnerung und seinen Gedanken hinzugeben. Gleich nachdenkend war Hroar geworden, und eine Pause trat ein, ehe er seinem Bruder entgegnete: „So vertraust du, Helgo, nicht dem Versprechen Wirfills, er werde es uns melden, wenn Zeit und Stunde der Rache gekommen?“

„Wenn wir“, meinte Helgo, „warten wollten, bis, der Meldung dieses Alten nach, die Zeit gekommen, so könnte es sein, daß unser Arm zu schwach geworden, das Schwert zu führen. Vergißt du denn, daß Wirfill nur das Werkzeug unsers Schwagers Reigino ist, der uns einst erbarmend gerettet, der aber sich nun am Hofe befindet und nicht wünschen kann, daß wir je an Rache dächten, und gegen dessen Absichten vielleicht Wirfill schon in dem Punkt verstoßen, daß er uns unsere Abstammung vertraut. Nein, Wirfill, wenn er auch wollte, darf uns keinen Weg zeigen, und wenn nicht Überdruß, nicht Mut dich dazu bringen kann, so höre, Bruder, doch die Stimme der Notwendigkeit, oder wollen wir warten, bis der Mörder uns auch vernichtet, denn daß wir leben, davon hat er sichere Kunde, denn zweimal sandte er seine Kundschafter, und das drittemal kam er selbst nach diesem Eiland.“

„Und Dank Wodan“, fiel Hroar in die Rede, „zogen er und sie, ohne uns zu finden, ab.“

„Bringt dies dir Trost“, fragte finster Helgo, „ist dir dies Sicherheit gegen fernere Nachstellung? Die Kunde von unserm Sein hat den Tyrannen aus seinem sichern Schlafe aufgeschreckt, nun kann er

nimmer ruhn noch rasten, bis unsre letzten Seufzer ihn wieder eingelullt."

„Doch was hast du zu tun im Sinn?" entgegnete der Jüngere.

„Wenn der Hirte", war die Antwort, „Einbruch fürchtet vom mörderischen Wolfe, so rafft er seine Wehr zusammen und sucht den Würger selber auf in eigner Höhle." — Hier machte Helgo eine Pause, wohl um dem Kommenden mehr Nachdruck zu geben, und dann fuhr er entschieden fort: „Wir ziehen ungekannt zu Hof."

„Um dort", warf Hroar ein, „nicht ungekannt zu bleiben, und liefern uns so selbst."

„Was glaubst du, Bruder Hroar, wohl, daß schneller sei: verjährt Gedächtnis oder immer neuer Haß, ob alter Männer Zungen oder unsre flinken Schwerter?"

„Doch wann ... wann?" fragte Hroar mit schlecht verhehltem Bangen und atemloser Spannung.

„Noch heute!!"

„Heute noch!" rief der Erschrockene.

„Heute noch", fuhr Helgo fort, „gerade am Todestage des Vaters soll unser Rachezug beginnen. Wir können ungehindert hin nach Dänlands Küsten schiffen, denn Vater Wirfill zog an des Königs Hof mit seinen Fischen, und wenn er morgen schon auf dem Heimweg, treffen wir dort ein, und frei sind wir von diesem Alten, der bei des Vaters Blut uns wohl beschworen und nicht gerastet hätte, bis wir geblieben. Wir sind ihn los, und Mutter Ulfhield hat weder Rede, Macht noch Recht, uns zu halten —

auch Schwester Sigrid ist nicht heim." — Den letzten Namen hatte Helgo mit gewisser Flüchtigkeit, mit leiserer Stimme genannt, als wünschte er, überhört zu werden. Doch dem war nicht der Fall, denn wie bittend warf Hroar ein: „Heute gleich noch fort und Sigrid nimmer sehen?"

Eine Pause trat ein, und bei Helgo schien's, wie wenn er seine Heftigkeit niederkämpfte und alles gütlich beizulegen suchte.

Eine Weile und er begann: „Ich weiß es, lieber Bruder, ihr steht euch nah wie Mann und Weib, die Trennung würde euch beiden schwer, die Zeit dünkt Scheidenden so kurz, und euer Zögern gäbe dem Morgen Zeit, das Schwert uns aus der Hand zu winden, und zarte Liebe bände altem Haß die Hände. Nein, Bruder, bezähme deine Neigung, laß zum Angedenken, was du willst, zurück — nur folge mir!"

Da glaubte Hroar durch diese Rede sein Geheimnis verletzt, seinen Stolz beleidigt, und seinen ganzen Trotz zusammenraffend, rief er: „Nicht ohne Sigrid gesehen zu haben!"

Das war's, was Helgo gefürchtet zu haben schien, warum er jene Umwege gegangen, doch jetzt riß seine Erregtheit jeden Zügel, und die frühere vergebne Mühe verwünschend, ließ er seinem Zorne freien Lauf, und seine folgende Rede tobte mit aller Wut entfesselter Leidenschaft dahin.

„So bleibe denn", schrie er, „und nehme Sigrid zum Weib, Wodan weiß, ich dachte dir ein Besseres zu von dir ebenbürtigem Stamme. Doch nehme Sigrid, werd ein Fischer — ich zieh allein, das am

heutgen Tag vergoßne Blut noch heutge Nacht zu rächen. Mein allein sei die Gefahr, doch mein allein auch der Lohn. Wenn weder Bruderliebe noch kühner Mut und geleisteter Eid noch hoher Rang dir das Schwert in die Faust drücken, so bleibe. Doch wenn ich glücklich dann mein schlechtes Kleid in Mörderblut zum Purpur färbte, dann Bruder Fischer, dann läßt auch Bruder König den Bruder Fischer in seiner selbstgewählten oder angebornen Niedrigkeit." — Hier hatte sich der Redner ausgesprochen und setzte nun ruhiger mit berechnendem Spotte hinzu:

„Mit angeborner, denn ich kann kaum glauben, daß gleiches Blut in unsern Adern rollt, vielleicht hat Vater Wirfill mir meinen Bruder gewechselt!"

Wäre nicht des Bruders Rede ein reißender Strom gewesen, schon längst hätte Hroar gerne gefragt, wer die Jungfrau sei, welche Helgo ihm zum Weibe bestimmt; auch die Erinnerung an den Lohn der gelungenen Rache tat bei ihm ihre Wirkung, aber da traf ihn seines Bruders Spott, ergrimmend stieß er den Jagdspieß, den er in der Rechten trug, gegen das Gestein. — „Aller Götter Fluch über dich", rief er, „so du deinen Bruder schmähst. Willst du hinziehen und allein ernten, was wir beide gesäet, du sollst nicht, und wo ist, die du mir zum Weibe bestimmt, wie wenn du mein Gebieter wärest, stelle sie mir, und ich werde dir sagen, ob dein Auge Schöneres gesehen denn meines. — Und jetzt kein Wort mehr, ich schiffe mit!"

„So bist du doch noch mein guter Bruder", jubelte Helgo, ihn umarmend, und beide verließen den Fels

und wandelten einen sich schlängelnden Pfad herab gegen das Ufer.

Nach etlichen Schritten hatten sie eine Hütte erreicht. Wenn dies eine Hütte zu nennen war, denn steilrecht etliche Klafter vom Uferrande erhob sich eine Felswand, in der eine Höhlung sich befand, die den eigentlichen wohnbaren Raum dieses Aufenthalts bildete, der durch Gebälk und einen Dachteil, der das letztere, wo es vorragt, und vielleicht auch einen freien Teil der Höhle deckte, zur Hütte umgeschaffen ward. Die notwendigen Öffnungen zum Einlasse für Menschen, Licht und Luft befanden sich in der Gebälkwand.

Einiges Fischergeräte, zum Trocknen vor der Hütte ausgebreitet, und ein paar Kähne, die, festgekettet an ins Ufer getriebenen Pflöcken, in den Wellen schaukelten, zeugten vom Gewerke der Bewohner.

„Gehe nicht mit in die Hütte, Bruder", bat Helgo; und Hroar, der bisher in tiefen Gedanken neben ihm hergewandelt, schien ihn zu verstehen, und leise sagte er:

„Nein, ich will auch nicht." Damit schritt er ans Ufer und betrat einen der Kähne, in welchem er sich ruhig auf den Boden niederließ, um seinen Gedanken weiter nachzuhängen.

Indes war Helgo in die Hütte getreten.

Dieselbe Roheit und Einfachheit wie von außen trug die Hütte auch im Innern zur Schau. Tisch und Bank und Stuhl roh zusammengezimmert, ein Lager, von Bärenfellen und Moos zusammengehäuft; sie waren außer einer Lampe die einzigen Gerätschaften,

die man erblickte. Eine Holzwand trennte die Höhle in zwei Gemächer, doch ließ das Dunkel, das im zweiten Raume herrschte, nichts in demselben unterscheiden.

Als Helgo eintrat, fand er im erleuchteten Vorraume ein ältliches Weib, welches vor dem im Fels gegrabnen Kamine kniete und beschäftigt war, Feuer zu machen.

Sie blickte nicht auf, denn sie hatte den Eintretenden am Tritte erkannt, sondern sie sagte:

„Ei, heut schon zurück vom Jagen und Streifen, Helgo; wo blieb dein Bruder? — Freya sei uns gnädig", fuhr sie fort, als keine Antwort folgte, „heut will es wieder nicht Tag werden in unsrer Höhle, und Kälte plagt mich auch." Erst jetzt blickte sie erstaunt zu dem noch immer reglos stehenden Helgo auf, von dem sie sonst gewohnt war, ihn das Bärenfell abwerfen, Jagdspieß und Schwert ablegen zu sehen, und dann, wenn diesem allen sein Platz angewiesen war (an der rechten Wand der Höhle, wo zu dem Ende Klammern eingetrieben waren), dann warf er sich müde auf die Bank nieder. Aber heute blieb das Bärenfell auf der Schulter, der Spieß in der Hand, das Schwert an der Hüfte.

Dies und der Abgang Hroars schien ihr doch sonderlich, und so erhob sie sich vom Boden, raffte die Lampe auf, setzte sie auf den Tisch, und nachdem sie den flammenden Docht noch mehr gegen den Schnabel gezogen, wie um das bisher nie Erschaute genauer sehen zu können, richtete sie einen forschenden Blick auf Helgo.

Dieser verstand den Blick ganz, er schien nur auf diese Aufmerksamkeit gewartet zu haben, denn er wartete nicht länger, die Alte anzusprechen.

„Warum so schnell zurück?"

„Nun, klein Revier ist bald durchjagt, und diese Insel ward uns beiden nun einmal zu klein. Ich seh, Mutter Ulfhield, du bist erstaunt, daß ich im Jagdgewand noch vor dir stehe, aber ich und Bruder Hroar wünschen Heil dir und den Deinen, dem Vater Wirfill und der Schwester Sigrid, denn einen großen Jagdzug gilt's noch heute anzutreten."

„Heute, am Tage, des trauriges Gedächtnis euch wohl nicht entfallen?" fragte verwundert die Alte.

„Gerade heute und zu dessen blutigem Gedächtnis, wenn du willst", entgegnete Helgo, „darum, Mutter Ulfhield, lebe wohl." Er wendete sich zum Gehen.

„Ihr bleibt beide", sagte jetzt die Alte, indem sie sich hoch aufrichtete, mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, „ehe Wirfill nicht heimgekommen, denkt nicht daran, die Hütte zu verlassen."

„Achtung vor dir!" sagte Helgo jetzt mit fester Entschließung, „aber gerade weil Vater Wirfill nicht da ist, so wollen wir fort; oder glaubst du, wir wissen nicht, daß er alles daransetzen würde, uns zurückzuhalten."

„So täuschte mich die Vermutung nicht", fuhr jetzt die Alte auf, „längst kenne ich alle euere verwegenen Pläne, unsinnige Jünglinge, aber daß ihr so rasend sein werdet, an deren Ausführung zu denken, konnte ich nie glauben."

„Kennst du sie wirklich alle?“ fragte Helgo mit spöttisch-unglaublicher Miene.

„Alle“, erwiderte fest die Alte, „von euren Mordgedanken bis zu dem der Heirat Hroars mit Augne, der Tochter Nordriks, des Königs von Northumberland.“

„Nun wohl“, sagte mit finsterm Ernste Helgo, „du kennst sie; ich geb es zu, du hast uns durchschaut, und als Mutter Sigrids suchst du uns zurückzuhalten. Auch ich kenne dich. Ich sage dir jetzt Lebewohl, erwidere nichts, Weib, denn eher hältst du die sinkende Sonne überm Meere als uns hier!“

Damit schritt er zur Türe hinaus.

Die Alte aber trat schweigend zum Fenster, sah ihn in den Kahn treten, der, von den Ruderstößen Helgos und Hroars getrieben, rasch den Küsten Dänemarks zuflog.

Bis das Schiff am Horizont zerfloß, hatte ihm Ulfhield nachgeblickt, dann erhob sie sich vom Fenster und murmelte:

„Ich habe das meinige umsonst getan und gönne ihnen das Verderben.“

II.

Ein Dorf dürftiger Hütten aus Lehm und Stroh, in deren Mitte sich einzelne hölzerne Gebäude der Machthaber des Dänenlandes erhoben, umgab die hügelige Anhöhe, auf der der Palast des Königs thronte.

Ein Graben, mit dichtem Pfahlwerk umgeben, umschloß einen weiten Raum, in dessen Mitte sich

ein Holzgebäude, an Größe jedes andere überragend, erhob, dieses war der Palast des Dänenkönigs Frods V.

Rings um diesen, inner der Umplankung, standen kleinere Hütten von Holz, die an Größe wieder denen im Dorfe nachstanden und von den Dienern und Trabanten des Königs bewohnt waren.

In der Hütte des Trabanten Säwar aber saß der alte Fischer Wirfill mit seinem Wirte bei Tische, auf welchem ein gewaltiger Metkrug thronte, der die Becher fleißig aus seiner Fülle versorgte.

Wirfill war des Morgens gelandet und hatte die Ladung Fische teils im Dorfe, teils am Hofe abgesetzt und ließ sich jetzt bei seinem alten Freunde Säwar wohl sein. Die Hauptsachen hatte man schon gegenseitig abgefragt, und eben wollte Säwar auf die Fragen Wirfills nach dem Stand der Dinge am Hofe Bescheid geben, als sich außen Lärm und Getümmel erhob, wie von einer murmelnden, sich drängenden Volksmenge, welche sich dem Palaste des Königs zuzuwälzen schien.

Die beiden Trinker sprangen auf von ihren Sitzen und eilten zur Türe hinaus, da sahen sie wirklich eine Volksmasse plaudernd in Gruppen um den Palast stehen.

„Laß mich sehen, was es gibt", sagte Säwar zu Wirfill und wollte eben auf die Plauderer losgehen, als sich die Gruppen lösten und die einzelnen sich nach allen Seiten zerstreuten.

Da schritt eben der Palastaufseher Hrolf an ihnen vorbei.

„Ihr kommt zu spät, Säwar", rief er.

„Was gab's denn?" sagte Säwar, indem er ihn zurückhielt.

„Die Heidis ist eben in den Palast eingezogen", berichtete der Gefragte.

„Wer ist die Heidis?" fragte Wirfill.

„Ihr wißt dies nicht?" meinte verwundert der Palastaufseher.

„Er kann's auch nicht", antwortete Säwar für Wirfill, „ein Fischer wie er, der die meiste Zeit auf seinem abgelegenen Eilande zubringt, woher soll der wissen, was zu Hof vorgeht?"

„Die Heidis", begann jetzt mit wohlwollender, belehrender Miene Hrolf, „mein lieber Fischer ..."

„Ho", unterbrach ihn Säwar, „was fällt Euch ein, hier unter der Türe lange Reden und Erklärungen anzuspinnen, spart sie Euch zu dem Becher Met, den ich Euch anbiete, wenn Ihr wollt."

Damit faßte er den sich wenig sträubenden Hrolf beim Arme, und die drei Männer traten in die Hütte, setzten sich an den Tisch, Säwar schaffte einen dritten Becher her, füllte ihn mit Met und stellte ihn dann vor seinen neuen Gast.

„So, jetzt läßt sich's heimlicher reden", meinte er.

Und der Palastaufseher leerte seinen Becher und begann seine Erklärung wieder aufzunehmen.

„Die Heidis", wendete er sich zu Wirfill, „ist eine große Wahrsagerin und Seherin, die der König an seinen Hof rufen ließ, um zu erfahren, wo sich die ermordet geglaubten Söhne seines Bruders Halfdan befinden."

„Um sie, falls er sie in seine Gewalt bekäme", ergänzte Wirfill, „wie seinen Bruder ermorden zu lassen."

Hrolf sah den Fischer mit großen Augen an und meinte dann:

„Ihr scheint Euch zu irren, lieber Mann."

„Das kann leicht sein", warf rasch Säwar dazwischen, „ich bitte Euch, erzählt doch meinem Freunde die Geschichte von Halfdan und seinen Söhnen."

„Zu was das anhören", brummte Wirfill halb für sich, „was ich ohnehin schon weiß."

Doch Hrolf, durch die Aufmunterung Säwars geschmeichelt, begann:

„Unser König Frod V. regierte vor Jahren gemeinschaftlich mit seinem Bruder Halfdan II., da entzweiten sie sich einst, und im Kampfe ward unser jetziger Herr Sieger und ließ Halfdan, um ferneres Unheil zu vermeiden, in engen Gewahrsam bringen, wo derselbe bald darauf starb."

„Von Frod ermordet", schaltete Wirfill mürrisch ein.

„Das war ein Gerücht", begütigte Säwar, „das sich später als böse Verleumdung herausstellte."

Kopfschüttelnd blickte Wirfill seinen alten Freund an und öffnete eben zu Gegenrede den Mund, als ein warnender Blick aus Säwars Auge ihn verstummen machte.

„So kam denn", fuhr indessen Hrolf fort, „unser Herr und König Frod V. zur alleinigen Regierung. Die Großen, die ihm ergeben, bemächtigten sich der

Kinder Halfdans, Hroar und Helgo hießen diese. Die Großen nun, aus mißverstandenem Diensteifer oder vielleicht auch, weil sie nach dem oben erwähnten Gerüchte unsern König für blutdürstig hielten, übergaben einem unter ihnen, Reigino mit Namen, die Kinder, mit dem Auftrage, sie zu ermorden. Doch dieser konnte es nicht übers Herz bringen, die unmündigen Nachkommen seines ehemaligen Herrn zu töten, ließ zwei Sklavenkinder zerstücken und gab diese Überreste dann für die der Königskinder aus, wodurch er diese rettete und in sichere Verwahrung brachte."

„Alles wahr", warf Wirfill dazwischen, den der Met längst den Warnerblick seines Freundes vergessen ließ; „alles wahr", wiederholte er, „bis auf den Punkt, daß die Großen Reigino die Ermordung auftrugen — Frod selbst tat's."

„Nun, das muß man sagen", rief der Palastaufseher unmutig, „Euer Gast, Säwar, scheint schöne Ansichten von seinem Könige zu haben."

„Er will auch alles besser wissen als wir", fuhr Säwar auf, und ein flüchtiger Fußtritt, der diesmal Wirfill zum Schweigen aufforderte, leitete diese Rede ein. „Wenn du dich von deinen Freunden nicht belehren lassen willst", fuhr er fort, „was forderst du dann Aufklärungen? Wurde nicht nachher entdeckt, daß beide Kinder noch am Leben seien, gestand nicht Reigino selbst dem König, daß er beide gerettet, und nachdem er Frod den Eid geschworen, falls er erführe, daß sie Böses wider ihren Onkel im Sinne hätten, es alsobald zu entdecken, verzieh ihm da

nicht der König, und hätte er dies getan, wenn ihm die Ermordung seiner Neffen notwendig geschienen? — Gewiß nicht!"

„Warum", fiel Wirfill ein, durch den erhaltenen Fußtritt erbittert und durch den Met doppelt erhitzt, „warum läßt er sie dann nicht in Ruhe, was sucht er sie so emsig — he, — was ruft er nun gar Wahrsagerinnen, ihren Aufenthalt zu erfahren?"

„Kommt's ehrlichen, treuen Untertanen zu, solche Fragen zu tun?" schrie Hrolf entgegen; und Säwar zerbrach sich den Kopf, wie er denn seinem lieben alten Freund das Maul stopfen könne.

„Untertan hin, Untertan her", lallte Wirfill, der nun einmal seine ganze Klugheit in Met ertränkt hatte; „ich will diesmal besser prophezeien als die Heidis oder wie sie heißt, ich sage Euch, der König soll die beiden königlichen Jungen nicht finden, und wenn er noch zehnmal auf meine Insel kommt."

„Wißt Ihr dies so gewiß?" fragte erstaunt der Palastaufseher und setzte dann lauernd hinzu: „Wer weiß, ob sie auf dieser oft durchsuchten Insel überhaupt sind?"

„Ob ich es weiß", fuhr der Trunkene fort, ehe der erschrockene Säwar es hindern konnte, „ob ich es weiß! — Ei, Herr — ich rede Euch vielleicht..."

„Zuviel, zuviel", schrie Säwar verzweifelnd, indem er mit Beziehung den Metbecher Wirfills füllte, daß er überfloß; beim Zurückziehen des Kruges aber stieß er so ungeschickt an den Becher, daß dieser umfiel und den redseligen Fischer ganz überschüttete.

Doch der, einmal im Zuge, ließ sich nun durch nichts mehr irremachen:

„Ich rede Euch vielleicht etwas wunderlich", wiederholte er, „aber", setzte er hinzu, und damit richtete er sich wankend auf und suchte seinem Gesichte einen gewissen Ausdruck von Hoheit zu geben, was übel gelang, „ich hab dreimal gerettet den Stamm Halfdan und werd's auch noch weiter, ich — ich werde ihn erhalten, den Stamm Halfdans — ich bin sein Stammhalter, — daß Ihr es wißt!"

„Der Mensch ist ein Narr, er ist besoffen — ich kenne ihn gar nicht mehr — hört nicht auf sein dummes Gewäsch", schrie der Trabant Säwar.

„Was hat er denn eigentlich gesagt?" fragte Hrolf, den gerade der letzte Schluck in einen ähnlichen Zustand, wie der Wirfills war, versetzt zu haben schien, hob sich wankend vom Sessel, sprach schwerfällig etwas von Dank, von „Spätsein" und seiner Pflicht und ging eben nicht gerade fort.

Da erinnerte auch Säwar sich seiner Dienstpflicht, gürtete sein Schwert um, setzte den Helm auf und trat dann vor Wirfill hin:

„Es ist für uns beide Zeit, daß wir gehen, für dich die höchste; wenn du wieder nüchtern geworden bist, wirst du wohl selbst mit Schrecken gewahr werden, was du heute uns alles zum besten gegeben. Dank allen Göttern, wenn der Palastaufseher ebensowenig Mensch war als du. Und jetzt auf und mache, daß du fortkommst."

Mechanisch gehorchte der Trunkene und folgte Säwar vor die Hütte.

„Mögen die Götter dich leiten und alles zum Guten führen", sprach der letztere und eilte dann dem Palaste des Königs zu, dort seinen Dienst anzutreten; an der Pforte desselben angelangt, blieb er stehen und sah nach seinem Freund zurück, der indessen mit schwerfälligen und wankenden Schritten dem Tore des königlichen Gehöftes zuwandelte; plötzlich sah er diesen umringt von einer Schar Männer, in denen er bald seine Waffengenossen erkannte, in deren Mitte der gute Fischer dem Gefängnisse zuwandelte.

Dort hinter Schloß und Riegel, gefesselt und gehütet von zwei Wächtern, ward Wirfill freilich nüchtern und erkannte, wie Säwar vorhergesagt, das ganze Erschreckliche seiner Lage; aber während er hier ohnmächtig der Entscheidung seines Loses entgegenharrte und oftmal sich den Stumpfsinn des Rausches zurückwünschte, um nicht denken zu müssen, währenddem also zog die vierte Expedition unter Anführung des Palastaufsehers Hrolf nach dem kleinen Eilande, um diesmal die unvorbereiteten Königssöhne um so sicherer zu überraschen und einzubringen.

III.

Leise begann Dunkelheit das Festland und die Eilande zu beschleichen, und auf der kleinen Insel, in Wirfills Hütte, saß noch immer Mutter Ulfhield einsam und in Gedanken versunken. Nur manchmal sah sie nach der Türe oder nährte mit gewaltigen Scheitern das Feuer im Kamine.

Eben schürte sie im selben die Kohlen auf einen Fleck zusammen, da sprang die Türe der Hütte auf und die längst erwartete Sigrid trat rasch ein.

Das Mädchen eilte auf die Mutter zu, küßte sie auf die Stirne und sprach:

„Wodan segne dich, Mutter." Und nachdem diese den Gruß mit einem „dich gleichfalls, mein Kind" erwidert, ließ sich Sigrid auf die Bank beim Tische nieder.

Es war eine amazonenhafte Gestalt, dieses Mädchen, schlank und doch von vollen, kräftigen Formen; blondes Haar, blaue, strahlende Augen, eine feingebogene Nase, die kühn aus dem Gesichte sich hob, und einen Mund, der einen Zug, der von Entschlossenheit zeigte, aufwies, kennzeichneten sowohl im allgemeinen die Tochter des Nordens, als auch im besonderen die des Fischers Wirfill.

Die größte Stille herrschte eine Weile in der Fischerhütte, denn Mutter Ulfhield schien sich seit dem Erscheinen ihrer Tochter immer merklicher mit dem Feuer zu beschäftigen, während Sigrid schweigend Rast hielt; doch bald ermunterte sie sich, und ihre Blicke flogen suchend in dem Raum der Hütte umher und blieben endlich auf dem Flecke haften, wo sonst die Waffen der beiden Jünglinge hingen.

„Wo ist Bruder Hroar und Helgo?" fragte sie auf einmal rasch.

Mutter Ulfhield fuhr fast zusammen bei der schnellen Frage ihrer Tochter, obwohl sie ihr nicht so unerwartet sein konnte; eine Wolke des Unmuts

lagerte sich auf ihrer Stirne, und wie wenn sie die Frage überhört hätte, schwieg sie.

Da aber Sigrid keine Antwort erhielt, so glaubte sie, wirklich nicht vernommen worden zu sein, und sprang daher von der Bank auf, trat an ihre Mutter heran und wiederholte ihre Frage mit einer Deutlichkeit, der nicht mehr auszuweichen war.

Ulfhield erhob sich langsam vom Feuer, sah ernst ihrer Tochter ins Gesicht und antwortete dann kurz:

„Sie sind bei ihrem Onkel!"

„In Gewalt Frods?" rief entsetzt die Fragerin, „so war man in des Vaters Abwesenheit hier, hat sie entdeckt und fortgeschleppt?"

„Nein", sagte kalt die Mutter, „sie sind selbst hin und wollen den Schwur erfüllen, den sie getan."

„Welch kühnes Unternehmen", meinte Sigrid mit flammenden Augen, „geling's euch wohl, und dann", setzte sie leise für sich hinzu, „und dann, Hroar, vergiß deine Sigrid nicht."

„Geling's euch wohl", spöttelte Ulfhield, „Törin, wenn die jungen Brauseköpfe nur den ersten Schritt in des Königs Gehöft wagen, sind sie erkannt."

„Das verhüten alle Götter", schrie Sigrid auf, und dann setzte sie mit schwerem Vorwurf hinzu: „Und du hast sie fortgelassen, Mutter, das magst du vor dem Vater verantworten!"

„Konnte ich sie halten?" entgegnete trotzig die Alte.

„Ach, wäre nur ich zugegen gewesen", jammerte die Jungfrau.

„Sie sind dir geflissentlich ausgewichen, Kind", sprach bedeutend Ulfhield.

Doch Sigrid hörte nicht auf diese Beschuldigung, ihre Gedanken waren zu sehr auf die Gefahr gerichtet, in welcher, nach Aussagen der Mutter, der geliebte Hroar und dessen Bruder schwebte; doch plötzlich schien sie etwas zu beruhigen.

„Sie werden sich", wendete sie sich an ihre Mutter, „sie werden sich an ihren Schwager Reigino, den Mann ihrer Schwester Signe halten, er, der sie schon einmal vom Tode gerettet, wird sie auch jetzt unterstützen."

„Wenn ihn nicht ein Eid bände", erwiderte unbarmherzig Mutter Ulfhield, ein Eid, der ihn verpflichtet, sobald er merkt, daß sie Schlimmes gegen ihren Onkel im Sinne führen, es demselben anzuzeigen; demnach werden sie sich hüten, ihren Schwager aufzusuchen, denk ich!"

Da schwieg die Jungfrau, denn sie fand sonst keinen Trostgrund mehr, und die Brüder, die allein und verlassen standen, schienen ihr verloren.

Eine peinliche Pause trat ein.

Da war der Entschluß, der mit der Trostleere zugleich in Sigrids Brust aufdämmerte, zur Reife gekommen, und die Fischerstochter rief mit Entschlossenheit:

„Türmt sich auch die Gefahr über ihren Häuptern, so sind sie noch nicht aufzugeben. Reigino ist durch Bande des Blutes, der Treue und der Liebe an sie gefesselt, er muß wissen, daß sie am Hofe sind, und hilft er auch nicht das Rachewerk fördern, so kann er doch die Bedrohten schützen, und verraten wird

er sie sicher nicht; daß aber Reigino ihr Dortsein erfährt, dafür sorge ich!"

„Was willst du tun, Kind?" fragte Ulfhield bange.

„Fort will ich an des Königs Hof, dort kann ich auch den Vater treffen, der wissen wird, was selbst dann zu tun ist, wenn Reigino wirklich den ehrlosen Verräter machen wollte."

„In solche Gefahr willst du dich stürzen", fragte ängstlich die Mutter, „und was wäre dein Lohn, armes Kind?"

„Lohn?!" entgegnete befremdet die Jungfrau, „geht alles fehl, kann ich doch untergehen mit meinem Hroar, und ist das Rachewerk gelungen, glücklich mit ihm leben. — Lebe wohl, Mutter!"

„Sigrid, Sigrid!" rief die Alte schmerzvoll ihrer Tochter zu, „untergehen kannst du, doch er, wenn er erreicht, was er erstrebt, lebt glücklich dann mit Augne, Tochter Nordriks, Königs von Northumberland."

„Das kann nichts sein als Lüge", erwiderte die Tochter.

„O, es wird Wahrheit werden, bleib, Kind, was stürzest du dich in solche Gefahren, dich bindet keine Pflicht, bleibe bei deiner Mutter."

Da trat Sigrid mit Hoheit auf ihre Mutter zu und sprach:

„Mich bindet die Pflicht, ich bin Hroars Weib! — Leb wohl!"

„Weib?!" schrie die alte Ulfhield auf und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, während Sigrid stolz zur Türe hinausschritt, in einen Kahn stieg;

dann mit besonnener Eile, die Wogen mit dem Ruder zerteilend, verschwand sie in dem zunehmenden Dunkel der Nacht.

Während Ulfhield ihrem einzigen verlorenen Kinde nachweinte und dieses immer näher den Küsten Dänemarks zuruderte, landete am Eilande Hrolf mit seinen Gefährten zu gleich erfolgloser Durchforschung, als die früheren gewesen.

IV.

Der letzte Rest von Halbdunkel hatte der vollen Finsternis einer sternenlosen Nacht Platz gemacht.

Gehoben durch diese dunkle Umgebung, traten die erleuchteten Fenster des königlichen Palastes noch mehr hervor.

Doch waren die Gemächer, die die Gäste fassen sollten, noch ziemlich einsam, desto belebter war der Hofraum, wo sich das Gesinde und die Schar der Trabanten herumtrieb.

Einige waren auch in die Hausflur getreten und hatten sich's dort an den Wänden bequem gemacht. Auch der Trabant Säwar lehnte an einer Wand der Hausflur, tief in Gedanken, und schaute mürrisch vor sich hin.

Da hörte er sich plötzlich von weiblicher Stimme angesprochen:

„Wie gut, daß ich Euch treffe."

Befremdet blickte er auf und erkannte bald zu seinem Erstaunen in der Sprecherin die Tochter seines Freundes Wirfill.

„Ach, schöne Sigrid", sagte er niedergeschlagen mit wehmütigem Lächeln, „Ihr sucht gewiß den Vater, müßt Euch bereiten, Schlimmes zu vernehmen. Liegt Euch etwas an Euern Brüdern, den Prinzen, so rudert schnell um die Wette nach Eurer Insel zurück. Oder ist Hrolf schon dort angelangt?"

Schreck über diese seltsame Anrede machte Sigrid verstummen, doch faßte sie sich und stieß die Frage hervor:

„Was ist geschehen?"

„Verdammt sei der Met, schöne Sigrid", begann der Trabant seine Entgegnung, „ja, seht mich nur an, mir hat er wohl nichts angehabt, aber Euren Vater machte er zum albernen Schwätzer und brachte ihn in enge Haft und die beiden Königssöhne in Gefahr. Der Schurke Hrolf, dem er vorgeplaudert, ist kurz vor Euch nach Eurem Wohnsitz ausgezogen. Bringt er die beiden Prinzen ein, dann sind sie, Euer Vater, vielleicht auch ich mit verloren."

„Er wird sie nicht einbringen, Säwar", sagte Sigrid, „gereich's Euch zum Troste, daß die beiden Jünglinge schon vor mir heimlich hier eingetroffen sein müssen."

„Wodans Gnade bewahre jeden vor solchem Troste", rief Säwar, „so wird man sie hier fangen" — und nach einer Weile wendete er sich fragend zur Jungfrau, die bisher stumm über die sonderbaren Fügungen dieses Tages nachsann; „aber, schöne Sigrid, sagt, was kann ich nun für Euch tun?"

„Zeigt mir Reiginos Haus", bat, sich ermunternd, die Gefragte.

Verwundert über dies sonderbare Begehren, von dessen Nutzen er sich keinen Begriff machen konnte, wollte der Trabant Einwendungen machen; doch da ihn ein bittender Blick der Jungfrau zu eiliger Willfährigkeit aufzufordern schien und er sah, daß es ihr Ernst war, so zeigte er ihr schnell das verlangte Haus, auf welches die Fischerstochter mit beflügelter Hast zueilte.

Noch sah der Trabant nach der Stelle, wo ihm das Mädchen aus den Blicken schwand, da nahte sich ein ganzer Schwarm von Ankömmlingen, die alle nach den königlichen Gemächern zum Feste wollten. Die Trabanten eilten aus dem Hofe herbei, den Schwarm zu mustern und etwaige Eindringlinge zurückzuweisen.

„Halt, wo hinaus?" schrie ein Trabant einem Paare junger Heldengestalten zu, die sich mit der Schar eingedrängt hatten.

„Zu König Frods hohem Feste", entgegnete der Ältere.

„So, wie heißt Ihr denn?" meinte der Trabant.

„Was brauchst du, Knecht, dies zu wissen, mache Platz", fuhr ihn der Ältere an.

„Hopp und Hof", war des Jüngern gleichzeitige Antwort.

„Nun dann", schrie lachend ein zweiter Trabant, „hoppt nur immer von des Königs Hof, wir sind nicht gesonnen, Euch einzulassen."

„Gebt Raum, Sklaven", donnerte jetzt der Ältere und rief seinem Gefährten zu: „komm, Hof", stieß

die Trabanten beiseite und stürmte dann mit Hof die Treppe hinauf.

Aufgebracht über diese ungewöhnliche Frechheit, wollten die Trabanten den beiden nacheilen, da trat plötzlich Säwar hervor, der sie eifrigst zu beschwichtigen suchte, welches ihm denn, da überdies die jetzt immer neu nachströmenden Gäste die Aufmerksamkeit etwas in Anspruch nahmen, endlich auch gelang.

Die mittlerweile anlangenden Gäste belebten bald die königlichen Gemächer, besonders aber im großen Saale, wo die Tafel stand, an welcher der König Platz nehmen sollte, drängte und stieß man sich, um sei es auch nur ein bescheidenes Plätzchen zu erhaschen.

Im Vorgemache hauste die Schar der mitgenommenen Diener, Sklaven und sonstigen weiblichen und männlichen Begleiter der geladenen Machthaber. Die meisten dieser vom Königssaale Ausgeschlossenen machten sich das Vergnügen, durch die Ritzen und Spalten der Bretterwand die ihnen versagten Herrlichkeiten anzustaunen.

Jetzt langte auch Reigino mit seinem Weibe Signe, des Königs Nichte, an und schritt dem Saale zu, während sich der Trupp seiner Begleiter im Vorgemache auflöste, jeder nach seiner Art sich's behaglich sein lassend.

Auch Sigrid befand sich unter den Letztgekommenen, und bald blitzte ihr schönes Auge durch einen Bretterspalt in den großen Gelageraum.

Unterdessen hatten Reigino und Signe an des

Königs Tafel ihre Plätze eingenommen, und ihre Blicke schweiften suchend durch den Saal. Dessen Wände waren zum Feste mit bunten Stoffen dekoriert, ein Thron stand zu Häupten der Tafel, eine einzige vielschnäbelige Säulenlampe von Erz erleuchtete den weiten Raum, während ein Feuerherd, am untersten Ende des Gemaches, zureichende Wärme spendete.

An dieser Feuerstelle drängten sich etliche Höflinge und Gäste, um sich zu erwärmen; auch die Eindringlinge Hopp und Hof befanden sich dort, auf diesen blieben auf ihrer Wanderung die Blicke Reiginos und Signes mit besonderem Interesse haften.

Endlich schien Reigino mit sich im reinen und wollte sich erheben, da trat der König in den Saal, nach dessen Begrüßung sich jeder auf seinen Sitz zurückdrückte, und eine ehrfurchtsvolle Stille machte der früheren Lebendigkeit Platz. Frod hatte den Thron besetzt, und ein Wink von ihm rief die Diener auf, die Speisen aufzutragen, die Becher und Metkrüge auf die Tafel zu setzen und nach geschehener Verrichtung sich wieder zurückzuziehen.

Schweigend ging nun jeder daran, das ihm Vorgesetzte zu versorgen. Der König winkte einen Trabanten, gab ihm geheimen Befehl und brach dann die Stille:

„Heute, meine Getreuen, sollt Ihr es zu schauen haben, wie Euer König vom Throne steigt und andre darauf setzt, um desto fester selbst zu sitzen. Lange suche ich meine Neffen und kann sie nicht

finden; und fürchten muß ich das Schlimmste von ihnen, da sie wohl keine Ahnung haben von den gütigen Gesinnungen, die ich gegen sie hege. So habe ich denn die Seherin Heidis herbeschieden, die uns vielleicht den Aufenthalt von den Söhnen meines geliebten Bruders Halfdan entdecken kann; und wenn ich sie in meiner Hand habe — so will ich an den Söhnen gut machen, was man ohne meinen Willen und Wissen an dem Vater Schlimmes getan, sie werden den Thron mit mir teilen, und ich im Besitze meines Teiles um so ruhiger sein können, als ich mir den Schatten Halfdans versöhnt denken kann."

„Halfdans Söhne sollen leben!" rief er jetzt, den Becher erhebend.

„Halfdans Söhne sollen leben", schrien die meisten der Anwesenden, „und Frod der Großmütige!"

Der abgesandte Trabant kehrte nun zurück, und ihm folgte Heidis, die Seherin, eine bleiche, abgehärmte Frauengestalt; als sie vor dem König stand, sprach dieser sie an:

„Heidis, ich habe dir die goldenen Spangen und Ringe meines Schatzes gezeigt, sie seien dein, vermagst du mir etwas zu entdecken von dem Aufenthalte Helgos und Hroars."

Damit stieg er vom Throne, den nun die Seherin einnahm, nach deren bleichem Antlitze sich jetzt spannungsvoll alle Blicke richteten.

Lange saß das bleiche Weib mit starren Blicken auf dem Throne, da schien sie plötzlich ein innerer

Krampf zu packen, ihr Gesicht verzerrte sich auf eine schmerzliche Weise, und sie stöhnte:

„Inner diesen Wänden fühl ich dräun Gefahr,
Und die Nähe Feindgesinnter wird mir klar.
Siehe — und ich nehme zweie deutlich wahr!"

Nach einer erwartungsvollen Pause frug der König:

„Wer sind jene zwei, sind es die Jünglinge etwa selbst oder Helfer derselben?"

Die Seherin aber fuhr fort:

„Aber aller Späher Auge wohl betrog
Fischer Wirsill, der sie beide auferzog.
Heute aber Hopp und Hof hieher sich log."

Da fühlte Heidis etwas in ihren Schoß fallen, sie zuckte zusammen, und ihre Blicke senkten sich auf den Gegenstand, der sie so gewaltsam aus dem Zustande der Ekstase gerissen. — Es war ein goldenes Armband, blitzend von edlen Steinen; geschickt verbarg sie dasselbe in ihrem weiten faltigen Gewande, und ihre Blicke, die sich hoben, suchten den Spender. Alle im Saale Anwesenden waren in ruhiger Stellung, wie sie in der Erwartung und Spannung lag, die alle mehr oder minder beherrschte; die einzige Signe ließ sich gerade nieder auf ihren Sitz, ein Beweis, daß sie ihn verlassen haben mußte.

Lange schwieg die Seherin, dann rief sie auf einmal:

„Ich wahrsage nicht."

Eine Zornröte stieg in Frods Antlitz auf, und er warf einen stechenden Blick auf die Heidis, welche hinzusetzte:

„Denn das ganze Gesicht ist schleunig verdorben worden."

„Weib", begann Frod mit zorniger Stimme, „du verwirfst meine reichen Gaben und scheinst meiner zu spotten, aber vergiß nicht, daß ich auch Gewalt habe, dich zu zwingen, mir jene Aufschlüsse zu geben, die du meiner Güte verweigerst."

Da die Seherin hierauf schwieg, so fuhr er aufgeregter fort:

„Zögre nicht länger, es ist mir mit meinen Drohungen fürchterlich Ernst."

Damit winkte er zweien Trabanten, die herantraten.

„Nun wähle", sprach er, „zwischen meiner Gnade und meiner ganzen Strenge!"

Seufzend nickte die Seherin mit dem Haupte zum Zeichen ihrer Willigkeit, das freiwillig zu tun, was man ihr sonst abgezwungen hätte. Dann sank sie wieder auf den Thron zurück und starrte wieder eine Weile ins Leere, dann sprang sie plötzlich auf, und aus dem Saale schreitend rief sie:

„Hroar, Helgo, beide seh ich unverletzt,
Beide nähren ihrer Rache Wut,
Beide weilen in der nächsten Nähe jetzt,
Sich erwärmend an des Herdes Glut.—
Hu, wie knistert doch die Glut in schlimmer Loh,
Großen Raubes wird sie wohl in Bälde froh!"

Alle Blicke flogen nun von der abgehenden Seherin nach dem Herde, an welchem noch immer die beiden Eindringlinge standen, und von den Sitzen aufsprang alles, die Schwerter blitzten aus

den Scheiden, einen sonderbaren Willkomm den Neffen in des Oheims Hause zu bereiten.

Da sprang auch Reigino auf, und der Stuhl, vom kräftigen Stoße des Fußes geschleudert, flog zurück an die eherne Lampe, dröhnend schlug diese zu Boden und tiefe Dunkelheit herrschte im Gemache.

Unsägliche Verwirrung begann jetzt in dem dunklen Raume ihr Reich. Die einen schrien nach Licht, die andern rannten darnach, manche suchten sich zum Herde hinzutasten, von dem glühende Kohlen als Wegweiser herleuchteten, um dort vielleicht noch die Fremdlinge erhaschen zu können.

Diese aber, Hroar und Helgo nämlich, fühlten sich plötzlich an den Armen gefaßt, unwillkürlich griffen sie mit der noch freien Hand nach dem Schwerte, ließen sie aber bald sinken, denn der weiche Samt der Haut ließ die Hand, welche sie hielt, als Frauenhand erkennen, und ruhig folgten sie der Leitung ihrer unbekannten Führerin, welche sie fortzog und nicht eher anhielt, bis sie das Königsdorf im Rücken hatten und am Saum des Waldes, der sich in einiger Entfernung davon hinzog, angelangt waren.

„Allen Göttern sei Dank", jubelte hier ihre Retterin, in der die erstaunten Brüder sogleich Sigrid erkannten, „ihr seid gerettet!"

„Dir danken wir unsere Rettung!?" rief erfreut Hroar und wäre gern auf sie zugestürzt, wenn ihn Helgo nicht zurückgehalten hätte, welcher, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt, zu Sigrid sprach:

„Obgleich ich mir es nicht erklären kann, wie du zu unserer Retterin wurdest, Schwester Sigrid, so glaube ich doch zu wissen, daß du dich da in Dinge eingelassen, die zu schwer für eine Frauenhand wiegen. Ich wollte, du wärest wegen uns ohne Sorge gewesen."

„Dann", erwiderte stolz die Jungfrau, „wärt ihr beide verloren."

„Ich glaube nicht", erwiderte Helgo kalt, ohne sich an die bittenden Blicke seines Bruders zu kehren. „Folge uns aber jetzt", setzte er hinzu, „und kläre uns auf über die Geschehnisse, die sich an dein Hiersein knüpfen, und über dessen Zweck, ist's der, uns wieder zurückzulocken nach der engen Fischerhütte, so ist er von vorhinein ein unerreichbarer, denn eher wollen wir untergehen als von unserem Vorhaben abstehen."

Damit waren die drei tiefer ins Gehölz geschritten. An einem kleinen offenen Plätzchen machten sie halt, und bald loderte ein lustiges Feuerchen, von gesammeltem Holze unterhalten, dort empor, an welchem Sigrid den horchenden Brüdern die Rätsel des Tages löste.

Spät erst kehrte sie allein zurück ins Königsdorf, um dort in der Hütte Säwars eine schlaflose Nacht zu verbringen.

V.

Nicht lange währte übrigens die Verwirrung im Königssaale, bald ward wieder Licht gebracht, und mit dem Lichte kehrte wieder Ordnung und Stille zurück.

Wohl kam da manches Unheil an das Licht, welches die eilfertigen Dienstbeflissenen, als sie in ihrer Blindheit herumtappten, angerichtet hatten; aber aller Schaden war leicht gut zu machen, nur die Fremdlinge waren nicht mehr herzuschaffen.

Frod, der in der Dunkelheit das Schwert gezogen, stieß es jetzt heftig in die Scheide zurück.

„Verwünscht sei der," rief er, „der das Licht löschte, sie sind entwischt." Sogleich sprangen etliche auf und erboten sich, die Spur der Entwichenen aufzusuchen.

Doch ehe noch der König hierauf antworten konnte, begann Reigino lachend:

„Nun, die Verwünschung mag der wohl einstecken, der die Lampe umstieß, schon um der Verwirrung willen, die er damit anrichtete; aber die Flucht der beiden erfrorenen Wichte dort am Herde wirst du ihm doch nicht vollgültig, d. h. für die der Söhne Halfdans, aufrechnen wollen? Denn wolltest du den Worten der Hexe glauben, König, es müßten sehr blöde Jungen sein, die du wegen deiner Sicherheit weder zu morden noch auf den Thron zu setzen brauchtest, da sie dir so klug in die Arme gelaufen wären."

„Die Heidis sprach, sie seien's", entgegnete finster der König, „und wären sie es nicht gewesen, warum flohen sie?"

„Merkwürdig", lachte Reigino, „wer sie auch gewesen sein mögen, sie taten das Klügste, was sie konnten, davonzulaufen, wo so viele Klingen blitzten, sie um einen bloßen Verdacht in Kochstücke zu hauen.

— Jeder", fuhr er fort, „kam hierher in der Meinung, ein frohes Fest zu besuchen, da verdirbt uns die Hexe Heidis mit ihrer ungewaschenen Wahrsagerei die ganze Freude; willst du schon auf ihren Spruch was geben, König, so laß morgen Anstalten machen, den Fischer Wirfill aufzusuchen. Heute aber laßt uns nachholen, was wir versäumt, laßt uns in Met wegspülen, was uns drückt. Trinkt, Genossen! — Trink, König, heute deine Sorgen weg! — Holla", rief er und hob seinen gewaltigen Metbecher empor, „hoch lebe König Frod!"

„Hoch lebe König Frod!" schrien die Gäste, über die Wendung, die Reigino dem Feste gab, wohl zufrieden. Und nun begann, von Reigino geschickt geleitet, die frühere Stille sich in laute Lustigkeit, die Ordnung sich in den wirren Spektakel des Zechgelages zu verkehren. Die allgemeine Lust riß am Ende auch Frod mit, und in die stille Nacht hinein erbrauste der Lärm des Gelages.

Bereits begann der Morgen zu dämmern, als endlich Reigino mit den wankenden Gästen den im Kreise seiner schnarchenden Höflinge gleichfalls in Schlaf gesunkenen König verließ.

Ein schwerer Kampf entspann sich jetzt in seiner Brust zwischen seiner Pflicht und seiner Neigung, er bat um Rat für die Jünglinge. Wie konnte er aber ihnen raten, wie sie Frod angreifen sollten, ohne die Treue gegen diesen zu verletzen? Seine Treue wollte ehrlich sein, seine Neigung aber war spitzfindig. Endlich schien er mit sich im reinen und glaubte einen Ausweg gefunden zu haben, seinen

Schützlingen zu helfen, ohne dem Könige die Treue zu brechen.

Er ging nunmehr ruhig nach seinem Hause, gab dort seinen Leuten die nötigen Befehle, stieg dann zu Roß und jagte aus dem Königsdorfe.

Im Walde an der Asche des Feuerchens, das sie gestern gewärmt, saßen Helgo und Hroar, sich eifrig beratend; da ertönte Hufschlag durch die Stille, die sie umgab, und beide sahen ihren Schwager Reigino auf sie zusprengen, hart bei ihnen hielt er, freudig begrüßten sie ihn, doch er sprach kein Wort, erwiderte nicht ihren Gruß, sondern warf sein Pferd herum und jagte zurück.

In einiger Entfernung hielt er, jagte dann wieder an sie heran, warf da sein Pferd wieder herum und ritt wieder fort, dies wiederholte er mehrere Male.

Und Helgo begriff bald und sprach zu Hroar:

„Komm, er will, daß wir ihm folgen."

Und beide schritten hinter dem im kurzen Trabe vorreitenden Reigino nach dem Königshofe zu.

Zwischen diesem und dem Walde befand sich ein kleiner Hain, bei diesem hielt der Reiter und redete ihn an:

„Wäre ich Frods Feind, dich ließ ich aushauen, und dein Holz sollte jetzt gleich ohne Aufschub auf schlimme Weise ihm sein Haus erwärmen."

Worauf er in großer Eile davonjagte und nicht eher anhielt, bis er vor des Königs Palaste stand, dort stieg er ab und murmelte für sich:

„Ich bin hier, meinem Versprechen gemäß Frod vor den Söhnen Halfdans zu warnen."

Dann trat er in den Palast, der unbewacht und unbewahrt vor ihm lag, weckte sich einen der schlafenden Trabanten und sandte ihn nach dem König. Bald kehrte der Gesandte zurück, berichtete, daß der König noch schlafe, und frug Reigino, ob er ihn wecken solle.

„Nein", antwortete dieser, „aber du hast gesehen, der König schlief, als ich hier war, und es wird dir auch bekannt sein, daß er es für ein großes Verbrechen hält, ihn in seinem Schlafe zu stören."

Damit ritt er fort.

Mittlerweile hatten Helgo und Hroar mit ihren Schwertern mehrere Bäume des Haines gefällt und eine beträchtliche Last Holzes aufgebracht, die sie hinter sich herschleiften und so in das Gehöft des Königs einzogen. Ungehindert gelangten sie in den offenen Palast, warfen dort die Holzlast an geeigneter Stelle ab, holten sich dann von einem Herde einen Brand und steckten das Holz an.

Doch durch das Knistern der Flamme auf das verdächtige Treiben der Brüder aufmerksam gemacht, ermunterten sich etliche in der Nähe befindliche Trabanten und stürzten mit blanker Wehre herbei, die Verwegenen zu erschlagen und das Feuer zu löschen.

Aber den guten Schwertern Helgos und Hroars erlagen die meisten dieser schlaf- oder mettrunkenen Kämpfer, während die Flamme des Holzes die Bretterwände angriff und immer mehr an Ausdehnung gewann. Der Lärm jedoch des Kampfes und die prasselnde Flamme rief immer neue Gegner

zu den Angreifern der Brüder herbei; der Lärm wurde immer tobender, der feindlichen Schwerter immer mehr, und die mehr und mehr ermattenden Brüder sahen immer sicherer sich unterliegen. Da stürzte ein neuer Schwarm von Leuten auf sie zu, diese aber warfen neue Holzbündel in die Flammen, zogen die Schwerter und bald sahen sich die beiden Jünglinge von ihren Gegnern erlöst, entweder fielen diese durch die Klingen ihrer neuen Freunde, oder sie erkannten Reiginos Leute und ließen darum vom Kampfe ab.

Reiginos Leute waren den Söhnen Halfdans zu Hilfe geeilt, dieser aber kam jetzt selbst herangesprengt, und während die Brüder mit ihren neuen Helfern alle Ausgänge des Palastes verrammelten und die Flammen immer drohender sich emporschlängelten, sprach er:

„Ich selbst habe dir wohl Treue geschworen, Frod, aber für meine Leute könnte ich dir nicht bürgen, ich kann daher nichts mehr für dich tun, als dich mit der Gefahr bekannt zu machen.“ Und dies tat er auch sogleich, indem er mit gewaltiger Stimme ein warnendes Lied an Frod sang.

VI.

Öde war's im weiten Königssaal, in dem Frod auf seinem Throne schlummerte; einzelne Schläfer hie und da und sonst kein atmendes Wesen, wie des Trankes Gewalt ihr Haupt auf den Tisch nieder- oder wohl ihren ganzen Körper unter denselben zur

Erde zog, so in gleicher Stellung hielt sie jetzt der Schlaf, und das Geräusch des Atemholens war das einzige, das die tiefe Stille ringsumher unterbrach.

Des Königs Schlaf aber ward unruhig, denn böse Träume schienen ihn zu quälen...

Im engen Kerkerraum befand er sich, vor ihm lag die blutige Leiche seines Bruders Halfdan, an deren Seite, ihm gegenüber, stand mit blutigem Schwerte ein Mann, den er gar wohl kannte, hatte er demselben doch seinen Bruder Halfdan geliefert, und der Mann reichte ihm das Schwert herüber, doch er wies es zurück, da ward es rein in des Mannes Hand, und keck griff er selbst darnach, doch in seinen Händen ward es wieder triefend vom Blute. Und um den Anblick los zu werden, stieß er es in die Scheide. Da schwand der Mann gegenüber, und der Kerkerraum dehnte sich gewaltig und ward zur Hela, dem Aufenthalte aller ruhelos Gestorbenen, aller Gemeuchelten.

Aber Halfdans Leiche lag noch immer zu seinen Füßen, und aus deren klaffender Herzwunde schoß das Blut einem Springquell gleich gegen Himmel. Dort oben aber saß Wodan und blickte drohend herab auf ihn, den Brudermörder, und eine Muschel sah er in Wodans Händen und zwei Tropfen darinnen, von Halfdans Blute aufgefangen, und diese schleuderte Wodan nach seinem Herzen — und sie trafen und nagten dort und brannten — und entseelt sank er hin.

Aber ohne Körper stand er nun und sah auf, noch war er in Hela. Schlangen ringelten sich um ihn

und bannten ihn an eine Stelle, näher und näher drang Gluthauch, er wollte entfliehen, wütend rang er, sein Haar sträubte sich, Schweiß brach aus seinen Poren, aber fester ringelten sich die Schlangen; in verzweifelter Anstrengung blickte er nach oben, da sah er noch immer Wodan zürnend auf ihn herabblicken, er wollte zu ihm aufschreien, aber seine Stimme versagte, und von oben scholl's herab:

„Nichts rettet dich, du bist verloren —"

Entsetzt fuhr der König vom Schlafe auf, und der Traum schwand, doch die Stimme ließ sich fort hören:

„Findst du nicht Heil in schneller Flucht,
Eh Flamm und Schwert dich drohend sucht.
Reigino löst, was er geschworen."

Es war die Stimme Reiginos, der sein Warnlied sang. Kalten Schweiß auf der Stirne sprang der König vom Throne; das Licht des Morgens drang zu den Fenstern herein, mit dem unheimlichen Glutstrahl der Flammen vermischt, das Gekniſter, das Lärmen vom prasselnden und stürzenden Gebälke, so rings zu hören war, brachten wieder Leben in den vor Schreck erstarrten Frod und ließen ihn erkennen, daß es höchste Zeit zum Fliehen sei. Und hin stürzte er nach den Ausgängen, aber alle fand er verrammelt, kein Ausweg zeigte sich ihm, verzweifelnd heulte er um Gnade, um Erbarmen und rief seine Neffen auf und horchte dann gespannt hinaus auf deren Antwort, aber was sie riefen, erstarb im Rauche der Flamme.

Noch einmal schrie er hinaus.

Da hörte er mitten durch das Toben des Flammenelementes von vielen Stimmen zurückgeschrien: „Solche Gnade soll dir werden und solch Erbarmen, als du ihrem Vater Halfdan angedeihen ließest."

„Halfdan!!" schrie der Rasende drinnen auf; ein dumpfes Bersten dröhnte durch das Haus, es fingen die Wände, die Balken an zu wanken, und donnernd und brausend sank das Gebäude in sich zusammen. Ruhig lagen die glühenden, rauchenden Trümmer des Königshauses eine Weile vor denen, welche sie still umstanden, dann schlug plötzlich knisternd die Flamme wieder aus ihnen empor und wurde mit Jauchzen von dem umgebenden Schwarme begrüßt.

Da rief plötzlich Reigino freudig: „Es leben die Könige Dänlands, Helgo und Hroar, die Söhne des glorreichen Halfdan!"

Jubelnd wiederholten die Umstehenden den Ruf und geleiteten die Jünglinge im Triumphe nach Reiginos Hause. Dort bat Helgo, ihn mit seinem Bruder allein zu lassen, und nachdem man ihm willfahren hatte, begann er mit freudestrahlender Miene zu seinem Bruder:

„Die Götter waren unserm Werke hold! Die Tage der Unscheinbarkeit sind vorüber, und wir stehen an dem Platze, welcher uns gebührt. O, Bruder Hroar, ich habe dich aus der Untätigkeit gerissen, lohne mir nun dies eine! Bisher hast du meinen Plänen nichts in den Weg gelegt, denn die Opfer, die du zu bringen hattest, waren klein; aber ich habe noch Pläne, Pläne, die sich erfüllen müssen, soll sich mein Herz befriedigt fühlen, aber diese

fordern ein großes Opfer von dir, glaubst du, mir irgend Dank schuldig zu sein, liebst du mich, wie ein Bruder soll, so laß mich die Freude erleben, alle meine Pläne erfüllt zu sehen, und willst du dies, so schwöre mir bei dem Glanze dieses glorreichen Tages ..."

„Was?" fragte Hroar mit angstvoller Ahnung.

„Schwöre mir, Sigrid zu meiden", sprach Helgo.

„Nimmermehr!" rief Hroar dagegen.

„Ach, Bruder", seufzte Helgo traurig, „ich habe dies vorhergesehen. Doch bitte ich dich, höre mich noch vorerst. Nordrik, der König von Northumberland, war mir schon freund gesinnt, als wir verborgen noch gelebt, eine Tochter besitzt er, Augne, reich an Schönheit und an Geist; ich konnte deren Gunst für mich nicht erringen, da schilderte ich ihr ‚dich', mein Hroar, mit aller Glut der brüderlichen Liebe, da sehnte sich die Jungfrau, dich zu sehen, und Nordrik bietet dir durch mich die Tochter und die Mitregentschaft seines Reichs, ich dir aber für den Anteil, den du an Dänemark besitzest, die goldene Lösung. Dann wären wir zwei Könige, die von ihren eigenen Thronen in Not die Bruderhand sich reichten. Zwei Kronen unser und zwei Reiche. O Bruder Hroar, nur diesen Traum zerstör mir nicht."

Noch schwieg Hroar hartnäckig, doch wiederholte er für sich: „Zwei Kronen unser und zwei Reiche!"

Da erscholl Lärmen, vor dem Gemache eine Stimme rief: „Ach was, laßt mich zu meinen Pflegesöhnen!" und auf ging die Türe, und der aus

seiner Haft befreite Wirfill samt seiner Tochter Sigrid trat ein.

„Herrliche Jungen", rief er in überströmender Freudigkeit, nachdem er sie eine Weile schweigend gemustert, „erleb ich's doch noch, euch an gehöriger Stelle, als Könige, zu schaun. Nun, Götter, laßt den alten Wirfill meinetwegen nach Hela fahren, dort kann er wenigstens seinem alten Herrn Halfdan, dem er all sein Lebtag treu war, eine Freudenbotschaft bringen. Aber Jungen", setzte er nach einer Pause hinzu, „Zeit war's, daß es euch einfiel, euren Onkel abzulösen, mir ging's schon an den alten Hals, und mein Tod wär ein schlimmer gewesen, denn der Himmel weiß, wie ich mich ängstigte um euch."

„Wir wissen es schon", unterbrach ihn Helgo lächelnd, „daß Ihr geplaudert und uns und Euch in so große Gefahr gestürzt, aber die Götter haben alles zum Guten gewandt, und vor allen machte die Tochter gut, was der Vater versah. Und da wir der Schwester Sigrid gerne erkenntlich wären und nun Könige geworden, so kann unsere Erkenntlichkeit auch königlich sein. Schwester Sigrid mag fordern, was sie will, sie kann bei uns keine Fehlbitte tun."

„Nun, Mädel", rief lachend Wirfill, „nun fange an zu wünschen, mach's nur recht unverschämt, laß uns den neuen Königen auf den Hals rücken, wir wollen ihren Gnadenpuls fühlen."

Doch Sigrid blickte finster auf die beiden Herrscher. „Lohn", rief sie „m i r Lohn, ihr seid schnell Könige geworden. Lohnt Diener ab!"

„Wahrhaftig", warf Wirfill ein, „das Mädel hat

recht. Wir sind eure Freunde, und das eure nächsten, nicht eure Diener. Daher brauchen wir nicht erst einen Lohn, um uns zu freuen, daß ihr Könige geworden seid. Glaubt ihr, mit uns quitt zu werden, oho, ich will die Könige von Dänemark zu Schuldnern haben."

„Ei, Vater Wirfill", meinte Helgo, „wir schulden Euch ohnedies mehr, als wir Euch jemals zahlen könnten. Darum soll Schwester Sigrid etwas bitten, damit wir wenigstens ein Pfand geben."

„Also drauf, Mädel", munterte Wirfill die Sigrid auf, „und losgebeten, daß sie alle Hände voll zu tun haben mit dem Erfüllen."

„Ich frage nur", begann Sigrid mit fester Stimme, „den König Hroar, ob er mir nichts zu geben weiß."

Und Hroar stand da, eine Jammergestalt, jetzt richtete sich ein ernster, flehender Blick Helgos und zugleich ein schmerzlich fragender Sigrids auf ihn, da senkte er die Blicke zu Boden und antwortete mit unsicherer Stimme: „Ich soll es wissen ... ach, Schwester Sigrid, du sollst ja bitten ... ich kann ja nicht wissen ..."

„Ja, Schwester Sigrid", sprach freundlich Helgo, „verlange."

„Ja", meinte Wirfill, „zier dich nicht so, vor ein paar Stunden waren sie deine Brüder; daß sie jetzt Könige sind, darf dich nicht beirren, sprich keck zu."

Da trat Sigrid auf Hroar zu, sah ihm tief in die Augen und fragte dann: „Und du hast mir wirklich nichts zu geben, Hroar?"

„Nein", knirschte Helgo für sich, und in wirklich

erbarmenswerter Bedrängnis stammelte Hroar: „Nein."

„Dann", sagte Sigrid rasch und entschieden, „habe ich auch nichts zu fordern!" Und mit der Miene unsäglicher Verachtung trat sie von ihm zurück.

Hroar aber verließ rasch das Zimmer.

„Sonderbar", murmelte der alte Fischer.

Aber Helgo wendete sich jetzt mit freudiger Miene zu diesem: „Nun siehe, Vater Wirfill, unsere Schwester Sigrid hat nichts zu fordern, nichts für sich, nichts für den Vater, kurz, gar nichts; aber ich will sehen, was der König bei ihr ausrichtet, da der Bruder nichts vermochte, da ich sie nicht zwingen kann zu verlangen, so will ich sie doch zwingen zu nehmen, und das immer, so oft es mir einfällt zu geben, und das soll oft sein, Vater Wirfill. — Doch jetzt rufen mich wichtige Geschäfte ab, also lebt wohl für diesmal." Damit eilte auch er hinaus. Sigrid aber warf sich jetzt weinend an des erstaunten Vaters Brust.

Wenige Zeit hernach ging Hroar zu Schiffe nach Northumberland und suchte dort in den Armen Augnes die schöne Sigrid zu vergessen. Helgo ward durch seines Bruders Abfahrt das, was er angestrebt, nämlich — Alleinherr von Dänemark!

In bezug auf Wirfill hielt er Wort, er besuchte ihn oft, und der alte Fischer stand bei ihm in steter Gnade und hatte wohlauf zu leben, nur am Hofe sah ihn Helgo nicht gerne, doch führten auch nur seltene Zufälle den Alten dahin. Die schöne Sigrid aber verachtete Hroar nun ebensosehr, als sie ihn

früher geliebt, sie blieb lange bei ihren Eltern und pflegte dieselben, aber keine Bitten konnten sie bewegen, irgendeinem ihrer zahlreichen Freier die Hand zu reichen, so sehr diese auch ihre Liebe beteuerten, erst später reichte sie einem gereiften ehrlichen Fischer die Hand, vielleicht gerade deswegen, weil er nie von Liebe zu ihr gesprochen.

Ludmilla

I.

Es war zu Anfange des Februars im Jahre 1618, als ein Reiter mit Sack und Pack die Straße nach Braunau in Böhmen fortklepperte. Wind und Regen hatten sich den halben Tag über um die Ehre gestritten, die Witterung zu einer der unangenehmsten und die Straße möglichst schlecht zu machen.

Diese unangenehmen Folgen mußte der Reiter geduldig ertragen. Gern hätte er sein Pferd zu schnellerem Schritte angespornt, um eher Braunau erreichen zu können, besonders da dort alle seine Lieben, Weib und Kind, waren, die er so lange nicht gesehen. Aber ein Blick auf das Rößlein, seinen so ermüdeten Reisegefährten, ließ ihn von seinem Vorhaben abstehen.

„Wer heute nichts heraußen zu suchen hat", brummte er vor sich hin, „bleibt wohl gerne in seiner Stube hocken."

Da hörte er hinter sich Hufschläge, und ein junger, schmucker Reiter sprengte die Straße heran.

Jetzt eben kam er an dem Alten vorüber, und seine Mütze rückend rief er ihm zu: „Grüß Gott, Landsmann!" und wollte wieder weiterjagen, als der Alte, der einen Blick auf den Grüßer warf, plötzlich ausrief:

„Ei, Herr Kinski!"

Der Angeredete wendete nun sein Pferd gegen den Alten. „Die Stimme sollt ich kennen. — J, wenn mich meine Augen nicht täuschen, so seid Ihr's, Czech — o ja, so seid Ihr's wirklich — also willkommen aus Deutschland im heimatlichen Lande." Damit reichte er Czech die Hand, in welche dieser freudig einschlug.

„Schönes Wetter", meinte Czech, „aber was treibt denn Euch heraus? — Doch ich glaub's erraten zu können, des alten Crumlow Ludmilla."

Der junge Mann nickte.

Eifrig weiter redend meinte Czech: „Nun, was ist's mit dem Alten, hat er endlich eingewilligt, was?"

„Nichts, nichts", entgegnete Kinski, „'s ist alles beim alten: wir haben's versucht, aber der verdammte Welsche, der Fabricius, liegt dem Vater noch immer um meine Ludmilla an, und der gibt sie ihm am Ende doch. Und so muß ich noch immer, wenn ich mein Liebchen sehn will, in Euer Haus kommen. Doch", setzte er hinzu, „fast vergaß ich zu melden, was Euch mehr interessieren dürfte, als alle meine Angelegenheiten, in Eurem Hause, Vater Czech, ist alles wohlauf und munter. — Ihr werdet heute Freude ins Haus bringen durch Eure Rückkehr!"

Czech lächelte freundlich und meinte dann: „Es freut mich der Meinigen Wohlstand, für Euch und Euer Liebchen, Herr Kinski, will ich gerne Fürsprech sein, wenn's nur bei dem Crumlow, meinem alten Freund Starrkopf, hilft. Doch von unsern

Haus- und Hofangelegenheiten wollen wir später sprechen, aber von Böhmen hörte man üble Gerüchte in Deutschland, besonders meine Vaterstadt Braunau soll in eine absonderliche Angelegenheit verwickelt sein. — Der Majestätsbrief, der uns unsere Glaubensfreiheit und andere Privilegien verbürgt, soll anfangen nach und nach bedeutungsloses Papier zu werden; Ihr, Kinski, seid an Ort und Stelle gewesen, so sagt mir, was Wahres an alle dem Gerede."

„Wohl", sagte Kinski und lenkte sein Pferd näher gegen Czech, „ich will Euch alles melden, was ich weiß; seht, der Tag ist etwas freundlicher geworden. Doch wollt Ihr hören? — Ihr kennt die ärgerlichen Geschichten, Vater Czech, die noch vor Eurer Abreise vorgefallen sind, wo wir Protestanten in Braunau eine Kirche bauen wollten — ihr Braunauer aber steht unter dem dortigen Abte, und der setzte sich dem Kirchenbau entgegen, wirkte einen Befehl aus zur Einstellung des Baues. So wie der Erzbischof zu Prag uns nicht gestatten wollte, zu Klostergrab eine Kirche zu bauen. — Mit solchen Quälereien kam das Jahr 1615, da beschwerten wir, die protestantischen Stände, uns beim Kaiser auf dem Landtage und meinten, wir sähen uns sonst genötigt, die Rechte, so im Majestätsbrief uns zukämen, zu verteidigen gegen jedermann."

„Weiß es, weiß es", bekräftigte Czech, „der Kaiser gab keine Antwort, erst bei seiner Rückreise meinte er gegen Graf Thurn: er finde unser Begehren nicht billig und wolle mit derlei Klagen

ferner nicht behelligt sein. Freilich", fuhr er mit mehr Eifer fort, „kam uns nach dem Majestätsbrief die Anlegung neuer Kirchen und Schulen als Untertanen wider den Willen unseres Gutsherrn, des Braunauer Abtes, nicht zu."

„Wohl wahr", fiel hier Kinski ein, „sondern bloß den Ständen. Aber wir beschwerten uns nicht allein wegen gehindertem Kirchenbaue, sondern wegen vielfacher Bedrückung unserer freien Religionsübung."

„Übrigens", rief Czech, „gehört Braunau, gehört Klostergrab zweien geistlichen Grundherren, und die Güter der Geistlichen, vermöge der Landesordnung, sind als königliche Kammergüter anzusehen und eben daher den königlichen Städten, folglich den Ständen selbst gleich zu achten. Ich reiste aber eben zur Zeit ab, als die Braunauer wie die Klostergraber den Kirchenbau trotz des kaiserlichen Verbotes fortsetzten."

„Also das habt Ihr noch gesehen", rief Kinski; „jetzt, nachdem Ihr ein paar Monate ab wart, kommt Ärgerliches auf Ärgerliches. Die Kirchen wurden fertig. Anfangs sah der Hof durch die Finger und ließ nichts merken, aber der Braunauer Abt wie der Prager Erzbischof ruhten nicht. Der Prager Erzbischof ließ die Klostergraber Kirche schließen, endlich niederreißen und der Erde gleich machen."

„Was!?" schrie Czech auf, „und was geschah mit unserer Braunauer Kirche?"

„Der Abt von Braunau wirkte Befehl am Hofe

aus, demzufolge ihm die Schlüssel der Kirche auszuliefern und selbe ihm abzutreten sei."

„Ich hoffe, die Glaubensgenossen in meiner Vaterstadt werden es sich weislich überlegt haben, dem Befehl so gleich ohne weiters nachzukommen?" fragte Czech gespannt.

„Das wohl", war die Antwort, „sie wollen nichts weniger, als sich dem Ansinnen des Abtes fügen, morgen sollen die Abgeordneten Braunaus nach Prag gehen, um dort die Rücknahme des Befehls auszuwirken."

„Morgen also schon", meinte Czech, „das ist brav; wer sind die, welche nach Prag sollen?"

„Einige der angesehensten Bürger", erwiderte Kinski, „Rostow und Londorp und noch mehrere, deren Namen mir entfallen, um so besser habe ich mir gemerkt, daß auch Crumlow unter ihnen ist."

„Nun wahrhaftig", lachte Czech und drohte mit dem Finger, „da werdet Ihr fast zu viel freies Feld haben."

„Ach nein, Vater Czech", sprach lächelnd Kinski dagegen, „ich stecke nicht so im Argen, daß ich mich freuen sollte über diese Gelegenheit, weil sie mir mein Liebchen unbeschränkter gegenüberstellt, aber ich hoffe während der Abwesenheit des Vaters Zeit zu finden, mit dem Welschen ein Wörtchen zu kosen, das ihm den Besuch hier im Städtchen wohl verleiden wird."

Czech nickte mit dem Kopfe, wie zur Billigung des Vornehmens Kinskis, und nach einer Weile sagte er: Also Crumlow geht auch nach Prag. Ich bin nur

neugierig, was sie ausrichten werden, unsere Abgeordneten, oder ob ihnen etwa nichts Schlimmes begegnet, denn nach allen Anzeichen ist eine Zeit ins Land gerückt, wo man mit dem Vertrauen nichts anzufangen wissen wird; und ich freue mich fast, daß ich bei dieser Sache nichts zu tun habe."

„Wenn Euch dies Ernst ist", war Kinskis Rat, „so tut Ihr wohl, bevor nicht die Abgeordneten von Braunau abgegangen, nichts von Eurer Ankunft hören zu lassen; denn weiß man Euch zurückgekehrt, so dürften die Auserwählten schwerlich ohne Euch nach Prag ziehen. Denn Ihr werdet selbst wissen, welch große Stücke man mit Recht in Eurer Vaterstadt auf Euch hält."

„Ei, ei", schmunzelte Czech, „seid Ihr auch unter die Schmeichler gegangen, Herr Kinski? Aber wenn Ihr meint, ich sollte meine Ankunft geheim halten, der Himmel bewahre! was würden die Leute denken, wenn der alte Czech, wo's der Vaterstadt Wohl gilt, seine alte sechzigjährige Haut zu schonen suchte!"

„Schön, Vater Czech, schön von Euch!" rief Kinski. „Dann aber prophezeie ich Euch auch für sicher, daß Ihr morgen schon wieder Abschied von den Euren nehmen müßt."

„Nun, sei es, wie es sei", meinte Czech, und die beiden Reiter trabten jetzt in Braunau ein.

Als sie bei Crumlows Haus vorüberzogen, sahen sie ein gesatteltes Pferd an dem Haustore stehen, und Licht blitzte aus den Fenstern des Erdgeschosses.

„Der Welsche ist wieder bei ihm", flüsterte Kinski

seinem Begleiter zu; und weiter ritten die beiden nach dem Hause Czechs.

Auf einen Wink des Alten ritt Kinski ans Tor und pochte an, während Czech durch ein Fenster in die erleuchtete Stube spähte und mit stillem Vergnügen seine Familie musterte.

Jetzt knarrte das Tor in seinen Angeln, und die beiden Reiter ritten ein. Eine Magd erschien, die Pferde der beiden in Empfang zu nehmen.

Unterdes hatte sich das Mädchen, welches das Tor geöffnet, herbeigeschlichen und Kinskis Begleiter gemustert und stürzte jetzt freudig nach der Stube zurück, aus vollem Halse schreiend: „Der Vater, der Vater!“

Alles sprang auf und wollte entgegnen, als der Hausherr eintrat und mit Jubelgeschrei empfangen wurde.

Nachdem er sein Weib umarmt, seine Kinder liebkost hatte, wendete er sich an seine älteste Tochter, welche vorhin die Verräterin gespielt hatte, und sprach drohend: „Plauderin du, kannst du nichts für dich behalten?“

„O Väterchen“, erwiderte die Angesprochene, „ich kann gar viel behalten für mich, ich habe eine Freundin (damit wies sie auf Ludmilla, die teilnehmend die Gruppe betrachtete, und zu der sich Kinski einstweilen geschlichen hatte), die mir so viele Geheimnisse anzuvertrauen hat, und die habe ich alle, ohne Ausnahme, für mich behalten. Und will es auch künftighin, höchstens mein einstiger Herr Gemahl soll die Nutznießung davon haben.“

„Still, Schwätzerin", befahl Czech, der auf die errötende Ludmilla zugetreten war. „Nun seid mir willkommen, Jungfer, in meinem Hause", sprach er herzlich, und Ludmilla ergriff mit beiden Händen Czechs Rechte und drückte sie.

„Wie freue ich mich, Euch, Vater Czech, wiederzusehen!" rief sie. „Daß ich willkommen bin in Eurem Hause, das freut mich innig; ich habe mich fast eingebürgert in Eurer Stube. Ja, Vater Czech, und es würde schwer für Euch halten, mich wieder los zu werden."

„Ich will mich auch um dieses letztere gar nicht bemühen", meinte Czech lächelnd.

„Überhaupt ist heute der Vater die Großmut selbst!" rief die älteste Tochter Czechs, „er hat sogar Herrn Kinski der Ludmilla mitgebracht."

„Das ist nicht wahr", meinte die Jüngere zu ihrer Schwester, „sondern Herr Kinski hat den Vater mitgebracht, aus Dankbarkeit, weil wir ihn so oft in unser Haus laden."

„Werdet ihr Ruhe geben", ermahnte die Mutter, „das ist doch gleich, seid froh, daß der Vater endlich überhaupt da ist; und schleppt ihn jetzt her zu Tische, damit er uns etwas von seiner Reise erzähle."

Und die Mädchen genügten vollkommen dem Befehle ihrer Mutter und hingen sich zu beiden Seiten an Czech, nötigten ihn zu Tische; wendeten auch das peinliche Verfahren bei Kinski und Ludmilla an, die sich sträuben wollten, und bald saß alles um den Tisch, auf dem Erfrischungen aufgetragen wurden; und Czech begann jetzt, unter dem

Kreuz- und Querfeuer der Fragen seiner Familie, die Erzählung seiner Abenteuer. Auch Ludmilla und Kinski hatten den Alten zu gerne, um nicht aufmerksame Zuhörer zu sein; nur eine hie und da eingetretene Pause benützten sie, um manches Liebeswort sich zuzuflüstern.

II.

Indes in Czechs Hause ein froher Geist waltete, schien es fast wie ausgestorben im Hause Crumlows; der Alte hatte sich mit seinem Gaste Fabricius, dem Sekretär der königlichen Statthalterschaft, in ein einsames Gemach zurückgezogen.

„Hört, Herr Fabricius", sprach dort Crumlow, „Ihr könnt nicht gelegener kommen, ich habe da einen sonderbaren Auftrag erhalten, ich soll nämlich als Abgeordneter unserer Stadt Braunau morgen nach Prag abgehen. Nun, da wäre wohl sonst nichts Außerordentliches dran, aber bei jetzigen Verhältnissen, wer kann wissen, was für Unannehmlichkeiten einem ein solch Ehrenamt verleiden könnten."

„Dacht ich mir's doch, lieber Crumlow", begann der Sekretär, indem er unter einer huldreichen Miene ein hämisches Lächeln zu verbergen suchte, „dacht ich mir's doch, daß Ihr als ein guter Untertan kaiserlicher Majestät Anstand nehmen würdet, diesem wirklich kitzligen Auftrage zu folgen, und eben um Euch raten zu können, eilte ich von Prag hieher."

„Ah“, machte Crumlow, „wahrhaftig, Herr Sekretär, Ihr verpflichtet mich hoch; ein Mann wie Ihr, der an den Quellen schöpft, der kann unsereinem wohl ersprießlichen Rat geben. Nun denn, Herr Fabricius, nehmt's nicht übel, geradezu, sagt mir: ist's nicht besser, ich werde morgen lieber krank, als ich gehe mit nach Prag?“

„Seit wann denn gar so vorsichtig?“ fragte lächelnd Fabricius.

„Ho, wir Protestanten haben es schon damals gelernt“, lachte Crumlow, „als der Majestätsbrief aufgesetzt wurde. Wurde da nicht zugleich eine Amnestie ausgebeten, und der Kaiser gab sie, und ließ sie von den vornehmsten katholischen Herren unterschreiben, und da von allen unterschrieben Slavata und Martinitz nicht, die jetzt Statthalter im Lande sind; die Stände sagten's ihnen aber auch sogleich, wenn der Fall dereinst kommen würde, daß sich jemand wider den erteilten Majestätsbrief und die Vereinigung setzen wollte, so werde man sich an d i e halten, die die Unterschrift verweigert hatten, weil man sie sonach für Feinde des Friedens und der Einigkeit halten müsse.“

„Und seit dieser Zeit“, meinte Fabricius, „schreibt ihr Utraquisten auch alles, was euch Schlimmes widerfährt, auf Rechnung dieser zwei Männer.“

„Sind sie denn nicht auch an allem schuld?“ fragte Crumlow erbost zurück und wollte eben mit einer Liste von Freveln der beiden Obgenannten beginnen, wenn ihn nicht der Sekretär beschwichtigt hätte.

„Nun, nun, Crumlow", sprach er, „wie Ihr auch alles gleich von der schiefen Seite nehmt; hört lieber, was ich Euch in betreff der bewußten Angelegenheit zu raten habe."

„Ja fürwahr", meinte Crumlow, „das hätten wir bald vergessen, also verzeiht, Herr Sekretär, heraus damit."

„Ich sage Euch", sprach Fabricius mit fester Betonung, „geht unbesorgt nach Prag."

„Meint Ihr?" fragte Crumlow.

„Unbesorgt!" entgegnete der Sekretär.

„Nun, Ihr müßt es ja am besten wissen, ob es ratsam", sagte der Alte, „so will ich denn morgen mitziehn. Aber recht zu Danke verpflichtet habt Ihr mich durch Euren Rat, Herr Fabricius, denn in der Tat, ich war unschlüssig, was ich tun sollte."

„Wahrlich, da Ihr Euch mir verpflichtet bekennt", ergriff der Sekretär rasch das Wort, „Crumlow, gebt Ihr mir auch den Mut, Euch noch einmal darum zu ersuchen, daß Ihr Eure Tochter Ludmilla, welche ich aufrichtig liebe, zu bewegen sucht, mir ihre Hand zu reichen."

„Ja seht, Herr Fabricius", entgegnete auf diese Rede Crumlow ernst, „in diesem Punkte muß ich Euch auf das verweisen, was ich schon früher oftmal gesagt. Ich würde die Heirat meiner Tochter mit Euch selbst gerne sehen, ich rede Euch selbst zum Besten bei dem Mädel, aber sie gleichsam zum Altare zu nötigen, müßt Ihr mir nicht zumuten, sie ist mein Kind. Übrigens", fuhr er fort, da er die unzufriedene Miene sah, die der Sekretär angenommen,

„übrigens bleibt kein Mädchen lange gegen eifrige Bewerbungen eines Mannes hart; ich ziehe zwar morgen nach Prag, aber mein Haus bleibt Euch dennoch offen, seht demnach zu, was Ihr bei dem jungen Eigensinne vermögt; und wollte der Himmel, ich könnte nach meiner Rückkunft Euch und mir gratulieren, Euch zu einer erwünschten Braut und mir zu einem erwünschten Schwiegersohn."

„Pah", erwiderte der Sekretär, „was Ihr mir da zum Troste bietet, mag wohl gut gemeint sein; aber wohl weniger für mich, als für Kinski tröstlich."

„Kinski, der Schelm", brauste der Alte auf, „er hat leider mein Kind verführt, aber er soll mir noch einmal mein Haus betreten, er soll mir noch einmal dem Mädel nahen!"

Eine Pause trat ein.

„Eure Tochter wird nach wie vor das Haus Czechs besuchen", warf Fabricius hin.

„Ei", lachte Crumlow, „ist es Euch nur um das, da führt Euch nur keck dort ein, ich und Czech sind alte Freunde, und wen ich ihm ins Haus sende, der ist dort auch willkommen. Flüchtet sich Euer Edelwild nach jenem Revier, zieht nur kecklich nach."

„Ihr scheint sehr gewiß zu sein, daß man mich dort willkommen heißen würde", erklärte mit behaglicher Bosheit der Welsche, „und haltet die Besuche des Fräuleins in jenem Hause für ganz unschuldiger Natur, es tut mir leid, nicht gleicher Meinung mit Euch sein zu können."

„Was wollt Ihr damit sagen? fragte gereizt Crumlow.

„Nichts“, antwortete Fabricius kalt und langsam, „als daß schon oftmals, gerade wenn das Fräulein bei Czech gewesen, ich einen jungen, schmucken Reitersmann in Braunau einreiten gesehen habe und im selben einen mir und Euch wohl bekannten Mädchenjäger erkannte.“

„Wen?“ hauchte der Alte.

„Nun, eben Kinski“, entgegnete der Sekretär höhnisch.

„Kinski in Czechs Hause und Ludmilla bei ihm!“ wütete der Alte, doch plötzlich hielt er inne und warf einen mißtrauischen Seitenblick auf seinen Gast; „Ihr sprecht doch wohl die Wahrheit, und Eifersucht hat Euch wohl nicht blind gemacht?“ fragte er.

„Gewiß nicht!“ erwiderte nachdrücklich der Gefragte, „und wollt Ihr Euch nicht vielleicht selbst überzeugen? Heute ist Eure Tochter wieder bei Czech, und Kinski habe ich selbst, auf dem Herwege gegen Braunau, reiten gesehen.“

„Ob ich will“, tobte der Alte, „ob ich will“, und ballte die Fäuste, dann stürzte er wie rasend nach dem Schranke, riß Hut und Degen heraus und stürzte, von Fabricius begleitet, aus dem Hause und, ohne den Abschiedsgruß des letzteren zu erwidern, fort nach Czechs Gehöfte.

Der Welsche aber blickte ihm mit verschränkten Armen und schadenfrohem Lächeln nach.

„Heute“, murmelte er, „soll alles in ein neues Geleise kommen, in dem ich besser zu fahren hoffe.“

Damit schwang er sich in den Sattel seines Pferdes und sprengte davon.

Tobend war indes Crumlow in Czechs Stube gedrungen, nachdem er schon außen am Fenster sich von der Anwesenheit Kinskis überzeugt hatte.

Nicht der zurückgekehrte Freund noch die weinende Ludmilla konnten seinen Zorn besänftigen, und der erstere hatte zu tun, Kinski vor den Beschimpfungen des rasenden Alten zu bewahren.

Kinski aber, der immer nur den Vater seiner Ludmilla vor Augen hatte, verhielt sich diesem gegenüber ruhig und gemessen.

Da es aber trotz Weinen, Bitten und ruhigen Vorstellungen zu keinem Vergleiche kam, sondern Crumlow, jeder Versöhnlichkeit feind, auch gegen seinen alten Freund und dessen Familie Beschimpfungen auszustoßen begann, so riß endlich auch Czechs Geduld, und von seinem Hausrechte Gebrauch machend, setzte er den ungebärdigen Freund vor die Türe.

Und fortwährend fluchend und lästernd, geleitet von seiner weinenden Tochter, zog der Alte in sein Haus zurück. Dort konnte er ungehindert seine ganze Galle über die arme Ludmilla ausgießen, bis er es selbst müde geworden und die Ärmste mit rotgeweinten Äuglein ihr Lager suchte, um eine Nacht, die erste Nacht in ihrem harmlosen Leben, schlaflos zuzubringen.

*

Gleichfalls trostlos, trabte auch Kinski auf seinem Rosse von Braunau die Straße gegen Prag. Trübe waren seine Gedanken wie der Himmel ober dem Lande, den letzten Zufluchtsort seiner Liebe sah er

zerstört; und wie er so langsam dahintrabte, hörte er vor sich nahende Hufschläge, und als er den Kopf schwermütig erhob, stürzte sich, ehe er noch den Reiter erkennen konnte, derselbe mit geschwungenem Stahl auf ihn; er fühlte plötzlich einen eisigen, schneidenden Schmerz in der Brust, dann sank er betäubt vom Pferde, und die Hufschläge des Rosses seines enteilenden Mörders verklangen in der tiefen Nacht, in die seine Sinne sanken.

III.

Eine Woche mochte bereits vergangen sein, seit die Abgeordneten von Braunau nach Prag abgegangen waren. Wie Kinski vorausgesagt, ließ man den rückgekehrten Czech nicht aus, und er mußte nun in Gesellschaft seines ehemaligen Freundes, aber nunmehrigen Feindes Crumlow die Reise antreten.

Der letztere verbot vor seiner Abreise der Tochter jeden ferneren Besuch des Czechischen Hauses und gebot seinem Dienstpersonale, bestehend aus einer alten Haushälterin, denn sein Weib war lange vorher gestorben, und mehreren Mägden, ja acht zu haben, daß sie auch keine Besuche empfange, Herrn Fabricius ausgenommen; und da die Dienerschaft den Gebieter fürchtete, so konnte sich die arme Ludmilla auf die strenge Erfüllung dieses Befehles gefaßt machen.

Doch wie gesagt, die acht Tage verstrichen, und keine Nachricht von den Abgeschickten lief zu Braunau ein, und die Bürger sowie die Familien

derer, so sich jetzt in Prag befanden, wurden unruhig.

Gerüchtweise kam endlich nach Braunau, die Gesandten wären zu Prag verhaftet und in den weißen Turm gesetzt worden. Die Bestürzung im Orte war allgemein, obgleich noch keine Bestätigung dieser Nachricht eingelangt war, so hielt man sie nur für zu wahrscheinlich, um nicht daran zu glauben.

Trotz der Härte ihres Vaters befand sich doch Ludmilla in Angst um dessen Los, und da sie auch von Kinski nicht *eine* Nachricht, nicht *ein* Lebenszeichen empfangen, so war das Maß ihrer Traurigkeit voll.

Niedergeschlagen saß sie eines Abends am Fenster und sah in das Dunkel der hereinbrechenden Nacht, da öffnete sich die Türe, und ihre Blicke, als sie aufsah, trafen den eintretenden Fabricius.

Zu jeder andern Zeit hätte sie sich wohl verächtlich von ihm gewendet, aber heute, wo er ihr mit Sicherheit sagen konnte, ob die Verhaftung ihres Vaters wahr oder falsch sei, wartete sie ruhig ab, womit er beginnen würde.

Aber mit einer Miene teilnehmenden Mitleides blieb der Sekretär vor ihr stehen.

Da sie sah, er wolle gefragt sein, so wendete sie sich, zur Freundlichkeit sich zwingend, an ihn:

„Nun, Herr Sekretär Fabricius, was bringt Ihr mir?"

„Schlimmes", erwiderte dieser traurig.

„Mein Gott", fuhr Ludmilla heraus, „so wäre es wirklich wahr, was hier verlautet, daß man alle,

die nach Prag gegangen, dort in den weißen Turm geworfen?"

Der Sekretär nickte.

„Also meinen Vater auch?" jammerte Ludmilla.

„Leider auch ihn", erwiderte der Sekretär, „ach, daß man nie vorher weiß, was geschieht; ich hielt es für ungefährlich und riet ihm noch selbst, hinzugehn!"

Ludmilla überhörte diese Entschuldigung und fragte: „Und was geschieht mit den Gefangenen?"

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Ach, mein Gott, was wird aus meinem Vater werden?" seufzte die Jungfrau.

„Jungfer", begann der Sekretär mitleidig, „fragt doch lieber, was aus Euch werden soll. Für Euren Vater kann ich mich verwenden, und selbst wenn meine Verwendung nicht helfen sollte, was das wahrscheinlichere", setzte er mit Nachdruck hinzu, „ihn samt mir heimlich aus dem Lande bringen. Aber was wird mit Euch geschehen? Euch ohne Schutz im Lande zu lassen, ist nicht rätlich; und ob Ihr mit mir wollt, mit mir, ich weiß es ja, Ihr seid mir nicht freundlich gesinnt —"

„Ach, rettet nur meinen Vater", bat Ludmilla ausweichend, „und sorgt für mich nicht; rettet nur ihn!"

„Denkt doch, Jungfer, ein wenig selbst nach", riet der Welsche, „ob Euer Vater ohne Euch wird außer Land wollen?"

„Ich sehe, wo Ihr hinaus wollt", begann trübe Ludmilla, „er und ich, wir sollen mit Euch außer

Land, dort habt Ihr uns mehr in Händen, und ich fürchte sehr, Ihr werdet dann auf des Vaters Dankbarkeit rechnen, und der Lohn, den Ihr für Eure Tat fordert, sollte ich sein. O, Euer Tun ist nicht edelmütig, es ist eigennützig."

„Ferne sei", fuhr der Welsche sanft fort, ohne sich durch des Mädchens Rede beleidigt sehen zu lassen, „ferne sei es mir, zu leugnen, daß ich in Euch das Glück meines Lebens erblicke, und ich gestehe es, ich baute auf Eures biedern Vaters Dankbarkeit und harrte dem Tage, der mich mit Euch vereinigen sollte, sehnsüchtig entgegen, als dem glücklichsten meines Lebens. — Aber dieserwegen scheltet mich nicht unedelmütig und nicht eigennützig; der Himmel sei mein Zeuge, ich wollte zurücktreten, als ich erfuhr: Ihr habt Euer Herz bereits einem andern geschenkt. Der Himmel sei ferner mein Zeuge, ich habe bei Eurem Vater für meinen Nebenbuhler, aus Liebe zu Euch, gesprochen und wollte mit blutendem Herzen eher Euch lassen als unglücklich wissen. Doch ich vermochte nichts gegen den eigensinnigen Haß, den Euer Vater gegen Kinski nährte, und mein Rücktritt hätte ihn empört. — Fordert jeden Beweis von meiner uneigennützigen Liebe zu Euch, der sich mit meiner Ehre verträgt, ich will ihn Euch liefern."

„O, dann", flehte Ludmilla und stürzte vor dem Welschen auf die Knie, „dann vergebt, was ich sonst Schlimmes von Euch gedacht und gefürchtet, und rettet nur meinen Vater, mich aber laßt im Lande zurück, mit meinem Kinski", setzte sie zögernd hinzu,

„... und", fuhr sie dann wieder feurig fort, „in die Ferne folgt Euch unser Segen nach, als dem Schutzengel unserer Liebe!"

Eine schwermütig traurige Miene verbarg schnell das triumphierende Lächeln des Italieners, und indem er die Kniende aufhob, sprach er:

„Steht auf, Jungfer, steht auf, bei Gott, nicht Euer Wunsch betrübt mich, sondern nur die Unmöglichkeit seiner Erfüllung."

„Die Unmöglichkeit?" fragte Ludmilla mißtrauisch. „Habt Ihr wegen meinem Vater Bedenken, so vergeßt nicht die Heilige Schrift, die da sagt: ‚Das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachfolgen.'"

„Warum, warum", fragte schmerzlich der Sekretär, „muß gerade ich es sein, der Eure rosigen Zukunftsträume zerreißen soll mit rauher Hand. Ach, Jungfer, Ihr steht allein, ganz allein, und Euch bleibt nichts als Euer Vater, folgt mir nach Prag!"

„Mensch, jetzt kenne ich dich", begann Ludmilla mit edler Entrüstung, „du hast es darauf abgesehen, mich und den Vater in deine Gewalt zu locken. Entweiche, Versucher!"

„Nun, so wehe mir", begann schmerzlich Fabricius, „wehe mir, daß Ihr solch ein Bild von mir in Eurem Herzen tragt. Mußte ich Euch denn nicht vorbereiten auf das Gräßliche, sollte ich denn gleich den Dolch in Euer Herz stoßen? — O, du trauriges Amt!"

„Eure Reden werden sonderbar, Herr", meinte Ludmilla spöttisch.

„Aber wahr, furchtbar wahr", bekräftigte der Italiener. „Ihr schneidet mit kaltem Spott in ein Herz, das für Euer Leben bangt; aber ich fühle es, Mißtrauen füllt Eure Seele gegen mich, ob es verdient, will ich jetzt nicht fragen. Ich habe Euch gesagt, Ihr steht allein, ganz allein, Ihr wollt es mir nicht glauben, ich muß es erst Euch beweisen, wenn ich dem gefangenen Vater den Trost seines Alters zuführen will."

„Ja, das werdet Ihr wohl tun müssen", bemerkte lächelnd Ludmilla.

„Auch das noch", klagte Fabricius, „in diesen heitern Himmel soll ich den Blitzstrahl senden!"

„Hört, Herr Sekretär Fabricius", unterbrach ihn das Mädchen, „ich denke, es wäre genug des Spieles, laßt allem seinen Gang, mein Vater hat doch nichts Schweres verbrochen, man wird ihn wieder freilassen; was mich betrifft, ich kenne einen treuen Arm, der mich schützen wird."

„Und der, wehe für Euch", rief Fabricius, „keinen mehr schützt in dieser Welt!"

„Mensch, um Gott", rief erbleichend Ludmilla, „du wirst doch nicht sagen wollen, Kinski ..."

„Ist tot!" sagte Fabricius.

Die Jungfrau wollte zusammenknicken, aber noch hielt sie sich aufrecht, und einen durchdringenden Blick auf den Welschen richtend, sagte sie verächtlich: „Lügner!"

Fabricius fuhr zornrot empor, doch schnell bezwang er sich, zog ein bedrucktes Blatt aus der Brusttasche, reichte es Ludmilla hin und sprach dann

weich: „Werdet Ihr mir dann nach Prag folgen, wenn Ihr Euch überzeugt, Jungfer?“

Ludmilla ergriff zitternd die Schrift, ihre Blicke senkten sich auf die Stelle, auf welche Fabricius mit dem Finger wies, sie las, dann schlossen sich plötzlich ihre Augen, und ohnmächtig sank sie zu Boden.

Der Welsche atmete schwer auf und lächelnd sprach er: „Dem Himmel sei Dank, die Szene ist durchgespielt.“

Dann rief er die alte Haushälterin, trug mit ihrer Hilfe die Ohnmächtige aus dem Hause nach dem bereit stehenden Wagen, schob dann die Alte mit hinein, damit sie der ohnmächtigen Ludmilla beistehen könne, stieg zu Pferde, und Reiter und Wagen jagten gegen Prag zu.

IV.

„Heissa, was dank ich dem Himmel, daß dich, lieber Freund, die unterirdischen Götter noch am freundlichen Tageslichte gelassen haben; obschon die Gewißheit deines Todes kreuzerweise in unseren Parteitraktätlein und Druckheftlein zu erkaufen war, wonach an seiner Wahrheit kaum mehr zu zweifeln gewesen.“ So tobte Adam Lomczin, ein junger, lebhafter Mensch, in das Gemach seines Freundes, des eben genesenen Kinski.

An zwei Monate lag derselbe schwankend zwischen Tod und Leben im Krankenbette, bis ihn des Arztes geschickte Hand insoweit wiederherstellte, daß er jetzt schon gehen und der gänzlichen Hebung und Kräftigung in kürzester Frist entgegensehen konnte.

„Der Stoß war gut gemeint, aber schlecht geführt," meinte der Arzt schon anfangs bei Untersuchung der Wunde.

Seine Rettung dankte er übrigens nur dem Umstande, daß er bald nach seinem Falle vom Pferde von der Straße aufgehoben und verbunden wurde, so daß die Verblutung verhindert war.

Nach einer naheliegenden Schenke gebracht, wurde er bald von einigen Anwesenden erkannt und auf dieses, sobald es sein Zustand erlaubte, nach Prag in sein Haus geschafft.

Hier saß er nun im weiten, bepolsterten Armstuhle nach überstandenen Leiden und reichte seinem vor ihm stehenden Freunde, der auf vorgedachte Weise hereingestürmt, die Hand.

„Was bringst du mir?" fragte er.

„Nachricht von dem, was außen vorgeht in der Welt", war die Antwort; damit zog sich Lomczin einen Stuhl an die Seite seines Freundes, setzte sich und begann:

„Mein Lieber, heute ist den Ständen die kaiserliche Antwort von den Statthaltern, an die sie gerichtet war, vorgelesen worden, und unsere Partei ist wenig davon erbaut. Du weißt ja, daß man die guten Braunauer in dem weißen Turme beherbergt, vielleicht so lange, bis sie schwarz werden. Die Kirche von Braunau wurde durch eine eigens dahin gesandte Kommission gesperrt und den dortigen Bürgern bei Verlust aller Privilegien die ferneren Versammlungen in derselben verboten. Dies Verfahren stand nach unsern utraquistischen Begriffen

so wenig in Einklang mit dem Majestätsbrief, daß unsere Defensoren aus allen Kreisen des Königreiches Abgeordnete hierher nach Prag beriefen, um sich zu beraten. Die sehr zahlreiche Versammlung fand also in diesem Jahre des Heils 1618, den 6. März, im Carolineum statt. Dort wurden nun zwei Bittschriften aufgesetzt: eine an die kaiserlichen Statthalter hier, die andere an den Kaiser selbst. In diesen Bittschriften also ersuchten die Stände um Abstellung der Religionsbedrückungen und baten zugleich untertänigst, sich die Atzungskosten für die gefangenen Braunauer zu ersparen und sie frei zu geben. Zugleich wandten sich unsere Stände an die schlesischen, mährischen und Lausitzer Stände, deren Interzession beim Kaiser nachsuchend, und setzten schließlich auf den 21. Mai eine neue Zusammenkunft für hier an, um über die kaiserliche Antwort, eben die uns, wie ich dir vorhin gesagt, heute zugegangen, zu ratschlagen. — Die Antwort des Kaisers ist übrigens derart, daß jedem vergehen wird, darüber ein Rad zu schlagen. Denn es heißt in derselben: Die Zusammenkunft der Stände sei wider des Kaisers eigene Person angesetzt worden, die Wegnahme der Kirchen zu Klostergrab und Braunau sei auf seinen Befehl geschehen, auch mache er sich ein Vergnügen daraus, die ungehorsamen Braunauer zu bewirten, die Stände sub utraque dehnten den Majestätsbrief zu weit aus und mißbrauchten seine Güte u. s. f., wird uns höchst ungnädig gesagt, wir sollten uns fremder Untertanen nicht annehmen, keine der obigen ähnlichen Zusammenkünfte mehr

ausschreiben, schließlich heißt es auch, der Kaiser werde es seinerzeit denen, die dazu Anlaß gaben, gedenken."

„Bei der bekannten Gelindigkeit des Kaisers", meinte Kinski, „sieht dieses Reskript ganz einer Arbeit der Herren Slavata und Martinitz gleich."

„Darüber", sagte Lomczin, „ist auch bei unserer Partei kein Zweifel, übrigens stehen die Sachen sehr schlimm, wer weiß, was daraus wird; jene, denen die Antwort vorgelesen wurde, sind voll des Zornes und Unwillens heimgerannt, die Aufregung ist überall groß; ich hörte schon davon reden, daß viele unserer Partei morgen auf das Schloß wollen, um Slavata und Martinitz zur Rede zu stellen und sie zu erinnern, was die Stände schon damals gesagt, als die beiden die Amnestie nicht unterschreiben wollten. Nun, wenn dem so ist, wer weiß, zu was sich die Unsern hinreißen lassen."

„Wahr", meinte Kinski, „ich will morgen aber lieber auch hin, vielleicht kann ich wenigstens helfen einen gänzlichen Bruch verhindern."

„Recht, tue das", ermunterte ihn der Freund, „das heißt, wenn du dich stark genug fühlst, aber schone dich, Bester."

Kinski lächelte dankbar über seines Freundes Besorgnis und fragte dann: „Sonst noch Neues?"

„Mit den Staats- und Parteiangelegenheiten wären wir fertig", meinte schalkhaft Lomczin.

„Es werden dich aber wohl eben diese Angelegenheiten so in Atem gehalten haben, daß es dir unmöglich war, meinem vor Wochen getanenen

Wunsche nachzukommen", bemerkte im voraus entschuldigend Kinski.

„Ich habe nur auf deine Frage gewartet, mein liebender Ritter", antwortete der Freund, „ich war in Braunau."

„Du warst in Braunau?" rief erfreut Kinski, „und bringst mir von dort was für Nachrichten?"

„Die besten von der Welt", entgegnete Lomczin; „höre, ich kam nach Braunau, stieg beim bezeichneten Hause ab, ziehe meine Erkundigungen ein und erfahre sogleich von einer Magd, daß deine Liebste nicht mehr in Braunau sei."

„Nicht mehr in Braunau?" warf Kinski bestürzt ein.

„Tröste dich", beruhigte der Freund, „sie ist hier in Prag und, wie mir die Magd versicherte, unter dem Schutze eines Ehrenmannes."

„Um Gott, seinen Namen", bat Kinski, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung.

„Ja, warte ein wenig", meinte der Gefragte, „seinen Namen, die Magd nannte ihn mir, sein Name — ah", rief er plötzlich, sich besinnend, „Fabricius." Und erschrak aber sogleich über die Leichenfarbe, die des Freundes ohnehin blasses Antlitz annahm. „Herr im Himmel", fragte er erschreckt, „kennst du denn diesen Mann von so schlimmer Seite?"

„Er war immer mein Nebenbuhler", preßte Kinski hervor.

„O weh!" jammerte sein treuer Freund, „da brachte ich dir ja die schlimmste Nachricht, die ich

nur bringen konnte, und ich glaubte dabei, ich habe eine frohe Botschaft."

„Ludmilla untreu", seufzte Kinski aus tiefer Brust. „Nicht möglich", fuhr er nach einer Weile fort, „und doch, und doch, wenn sie mit dem Welschen hieher zog. Aber sie glaubte mich wohl schon tot; ach, aber die Treulose, konnte sie mich denn auch gar so schnell vergessen, war ich so unendlich leicht zu ersetzen? Aber was frage ich das die Wände meines Hauses, hin will ich zu ihr", rief er wild, „will sie selber fragen, und ihr Buhle soll sich mit mir messen, sie spottete mit meinen heiligsten Gefühlen, und dies tilgt jede Schonung aus meiner Brust."

Und auf sprang er und wollte fort, aber stark hielt ihn der treue Freund zurück.

„Was willst du denn beginnen?" fragte er, „bedenke, deine Schwäche und diese Aufregung deiner Seele würden dich entweder dem gesunden, starken Gegner unterliegen lassen oder dich wieder aufs Krankenlager werfen. Hast du einen Strauß mit dem Manne auszufechten, überlaß das mir; wer ist er denn eigentlich?"

„Sekretär bei der hiesigen Statthalterei", erklärte Kinski unmutig, aber doch einsehend, daß sein Freund recht hatte.

„Nun, so will ich morgen im Schlosse seine Bekanntschaft machen und sie außer der Stadt fortsetzen", beteuerte Lomczin und blieb noch lange bei Kinski, den er zu trösten und zu beruhigen suchte.

Welche Bemühungen jedoch kaum einen teilweisen Erfolg hatten.

V.

Der über Prag herandämmernde Morgen des 22. Mai 1618 fand Ludmilla bereits wach in einem Saale, der zur Wohnung des Sekretärs Fabricius gehörte.

Die alte Haushälterin ihres Vaters, die mit ihr von Braunau entführt worden und die vom Welschen ihr zur Bedienung gelassen war, trug eben den Morgenimbiß auf.

Seit der Nachricht vom Tode Kinskis war Ludmilla gegen alles um sich her gleichgültig geworden, und ihr widerstandsloses Bleiben im Hause des unvermählten Welschen bezeigte, daß mit Kinski nicht nur ihr Lebensmut, sondern selbst jenes den Frauen eigene feine Schicklichkeitsgefühl getroffen worden war.

Ja, sie liebte den Fabricius sogar, wie etwa der, der seinen Fuß verloren, die Krücke liebt.

Eben trat der Sekretär ins Gemach, um, wie er's nun gewohnt, sich bei dem Mädchen zu verabschieden, ehe er auf das Schloß ging, seinem Amte gerecht zu werden.

„Guten Morgen, liebe Jungfer", sprach der Eingetretene ernster als sonst, „die Pflicht ruft mich wieder vom Hause; ehe ich aber von hier gehe, habe ich eine Bitte an Euch. Falls Ihr auf meine Bitten überhaupt etwas geben wollt, und ich denke, dieses habe ich doch um Euch verdient, so haltet Euch jetzt jede Minute reisefertig."

Erstaunt blickte Ludmilla auf.

„Ich?!“ fragte sie und setzte nach einer Weile hinzu: „und mein Vater?“

Fabricius zuckte mit den Achseln.

„Die Zeit drängt“, sagte er, „vielleicht — ich will sehen, was ich für ihn tun kann; wer weiß übrigens, ob mir selbst Zeit bleibt, mich und Euch zu retten. Die Utraquisten sind durch die kaiserliche Antwort“, fuhr er erklärend fort, „aufs höchste erbittert worden, wer weiß, zu was für Handlungen sich die Erzürnten hinreißen lassen. Ich als Amtsperson und dazu noch als Ausländer werde ihnen wahrscheinlich darum doppelt verhaßt sein und habe daher alle Ursache, mich vorzusehen. Euren Vater aber werden sie, falls sie die Oberhand gewinnen, am Ende selbst befreien, eben da er Utraquist ist; und unterliegen sie, nun, dann kann ich wieder etwas für ihn tun.“

„Aber warum soll denn ich mit, ich bin ja doch auch Utraquistin?“ fragte Ludmilla gespannt.

„Es ist meine heiligste Pflicht“, antwortete der Welsche, „Euch für das Vertrauen, das Ihr zu mir habt, mit meinem Leben zu schützen, auch wenn ich Euch nicht so liebte, wie ich es tue. Ja“, sagte er, als ihm Ludmillas verwunderte Miene zeigte, daß sie ihn nicht zu verstehen schien, „ja, Ihr seid eine Utraquistin, aber eine abtrünnige, — laßt mich aussprechen“, bat er, da er sah, daß Ludmilla Einsprache erheben wollte — „aber eine abtrünnige“, fuhr er fort, „wenigstens in den Augen des Pöbels, denn verweiltet Ihr nicht mondelang im Hause des verhaßten welschen Fabricius, der obendrein noch Sekretär der Statthalterei ist? Und wer weiß, wem

der Plebs dann ärger mitspielen könnte, Euch, der Abtrünnigen, oder mir, dem, der wenigstens immer ihm offen entgegenstand. — Aber eher sterben, als Euch ein Haar krümmen lassen!"

„Wie," rief Ludmilla, „Ihr habt mich also meiner Partei verdächtigt, jetzt wollt Ihr noch, ich soll mit Euch Vater und Vaterland verlassen, damit ich ganz allein — aber ganz allein dastehe und Ihr Eure Werbung aufs neue, mit um so sichererem Erfolg vorbringen könnt; wenn Euch dann noch, der armen Verlassenen gegenüber, um ehrliche Werbung zu tun wäre. Ihr habt mir übrigens zur rechten Zeit die Augen geöffnet, und dafür danke ich Euch, obwohl Ihr diesen Dank wohl nicht verlangtet noch verdient." — Damit wollte sie aufspringen und fort.

„Um Gott", bat der Welsche, „hört mich nur an, ich kann Euch ja doch jetzt nicht fortlassen, wartet ab, wie sich die Sachen stellen, ich will mit Gefahr meines Leibes und Lebens in Prag bleiben und Euch auch, sobald es nur ratsam ist, aus meinem Hause ziehen lassen, wohin Ihr nur wollt. Etwa nach Braunau, wenn Euch nicht vielleicht dort alles öde und traurig erscheinen würde, durch die Erinnerung an zerstörtes Glück. — Ach, Ihr stündet dann ganz allein. — Beim Himmel, wenn Ihr wüßtet, wie Ihr mich verletzt habt durch Eure vorige Rede? — Sagt doch selbst, habt Ihr nicht, nachdem Kinski (Fluch seinem Mörder!) gefallen, habt Ihr da nicht freundlich diese paar Monde in meinem Hause gewaltet wie ein guter Engel, wußtet Ihr denn nicht, wie ich Euch anbetete; Ihr eben

habt mich durch Eure sanfte Duldung ermuntert, zu hoffen, Eure erste Herzenswunde sei verharscht und Ihr seid auf dem Wege, mir Eure Gunst zuzuwenden, mein Herr im Himmel, alles bestärkte mich in diesem süßen Glauben und jetzt — jetzt ..."

„Ihr habt Euch also meine Seelenleiden zu Euren Gunsten ausgelegt, — Ihr seid kühn in Euren Deutungen", erwiderte klagend das Mädchen.

„Kühn", meinte Fabricius, „wohl, wenn kühn sein vom Schicksal höchstes Glück sich hoffen heißt. Und doch wieder nicht kühn. So Ihr meint, daß nur ich allein mir einbildete, Ihr wäret mir nicht abgeneigt, irrt Ihr Euch. Man hat mich in dieser süßen Meinung sehr bestärkt."

„So, und wer bestärkte Euch denn?" fragte Ludmilla unwillig.

„Die Leute, die ganze Stadt", war die Antwort.

„Mein Gott", rief jetzt erschreckend Ludmilla, „wieso?"

„Man glaubte allgemein", war des Welschen schonungslose Antwort, „wir lebten schon als Mann und Weib."

„Meine Ehre!" hauchte Ludmilla und sank ohnmächtig in die Arme des ihr beispringenden Fabricius.

„Ich bin rein!" rief sie, als sie wieder zu sich kam.

„Auch ich!" sagte stolz der Welsche.

„Und doch", jammerte sie, „meine Ehre ist nimmer rein; ach, daß ich erst jetzt, jetzt, wo es zu spät ist, mein Elend einsehe. Doch du, Bube", rief sie zornglühend und trat auf Fabricius zu, „du hast die

Schwäche benützt, in die mich mein schweres Leid geworfen, jetzt gib mir meine Ehre wieder!"

„Folgt mir", sprach kalt Fabricius, „folgt mir in mein schönes Vaterland, denn hier, in Böhmen, fürchte ich für meine Sicherheit, dort will ich Euch die Ehre wiedergeben durch meine Hand, die ich Euch bieten will. — Ach, wie habt Ihr mich aus meinen Himmeln gestürzt; Euch treibt kaltes Ehrgefühl, mich die glühende Liebe zum Altar."

„Meine Liebe ging zu Grabe, es bleibt mir nur die Ehre", sprach die Jungfrau, „und diese geht mir über alles; ich muß sie wahren; Ihr, Fabricius, sollt mir Euer Wort halten, ich will Euch im Auge haben und bewahren wie ein Kleinod, da nun in Euch mein Schätzbarstes ruht. Der Augenblick aber, der uns vereint vor Gott, soll uns auf immer trennen für diese Welt. Ich will zu Eurer Religion übertreten, um mich in die Nacht eines Klosters zu vergraben, dort kann ich ungestört trauern und vielleicht dort auch jene Ruhe finden, die mir Verlassenen wohl nimmer im lärmenden Getreibe der Welt werden kann."

Fabricius, eine Miene von Teilnahme heuchelnd, neigte sich vor der Jungfrau, wie wenn er allen ihren Vorhaben beistimme, und mit einer zierlichen Verbeugung Abschied nehmend, schritt er zur Türe hinaus.

Nach seiner Entfernung sank Ludmilla in einen Stuhl, und da sie wieder ihren schwermütigen Gedanken nachgab, trat Apathie an die Stelle der früheren Erregtheit.

Einen Blick innigen Mitleides auf die gedrückte Jungfrau werfend, schlich sich die Alte aus dem Gemach.

*

Wie lange Ludmilla wohl in einer Art Betäubung da gesessen, wußte sie nicht, als sie plötzlich das Eintreten ihrer alten Gesellschafterin sowie deren verstörtes Aussehen aufschreckte.

„O du lieber Gott", keuchte erschöpft die Alte heraus, „was für Nachrichten durchlaufen die Stadt! Unsere utraquistischen Stände sollen in hellem Zorne, bewaffnet, aufs Schloß gerannt sein; die ganze Stadt ist darüber in Aufregung. Nun Gnade Gott den Statthaltern, besonders aber dem Slavata und dem Martinitz!"

„Heiliger Gott", rief Ludmilla, „dann ist ja auch Fabricius in Gefahr!"

„Ja, freilich", meinte teilnehmend die Alte, „dem kann's auch schlimm ergehen."

„Wenn sie ihn morden", schrie entsetzt Ludmilla; „er darf nicht sterben", fuhr sie heftig fort, „mit ihm stürbe meine Ehre, er darf nicht, er muß seine Schuld an mir abtragen. — Folge mir", sagte sie nach einer Pause entschlossen zur Alten.

„Wohin?" fragte diese erschrocken.

„Aufs Schloß", war Ludmillas feste Antwort.

„Um Gott", rief die Alte, „was wollt Ihr dort?"

„Folge mir", befahl streng, ohne zu antworten, Ludmilla, und da die Alte sah, sie könne ihre Gebieterin nicht von ihrem Entschlusse abbringen, ent-

schloß sie sich seufzend, dieselbe zu begleiten. Und beide Frauen schritten rasch aus dem Hause, den Weg nach dem Schlosse einschlagend.

*

Dort ging es schon laut her, die utraquistischen Stände, größtenteils bewaffnet, hatten sich dort eingefunden, und die Vornehmsten unter ihnen: Graf Thurn, Colon von Fels, Paul von Rziczan, Wilhelm von Lobkowitz, Joachim Andreas Graf von Schlick und andere, unter denen auch Kinski sich befand, traten mit Ungestüm in die Kanzlei.

Dort waren gerade vier der Statthalter beisammen: Adam Sternberg, Diepold von Lobkowitz und die verhaßten Slavata und Martinitz, samt dem Sekretär Fabricius. Tumultuarisch gruppierten sich die Eingedrungenen am Ende des Gemaches, und Paul Rziczan trat vor.

„Wir sind gekommen", begann er, „Euch selbst zu fragen, ob Ihr zu dem höchst nachteiligen, im Namen des Kaisers ausgegangenen Schreiben geraten?"

Von den Statthaltern nahm jetzt Adam von Sternberg das Wort und bat die Utraquisten, sich zu mäßigen und keine Gewalt zu brauchen.

Colon von Fels rief jetzt: „Wir haben nichts wider Euch und den Herrn von Lobkowitz, wohl aber gegen Slavata und Martinitz, welche uns bei jeder Gelegenheit zu unterdrücken suchen."

Doch den anwesenden Hitzköpfen war nicht um das Hin- und Herreden zu tun, und einer aus der Schar rief plötzlich:

„Man werfe sie nach altem Brauch aus dem Fenster!“

Dies war für die anderen die Losung, und sie stürzten auf die Verhaßten zu, Sternberg und Lobkowitz packten sie am Arme und führten sie aus dem Zimmer.

Martinitz und Slavata, erschrocken, baten, man möchte sie, falls sie etwas verschuldet hätten, nach den Gesetzen richten.

„Laßt sie, laßt sie“, bat Kinski, trotz der Anwesenheit des ihm verhaßten Fabricius sich mäßigend, beschmutzt Euch nicht an ihnen Eure reinen Hände!“

Aber die Mißvergnügten hatten schon die beiden ergriffen und zum Fenster geschleppt, und ehe noch Kinski ausgesprochen, flog schon Martinitz in den Schloßgraben hinunter.

Alle standen nun gleichwohl erschrocken und sprachlos.

Und eben wollte Kinski aufs neue, zur Beschwichtigung der Rasenden, den Mund öffnen, da sprang die Türe des Saales auf, und voll Angst stürzte Ludmilla herein.

Und vor den arg bedrängten Fabricius, dessen sich gerade einige der Utraquisten bemächtigen wollten, stürzend, rief sie den Angreifern zu:

„Um Gott, Landsleute, schont diesen Mann, er hat mir, einer Tochter Böhmens, die Ehre geraubt, er gebe sie mir wieder.“

„Hat er das, Landsmännin“, schrie einer der Unbändigen, „ein Grund mehr, ihn dem Martinitz nachzuschicken.“

Kinski war bei dem Erscheinen Ludmillas bleich geworden, als sie aber in jene Worte ausbrach und schützend vor Fabricius trat, da fuhr seine Hand ans Herz, und er stöhnte:

„Das traf, o du mein Gott, das traf!“ — Dann aber ermannte er sich, und im herbsten Schmerze schrie er auf: „Ludmilla!“

Da wandte, von der bekannten Stimme erschüttert, die Jungfrau ihr Antlitz gegen den Geliebten, ein Schrei entfuhr ihr, in dem sich Schreck und wahnsinnige Freude paarten, und hin flog sie zu ihm, die Arme um seinen Leib schlingend, als wollte sie sich vergewissern, er sei es in Wahrheit und in Fleisch und Blut.

Durch ihr Wegeilen war Fabricius bloßgegeben, und seine Gegner, kurzen Prozeß machend, warfen sich jetzt auf ihn und bemächtigten sich seiner.

Unterdes hatten sich die am Fenster Stehenden von ihrem Schreck über den früheren und ihrem Staunen über den jetzigen Auftritt erholt, und als einer rief: „Edle Herren, hier habt Ihr den anderen!“ ergriffen sie auch Slavata, warfen ihn gleichfalls zum Fenster hinaus und sandten schließlich den beiden noch den Sekretär Fabricius nach, noch ehe es Kinski hindern konnte, welcher sich mit der ihn mit tausend Fragen bestürmenden Ludmilla beschäftigte.

So waren denn Martinitz, Slavata und Fabricius eine Höhe von 28 Ellen hinabexpediert worden und hatten es nur ihrem außerordentlichen Glücke zu danken, daß sie keinen beträchtlichen Schaden

nahmen, sie fielen nämlich auf einen Kehrichthaufen. Da die am Fenster stehenden Utraquisten sie so mit heiler Haut unten anlangen sahen, schien ihnen die Arbeit nur halb getan, und sie brannten noch einige Pistolenschüsse auf die unten Liegenden ab, welche jedoch ebenfalls wenig Schaden taten.

*

Das Verständnis und die Einigung der beiden Liebenden, die sich wiedergefunden hatten, folgte schnell, und selbst der alte Starrkopf Crumlow, als er mit Czech, mit dem er im Turme wieder Freundschaft gemacht hatte, freigelassen wurde, hatte gegen ihre Verbindung nichts. Die Schmach, die seine Tochter durch seine Schuld von der Nichtswürdigkeit des Italieners erlitt, raubte ihm den Trotz, den er gegen Kinski törichterweise getragen hatte.

Und ein festlicher Tag war's in Braunau, an dem Kinski des alten Crumlow Tochter heimführte; daß sich Czech das Amt eines Beistandes und dessen ältere Tochter das einer Brautjungfer nicht nehmen ließ, versteht sich. — — —

Doch nicht so schnell einigten sich der Kaiser und die utraquistischen Stände, und die traurige Frucht des Zwistes, der sich nun zwischen ihm und denselben entspann, war der unselige dreißigjährige Krieg, dessen Greuel auch in die stille Häuslichkeit unserer Braunauer ihre Schatten warfen, aber deren Glück konnten sie nicht zerstören und deren Seelenfrieden nicht trüben.

Japhet, der einen Dümmern sucht

Erstes Kapitel

Die Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten das Stift Göttweih, das auf Bergeshöhe thronte und in seiner goldenen Glorie auf mich herabsah, der in tiefem Schatten der Kirche von Mautern eine Steintafel las, die an der Mauer derselben angebracht war und lautete:

Hier liegt in einem süßen Fried
Ein Mann, der Holz und Stein das Leben
Mit seiner Künstlerhand gegeben,
Hier liegt Herr Johann Schmidt, 2c.

Der so Besungene starb anno 1600 und so und so viel, ich dachte mich so 200 Jährchen zurück, wo der Mann, „der Holz und Stein das Leben mit seiner Künstlerhand gegeben", wohl gelebt haben mochte, dann aber riß ich mich aus meinen Träumen und trabte die lange hölzerne Mautnerbrücke hinüber, um über Stein nach Krems zu gelangen, das ich für die Saison 61/62 mit meinen mimischen Talenten beglücken sollte.

Stein ist eigentlich nur e i n e lange Straße, längs der Donau hinlaufend und anderseits ans Gebirge stoßend, da gab's also nur einen geraden Weg, und ich mußte daher in Stein an der uralten Kirche, deren Erbauung sich von 12.. datieren soll, vorbei, rings um das renovierte Kirchlein sind Stufen von

verwitterten Grabsteinen, an denen noch die Wappen altedeler Geschlechter sich befinden, doch — halb vom Regen ausgewaschen und von den Tritten der darüber Hinschreitenden gehöhlt — nur äußerst undeutlich zu erkennen sind, der Buchstabe ist aber erloschen, und wem die stolzen Granittafeln gesetzt wurden, sagt kein stummer noch ein lebendiger Mund, nur etliche Tafeln, von gestrengen Herren ꝛc., die vielleicht Stammgäste des Bethauses waren, hängen hier noch an den Wänden; da knien sie wohl im Konterfei in der alten Tracht, vor unserm Auge, das nicht diese, noch ihre Sitten begreift, und doch den Schlüssel in sich selbst leicht finden könnte. Unter all den Tafeln war mir immer die merkwürdigste eine, die eine ganze hohe Familie zu umfassen schien, mit unleserlichen gotischen Lettern und den Jahresdaten 14.. und 15..

Diese Tafeln an den Kirchen, um welche herum verstreut, verwitternd, die Gebeine der durch sie Bezeichneten ruhen, und deren Zahl aber kein Gestorbener der neuen Generation vermehrt, ich nannte sie schon oft „tote Gottesäcker". Kein Wunder, daß ich so in eine echte Totengräberlaune kam und vom Kremser Glacis einbog, um im Mondenscheine den lebenden Gottesacker, der noch heute seine Opfer verschlingt, aufzusuchen.

Ich nahte mich der Kapelle und las im bleichen Mondlichte deren Aufschrift: „Herr, lasse sie ruhen in Frieden!" Ich sah durchs Gatter ins Innere der Kapelle — und prallte zurück, ein eisiger Schauer rieselte mir über den Rücken, aber ich schämte mich

der albernen Furcht vor mir selbst und blickte zum zweiten Male hinein, und sollte ich auch dem Gräßlichsten bebend ins Antlitz schaun — ja, es war eine weiße Gestalt, was ich gesehen! Kein Geist ist's, so dachte ich schon beim ersten Anschauen, 's ist nur ein im Leichenhemd Beigesetzter — was schaudere ich eigentlich vor Toten, der ich doch die Geister negiere, noch einmal, ich will sie genau sehen, die Umrisse der Gestalt! — Noch einmal sah ich angestrengt hinein — und blickte dann abwechselnd, mit sehr abgekühlter Miene, bald auf den Stand des Mondes, bald ins Innere der Kapelle.

Die Gestalt war nur das Mondlicht, wie es bleich und nebelhaft in den dunklen Raum fiel — am Altare flimmerte trüb das ewige Licht — „Licht für Augen, die nicht sehen", brummte ich, „das Öl könnte man sparen" — und war ganz herausgeworfen aus meiner Gräberstimmung — ich wäre heut abend gewiß nimmer eingekehrt bei der Frau Romantika, sondern, wie's beschlossen, bei der „weißen Rose", wenn nicht ein neuer Anstoß gekommen wäre. —

Ich bog vom Friedhof in die einsamen Gäßchen, deren Kreuzungen mich in das Weichbild der Stadt führen sollten; auf einmal erscholl Gesang, ich blickte an einer hohen Gartenmauer hinauf, über diese ragte eine Laube (ob es eine Geißblatt-, Jasmin- oder Rebenlaube, kann ich nicht angeben, obgleich es für einen Romanschriftsteller fast unerläßlich ist, anzugeben, in was für einer Gattung Laube seine Hel-den und dinnen sitzen), kurz es war eine Laube, aus deren

Blätterdache oder -wänden von einem lieblichen Mezzosopran vorgetragen folgendes Lied erscholl:

Das bange Herz im Busen trägt
Die doppelt schwere, herbe Last
Kann's nicht gestehn, für wen es schlägt,
Nur einer Seele, die es faßt.

Nur einer Seel, die's redlich meint
Die fächelnd seine Gluten kühlt,
Und mit ihm um den Fernen weint,
Wenns Herz vor Sehnsucht überquillt.

Da stach mich wieder einmal der ganze momusische Kitzel, ich war es müde, wie Mephisto den Professor, so heute den Melancholiker zu spielen, und sang der Unbekannten in der Laube entgegen:

O, höre auf zu seufzen, Herz,
Ich löse dich von deiner Pein,
Du sollst nicht schleppen so viel Schmerz,
Ich will dein Eckensteher sein.

O tröste dich, du armer Schalk
Mit deinen Gluten, deiner Trän.
Bin deiner Lieb ein Blasebalg
Und deinen Schmerzen ein Bassin.

Oben hörte ich deutlich die Gitarre der Sängerin entfallen, ein brauner Lockenkopf mit interessanten mondmilchigen Zügen kam zwischen den Blättern raschelnd zum Vorschein und fragte ziemlich erbost: „Wer sind Sie, mein Herr?"

Ich wollte eben losplatzen und auch als Antwort singen:

„Bin ein Episodiste,
S' Gschäft is a Pein!"

Aber ich dachte an die Höflichkeit, die man Damen schuldet, selbst wenn sie in schöner Mondnacht Lyrik in die Nachtkühle hauchen; ich zog daher den Hut, stellte mich förmlich vor und erzählte meine kurze, aber leidensreiche Lebensgeschichte, meine Offenheit versöhnte das Fräulein oben, meine Leiden rührten es — und als wir schieden nach unserm öffentlich erlaubten Gespräche (öffentlich, denn ich stand auf offener Straße, erlaubt, sie war in der Laube), da hatte sie mir versprochen, ihr heute nachts in idyllische Einsamkeit hinausgesungenes Leid mir morgigen Tages auch einmal in menschlicher Fassung, mir, dem menschlich Neugierigen, vorzutragen.

Zweites Kapitel

Des andern Tags, Schlag drei Uhr, schritt ich durch die Flur des Hauses, das unsere romantikumhauchte Schöne bewohnte, ich stahl mich verabredetermaßen in den Garten, suchte die bewußte Laube auf und fand darin meine nächtliche Bekanntschaft, sinnend den Kopf auf die Hand gestützt, das Geräusch meiner Schritte auf dem Kies des Gartenweges riß sie aus ihrem Nachdenken; sie blickte flüchtig errötend auf, nickte mir freundlich grüßend zu und lud mich ein, Platz neben ihr zu nehmen, indem sie mit ihrem niedlichen Händchen einen kleinen Halbkreis nach der mir zugedachten Stelle beschrieb; ich fing das Patschchen auf, ehe es seine Rückfahrtslinie vollendet, und nahm mit obligatem Handkuß Platz.

Meine schöne Herzausschütterin war im strahlenden Sonnenlichte weit weniger romantisch als gestern bei Lunas bleichem Schein, ihre ganzen Züge, von der vorgewölbten Stirne, den starken bogigen Augenlidern, dem Stumpfnäschen, verliehen ihrem Gesichte den Ausdruck der Kinderunschuld, doch war das Kind ein hübsches Kind, ein Kind von 16 Jahren, und welchen Mann interessiert so ein Kind nicht?!

Sie fing an, mir ihre Eröffnungen zu machen. Der Stil und die Ansichten, die sie in ihrer Leidensschilderung entwickelte, würden dem geehrten Leser, der erstere zu einfach, die zweiteren manchmal zu naiv vorkommen, als daß ich es darauf wagen wollte, meine Heldin redend einzuführen. Ich muß schon an ihrer Statt erzählen und nur von Zeit zu Zeit von ihrem Senf zu meinem Fleische nehmen. —

Es war zur Zeit des großen Kremser Sängerfestes (etwelche Monate vor meiner Ankunft, zur Zeit der Erschaffung der famösen Kremser Hunderter), als unsere Heldin noch nicht wußte, was Liebe sei — sie hatte wohl dunkle Begriffe davon, und welches junge Mädchen hat diese nicht —, aber ihre Seele hatte ihren Mai, wo alle Knospen springen, noch nicht gesehen.

Es war also zur Zeit des Kremser Sängerfestes, die verschiedenen Gesangsvereine hielten ihren Einzug, und die Kremser Gassenjungen stritten sich, ob der vorgetragene Fahn oder der größer sei, den jeder der Herrn für sich aufgesteckt hatte. — Krems hatte alles wohl angeordnet, man hatte ordentlich

Sängereinquartierung eingesagt, und die guten Bürger warteten mit dem Abendessen auf die Herrn Sänger bis nach 10 Uhr — wer nicht kam, waren die Herren. Die Herren waren einmal nicht in der Stimmung, sich zu Bette zu legen, sie blieben so gerne in freier Luft, sie hatten sie so nötig, die freie Luft, sie waren so übervoll des Glücks, daß sie sich fürchteten, in dumpfiger Stube einen Teil desselben von sich geben zu müssen. Etliche Kremser Bürger stellten in ihren größeren Zimmern eine Anzahl Betten auf, echt soldatisch aus Kotzen und Strohsäcken bestehend, und schrieben an ihre Tore: 1. Sängerherberge, 2. Sängerherberge u. s. w. Aber diese Herbergen hatten keinen Herrn zu bergen, dagegen hatte der Hirschenwirt seine liebe Not, zu dem gegen drei Uhr morgens Sängerheerscharen geströmt kamen und übernachten oder eigentlich „übermorgen" wollten, er wußte sich nicht anders zu helfen, als in der Hausflur Stroh aufschütten zu lassen, womit denn die Herren Sänger zufrieden waren und sich in des Hauses Flur auf Stroh behaglich dehnten, der Hirschwirt ließ aber sein Tor schließen, damit, trotz deutscher Begriffslehre, die Hausflur nicht mit Einfahrt identisch werde, was den Schlummernden daselbst gewiß nicht angenehm gewesen wäre, wenn Huftritte und Räderungen ihren Stimmitteln einen Schlag und Gnadenstoß versetzt hätten. — Und bald herrschte Stille am Platze, wo das Hirschenwirtshaus stand, nur manchmal tönte ein tiefes Krölzen in die feierliche, andachtsvolle Stille des herandämmernden Morgens.

Aber nicht alle waren zur Ruh zu bringen, so irrte auch Achatzius Triller, Mitglied des Steyrer Sängerbundes, bis an den hellen Tag in den Gassen der Stadt herum, er war der einzige Nüchterne des ganzen Bundes, weil er, wie seine Kollegen bemerkten, zu dumm war, einen Tropfen Wein unter den Kehlkopf zu bringen.

So brachte er auch in dieser denkwürdigen Nacht unserer Heldin ein Ständchen und sang mit zweien seiner Sangsbrüder der herabschauenden Schönen aus Mozarts Zauberflöte: „Stirb, du Ungeheuer!" entgegen. So sonderbar die Wahl des Textes auch sein mochte, so fühlte sich ihr schwaches Geschlecht doch geschmeichelt durch die Serenade — sie blickte auf ihn, er auf sie, sie dachten, wie schön sich's leben ließe als Mann und Weib; sie ist gewiß eines Hausbesitzers Tochter, dachte er; er ist gewiß eines Hausbesitzers Sohn, dachte sie; das Vermögen wäre ja da, so dachten sie beide; ein unnennbares Gefühl erwachte in ihnen, es wurde ihnen so wunderbar, so selig ums Herz — in seiner weitesten Bedeutung — herum, und die Liebe erwachte mit aller Kraft einer noch nie geliebt habenden Seele.

Ich stellte meiner schönen Erzählerin die Frage: ob sie nicht, von der Dummheit des Achatzius abgestoßen worden sei, sie aber sagte: „Du lieber Himmel, wer lang sucht, kauft schlecht; wenn er auch dumm ist, so bin ja ich gescheit; und das ist ja immer besser, als wenn ich dumm wär und er gescheit. Ein Gescheiter wär mir schon lieber, aber es war halt grad dazumalen keiner da, und damals war

halt gerade die Zeit, wo ich hab Liebhaber ‚fassen' müssen."

Den Tag darauf erfolgte eine Gartenszene, die ich zu schildern unterlassen will, und die der geneigte Leser in Bürgers „Pfarrerstöchterl von Taubenhain" nachlesen kann. Meine Schöne sagte mir zwar das nicht, aber einmal eingeweiht in die Folgerungssätze, forschte ich nach dem Schlußsatze und brachte alles mit Hilfe einer tratschigen Schustermeisterin im Hause heraus.

„Worin aber bestand nun das Unglück unserer Heldin?" frägt schon ungeduldig der geneigte Leser und meine liebenswürdigen Leserinnen, die alle, gleich mir, in allen obigen Stadien, von der beglückten Seele an bis zu deren beglücktem Lebensgenossen, dem Leibe, kein Unglück finden. „Etwa in der nahen Trennung?" hör ich schon teilnahmsvoller fragen. Nein, nein, in der gänzlichen Unmöglichkeit einer Vereinigung!

Achatzius Triller begab sich vor der Heimreise zu dem Vater seiner Liebsten, er ließ heute seine Leuchte besonders glänzen und überstrahlte alles an Dummheit — hätte er wenigstens noch die teilweise Okkupation der Mannesrechte in jener Probenacht in die Wagschale geworfen, vielleicht hätte sich der Papa der Gewalt der Tatsachen gebeugt — kurz, der Alte hatte, aber so, keine so feine Nase, um in dem Abtritt seiner Tochter (an Achatzius natürlich) eine dargetane Notwendigkeit zu verspüren.

Der Tag der Abreise rückte näher, die Liebenden fingen an, gelinde zu verzweifeln, der Alte wurde

von beiden überloffen, endlich fiel's dem Achatzius ein, nach dem Grund seiner Zurückweisung zu fragen. Er erhielt die Antwort: Sie sind mir zu dumm zum Schwiegersohn, wenn ich wüßt, daß's einen dümmern Kerl auf der Welt gibt als Sie, so wollt ich's drauf wagen, so wären Sie doch net der Dümmste, zeigen S' mir ein Dümmern, und wir wollen weiter reden."

„Einen Dümmern wie ich", seufzte Achatzius, „einen Dümmern wie ihn", hauchte die Geliebte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das letzte Lämpchen in der Nacht ihrer Trübsal erlosch, es war jeder Hoffnung der Faden abgeschnitten. — Getrennt auf ewig!

Auf dem großen Balle, den die Sängergäste zum Abschiede veranstalteten, und den sich die Kremser noch ziemlich lang merken werden, da die Gäste die Töchter und Frauen der Hautevolee einluden, zugleich aber auch die gemeine bürgerliche Kanaille und sogar Fabriksmädeln, auf diesem Balle tanzte Achatzius nur mit Nicotinianen, id est Zigarrenmädchen, vulgo Zigarriwuzlerinnen von Krems, er tanzte, bis sich alles um ihn im Kreise drehte, in einem Kreise, als dessen Mittelpunkt er sich betrachtete — welche Gefühle er einem seiner Freunde in einer längeren Explikation auseinandersetzte, worauf der nichts sagte, als: Punkt—dumm!

Drittes Kapitel

Monate waren seit meiner Begegnung mit der Heldin und seit der Entgegennahme der Bekenntnisse derselben verronnen; als ich zufällig an jener

denkwürdigen Mauer vorüberstreifte, als ich mich plötzlich beim Namen nennen hörte, ich blickte auf und sah meine Mondscheinbekanntschaft oben in der nunmehr blattlosen Laube, ich beeilte mich, das Haustor zu gewinnen und stand in kurzem vor ihr.

„Wir haben Hoffnung, ich bekomm meinen Achatz", war das erste, was sie mir entgegenrief. „So haben Sie", fragte ich zweifelnd; „einen Dümmern — wir haben ihn", rief sie, vor Freude in die Hände klatschend.

„Ist denn", fragte ich, „die Dummheit in höchsteigener Persona auf die Erde gestiegen?"

„Sie sollen alles wissen", sagte sie, damit zog sie mich an der Hand nach dem Hause, hieß mich einen Augenblick warten und kam mit einem Päckchen Briefe — „vom Achatz", sagte sie errötend, gab sie mir zur Durchsicht, und ich empfahl mich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es wird mir unmöglich, den Eindruck zu schildern, den die Briefe des dummen Achatz auf mich machten; wer mich an diesem denkwürdigen Tage gesehen hätte, bald die Briefe um die Erde werfend, bald sie wieder aufraffend und vom neuen lesend, er würde mich für verrückt gehalten haben.

„Ist's denn möglich, ist's wahr", rief ich, „nein, es kann nicht sein, ein Geschäftsverwandter, ein Mime — ein — ein Gott! — ein göttlicher Kollege — nein, Irrtum ist's, höllischer Trug!"

„Ach", sagte ich tief seufzend, „ich kenne ja nicht einmal alle göttlichen Kollegen — aber wenn's so ist", sagte ich, „wenn's so ist", und tat den furcht-

baren Schwur der Nichtschonung, „wenn's so ist, in die Hölle mit diesem Gott!"

Tief bekümmert ging ich abends nach dem Theater in eine Kneipe, deren Schild „Zum Schwarzen Adler". — Soll mich denn heute überall das Unglück verfolgen, dachte ich, denn mir vis-à-vis an meinem Tische saßen zwei Männer, die sich vom Theater unterhielten, aber es war nicht die Elendsteiner „Kunstausschrothütten", von der sie sprachen, ich hörte manchen fremden und manchen bekannten Namen, die beiden Sprecher waren aus Steyr, da rückte ich denn zu, eine Frage gab die andere, ich wollte ja gerne alles oben in Steyr wohl und munter wissen und alle Götter in den Wolken überirdischer Behaglichkeit sich streckend — da rutschte mir auch der Name aus den Briefen des Achatzius Triller heraus.

Den Steyrern hatte ich damit ein Feld der ungeheuersten Beredsamkeit aufgetan, nach und nach spitzte der eine und andere Gast auch sein Ohr, und bald dröhnte die Stube vom Gelächter.

Lange hielt mich meine Wißbegierde auf den Stuhl gebannt, aber es nahm kein Ende mit der Beredsamkeit der beiden, rasch nahm ich meinen Hut, empfahl mich barsch und stürzte wild lachend in die Nacht hinaus. — Ich wußte nicht wie, ich kam zur Gartenlaube, trotz der Kälte mußte die Schöne sich herausgewagt haben, wie Klänge des Triumphes drangen die Gitarreakkorde von oben an mein Ohr; was sie sang, so leise und so innig für sich, vielleicht ein Dankgebet, daß sich die Natur doch manchmal

in der Dummheit überproduzieren könne, ich konnte es nicht verstehen; gellend rief ich hinauf: „Ihr habt Euren Dümmeren gefunden, seid glücklich!" — Dann rannte ich heim, gepeitscht von Zorn und Wut, von glühendem Hasse — Feder und Tinte und Papier legte ich mir zurecht, warf mich dann aufs Lager und träumte von dem — Dümmern.

Viertes Kapitel

Mein Traum: — Ich war in einer wilden Gegend, jeder Strauch und Baum streckte seine Äste mit einer Fratze gegen Himmel, und das Gras wuchs struppig; da plötzlich schollen Hufschläge durch die fade Stille, ein Esel jagte im Galopp daher und an mir vorüber, — ein unangenehmer Geruch, der mein Geruchsorgan empörte, überzeugte mich, daß sich der Esel nicht brav aufgeführt habe. — Aus dem warmen Eselsmist kräuselte der Rauch auf und dichter wurde er und dichter, und eine Gestalt trat vor mein Auge — es stand ein junger Mann vor mir, in der Hand hielt er einen Spiegel und lächelte sein Abbild an und küßte es von Zeit zu Zeit, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, er tat wohl seine eigene Kopie küssen, da sich kein anderer, noch weniger eine andere wohl dazu verstehen möchte, das Original mit den Lippen zu berühren.

Mit Augen wie das Kalb vorm End,
Wenn es grad macht sein Testament —

so blickte der, den der Esel im Galopp — — —, um sich. Es war ein Mensch, aber sein ganzes Aussehen

glich einem Minuszeichen vor dem Wörtchen Verstand.

Auf einmal rief es leise aus dem Grase: „Herr Inspizient!“ — Da fuhr der junge Herr auf, wie wenn ihn eine Natter gestochen hätte, und schleuderte den Spiegel gegen den Boden hin, daß er in Scherben zersplitterte, und sieben Jahre Glück ohne Verstand (bekanntlich die beste Sorte) hatte er verscherzt.

„Herr Inspizient!“ rief es noch lauter als zuvor und lauter und in mehr Stimmen und in immer mehr, und der also Angesprochene wurde immer wütender und stürzte sich in verzweifelter Raserei auf die Erde und biß ins Gras wie weiland Nebukadnezar, König von Assyrien, Grünzeug fressenden Angedenkens.

Da wurde plötzlich aus dem Grase der grüne Teppich über den Brettern, die die Welt bedeuten — „großes Trauerspiel“ stand auf dem Zettel, und der Jüngling war froh, diesmal inspizieren zu dürfen.

Aber sein Herz pochte, es war Posse, was wieder gegeben wurde. Ich bin sehr komisch, dachte er, man unterdrückt mich, und leise nannte er den Namen des oft verwunschenen Unterdrückers. „Singe, wem Gesang gegeben!“ schrie er plötzlich. „Eben wegen Gesangesmangel!“ fing eine ihm bekannte Stimme an und drückte ihm das Szenarium in die Hand.

Da plötzlich sanken die Soffitten tiefer und tiefer, Wolken, rings nichts als Wolken, und in den Wolken thronten die Götter, ich hab es wohl gleich gerochen, daß das eigentlich Tabakswolken seien,

aber ich mochte den Olymp nicht aus der Illusion reißen — und Ganymed kredenzte den Göttern den Becher der Grobheit, da wurde er hinausgeschmissen bei einer Himmelstür — aber siehe, eine andere tat sich auf, und er spazierte wieder herein und umarmte alle jene, so er früher gröblich bedient. — Und die Götter wollten nicht „vergebens kämpfen" und verziehen ihm, dem Göttlichen, der nicht nur Mundschenk, der schon vielmehr selbst unversiegbare Quelle ungeheurer Heiterkeit ist.

„Wer verdirbt uns bei der Liedertafel den Appetit?" fragte eine klangvolle Stimme.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber das berührte ihn nicht, da plötzlich trat ich auf den Schauplatz, als Mephisto sauste ich durch die Luft, ich faßte meinen Mann mit altgewohnter Schärfe und stieß ihn in die „Hölle" — die Hölle aber verwandelte sich plötzlich in den Souffleurkasten, zwei Dämonen nagelten an der Vorderseite ein Drahtgitter fest, und ich schrieb mit starken Strichen auf den Kasten das unsterbliche Wort des Appelles: „Schuster, bleib bei deinem Leisten."

Der Gefangene wimmerte, er schimpfte, bald hieß er mich dumm, bald sehr gescheit, bald hatte ich recht, bald unrecht, da alles nicht half, griff er zu einem verzweifelten Mittel — er sang — entsetzt fuhr ich auf — und erwachte. — Tag war's, ich dachte, schreibst deinen Traum auf. Aber was wird der Betreffende sagen? Ei was, dachte ich, Herr von Eselsdreck wird wohl die Geduld seines grauen Erzeugers haben. — So geschah es.

Was unsere Liebenden betrifft, so sehen sie für gewiß der baldigen Vereinigung entgegen, denn der Alte soll wirklich gesonnen sein, nach Steyr zu fahren und sich das Original in Augenschein zu nehmen.

Was wird's weiter noch Hindernisse geben, jauchzt, seid glücklich!

Der Dümmere ist gefunden!

Ein Brief, der tötet

I.

Die Blätter vergilbten, die Stoppeln bleichten, und in Wald und Flur trat unerbittlich der Herbst in seine Rechte, auch den Städtern verdarb er zu ihrem großen Mißvergnügen die wenigen öffentlichen Spaziergänge, und mit den Schwalben fort auf Wanderschaft, wenn auch nicht nach milderen Himmelsstrichen, zog, wie alljährlich, auch die Schar der Jünger Thaliens, die sich rühmen dürfen, eben weil an nichts anderem, ein Eigentumsrecht an die ganze liebe weite Welt zu haben.

In einem kleinen Orte nahe der Residenz eines der vielzähligen deutschen Fürstentümchen hatte sich eine solche Truppe darstellender Künstler, die oft den hohlen Ruhm der Menschendarstellung mit Aufopferung des eigenen Menschentums in Not und Elend bezahlen müssen, so behaglich als möglich eingerichtet. Die Vorstellungen lockten allabendlich das Publikum in den Saal, wo das Theater, in allem, von den Dekorationen an bis zum geringsten Versetzstücke, ein Werk des kunstreichen Direktors, aufgeschlagen stand. Eben war die dritte oder vierte Vorstellung derzeitiger Saison zu Ende, dunkel lag der Saal, der noch vor kurzem vom Licht strahlte und vom Beifall ertönte, nur tief am Ende hinter den leinwandenen Lappen blitzte es noch flimmernd

und regte sich's; die Künstler hatten ihrer Aufgaben sich entledigt, und nun lag es ihnen ob, sich der Kostüme und der Schminke abzutun, um in die Wirklichkeit wieder einzutreten oder ihr ganz zu verfallen.

Eine bedenkliche Stille herrschte während des regen Bewegens beim Abstreifen der Kleider, das sonst bei lustigem Geplauder vor sich ging.

„Noch einmal", hob eine näselnde Stimme an, der man es anmerkte, daß sie eben wieder einen Sermon vorhatte, den sie wegen Mangel an augenblicklich disponibler Luft ausgesetzt haben mochte, „noch einmal, Herr Engelstein, der Herr Bürgermeister, der Herr Oberst, die meisten hervorragenden Personen des Ortes, ja die Tonangebenden des geringeren Publikums selbst haben sich gegen Ihr Spiel ausgesprochen ..."

„Herr Direktor", bat eine zitternde Stimme dagegen, „bedenken Sie ..."

„Was ist da zu bedenken?" fuhr der Obige fort, und dabei trat seine Person offenbar vor das Licht einer Lampe, denn sein Schattenriß zeichnete sich an der Wand scharf ab, wir sehen einen kleinen dicken Schattenkörper heftig gestikulierend sich hin und her wenden. Die Silhouette des Hauptes, das auf diesem schwarzen dicken Rumpfe saß, ist nichts weniger als Vertrauen erweckend, eine lange, rüsselförmige Nase, die vor einer scharf zurücktretenden Stirne um so mehr hervor- und gegen eine bedeutend sich vorlegende Kinnlade um so mehr zurücktritt, gibt ein solch aztekisches Profil, daß wir, wenn schon nicht

an dem Herzen, doch an der Intelligenz des also Gezeichneten sehr zu zweifeln geneigt sind. „Was gibt's da zu bedenken", fuhr er fort, und dabei drehte er sich rasch in einem Halbkreise herum, um eben so fertig seine alte Position wieder einzunehmen; die Worte, die folgen, überzeugen uns, daß diese Bewegung nichts war als eine appellierende Wendung des Leibes an die anwesenden, an verschiedenen Punkten postierten Mitglieder der Gesellschaft. — „Meine Herren", läßt sich der Sprechende weiter vernehmen, „sagen Sie selbst, die Sie schon länger in meinem Geschäfte gewesen, wird Herr Engelstein nicht schlechter statt besser, wird er nicht, mit Hamlet zu reden, rostig?" Dabei mochte er den Betreffenden, triumphierend über solche Belesenheit, angeblickt haben, denn an der Wand sehen wir infolge der Wendung eine beispiellose Karikatur des oben geschilderten, ohnedies nicht anziehenden Profils; die Nase tritt ins Unendliche hinaus, die Stirne ins Nichts zurück, und das ganze Haupt formiert einen nebulösen Fleck, der dadurch um so interessanter wird, als man ein Menschenhaupt in ihm zu vermuten aller vorliegenden Wirklichkeit zum Trotze nicht mehr im Stande sein dürfte.

„Sie werden rostig, oder alt, wenn Sie wollen, Herr Engelstein, und kurz, ich löse unsere kontraktlichen Bedingungen, denn Sie genügen nimmer; das sage ich Ihnen aber gleich, ich bin mein Lebtag ein Ehrenmann gewesen, werd's also gegen Sie auch sein, aber wenn Sie Anlaß zu einem gänzlichen Mißfallen geben sollten, so — das sage ich Ihnen —

entlasse ich Sie augenblicklich, während es sonst sein Abkommen mit vierwöchentlicher Kündigung hat."

Der angesprochene Herr Engelstein mußte wohl wie angedonnert stehen, denn kein Laut unterbrach die abermals eintretende Stille, endlich rang sich ein schwerer Seufzer los aus der Brust des Gekündigten, und er stammelte trotzig: „Habe alles wohl begriffen, Herr Direktor, und" — hier stockte er wieder und schlang an Worten oder sonst etwas —, „und erlaube mir nur zu bemerken, daß eine vierwöchentliche Kündigung mir auch das Recht gibt, eine Einnahme zu meinen Gunsten in ihrem Verlaufe zu fordern."

„Was", kreischte die Direktionsstimme auf, „Einnahme? Was wollen Sie mißliebigstes Mitglied denn einnehmen? Sagen Sie selbst, wer geht, wenn Ihr Name auf dem Zettel einladet, in unsere Vorstellung, habe ich nicht genug leere Häuser? — Die Rücksicht bin ich meiner Gesellschaft schuldig, die ich versorgen muß, die leben will, daß ich ihr keine Vorstellung zumute, die zu nichts führt, als daß sie sich abquält und ich nichts einnehme. Woher aber nehme ich die Gage, ich frage woher? Eine Einnahme — das auch noch!" Dabei öffnete sich die Spalte der Leinwandlappen, die allabendlich die Schauspieler einließ und sich hinter ihnen schloß, bis sich das Publikum nach dem Theater verlief und der Schauspieler wieder freie Bahn hatte.

„Gute Nacht", brummte noch der Direktor, schlüpfte hervor und tappte den finsteren Saal hindurch; an einen Stuhl anrennend, unterdrückte er

heute den leisen Fluch nicht wie sonst, wo er ein Signal für die Heiterkeit seiner Gesellschaft gewesen wäre, denn heute hatte er das Übergewicht seiner Autorität glänzend bewährt und war mit sich zufrieden.

Er war kaum abgezogen, so regte sich's wieder, schoben sich die Leinwandlappen aus einander, und die in Dunkel gehüllten Gestalten der Künstler und Künstlerinnen traten hervor; ein leises Anrufen nach innen vor der Damengarderobe berichtet uns, daß ein liebend Paar bei der Gesellschaft sei — mit dem löscht die letzte Lampe, ein leises Gefluche zürnt dem auf Direktionsbedacht so Sparsamen — und die nächtliche Schar trabt die im mysteriösen Halbdunkel eines im Erlöschen schwankenden Lichtes liegende Stiege hinab.

„Laß es gut sein", sagte auf der letzten Stufe ein hoch aufgeschossener junger Mann zu einem kleinen Männlein an seiner Seite, das noch kleiner schien durch seine geknickte Haltung, „laß gut sein, morgen ist der Alte wieder bei bon humeur, und alles bleibt beim alten, Engelstein."

Der Kleine blickte auf, es war der Gekündigte. — Da jetzt der Hausflur erreicht war, wo das Licht nicht mangelte, — denn wie die meisten Säle, die einem Direktor zur Miete disponibel sind, war auch dieser der Tanzsaal eines Gasthauses, dessen Flur also wohl beleuchtet und zum Eintritte lockend — so ist es uns vergönnt, Engelstein ein wenig genauer anzusehen; das Gesicht des kleinen Mannes ist wahrhaft alt, nicht aber die Jahre, der Kummer

hat es gefurcht. — Dieser Kopf mußte einstens so interessant, so geistreich gewesen sein, als er jetzt ein gewisses Abstoßendes hatte, eben weil er ein unentwirrtes Denken, ein unabgeschlossenes Wirken und Wollen so klar aus all den Zügen leuchten ließ, wie das Ganze dieser Persönlichkeit von Blick und Schritt ab bis zur Bewegung des Fingers herab in ein gewisses Schwanken getaucht schien.

Engelstein trat einige Schritte in dem Hausflur vorwärts, während die andern, seine Kollegen, durch eine Türe in die Gasthauslokalitäten traten; er schien also den Willen zu haben, sich für heute von ihnen zu trennen. Unser junger Mann jedoch faßte ihn beim Arme und rief ihn an: „Wo hinaus, Engelstein? Plagt dich der Satan, willst du unserem Alten (gewöhnliche Bezeichnung bei dem Künstlervolke für Direktoren) das Vergnügen machen, dich so zernichtet zu glauben, daß du nicht einmal wie allabendlich das Wirtshaus besuchen kannst — und er dir allen Appetit verdorben hätte, weil er dir sein bitteres Brot entziehen will?! Unsinn, komm, was du zehrst, zahle ich. Ein paar Taler Schulden mehr oder weniger — durchgehen heißt's drum doch — laß dir's wohl sein auf des Wirts doppelte Kreide, die sich da einmal selbst prellt — denn ‚Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!'" Lag Überredung oder keine in den Worten des Jünglings, oder hatte Engelstein überhaupt keinen Willen, kurz er folgte der Schar seiner Kollegen und trat mit seinem hoch aufgeschossenen Gefährten in die Gaststube.

Ein rauchiges, qualmendes Lokale empfing die Eintretenden, und bescheiden rückten die Künstler samt und sonders in einen Winkel an einem Tische zusammen, nur einer oder der andere, der so glücklich war, den Anforderungen der „höheren Kreise" des Ortes zu genügen, durfte auch hinter den Glasverschlag treten, der die Notabilitäten von der Plebs schied, und dort sein Abendbrot verzehren und wohl auch schließlich den „verehrungswürdigen Gönnern" seine innigst gerührten Dankgefühle stammelnd ausdrücken, wenn Meister Metzger oder Bäcker statt ihm in die Tasche griff und mit huldreichen Mienen den Kellner mit der Zeche des Mimen abfertigte. Daß der Meister der Komödianten, der Direktor, an dem Tische der Noblesse des Ortes nicht fehlen durfte, versteht sich, denn durch sanft überredende Bitte suchte man ihn zu bestimmen, bald dieses, bald jenes Stück zu geben, welchen Einfluß auf sein Repertoire er sich gerne gefallen ließ, da er wohl wußte, daß alle diese würdigen Männer nur im Auftrage ihrer Frauen und Töchter, Tanten und Nichten, Schwestern und Basen handelten, deren guter Geschmack um so mehr keinem Zweifel unterlag, als allen alles recht war, wo sie nur ihr Verlangen durchsetzten.

Die Repertoiredebatte war heute eingeleitet worden von dem würdigen Vorsteher dieser Bande von Priestern einer der hungernden Musenkünste, durch eine höchst emphatische Rede, die von den gerechten Anforderungen des kunstsinnigen Publikums begann, in ihrem Mittage die strahlende Glorie der

Bereitwilligkeit des Direktors zeigte und endete mit der Mitternacht der Entlassung Engelsteins.

Draußen aber saß der arme Entlassene, und jedes pomphafte Wort, das innen in der Gaststube fiel, sank als Tropfen Wermut in sein Glas Wein.

Nicht aber nur das Qua-Extrazimmer mit Glasscheidewand, auch das Gassenzimmer, vulgo Schankzimmer, besaß seine Günstlinge, und die Gönner niederer Kategorie regalierten ihren Auserwählten gleich in natura der zugedachten Gaben, ließen ihn trinken aus ihrem Glase und im schmeichelhaftesten Vertrauen und Gemeinsinn mit der Gabel nehmen aus ihrer Schüssel. So zersplitterte sich bald die trauliche Tafelrunde in lauter Günstlinge — nicht des Glückes —, nur des Publikums; nur unser hoch aufgeschossener Jüngling saß neben dem noch immer schweigend vor sich hinstarrenden Engelstein.

„Noch ein Glas!" schrie der unternehmende Jüngling und ließ zugleich das seines schweigenden Freundes von neuem füllen, nachdem er ihn nachdrücklichst zum Trinken aufforderte mit dem Spruche ‚Der Wein erfreut des Menschen Herz', dem Um und Auf seiner nunmehrigen biblischen Kenntnisse; alles andere hatte er verschwitzt, wie er sagte, in vielen heißen Sommern, welchen Witz jeder leicht versteht, der weiß, daß die Überzahl der Wintertheater, gegen die geringe Zahl der Sommerbühnen gehalten, alle Jahre eine Anzahl Schauspieler bemüßigt, brotlos zu bleiben. „Übrigens", schrie er, „weißt du, daß es übermächtig langweilig ist, so neben dir zu sitzen, der du heut kein lautes Wort

von dir gibst?! Erzähl mir was — was jene ihren werten Gönnern wedelnd um einen Trunk zulieb tun, könntest du mir doch aus Freundschaft erweisen."

„Was soll ich dir denn erzählen?", brummte der Angeredete, „zu Schnurren bin ich wahrhaft nicht aufgelegt!"

„Erzähl deine Geschichte!"

„Meine Geschichte?" fragte Engelstein, und rasch sein Glas hinabstürzend, stellte er es leer auf den Tisch zurück. „Laß nochmal füllen — dazu brauche ich Wein — aber haben sollst du sie . . . hör zu!"

II.

„Ich war", begann Engelstein, „ehrbarer Bürgersleute einzig Kind, und mein Vater hätte mich vielleicht aus der Wiege gehoben und ins Wasser getragen, wenn ihm jemand hätte vermelden können: er habe die Welt um einen miserablen Komödienspieler bereichert. Wär's geschehen! Ich hätte mich damals, mein Wort darauf", setzte er trübe lächelnd hinzu, „nicht beklagt; ich hätte viel erspart an Stationen und Quälereien auf der Lebensreise bis zu dem Absteigequartier, wo Freund Hein uns den Schlag öffnet und uns höflichst ersucht, auszusteigen und mit dem Fuß nicht erst viel herumzusuchen, wo wir eigentlich hintreten.

Nun, es hat ihm's eben niemand gesagt, meinem ehrenfesten Papa, und so unterblieb die Aussetzung meiner Wenigkeit, und ich wuchs heran in Freuden, wie Kinder jedes Standes ohne Unterschied immer tun, bis sie, mit dem Wachstume fertig, erst, leider

zu spät, einsehen, wozu diese ganze Ansammlung von Knochen, Haut und Nerven eigentlich dient, nämlich um dem menschlichen Mißgeschick und Geplage den weitesten Spielraum zu bieten, sie tüchtig aus den Fugen zu rütteln und die ganze Maschine über kurz oder lang aufzureiben. — Pah, also ich wuchs heran, in der Schule profitierte ich so gut als irgend einer, was zu profitieren war und was gerade nicht profitabel ist, trat dann in das Geschäft meines Vaters, die Drechslerei, ein und wurde sein ungeschicktester Lehrling; das tat nach kurzem nicht gut; der Vater maulschellierte und die Mutter katholisierte mich, und eh ich mich's versah, brachten mehrere dumme Jungen von Freunden mir den Glauben einer höheren Bestimmung bei. Was diese höhere Bestimmung sein sollte — wenn mich heut wer darum fragte, was ich damals überhaupt dachte, ich wüßte es nicht zu sagen. Wie alles gewöhnlich zusammen hilft, wenn der Teufel es darauf abgesehen hat, im jungen, unerfahrnen Herzen zu debütieren, so führte er auch bei uns dazumal eine Schauspielertruppe in das Städtchen, und das Kostüm eines jugendlichen Liebhabers bei einer solch sorglosen, immer fröhlichen Bande stand dem Teufel so lockend, daß ich mich ihm verschrieb mit Haut und Haar, und ich glaube fast jetzt selber, daß an den beiden ein Stückchen Seele hängen blieb. Mein Entree in diesen lockenden Stand, mein Debüt auf den heißen Brettern war so glänzend, daß weder ich noch meine armen Eltern zur Besinnung kamen, die ihnen freilich dann zu spät kam oder gar ausblieb, als ich vom

Hause mich heimlich auf unbestimmte Zeit entfernte mit der schriftlich nachgelassenen Versicherung, in längstens einem Jahre als zweiter Dessoir mich in reicher Equipage einzufinden und die lieben Eltern nolens volens nach Berlin — denn im königlichen Theater mußte ich meinen Platz finden — zu entführen.

War dem verständigen schlichten Manne, meinem Vater, plötzlich das Verständnis ausgegangen und er von den Träumereien meiner Mutter angesteckt worden, die mich ein paarmal geputzt und geschminkt hatte gaukeln sehen und sich an mir verschaute und Ehre und Gold und was weiß ich für mich und durch mich träumte, oder nahm er's von der schlimmsten Seite, der gerade Mann, und wollte von einem entlaufenen Sohne nichts wissen, ich wurde keiner Behörde als vermißt oder gegen den Willen der Eltern entlaufen angezeigt, also auch nicht gesucht.

Es hat mir wohl die Mutter den schlimmsten Dienst erwiesen, den Vater von allen weiteren Schritten abzubringen, und zuletzt in sich vergrollend und dem Schicksal die Züchtigung des verlornen Sohnes und die Enttäuschung einer schwachen, in ihr Kind vernarrten Mutter überlassend, ließ auch er das höchste Recht eines Vaters, auf die Zukunft des Kindes, das ihm das Dasein verdankt, segensreichen Einfluß zu nehmen, beiseite liegen und drechselte an seiner Bank nach wie vor. Nur", setzte der Erzähler dumpf hinzu, „nicht lange mehr nach meiner Flucht. Er starb", fügte er hastig bei, „ich nahm die Mutter zu mir, und noch heute teilt sie,

wie du weißt, mein Brot und mein eigenes Elend mit mir.

Ach, du schüttelst den Kopf, das soll so viel heißen als: schließt die Geschichte so, und ist's der Mühe wert, das Geplapper weiter anzuhören? Nur Geduld, es kommt besser. Sieh, dort drüben erzählen unsere werten Kollegen den Philistern so lustige, drollige Theateranekdoten, daß ihnen vor Lachen die Bäuche schüttern; auch ich habe meinen Teil Schnurren erlebt und erzählt oft genug; aber eine solche Geschichte, wie ich dir jetzt erzählen werde, meine eigentliche wahre Geschichte bis aufs letzte Kapitel, das noch nicht einmal meine Mutter weiß, hörst du, noch nicht einmal meine Mutter, derlei können die drüben nicht erzählen, würden's auch nicht, denn der Trunk würde am Tische warm, das Essen bliebe unangerührt, und das Lachen verginge manchem, der es als seines Blödsinns Aushängschild trägt. Ich hab sie auch noch nie erzählt, aber heute treibt, neckt es mich, ich will mich einmal selber davon reden hören; bin begierig, ob ich mich rühren werde oder auslachen.

's ist Jahre her, ich war damals hübscher als jetzt, ist zwar nicht viel gesagt, aber um viel zu sagen, hübscher als du. Verbeuge dich! So! Gern geschehen! Also Jahre her, als ich mein Engagement, mein drittes oder viertes war es, glaub ich, verließ und zu einem andern Direktor in einen andern Flecken des geheiligten deutschen Reiches zog, ich glaube, ich ging von Direktor Gründelmann — — ans — — nach, gleichviel, da hast du

die Kontrastöße meines Gedächtnisses, welche mich alt machen auf dem Theater; ich denk noch so gut als irgend einer von euch, aber zu viel, zu viel oder zu jung über einen Punkt und werde in allem anderen alt. War's, wo es wolle, unter welchem Direktor es wolle, es war mein bedeutungsreichstes Engagement, ob ich's jetzt als Jahrzahl weiß oder nicht, mit tausend Personen und nichtsnutzen äußern Umständen behangen, das Faktum, das hab ich so frisch im Hirn . . . ich glaub, in der Ewigkeit richten sie die Sünder auch nicht anders als nach Fakten und führen kein Protokoll über wann und wo.

Kurz zu sein, bei unserer Truppe, wo ich wohlbestallter und wohlbeliebter erster Amoroso gewesen, befand sich eine jugendliche tragische Liebhaberin, schmunzle nicht, dummer Junge, und rede mir jetzt mit ungewaschenem Maul kein Fleckchen auf das Hochzeitskleid meiner Erinnerungen, wenn ich's auch manchmal naß mache — ich weiß womit —, zu unflätigen Späßen werf ich's nicht als Tischdecke euch im Wirtshause hin . . .

Ach, ja so, du sagst nichts! — Exküse! —

Valentine hieß die Schauspielerin, war ein junges, talentiertes Mädchen, eine Anfängerin; galant wie immer habe ich ihr beigestanden in Erlernung und Studium ihrer Rollen — wir arbeiteten uns, was man sagt, recht ins Zeug hinein —, zuletzt gab ich sogar das gewohnte Kaffeehaussitzen nach Tisch auf und brachte jede nur irgend motivierte Minute unter ihrem Dache zu, — wir spielten, daß sich die Dichter auf Erden und die Klassiker im

Jenseits darüber erfreut hätten, wenn sie es gesehen; das Publikum aber war rein weg — oder vielmehr alle Abende da, und das war dem Direktor sehr lieb und unser beider gerechter Stolz, selbst der Tyrann, eben der damalige Direktor, fühlte ein menschlich Rühren, ließ beide vor seinen Thron hinführen und besserte uns großmütigst die Gagen auf.

Gespielt habe ich wie ein junger Gott dazumal — wenn ich das jetzt bedenke, so ist mir's fast bange, ich glaube beinahe, ich habe mich damals ausgespielt mit allen Trümpfen, und ist mir nichts für heute geblieben — aber ‚Herz-Aß' war höchster Trumpf.

War ich gleich verliebt, oder ist mir's so nach und nach im Umgange mit Valentine gekommen, wie das glänzende Fell der Pferde auf rationenmäßig steigendes Quantum Arsenik, des süßen Giftes — ich weiß es nicht —, ich liebte diese Valentine, wie ich nie geliebt habe und nie lieben werde; — hab schon oft Verdruß gehabt seit der Zeit, meiner Weiberscheu wegen, mit Kolleginnen, Direktricen und geneigten Damen aus dem Publikum, ich aber wußte mein Teil und blieb kalt, und hätt ich ihnen den Kern der Nuß gegeben, ich glaube kaum, daß sie das milder gestimmt hätte.

Sie sehen und immer wieder sehen, sie sprechen hören, und wäre es nichts, ein Wort, zu unbedeutend einem Ladenjungen zu Gehör geredet, das war meine Liebe . . . und ihre? — Ja, da war sie Meisterin wie auf den Brettern; die ganze Saison wußte weder ich noch ein anderer, und sie hatte, wie das

bei unserem Metier geht, ah, Entschuldigung, Kunst wollte ich sagen, eine erkleckliche Anzahl Verehrer, und keiner wußte, ich eingeschlossen sage ich, wie er daran war.

So kam aber nun mit Riesenschritten das Ende der Saison, die drittletzte, die vorletzte, die unwiderruflich letzte Vorstellung, am Samstage vor Palmsonntag heran, bei der Probe der letzten Vorstellung nun faßte ich mir ein Herz und nahm sie bei der zarten feinen Hand und sagte ihr, wahrhaftig nicht theatralisch, jeden Liebhaber, der auf den Brettern so reden würde, würfe man mit faulen Eiern, daß ich sie liebe, daß ich ohne sie nicht zu leben vermöchte u. s. w., u. s. w., was man eben in so kritischen Momenten sagt, zu sagen vergißt und gewöhnlich auch nicht merkt.

Die Spitzbübin hatte es wohl schon lange bemerkt, denn in dem Punkt sind die Frauenzimmer zu Haus wie Aufgußtierchen in einem Wassertropfen ihrer tausend und stoßen sich keines am andern. Aber ausreden ließ sie mich und weidete sich recht zu ihrer Seelenergötzung an meiner Verlegenheit, die mich wohl anfangen ließ, aber nie meine Rede endigen, da waren immer neue Beteuerungen und Schwüre . . . und jetzt mußte sie reden, aber sie schwieg. . . . also war die Reihe wieder an mir. So dumm bin ich bis dahin keinem Frauenzimmer vis-à-vis gestanden, aber als sie mich mit einem Blick ansah, in dem ein volles, erwidertes Verständnis meiner Meinung, nicht meiner Worte, leuchtete (denn den möchte ich noch heute sehen, der

mir die als verständig erläuterte), als sie mir die Hand drückte und mich beschied zum Stelldichein, da stand ich auch, ich sag's, wie nie so glücklich und beglückt!

Kurz, wir folgten unseren gleich gestimmten Herzen und dem Beispiele vieler Kollegen und Kolleginnen, die alle ehrlich gelten bis zur heutigen Stunde, wir gingen zusammen in ein Engagement, hausten zusammen, und auch für meine Mutter begannen goldene Tage, und sie bekam das Mädchen, oder will sagen, mein Weib, sehr lieb.

Was soll ich von mir sagen? Ich lebte einmal der Liebe Freud und Leiden, die zusammen so recht die Seligkeit des Lebens formieren, wie ich sie sonst nur gespielt hatte. Wie ich dazumal lachte über all die Phrasen und Bilder und Gluten und Fluten, die, von den Dichtern aufgehäuft, uns für den Zustand der Liebe auf den Brettern verkauft werden! Was war das für Gefühlshumbug auf unerträglichen Stelzen! Empfindung, pure, reine Empfindung ist Liebe, wer denkend lieben kann, ist ein Uncharakter, und lächeln muß ja doch in Wirklichkeit jeder dritte über ein so verhimmeltes Paar, verständnisreich über sich im Spiegelbilde, wenn er auch liebt, liebt er nicht, verständnislos über Leute, von denen es scheint, als ob sie kaum mehr etwas auf dieser Erde zu verrichten hätten. Mir verleidete es die ganze Liebhaberei, ich ging von der allgemeinen Katastrophe der Stücke: der Heirat, des Zusammenfindens über zur zweiten höheren, für die ich noch Verständnis hatte, ich wurde Vater.

Na, du schmunzelst, nicht Vater in Wahrheit wurde ich, Komödienvater, verstanden? Das erstere hat Gott in seinem Zorn oder in seiner Gnade verhindert, das weiß er, ich nicht. Zu den Vaterfreuden konnte ich nicht kommen, diese, glaube ich, hätte ich aber nicht so zur Seite schieben können, wie ich nur das Gefühl meiner Liebe hatte und alle fremden nimmer begriff noch begreifen wollte. Die Liebe für das Weib entzieht uns der Welt, aber die Sorge für das Kind gibt uns der Welt wieder. Ich wurde, wie gesagt, nur Komödienvater und stehe, glaub ich, somit noch der Welt aus, die aber betreibt ihr Recht an mich sehr nachlässig und fordert mich nicht ein.

Wir lebten selig, und ein froheres Kleeblatt wie ich, mein Weib und meine alte Mutter lief wohl schwerlich dazumal auf dem vertrackten Planeten, Erde genannt, auf irgend einer seiner Halbkugeln herum. Es waren selige Tage! — Sehr selig. Erlaub ein wenig, ich muß eine kleine Pause machen, der Tabakrauch beizt mir die Tränendrüsen — die Kerle qualmen aber auch entsetzlich. Selige Tage!" seufzte der Erzähler unter seinem vorgehaltenen Tuche und fuhr dann im vorigen Tone fort:

„Das Schicksal wollte es haben oder der Zufall — oder wie die blinde Gottheit, die den Menschen quält, heißen mag —, ob sie ihm den leidigen Trost ‚Es hat so sein wollen' oder den strengen Ausspruch ‚'s ist geworden, unänderbar', vorsingt —, sie ist ihm eine finstere Gewalt; sie hat uns nach einem und einem halben Jahre noch im vollen Rausch der

Liebe in einem Städtchen unfern der Residenz eines kleinen deutschen Fürstentums, wie wir jetzt so stehen, halt machen lassen. Wir spielten, wir gefielen, wie überall so auch hier, außerordentlich — und Kündigung an uns wäre dazumal ein Verbrechen an dem Publikum gewesen, heute geschieht es an mir eben dem blinden, vielköpfigen Tiere zu Gefallen. Unser Ruf drang bis in die Residenz, und ehe man sich's versah, waren Bewunderer da, freilich mehr meiner Valentine als meiner Wenigkeit — das mochte mich auch dazumal eifersüchtig machen, denn ich schmeckte trotz allem Kunstsinne und richtigem Urteile doch die Galanterie und Schürzenjägerei heraus und spielte, vielleicht auch etwas mißgestimmt dadurch, um einige Grundtöne matter.

Das Fazit war, meine Valentine bekommt einen Gastspielantrag, Notabene auf Engagement, von der Intendanz des Residenztheaters. Wir nahmen an und träumten so goldene Träume, daß ich beschämt gestehen muß, ich alter Junge von dazumal übertraf den heißblütigen Burschen, der ich gewesen, als ich vom Vaterhause unter die Komödianten lief.

Meine Valentine mußte ab und zu zu Proben in die Stadt; ihrem Talente und ihrem Kunsteifer war das Engagement gewiß, daher trat sie kurzweg aus dem Verbande unseres Theaters; ich, noch im ungewissen, mußte bleiben, und hätte ich nicht das Publikum auf meiner Seite gehabt, der Direktor hätte mich gewiß seine üble Laune über den Austritt Valentinens fühlen lassen, er sann und besann sich, seine Rache für den nächsten Ort zu versparen

und zu verschärfen, und ich dachte, spar und schärfe, wie lange dauert's, so habe ich neben Valentinen meine feste Stellung, und du warst zum längsten ‚Tyrann von Syrakus' gewesen.

Wovon ich anfangs nicht gleich erfuhr, denn mit dergleichen halten die Weiber selbst ihren Männern gegenüber hinterm Berge, das war, wie mir in späterer Zeit meine Mutter, der es vertraut wurde, sagte, die Menge aufdringlicher Anbeter in der Residenz, die sich um Valentinen scharte, der Intendant, der sie mit aller Gewalt zu bereden trachtete, das Verhältnis mit mir zu lösen, da eine freie, ledige Künstlerin mehr Sympathien im Publikum habe; ja, frei und ledig sehen sie die Künstlerinnen gerne! Ich erfuhr, wie gesagt, das eigentlich so gut wie nicht, zu spät, als alles vorbei war, als meine Mutter . . . hahaha . . . mich damit trösten wollte.

Doch weiter. Der Intendant, ein dreifach geriebener Schurke, ließ mich eines Tages durch ein paar höfliche Zeilen vor sich rufen. Zu reden wußte er, er hat wohl nie einen Fuß auf die Bretter gesetzt, das ist richtig, aber des Teufels Komödianten verstehen das Handwerk trotz unseren Handgriffen und Toilettekünsten. Nach dieser Unterredung sah ich ein, was übrigens richtig war, daß es Valentinen noch an der vollen, eisernen Ruhe fehle, ‚der Residenz eine Geschichte zu erzählen, wie man Künstlerin wird'. Eine große Aufregung, meinte der Schurke, würde zu ihrem, zu meinem Besten der Sache eine andere Wendung geben, und der Erfolg

des einmaligen Durchgreifens sei wohl ein so glänzender, daß sich die Ruhe, das Selbstvertrauen dann von selbst einstelle.

Das war alles klar, war richtig, und ich ging wie ein dummer Junge dem alten Halunken in die Falle, denn Fingerzeige seiner Seite ermangelten natürlich nicht.

War ich damals nicht ein ungestümer heißblütiger Narr, verliebt bis über die Ohren, wollte ich nicht die höchsten Opfer bringen, Valentinen die mich begnadigende, gebenedeiende Liebe zu vergelten?

Hell ward's in meinem Kopfe, so licht brannte auf einmal das Stroh, ich glaubte plötzlich zu wissen, was ich wollte, und fest stand's bei mir beschlossen, es auch auszuführen.

Angesetzt war der Tag des ersten Auftretens für Valentine, es war der nämliche, an dessen frühem Morgen wir anderen Mitglieder der Truppe unser Städtchen verlassen sollten, um an einem anderen Orte unsere Vorstellungen wieder aufzunehmen. Endlich war er da. Valentine nahm Abschied, ich herzte und küßte sie; . . . sie schrieb meine Aufregung anderen Ursachen zu als den wahren, die ihr verborgen bleiben sollten für kurze Zeit, wie ich meinte, für immer, wie es der Satan haben wollte.

Eine Stellfuhre empfing sie und ihre Schachteln und Bündeln und Kofferchens, die Gäule taten einen Ruck, ächzend besann sich die alte Arche ihrer ‚weiter befördernden' Mission und holperte die Straße, die aus dem Orte führte, dahin; Valentine saß vorgebeugt, den Kopf zum Wagenfenster hinaus-

steckend, und lächelte mit den feuchten Augen mir zu. Der Morgennebel entzog sie rasch meinen Blicken, nur ihr hellweißes, wehendes Tüchelchen sah ich noch lange Zeit in dem trübseligen Grau. Ich stand dazumal am Flecke wie angewurzelt — ich war so stolz — auf sie, auf mich — und wenn ich gedacht hätte und noch bedenke: was wurde! . . . ah . . . ein Glas Wein noch, Kellner! — Wein ist gut, sehr gut . . . Freundchen, du bist doch nicht böse, von wegen des einen Glases!?" Hier machte Engelstein eine lange Pause, dann fuhr er fort:

„Wo waren wir? — Ja richtig, Valentine verschwand aus meinem Sehkreise — und ich, als ob mir der Kopf brennte, rannte zu meinem Direktor. — In dessen Wohnung war alles kunterbunt durch einander geworfen, Garderobestücke, Bücher, Requisiten, Logen- und Parterrekarten, das lag ungesichtet neben umfangreichen Kisten und Koffern zum Verpacken hingestreut; in einer Stunde sollten wir reisen, der würdige Vorstand unseres Institutes war also über Hals und Kopf beschäftigt, alles zur Abfahrt zu bereiten; kurz meldete ich ihm daher, daß ich für meine Person erst abends in dem neuen Orte unserer Bestimmung eintreffen könne, da ich einen wichtigen Gang vorhätte — sagte das, er sagte nichts, und ich ging. — Hätte ich Narr dazumal wenigstens das eine bedacht, daß keine Antwort auch eine Antwort ist — wenn ein Direktor, am Tage der Abreise wohlgemerkt, ein Mitglied, das zurückbleiben will, so ruhig, nicht einmal auf Ehrenwort hin, gewähren läßt, so heißt das soviel, als ich

brauche dich weiter nicht oder — ich gedenke dich nicht weiter zu gebrauchen.

Ich aber ging seelenruhig nach Hause, half meiner Mutter unser Gepäck ordnen und fortschaffen zu einer in der Nähe wohnenden Kollegin, wo sie die Abreise erwarten und mit der Gesellschaft auch antreten sollte, da ich erst nachkommen würde.

Das war alles abgetan, ich machte mich nun stracks auf nach der Residenz; ein tüchtiger Fußgeher bin ich immer gewesen, ich legte also los und langte Mittags in den Straßen der Stadt an. — Wie schlug mein Herz, als ich an den Straßenecken die Leute sich vor den Theateraffichen drängen sah, die ihnen das Gastspiel meiner Valentine verhießen. — Noch schlich ich mich an dem stattlichen Theatergebäude vorbei — ich dachte mir sie eben bei der letzten Probe, befangen, ängstlich vor ihrer nunmehr aufgerollten Zukunft stehen — sie sollte siegen! — Sie sollte ihre große Aufregung haben, die ihr, wie der Intendant mir sagte, so notwendig wäre — wie mir gegenwärtig vor dem Spiel ein Glas Rum. Im nächsten Gasthof ließ ich mir Feder, Papier und Tinte geben und schrieb ihr kurz folgenden Brief:

Teures Fräulein! Sie sind am Ziele angelangt; Ihnen lacht eine ehrenvolle Stellung, eine dauernde Versorgung, Glück, Vergötterung — und was Sie nur sich selbst zu träumen den Mut haben. Ich stehe dem allen noch ferne, ein glücklicher Zufall reißt Sie von mir, denn daß wir uns allzeit mehr gehindert als gefördert haben auf unserer Künstlerlaufbahn, das werden Sie selbst so klug sein, zuzugeben.

Sohin ergreife ich die gute Gelegenheit, mich von Ihnen loszusagen für immer. — Danke für alles genossene Gute, Liebe und Schöne und verbleibe 2c. 2c.

Dieser Brief ging an sie und ich nach meinem neuen Bestimmungsort ab. — Der Brief hat, wie ich erfahren, seine Wirkung getan; wenn Valentine etwas, sei es auch nur durch einen kleinen häuslichen Zwist, aufgeregt war, so spielte sie doppelt so gut, das wußte ich und hatte oft, wo mir daran lag, durch ein künstlich herbeigeführtes Donnerwetter unsere künstlerische Atmosphäre gereinigt. So aber, wie damals, sagte man, und ich will's glauben, haben die Residenzinwohner noch keine ‚Johanna von Orleans' mit solch männerfeindlichem Inkarnat und solchem Heldenfeuer spielen gesehen.

Die zweite, die dritte Gastrolle schlug ebenso durch, und jetzt sollte meinerseits auch die Bombe platzen — der Kellner des Gasthofes, wo ich den ersten Brief schrieb, hatte von gleichem Datum ein zweites Schreiben von mir in Händen, das alle Niederträchtigkeiten des ersten fußfällig abbat und Verzeihung erflehte um des Zweckes willen, der hier die Mittel geheiligt habe; ich schrieb ihr alles — welch Opfer es mir gekostet, solche Sprache gegen sie zu führen, gegen sie, mein Bestes und Heiligstes, und . . . . . kurz, der Kellner hatte den Auftrag, am Morgen nach der dritten Gastrolle diesen meinen Brief Valentinen zu überreichen.

Eine Woche verging, ich saß wie auf glühenden Kohlen, keine Antwort, keine Nachricht, kein Lebens-

zeichen von Valentinen, die zweite Woche wieder nichts — ich erlag dazumal ohnedies den Schikanen des Direktors; der würdige Mann ließ mich nun seinen Groll fühlen, ich ging fast unbeschäftigt über seine Bretter — also verdammt zur Untätigkeit, in nagender Ungewißheit trieb ich mich in den Straßen umher, was ich litt, was meine arme Mutter gelitten, die sich Valentinens Benehmen nicht zu erklären wußte, — die alte Frau fing an, das arme Weib zu lästern, um mir den Verlust einer schlechten Person weniger fühlbar zu machen —, was ich dabei im Innersten für Seelenkrämpfe, mag ich es heißen, empfand, ich will's, ist kann's ja auch jetzt nimmer sagen, läßt sich überhaupt nur empfinden.

Ich mußte aber schweigen. Eines Tages jedoch wurde mir die Lage zu quälend, ich zahlte meinen Platz in einer Kutsche und fuhr nach der Residenz; das erste, was mir auffiel, war: keiner der Theaterzettel zeigte Valentinens Namen, ich eile in die Kanzlei des Theaterintendanten und erfahre mit Entsetzen, daß Valentine, trotz allen noch so lockenden Anboten, trotz aller liebend warmen Anerkennung ihrer Talente seitens des Publikums, kein Engagement abgeschlossen, sondern frühmorgens nach ihrer dritten Gastrolle abgereist sei — wohin? das wußte man nicht. Es war also für mich nur noch ein Schlag bereitet, und ich trug ihn, wie ich ihn vorhergesehen, abgestumpft an Denken und Fühlen; ein wandelnder Leichnam hätte nicht weniger Ausdruck zeigen können, noch mehr an Bewegungen zeigen dürfen, um als das zu gelten, was er war, als ich, indem ich den

Brief, den alles aufklärenden Brief als unbestellbar wieder in Empfang nahm.

Seit jener Zeit nun ist Valentine verschwunden und verschwunden geblieben, kein Bühnenalmanach, keine Theaterzeitung nennt ihren Namen; sie hat ihn wohl geändert und sich fern gehalten jeder Stadt, wo mein gehaßter Name eben unter den Mitgliedern der Truppe zu lesen war.

Wie rasend ich anfangs eine Spur von ihr suchte, was jeder in gleichem Falle täte und in seinem Denken begreiflich fände, — das verstehe ich aber noch heute nicht, wie ich so ganz davon abgekommen bin. Ich werde die, die einst meine Valentine war, nimmer wieder finden, vielleicht auch, wenn ich sie wieder fände. Das ist die Geschichte — lustig ist sie nicht, die Haare sträubt sie euch auch nicht empor, pikant ist sie auch nicht, denn ich habe ja sogar die Namen teils vergessen, teils absichtlich verschwiegen, aber eines hat sie für sich: sie ist wahr!"

Die rücksichtslos laut gesprochene Erzählung des sich mit seinem Stoffe ereifernden Schauspielers hatte seine Kollegen zurück- und viele der Gäste herangelockt, die plötzlich, ein dicht geschlossener Halbzirkel, vor seinen aufblickenden Augen standen.

„Habt ihr zugehört?" fragte Engelstein, „laßt euch derlei doch von dem oder jenem erzählen, den ihr traktiert, wollt ihr immer nur lustige Schnurren, sollen wir immer nur die heitere Seite des Standes herauskehren und alle Schatten, alle Galle, alles Trübe für uns behalten? Laffen seid ihr alle, alle! Ihr Narren, die ihr den Philistern um die Neige in

ihren Biergläsern die Zeit vertreibt und euren Anekdotenschatz plündert, freilich, Perlen werft ihr dabei nicht vor die Säue, ihr versteht die Mast und gebt Eicheln und noch schlimmeres Futter, nur ich werfe Perlen . . . alleins, Laffen auch seid ihr, Philister, die ihr glaubt, ihr verkehrt mit Künstlern. Glaubt ihr, die seien weniger als euresgleichen oder nicht mehr als das? Mehr werdet ihr doch nicht glauben, das wüßtet ihr nicht, wie ein Mensch mehr sein könnte als ihr, nun, sind das Künstler, die sich für weniger oder euresgleichen halten lassen? Nein — arme Bajazzos sind's, die mit mehlbeschmiertem Gesicht euer Zwerchfell kitzeln.

Kurz", hier war der Sprecher bis zur Türe geschwankt und suchte mit unsicherer Hand die Klinke, „kurz . . . verächtlich seid ihr mir alle, ihr wollt Publikum, wollt urteilsfähige Männer sein; all unsere Dichter-, unsere Maler-, unsere Wissens- und unsere . . . Schauspielernot verdanken wir eueren düstern Köpfen, in die bloß Licht kommt wie in einen ausgehöhlten Kürbis — von ungefähr. Eurem Indifferentismus gegen das, was euch Mühe macht zu fassen, und was sich schließlich der Mühe lohnte, weil sich's immer lohnt, Mensch zu sein, eurem Geschmack an Kinderspielen verdanken wir eine solche Bühne, solch ein sittliches Institut, um das sich Schiller nimmer kümmern würde, wenn er heute wieder auferstünde, ein solches Repertoire . . . Wenn ich ganz nüchtern wäre, so sagte ich euch, was ich meinte, euch und dem dicken Schuft dort (er wies auf den Direktor), aber so bin ich nicht nüchtern,

höre mich schwer reden, geschweige euch, könnte also nicht Antwort geben. Und eines Mannes Red — na — gute Nacht!"

Dieses ‚gute Nacht' war auf einmal zum Schluß der Rede so urplötzlich und in ganz anderem, einschmeichelndem Tone gekommen — dem Sprecher riß offenbar die Gedankenfolge — so daß mehrere der Anwesenden verblüfft ein ‚gute Nacht' zurückgaben.

Indes war der Sprecher hinausgetreten in die frische, freie Nachtluft, ihm folgte treu sein Pylades, der hoch aufgeschossene Jüngling. Eines war klar, er hatte des Guten zu viel getan. In der Luft befiel es ihn nun ärger, und mehr geschleppt von seinem Freunde als selbst gehend, langte Engelstein in seiner Wohnung an. Mittlerweile kamen die in dem Gasthauslokale zurückgebliebenen Zecher nun plötzlich nach Entfernung des Übeltäters zur Einsicht, daß sie eigentlich beleidigt worden wären, und wandten sich um genügende Satisfaktion an den ebenfalls touchierten Direktor. Es wird halb ein Uhr, und der Beschluß der Session lautete auf „Nimmerwiederauftretenlassen" des Herrn Engelstein auf hiesiger Bühne.

III.

In einem kahlen, winterfrostdurchhauchten Gemache saß im Bette, unter wollenen Decken zusammengekauert, ein altes Mütterlein, es schien im Halbschlummer zu träumen und die Sinne doch gespannt nach außen gerichtet zu haben; wenn die Kälte die alte Frau plötzlich schüttelte, so warf sie

den schlaftrunkenen Blick erst auf die laut tickende Pendeluhr, die unbarmherzig ihre Zeiger mehr und mehr gegen das Morgen rückte und dann nach der Türe, durch deren schlecht schließende Spalte der Wind oft ein Schelmenlied zu pfeifen schien, höhnischer, als er es durch den Dornstrauch auf der Heide produzierte.

Eben war die alte Frau wieder etwas müde zurückgesunken, als sie plötzlich auffuhr, diesmal hatte sie sich nicht getäuscht, nahende Schritte, die Tür öffnete sich und herein traten der lange Kunstjünger und, an ihm hangend wie ein Kind an den Rockschößen des Vaters, Engelstein.

Die alte Frau gewahrte wohl den Zustand des Sohnes, doch die Neuheit hatte er nicht für sich, und mit einem kalten Blicke wies sie nach dem gegenüber auf dem Boden aufgeschütteten Strohlager und wandte sich ihrerseits der Wand zu.

Engelstein sank ohne Laut schwerfällig auf seine Liegerstätte, die bei ihrem dem Zimmerboden gleichen Niveau wenigstens ihn der Fährlichkeit des Hinausfallens enthob.

„Mutter Engelstein", begann, zutraulich ans Lager der alten Frau tretend, der junge Begleiter des verlornen Sohnes, „Ihr müßt's dem Engelstein heute nicht übel nehmen."

„Nicht übel nehmen", ereiferte sich die Angeredete, ohne indes dem Fürsprecher zulieb ihre Lage zu ändern und ihm den Anblick ihrer Kehrseite zu entziehen, „nicht übel nehmen, wenn er sein Geld vertut?"

„Sein Geld?“ lachte der Lange. „Wer sagt Euch von seinem Geld? Ich habe ihn freigehalten.“

„Ihr?“ brummte Engelsteins Mutter und zuckte etwas zweideutig die Achsel, „wie kommt Ihr dazu, oder besser, wie kommt Ihr zu Geld?“

„So lange der Wirt pumpt“, entgegnete der Leichtsinnige, „bleibt es bei meinen Weltanschauungen immer Sache des Wirtes, zu sehen, wie er zum Gelde kommt. Aber, Spaß à part, Mutter Engelstein, Euer Sohn mußte heute seinen Groll ersäufen, und er hat gut daran getan. ‚Der Wein erfreut des Menschen Herz — Und nur die Zeche macht ihm Schmerz‘ sagt schon die tausend Jahre und darüber alte Heilige Schrift. Warum sollte nicht auch mein verehrter Kollega, so jetzt dort schnarcht, daß die Fensterscheiben zittern würden, wenn sie hier in Eurem Palaste nicht ölgetränktes Papier wären, warum sollte nicht auch er, sag ich, es im Wein vergessen wollen, daß ihm unsere alte Rothaut gekündigt hat.

„Rothaut? wer ist das“, fragte ängstlich die alte Frau.

„Rothaut? du mein Gott! habt Euch so lange unter uns Künstlerpack herumgetrieben und wißt das nicht? Rothaut ist jeder Direktor, weil die Indianer bekanntlich die Wut haben, arme Weiße zu skalpieren, das ist das ungesittetste Stück von ‚Haut über die Ohren ziehen‘.“

„Du lieber Himmel“, zitterte die arme Mutter kaum vernehmbar über die welken Lippen, „gekündigt, mein armer Heinrich . . .“

„Wie ich sage, in einer Anwandlung großherrlicher sultanischer Laune. — Also wie ich sage, liebe Frau Mutter, tragt's Eurem Heinrich da nicht nach, und lebt wohl, ich muß fort, weiß Gott, was die Leute uns nachsagen könnten, wenn sie sehen, wie ich und Ihr da bei ‚nachtschlafender Zeit' parlieren — und die Reizungen des Satans sind mächtig:

Er schont nicht Kind noch Kindeskind, nicht Greisin noch den Greis
Und gießt sehr fleißig jeden Fleck, wo Höllensaat er weiß!"

So trällerte der leichtfertige Bursche mit diesem nicht allzufeinen Späßchen hinaus zum Tempel.

Kaum hatte er die Türe hinter sich geschlossen, so sprang die Mutter Engelsteins von ihrem Lager auf, beugte sich über das ihres Sohnes und legte, ihn rüttelnd, die Hand auf seine Schulter:

„Heinrich!" rief sie, „Heinrich — ist's wahr, dir ist gekündigt? Was soll denn aus uns werden, gib Rat, mein Sohn Heinrich . . ."

Vergebens, der trunkene Schläfer hatte Blei in den Gliedern und auf den Augen, er schien nicht zu fühlen und nicht zu träumen; die Träne im Auge der Mutter trat wieder zurück gegen den Abscheu vor dem Trunkenbold, den die bürgerlich solide Frau empfand, und sich und ihre Sorgen in die Decken hüllend, lag bis zum frühen Morgen schlaflos die arme Mutter des Komödianten . . .

Der Morgen brach herein in all seiner winterlichen Pracht und ließ seine glührote Sonne über die weiten schneeigen Decken der Erde blitzend

leuchten. Was er brachte in das Kämmerlein unserer Bekannten, Gutes war es nicht.

Noch bevor die Stunde zur Probe die Schauspieler im Theaterlokale versammelte, pochte es an die Türe des stillen Gemaches, und mit trüben Ahnungen sah der sich eben den tiefen Schlaf von den Augen reibende Engelstein den Theaterdiener eintreten.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen müsse er es in der frühen Morgenstunde wagen, den Herrn Engelstein zu belästigen, schnarrte das Faktotum des Direktors, ein kleiner, bucklicher Knirps mit hell leuchtender Glatze; das Kinn desselben war mit einem ritterlichen Knebelbarte geziert, den zwei kleine Halbmonde von Schnurrbärten auf der Oberlippe kommentierten; trotz der grimmig kalten Jahreszeit staken die spottschlechten krummen Beine in schlotterigen, sie nur um so auffallender machenden Segeltuchpantalons, während den Oberkörper ein Lodenrock gegen die üblen Einflüsse von außen schützen sollte; indem wir die Figur betrachten, war Engelstein mit dem eigenhändigen Schreiben des Direktors zu Ende gekommen, das ihm der Bucklige gebracht hatte, und das einen gleich galanten Ton anschlug, wie der Überreicher bei der Präsentierung desselben getan.

„Bedauern . . . und nicht weiter zu einer Probe bemühen zu wollen . . . exaltiertes Benehmen vergangenen Abend im Wirtshause . . . Intervention des beleidigten Publikums", das waren die Schlagworte dieses Schreibens.

Engelstein begriff die Umstände seiner augenblicklichen Entlassung zu gut, um bittlich oder auf andere Weise dagegen einzuschreiten. Seine ganze Abneigung richtete sich aber jetzt, als auf das einzige vorhandene Objekt, auf den Boten, er deutete demselben nach der Türe.

Der Kleine begriff wohl die Hinweisung; aber hier war die Gelegenheit zu lockend, der allgemeinen, beseligenden Bedientenlust zu frönen, einerseits seinem Gebieter den Stab zu brechen und dessen geheimste Mängel vor einem Erbitterten, daher solchen Ergießungen zugänglichen Menschen aufdecken zu können, andererseits wieder dessen Schmähungen zu eigener Lust und zum Verdruß und Ärger dem Herrn selbst zuzutragen; diese engelreinen Motive waren es, welche den treuen Diener seines Herrn trotz der Hinweisung auf die Türe sich nicht entfernen lassen wollten.

„Was soll ich dem Herrn Direktor berichten?“ fragte er schmeichelnd und betonte als Aufforderung zu schlimmer Nachrede besonders den „Herrn“ in höchst mißgünstiger Weise.

„Nichts“, erwiderte der Schauspieler, „gar nichts, als ich begreife vollkommen und schnüre mein Bündel.“

„Sonderbar“, murmelte das Faktotum; „Sie nehmen das so ruhig hin — da hab ich friedlichere Herren ganz anders toben und rasen gehört, durchgehauen haben einmal ihrer drei unseren Herrn Direktor, und wenn ich nicht gewesen wäre . . .“

„Bist du eine Mittelsperson für Prügel, und

gehen diese etwa durch dich auf den breiten Rücken des erhabenen Thespiskarrenlenkers?" fragte mit einem Unheil verkündenden Blicke Engelstein.

„Erhabener Thespiskarrenlenker!" schmunzelte halb für sich der Kleine und delektierte sich schon im stillen an der ärgerlichen Wirkung, die eine Meldung davon bei dem Betreffenden machen würde.

„Wenn das ist, fuhr Engelstein in seiner obigen Rede mit furchtbarer Logik fort, so berichte deinem Herrn folgendes pantomimisch . . ."

Erwartungsvoll und ermunternd aufblickend, hatte bis jetzt der Kleine die schwungvolle Rede angehört, jetzt da er schließlich an Ton und Gebärde zu merken schien, daß die Botschaft eine für ihn höchst unangenehme und noch zu alldem unbestellbare sein dürfte, so bereute er, der Hinausweisung aus dem Lokale nicht früher Gehör gegeben zu haben, und tat rasch einen sehr gelenkigen Sprung zur Türe, der jedermann, der ihn mit angesehen hätte, auf die Vermutung bringen mußte, er schone in jeder Lage seine Beinkleider; — aber ihm folgte jetzt der lang sich ausstreckende Arm Engelsteins, dem zu entrinnen ihn die Verzweiflung trieb, die Stubentüre aufzureißen und ohne Rücksicht die sechs Stufen vor derselben in einem gewaltigen Satze zu messen, dessen Resultat klar an den Tag legte, daß auch hier, wie sonst oft auf Erden, zarte Schonung nicht ohne Grund gewesen sei.

Teilnahmslos saß bei dieser lächerlichen Szene die Mutter Engelsteins in einem zerbrochenen Sorgenstuhle, den ihr die Inhaber dieses Hauses

als besondere Möbelvergünstigung in die Stube gestellt, und drehte mechanisch das Blatt mit den Zeilen des Direktors zwischen den Fingern hin und her.

Auch Engelstein blieb angesichts seiner Lage ernst, und jetzt, da die alte Frau einen Blick auf ihren Sohn warf, der deutlich die trostlose Frage „was nun?“ aussprach, faltete dieser ernst die Stirne, wie jemand, der sich zwingt, einen aufdringlichen unangenehmen Gedanken auszudenken; die peinliche wortlose Pause der Ungewißheit zweier Menschenseelen über ihr ferneres trauriges Sein und Weben tauchte die prangende Tageshelle in trübe Aschfarbe und die Umgebung in trostlose Leere, und bis zum gepreßten Atem beengt, schlugen wild und stürmisch zwei Herzen.

Engelstein entrunzelte die Stirne gewaltsam, und fühlend, er müsse hier Hoffnung geben oder töten, rief er entschlossen aus: „Frau Mutter, macht alles zur Reise richtig — hier ist unseres Bleibens nicht mehr! Wir wollen in Gottes Namen nach der Residenz, und Gott füge es anders, als es sonst bei meinen Gängen nach der Residenz sich gefügt! Ich will zusehen, vielleicht finde ich einen oder den andern früheren befreundeten Kollegen an dem Hoftheater und durch ihn ein bescheidenes, stilles Plätzchen, wo wir uns hineinschmiegen wollen nach all den rauhen Stürmen des Lebens, zufrieden, still und so glücklich, als es noch möglich!

Die alte Frau blickte mit feuchten Augen zu ihm empor. Die Hoffnung rauschte mit von oftmaliger

Enttäuschung geknicktem Fittich an den beiden vorüber, Wehmut erfaßte sie, und weinend sank ein gebrochenes Herz an das im Weh des Verständnisses pochende der Mutter!

IV.

Abend war es, und die breiten Straßen der kleinen Residenz, von den flammenden Lichteralleen, die dem Auge zuletzt in einen feurigen Streif auszulaufen schienen, durchstrahlt, belebten sich nach dem Gewühl des Tages mit Tausenden froher Menschen, die dem Tage sein Recht getan und der Feierstunde jetzt auch die Ehre geben wollten.

In einem kleinen Einkehrhause, über den Hof rückwärts die Treppe bis an das Dach verfolgend, gelangen wir in ein kleines, nur mit der erforderlichsten Notdurft ausgerüstetes Kämmerchen, und dort finden wir unsere Bekannten wieder, ruhend von den Mühen der Reise und doch schon wieder bereit zu neuer Mühe des Lebens.

„Gehe denn gleich, mein Sohn", sprach die alte Frau zu dem noch reisefertig vor ihr stehenden Engelstein, „und versuche dein Glück; zerstreue dich wenigstens, armer Heinrich, ich werde mich hier aufs Lager strecken und versuchen, ob ich schlummern kann."

„Lebt wohl, Frau Mutter", sagte Engelstein und tat einen Schritt nach der Türe, noch einmal wurzelte sein Fuß an der Schwelle, und weich werdend sagte er: „Mutter, 's ist ein furchtbar folgenschwerer Gang, den ich jetzt tue, denn kehre ich ohne

Erfolg, so wäre es besser, ich käme nimmer. — Mutter, Euren Segen!“ — Er sank auf die Knie, und die alte Frau streckte ihre zitternden Hände über ihn und flehte zu Gott: ihr den Einzigen, ihr Alles und Letztes auf Erden, zu erhalten, zu beglücken!

Der Kniende erhob sich und ging. Draußen aber fuhr der Wind eben schneidend von den Dächern der Häuser, als wollte er die Notschreie gemarterter Seelen, die auf zum ewigen Vater drangen, hinunter fegen in die dumpfen geräuschvollen Straßen, daß sie dort verwehen und verhallen — das Elend der einen in dem vieler.

„Auf! Vorgesehen!“ rief's vor dem Schauspielhause, und die Equipagen rollten heran, die Funken stoben unter dem Eisen der Hufe aus den winterlich kalten Steinen, und mit Not sich vor dem Überfahrenwerden rettend, erreichte Engelstein das Foyer. Das den Angehörigen seines Standes überall bewilligte freie Entree öffnete auch hier ohne Anstand die schwersamtenen Falten an der Parterretüre, und er trat in den lichterstrahlenden Raum.

Wie aus einem Märchenspiegel grüßten ihn hier tausend bekannte Traumgestalten seiner Jugend. Er nickte ihnen selbstvergessen traulich zu — und träumte mit ihnen.

Ein vielstimmiger Klang weckte seine Sinne, verscheuchte die Träume, und brausend flohen oder umschlangen, rissen sich von oder an einander die Töne der Ouvertüre.

Der Vorhang rauschte auf, das Spiel begann.

Etliche Szenen hatten sich abgewickelt, da trat aus den Kulissen eine Frauengestalt, nach den Intentionen des Dichters jetzt in die Handlung einzugreifen, doch wie um dem Poeten seine Ohnmacht zu bezeugen, empfingen die keineswegs der Wirklichkeit entzauberten Zuschauer rauschend die Schauspielerin, die gefeierte Künstlerin dieses Instituts.

Ein sympathisches Organ entrollte seine wundervollen Skalen vor dem Ohre der Hörer.

Wie wurde dem armen Komödianten zu Mute ... diese Stimme! ... wollte es ihn nicht an ihr hinanreißen bis zur reinen Bergeshöh, wo er tief aufatmend, wie aus schwerem Traume erwachend, an das Herz sinken könnte, dem so tiefgefühlt die Worte entquollen — oder riß es ihn nicht hinunter in die Tiefen der Erde, hinweg vom Licht, das er nimmer zu sehen verdiente — noch vermochte!? ...

„Was ist Euch denn, guter Freund?" fragte etwas erschreckt ein ruhiger Bewunderer der Künstlerin, der in seinem friedlichen Genießen plötzlich durch die heftigen Gestikulationen seines Nachbars gestört wurde; dieser aber, der glänzenden Auges zur Bühne starrte, breitete jetzt weit die Arme von sich und stürzte, den Leib vorgebeugt, als wollte er sich durch alles hin freie Bahn zur Künstlerin brechen, mit einem unartikulierten Schrei zu Boden.

Der ohnmächtige Engelstein wurde aus dem Zuschauerraume getragen, und wie die Welt in ihrem Gange nicht einhält, ob einer nun fällt oder stirbt, so spielte sich auch auf den Brettern, die sie bedeuten, gleichgültig das Stück zu Ende ...

Tiefe Nacht und Nachtruhe lagerten auf der Stadt, die Arbeit hatte ihre Getreuen sanft und süß auf weichen Pfühlen oder schlichtem Stroh gebettet, nur das Elend und das Laster hielten ihre Sklaven wach, die auf nächtlichen Wegen oft sich kreuzend, jene furchtbaren Szenen unter sich abspielen, deren Verlauf kein sterblich Auge mit angesehen, welche aber in das Licht des Tages die Schrecken der vergangenen Nacht hineinleuchten lassen wie einen furchtbaren Brand und unsere Kriminalakten bereichern mit den Geschichten entwürdigter Menschheit.

Weit ab, der Nacht Schrecken zu unterlegen, sondern vielmehr sie zur Mutter aller Vergnügungen, ja des süßesten stempelnd, saßen drei Männer verschiedenen Alters im traulichen Gemache; sie hatten es sich samt und sonders bequem gemacht; obschon sie nicht in ihrem Eigentume, waren sie gewiß Freunde des Hauses.

Der Älteste der drei, eine stattliche Erscheinung, dessen althebräische Gesichtszüge durch den englischen Backenbart modernisiert wurden, hatte nachlässig das linke Bein über das rechte geschlagen und bediente sich des erhöhten Beines als Schreibpult; ein Blättchen Papier mit der linken Hand an dasselbe drückend und in der rechten eine Bleifeder führend, notierte er flüchtig wohl eben so flüchtige Gedanken.

„Was geben Sie, Herr Graf", wandte er sich an den jüngeren seiner beiden Gesellschafter, „wenn ich, der unbestechlichste aller Kritiker, das Wagnis unter-

nehme, diese zum Ruhme unserer Künstlerin hier flüchtig aufgezeichneten Überschwenglichkeiten als bare Münze mit allem kunstrichterlichen Pomp einer tüchtigen Rezension unter das Publikum zu bringen?!"

„Geben?" entgegnete der junge Graf, ein feinst gekleideter blasser Jüngling, all der Vorzüge, aber auch all der überwiegenden Schwächen teilhaftig, welche die feinere Jugend unserer Zeit insbesondere und diese Jugend überhaupt bis in die untersten Schichten kennzeichnen und stempeln: zur modernen Generation mit modernen Leiden und Freuden.

„Geben?" fragte er gedehnt. „Nichts! Aber Arm und Beine breche ich Ihnen, Herr Hohlmann, wenn sie diesen Lobhymnus auf unsere Künstlerin der Mitwelt entziehen wollen; die Nachwelt touchiert mich weniger; jede Kunst geht jetzt nach Brot und singt Schillers ‚die Nachwelt flicht ihm keine Kränze', um die Mitwelt zur Anerkennung zu bewegen. Die Dichtkunst verdingt sich der Journalistik, die Musik dem Ballett chantant . . ."

„Erlauben, Herr Graf", fiel Hohlmann dem Sprecher in die Rede, „Sie predigen eben meine Grundsätze; nach diesen Grundsätzen habe ich hier eine Annonce — eine Reklame für unsere liebenswürdige Künstlerin zu Papier gebracht und fordere für diese Mühe gar nichts — gar nichts — aber für die Einrückung lasse ich mir wie immer den Raum, der mir dadurch entgeht, bezahlen. Übrigens habe ich auch hier nicht für die Künstlerin, die ich schon genug besprochen habe, meine Gewissenhaftigkeit

zum Schweigen verdammt, nicht der Kunst brachte ich dies Opfer, sondern der Liebe."

„Der Liebe?", lachte hier der bisher schweigend in einer Ecke verharrende Dritte des Bundes, ein Mann verlebten Aussehens, der, wenn nicht gerade von Podagra und anderen Leiden seines in Lebenslust heruntergebrachten Körpers geplagt, einen sehr unterhaltenden und in gewisser Beziehung zum Schlimmen oder Guten belehrenden Gesellschafter abgab.

„Ja, der Liebe", replizierte Hohlmann triumphierend, mit galanter Verbeugung auf den jungen Kavalier weisend, „der Liebe des verehrten Herrn Grafen nämlich, welche eben unsere Künstlerin ist."

„Dann", sagte etwas spöttisch der Verlebte, „lassen Sie die Verhimmlung nur drucken, Emil muß schon aus Galanterie für seine Dame die Ritter entlohnen, die auf dem Federkiele für sie in die Schranken reiten.

„Meinst du?" lächelte der Graf. Daß die vertrauliche Ansprache des gefährlichen Gesellschafters nicht übel genommen wurde, erläutert uns das ganze Verhältnis desselben zum Grafen, es war das der Freundschaft, die sich eben nicht um Freundschaft gibt, der im lohnenden und dienenden Verhältnisse gegenseits ausnutzenden Freundschaft. „Doch ich höre die Falbeln eines Kleides durch das Zimmer heranrauschen."

Jetzt öffnete sich die Flügeltüre des Gemaches, und die Künstlerin, in eleganter Haustoilette, bewillkommte ihre Gäste. Galant stand der Graf auf,

ergriff die feine Hand der Dame und drückte sie an seine Lippen.

„Sie waren heute lange unsichtbar", bemerkte er; „zu lange für meine Ungeduld."

„Gut Ding braucht Weile", lächelte die Künstlerin; „wie finden Sie mich?"

„Reizend wie immer", bestätigte Emil, „aber bedürfen Sie eines solchen Aufwandes an Toilettenkunst?"

„Sehr galant", antwortete die Dame; „aber das ist Frauenschwäche, schön, am schönsten gelten zu wollen; doch, meine Herren, bleibe ich für das Kompliment nicht Schuldnerin, indem ich die Hoffnung ausspreche, daß ein so geistreicher Zirkel meiner Wenigkeit nicht bedurfte, um die Zeit zu töten."

„Und doch", ergriff Herr von Wending das Wort, „Fibi-Bentheim, die gefeierte Künstlerin, mußte den Stoff zur Konversation leihen, weil Fibi, die reizende Dame des Hauses, in Person nicht anwesend war, in deren Nähe man immer das Verbrechen begeht, die Künstlerin zu vergessen; diese Gedächtnisschwäche verschulden übrigens Sie selbst — und entschuldigt unser Herz.

„O diese schwachen Herzen mit so kurzem Gedächtnisse", scherzte die Künstlerin, „und wovon haben die Herren denn jetzt geplaudert, wenn es Fibi wissen darf, was man über Fibi-Bentheim gesprochen?"

„Herr Hohlmann", antwortete von Wending, „hat diesmal seiner Entzückung nicht Meister werden können und hat diese bereits in ungereimten

Phrasen — will sagen ungebundener Rede zum Ausdrucke gebracht für sein Wochenblatt ‚Die Morgenstunde', in dem wir sie nächstens zu lesen bekommen werden."

„Nur nicht zu viel auf die Geduld des Publikums gesündigt, mein Herr", sagte Fibi und drohte schalkhaft mit dem Finger; „ich und Sie haben wahrlich keinen Grund, diese zu ermüden; meine Kollegen machen ohnedies schon böse Witze. Neulich las einer Ihr Blatt und fragte, welch Sprichwortmotto diesen überschwenglichen Rezensionen zu Häupten gesetzt zu werden verdiene? — Niemand wußte es."

„Nun?" fragte Hohlmann gespannt.

„Morgenstunde hat Gold im Munde", sagte Fibi, und ihre Gäste lachten.

„Apropos", nahm von Wending wieder das Wort, „wissen Sie, reizende Fibi, daß heute ein kleines Intermezzo im Zuschauerrange Aufsehen erregte?"

„Das wäre?" fragte Fibi, die neben dem Grafen saß, der den rechten Arm um ihre Taille geschlungen hatte.

„Unter den Zuschauern im Parterre", fuhr der Erzähler fort, „befand sich ein Mann, anscheinlich nicht den bemittelten Klassen der Gesellschaft angehörig, der bei Ihrem Erscheinen in immer höhere Aufregung geriet und zuletzt mit einem Schrei zusammenbrach."

„Was wurde aus ihm?" fragte die Künstlerin.

„Das weiß ich leider nicht zu sagen", schloß von Wending, „man schaffte ihn ins Freie und überließ ihn seinem Geschicke."

„Aber was hatte er denn gerufen?“ fragte etwas ernster werdend Fibi-Bentheim.

„Das war durchaus unverständlich“, ergänzte Hohlmann; „nun sagen Sie noch einmal, verehrtes Fräulein, daß wir unsere Berichte von der Macht Ihrer Leistungen auf die Spitze treiben, wenn solch eine auffällige Wirkung sich bei einem schlichten Manne aus dem Volke ergibt.“

„Sie stilisieren da auf eine höchst schmeichelhafte Weise“, lächelte Fibi-Bentheim, „ein für mich höchst beleidigendes Faktum; spiele ich denn, daß den Leuten schlecht werden muß?!...“

„Lieber Emil“, bemerkte von Wending, „die Lösung dieses außerordentlichen Rätsels liegt vielleicht im Herzen unserer Dame, in dem einst der Unbekannte ein beneidenswertes Asyl gefunden. Ich behaupte, es war ein alter Liebhaber.“

„Und ich behaupte“, entgegnete finster die Künstlerin, „daß Betrunkene nicht das Theater besuchen sollen, um so mehr, da ihre Trunkenheit gewisse Leute anzustecken scheint.“

„Hoho“, lachte der Freund Emils, „schöne Fibi, Sie parieren da einen Stoß so ernsthaft, der im Scherz geführt worden, daß uns Verdacht erfassen muß.“

Wie ein schmollendes Kind wandte Fibi-Bentheim dem Sprecher den Rücken, und Aug in Aug dem Grafen fragte sie diesen: „Und Sie, Herr Graf, glauben Sie auch an derlei alte Märchen?“

„Nein, reizende Fibi“, sagte dieser, „ich glaube aus Prinzip immer nur an die Gegenwart; auch

die Liebe ist mir gegenwärtig." Er schlang den Arm fester um ihre Taille, und gedeckt vor den Blicken der beiden Gesellschafter durch den eigenen Schatten des reizenden Weibes drückte er einen flüchtigen Kuß auf die schwellenden Lippen desselben.

Eine kleine Pause der Verlegenheit wurde durch das eintretende Kammermädchen geschlossen, das die Vorbereitungen zum Souper zu treffen begann.

Die kleine Zofe schlüpfte aalglatt an den breit den Weg zur Herrin versitzenden Gästen hindurch und flüsterte dieser rasch einige Worte zu.

Eine flüchtige Überraschung färbte das Antlitz der Künstlerin, die sich rasch erhob, sich mit der Pflicht der Hausfrau entschuldigte, die im geordnetsten Haushalte doch überall noch zuzusehen habe, und die Herren bat, ihre kurze Entfernung zu vergeben und sich einstweilen unter sich nach Möglichkeit zu vergnügen, bis zu ihrer baldigen Rückkehr.

Ruhig schloß sie hinter sich die Flügeltüre, aber mit einer seltenen, dieser Gleichgültigkeit widersprechenden Hast durchflog sie das nächste vor ihr im Dunkel liegende Gemach, dessen Möbel das von der Straße einfallende widerscheinende Licht kaum in den Umrissen hervortreten ließ.

Einen Augenblick darauf befand sie sich in dem beleuchteten Vorzimmer.

„Wer ist da?" wandte sie sich an die Magd, die verlegen ihre Herrin zu erwarten schien.

„Ein fremder Herr —"

„Wo?"

„Ich habe ihn wie gewöhnlich in das Schlafzimmer geführt."

Fibi-Bentheim nickte, nahm der Magd die Girandole aus der Hand und schritt einen kurzen Gang unhörbar auf den Laufteppichen dahin.

„Doch nicht August selbst", seufzte sie erleichtert auf. „Diese Folgsamkeit nimmt mich ein wenig wunder; aber so sehr meine Eitelkeit geschmeichelt wäre durch sein Kommen, so sehr wäre es gegen alle Klugheit, ihn mit seinem Rivalen, dem Grafen, bekannt zu machen. Eifersucht dulde ich bei meinen Verehrern nicht; — als ich zu August sprach, der arm, aber reich an Talenten, vor mir stand: ‚schreiben Sie Rollen für mich, und ich mache Sie berühmt und reich', da war ich es, die ihn protegierte, jetzt, da ich mein Wort gelöst und er einen Namen und ein Vermögen hat, ändert er plötzlich die Sprache und protegiert mich, indem er nichts weiter tut, als was er getan: Rollen für mich schreiben. Und er will für seine Protektion gelohnt sein durch einen Preis, der gefordert Beleidigung und erbettelt Schmeichelei wird. Dem Schmeichler will ich den Preis halten, den Beleidiger aber weise ich rund ab. Gewiß ein Bote von ihm; — er soll in seiner Botschaft auch das Urteil seines Senders sprechen!"

So schloß der Gedankengang der Künstlerin mit ihrem physischen Gehen, gerade als sie, die Klinke der Türe erfassend, vor dem Schlafgemache anhielt. Wir hoffen, der Leser traue der Dame so viel Takt zu, kein so langes Selbstgespräch gehalten zu haben; sie bediente sich eben nur der fliegenden Gedanken

und deren blitzschnellen Symbole, einen Entschluß vor der Unterredung, der sie jetzt entgegen zu gehen erwartete, auszufechten mit dem Für und Wider ihrer Gefühle.

Geräuschlos öffnete sich die Tapete und Fibi-Bentheim trat in das Heiligtum ihres Schlafgemaches; erstaunt wurzelte ihr Fuß an dem Boden vor dem Bilde, das sich ihrem Auge überraschend bot — der Mann, der dort an ihrem blütenweißen Lager kniete, den Kopf tief ins Linnen gewühlt, das war kein Sendling — das war der Liebende selbst.

„August", sagte sie sanft, „so folgen Sie meinen Wünschen?"

Der Kniende erhob den Blick, der, vom plötzlichen Scheine des Lichtes wie geblendet, nach der Sprecherin starrte.

„Valentine!" rief er, die Arme ausbreitend und sich einen Schritt vorwärts auf den Knien gegen die Künsterin bewegend.

Ein Schrei der Überraschung entfuhr dem schönen Weibe, das sich plötzlich von einem Unbekannten mit einem Namen aus vergangenen Tagen nennen hörte, den sie längst abgelegt, wie sie die Erinnerungen jener Zeiten aus ihrem Gedächtnisse gebannt gehalten bis zur Stunde.

Der instinktiven Eingebung des sie beengenden, unheimlich anfassenden Gefühles folgend, griff ihre Rechte nach der Klingelschnur, die an der Türe herunterhing.

„O sei barmherzig, Valentine", rief, sich krüm-

mend, der Eindringling; „ich bin's — ich, dein Heinrich Engelstein!“

Eine kleine Weile stand die Künstlerin atem- und regungslos bei dieses Namens Nennen, dann, sich hoch aufrichtend, sagte sie mit wilder Freude: „Du bist's? — Ja, so dachte ich mir dich!“ setzte sie hinzu, sich weidend an der ganzen zernichteten, zerfallenen Erscheinung des einstens so hübschen Mannes. „So mußte ich dich wiedersehen, wenn es ja ein Wiedersehen geben mußte, um meinen Glauben nicht zu verlieren, den: daß ein ewiger Haß über uns allen richtet und rechtet, dem auch du nicht entrinnen durftest. Ich habe meinen Weg gemacht und dich nicht gehindert; wie weit bist du denn noch vom Ziele? — Du lehrtest mich jede Rücksicht auf andere bei Seite setzen; sieh an die Fibi-Bentheim — sie ist dein Werk; die bewunderte Künstlerin, das verbuhlte Geschöpf, das herzlose Weib ist dein Werk! Und die Künstlerin freut es, dich als brotlosen Stümper — das Geschöpf, dich zu seinen Füßen, bettelnd um das Stückchen verdorbenen Herzens, das ihm geblieben, — das herzlose Weib, dich als Elenden zu sehen; und die Valentine von früher regt sich, ein gesühnter Schatten, noch hier, hier im Grabe, tief — tief in meinem Herzen, wo ich sie versenkte, denn sie sieht, daß der, welcher ihr das Herz verdorben, auch elend ist. Grüß Gott, Heinrich! Wir sind nur Werke eines des andern — ich von dir und du das meine, denn mich verriet noch keiner ungestraft. Nur das ist ewig waltendes Recht, das aus unseren Falschheiten keimt, als Unkraut auf-

schießt und uns das Herz aussaugt. Aber du, du bist Meister, schau, wie gefällt dir dein Werk?!"

„Valentine, o halt ein", schrie Engelstein entsetzt; „klage mich nicht an als Mörder deiner Seele, allmächtiger Gott, es war ein grausamer Zufall, dem du blind durch die Finger gesehen. Valentine, hier, hier, hier" — er drängte ihr ein vergilbtes, zerknittertes Schreiben auf —, „lies, jede Zeile wird dir sagen, was ich dir gegenüber immer war."

„Und was, Engelstein", begann mit einem Blicke des Mißtrauens Fibi, „ist denn dein Begehr, wenn du entsündigt, ein halber Heiliger, vor mir stündest? Dich an dein ehemaliges Hindernis plötzlich anzulehnen und durch dasselbe dich fördern zu lassen, weil deine alleinige Kraft nicht ausreicht, dich zu heben nach dem Lande deiner Träume, das ist's", lächelte kalt die Künstlerin. „Willst du dich betten neben mir im Kote und mit dem Rechte des Gatten dich drängen in meine dir glänzend dünkende Stellung? — Der Schmutz der Dachrinnen ist freilich eine höhere Sühlung für niedere Seelen als der Tümpel der Straße. — Flehst du aber um Unterstützung, Hilfe, zur unrechten Zeit kehrst du dein vertrocknet Herz heraus und mahnst mich an Liebe, statt an Künstlercourtoisie zu appellieren, die dem armen Kunstbruder nicht den Zehrpfennig versagt."

„Um meiner Mutter willen, die verzweifelt", rief Engelstein.

„Die arme Frau", sagte düster die Künstlerin; „sie lerne es früher oder später — du bist Meister in diesem Unterricht; aber ich glaube, ein Bube

wie du bringt seine Mutter nicht bis ins Alter der weißen Haare — und sie ist schon tot."

„Valentine", stöhnte Engelstein, „du hältst mich für einen Lügner; du glaubst, auch dies, in meiner ersten Verzweiflung zerknitterte, in zahllosen Nächten benetzte Papier, die einzige echte Urkunde meines Herzens, sei falsch, sei gemacht, sei ein Theaterbrief — ohne Inhalt — leer?!"

„Du sagst es", sagte Fibi-Bentheim und wandte sich von ihm; ein kalter Zug entstellte ihren Mund, und brennend ruhte ihr Auge überlegen auf der geknickten Gestalt des vor ihr Gebeugten. Ihr Debüt, mein Herr, war ein verunglücktes; daß ich Sie überhaupt anhörte", sprach sie mit eisiger Kälte, „verdanken Sie einzig der Überraschung der guten Valentine, von der noch unbewußt ein Stückchen in mir stecken geblieben, aber Fibi-Bentheim sagt es Ihnen, daß sie kein Spielhonorar gibt für die Virtuosenstückchen eines alten Komödianten." — Damit rauschte sie aus dem Gemache.

Sprachlos stand Engelstein auf dem Flecke gebannt; plötzlich lächelte er wie einer, der die Versicherung gewinnt, er habe sich um einen Traum geängstigt, und der weiß, er darf nur erwachen wollen, und der Zauber wird gelöst.

„Das war nicht meine Valentine", murmelte er; leisen Schrittes wandelte er den Gang nach dem Vorzimmer dahin — die Türe des anstoßenden dunklen Gemaches war offen; ein greller Lichtschein fiel durch die Spalte einer anderen Türe über die Parketten.

Ein Hoch! Gläserklang und Beifallslärm von männlichen Stimmen drang an sein Ohr. Eine kleine Stille trat ein, dann begann mit volltöniger Stimme Fibi-Bentheim: „Champagner, meine Herren, Champagner! sein Schäumen ist die Jugend — meine Erzählung soll auch moussieren, denn sie spielt in meiner Jugend; Fibi-Bentheim gibt Ihnen die treue Geschichte ihres ersten Engagements und ihrer ersten Liebe; auch sie hatte Zeiten, da sie alles, was die Männer uns beteuern und schmeicheln, für bare Münze nahm — — Es lebe dieses Vorurteil, aber höher lebe die Vorurteilslosigkeit! Hoch!" Die Gläser erklangen.

Und dem Lauscher fuhr ein Schauer durch Mark und Bein — das hatte sein Weib gesprochen! Hier gab es kein Erwachen, hier war Leben, Leben, das die Toten aus dem Schlafe schreien könnte oder sich zu ihnen betten muß, sich selbst entrinnend.

Die letzte Münze gab Engelstein dem alten Manne, der ihm das Tor aufschloß, ohne Rücksicht auf Wert oder Unwert; so geben die Toten dem stygischen Fährmann die Obolen und landen im Reiche der Gewesenen.

Die nächste Brücke überschritt er gedankenleer und bilderlos; in deren Mitte blieb er stehen und blickte in den nächtlich dahinrollenden Strom, in dessen Wellen sich von Zeit zu Zeit ein Licht vom Ufer spiegelte und irrlichternd im kräuselnden Wasser zu flackern schien. Engelstein schleuderte mechanisch nach dem Flusse, was er noch in der geballten Hand gehalten, und sah dem Gegenstande nach — es war

das verhängnisvolle Schreiben, unten kräuselte es, kaum sichtbar, ein weißer Fleck, auf den Wellen dahin — es schien ihn um Hilfe anzuflehen; hatte er ihm nicht versprochen, es an seine Brust zu legen und mitzunehmen ins Grab, trieb nicht mit dem vergilbten Blatte sein Zeugnis dahin, und wenn ihn einst die verblendete Valentine vor Gottes Thron als Mörder ihrer Seele anklagte, war nicht dies Dokument, das er von sich geworfen, die einzige Bürgschaft seiner Unschuld?!

„Wo hast du deine Zeugschaft?" — „Herr, ich hole sie", sagte fröstelnd Engelstein. Daß er auf Erden noch eine Mutter und über der Erde noch einen Herrn habe, denen er das Leben, das er mutwillig zerriß, zu verantworten habe, bedachte er nicht; das ist eben die Sünde des Elends, daß es, sich selbst mit allem vergessend, nicht mehr Gottes gedenken kann... Er stürzte in den Strom — der Schlag des auf die Wellen auffallenden Körpers machte einen in der Nähe in einem Kahne schlummernden Fährmann ein wenig stutzen, aber alles blieb ruhig — und nach einigen Augenblicken schlugen die letzten, breitesten Wellenkreise ans Ufer, stumm und doch rauschend, daß in ihrer Mitte etwas zum Grunde gesunken.

Fibi-Bentheim aber wiegte sich zur selben Frist in den Armen des Grafen.

In dem Stübchen des kleinen Einkehrhofes wachte noch immer die Mutter Engelsteins; mit Mühe sich den Schlaf von den Augen haltend, kramte sie in

dem Kunterbunt der Theaterlappen ihres Sohnes, eine kleine Samtrosette fiel ihr in die Hände, sie lächelte über den Fund, es war das erste Geschenk für ihr Kind, das dessen Vater verheimlicht blieb, es war der Schmuck auf den Schuhen ihres Heinrichs, die er bei seinem ersten Debüt trug; wie viel Lust süßer Heimlichkeit und Erinnerung lag in diesem unscheinbaren Dinge?!

„Wenn ich das Unglück hätte", sagte plötzlich die alte Frau und drehte die Rosette in ihren Händen, „daß mein Heinrich vor mir sterben sollte — das gäbe ich ihm ins Grab mit."

Wer, du armes Mütterchen, ließ es dich ahnen, daß du zur Stunde nun ganz allein und verlassen auf Erden stehst?

Die düstere Grabschrift

1. Allerseelen!

Plaudernd und drängend wogte die Einwohnerschaft des Städtchens Lamberg außer dessen Toren auf dem Kirchhofe zwischen den Gräbern hin, die Feier des Allerseelentages zu einem Schaugepränge erniedrigend.

Sie gedachten nicht, daß die Ruhenden nichts seien als ihre Vorläufer, die der unerbittliche Spaten als Knochenreste noch zum Grund der Grube wirft, damit sie ihnen Platz machen, wie auf der Erde das Alte dem Neuen, so auch in der Erde die alten den neuen Generationen.

Die Masse dachte nicht daran noch an die Toten überhaupt, höchstens, wenn einen frisch die Sense des Todes hinwarf, sprachen sie ein gedankenloses: „der hat's im vorigen Jahre auch nicht gedacht" und dergleichen, dachten seiner Fehler, stießen sich aber nicht an dem Balken, den sie im eigenen Auge trugen, sondern die geputzten Gräber und die geputzten Leute zogen sie an, und die letzteren umschwärmten die Ruhestätten, deren Geschmack rühmend oder bespöttelnd, und kokettierend mit sich und andern wälzte sich ab und zu der Menschenschwarm.

Kein Wunder, daß weit nach der Kirchhofsmauer, dort am andern Ende, über den unweg-

samen Rasen niemand schritt nach einem ungeschmückten Grabe, daß unbeobachtet und ungestört ein kleines Mädchen von vielleicht eilf Jahren dort kniete. Höchstens ein oder der andere Wanderer, der Gedanken dachte, wie sie uns oft fassen an den Ruheplätzen der Menschen, wie mahnende Arme vergangener Zeiten, der verirrte sich zu diesem Grabe und blieb gefesselt stehen, las die Steintafel, in den Ziegeln der Mauer eingenietet, und schied mit sonderbarem Blicke und zu scheu zur Frage von der kleinen Beterin.

Allerdings war die Grabschrift besonderer Art; in eckig harten Lapidarlettern, wie mit grimmigen Meißelschlägen in den Stein gehauen, war zu lesen:

Hier ruht ein Mann in kühler Erde tief,
Der schwersten Schuld — des Mords — verklagt im Leben,
Doch Gott vor seinen Richterstuhl ihn rief,
Und Gottes Gnad sei er anheimgegeben!
Ihm ruft die irdische Gerechtigkeit,
Die gleiches Recht auf Erden stets versprach
Den Toten wie den Lebenden zur Zeit,
Den Spruch, den sie getan, ihr „Schuldig!" nach.

Matthäus Lother,

Bürger von hier, starb im Jahre 18.. in Untersuchungshaft, des Mordes angeklagt, am Tage, wo die Richter ihr „Schuldig" sprachen.

Fünfzig Schritte von hier das Grab seines Opfers!

Betet für ihre Seelen!

Wie unter der furchtbaren Last dieses übers Leben nachgerufenen „Schuldig" war der Hügel des Grabes eingesunken und bildete eher eine

Grube als einen Wall; da bei feuchtem Wetter sich das Wasser dort zur Lache sammelte und, in den Boden sickernd, diesen befeuchtete, so war das ungepflegte Grab rings von Unkraut überwuchert, was ihm ein wirklich trauriges Ansehen verlieh.

Wie seit Jahren kniete auch heute das kleine Mädchen dort an dem wüsten Flecke mit gefalteten Händen und zu Boden gesenkten Blicken, die sich scheu emporwarfen, wenn irgend ein Fuß die Nähe dieser vereinsamten Stelle betrat.

Halb wie scheu war ein Mann von ziemlich jungen Jahren herangeschlichen, und erst als er knapp neben dem Mädchen stand, warf diese den Blick auf den Fremden, und starren Auges betrachteten sie sich eine Weile; jedenfalls war das Schweigen dem Fremden peinlich, denn er stellte halb rasch, halb stotternd die Frage: „Was machst du da?"

„Ich bete", sagte das Kind.

„Für wen?"

Das Mädchen blickte den Frager erst mit trotzigen Augen an, als wollte sie jede Frage zurückweisen, dann feuchtete sich ihr Auge plötzlich, und rasch auf die Tafel hinweisend, sagte sie: „Mein Großvater!"

Der Fremde vermied geflissentlich den Anblick der Tafel, wie einer, der ohnehin schon kennt, worauf man ihn aufmerksam machen kann, und fragte: „Kannst du lesen?"

Das Mädchen machte eine eigentümliche Be-

wegung, als hätte sie einen harten Schlag empfangen, und sagte dann, halb mit Vorwurf: „Seit vier Jahren, Herr!“

Unwillkürlich wies der junge Mann mit dem Arm nach dem Stein und dessen Lettern, als fragte er: Und hast dies gelesen? Er mußte deutlich gewesen sein, denn das Mädchen sagte: „Ich habe diese Zeilen buchstabiert und gelesen, sie haben mich viel Tränen gekostet; aber ich glaube diesen Buchstaben nicht, o, der Großvater verdiente so gut sein Licht und seinen Kranz und seine Blumen wie die Gräber rings umher; aber bis morgen warte — bis morgen“, sagte sie, indem sie wie besänftigend über das struppige Unkrautbeet hinüberstrich mit der zarten, feinen, weißen Hand.

Der Fremde sah erstaunt auf das Kind; sie war schön zu nennen, die Kleine, ein feiner weißer Teint, große tiefdunkle Augen und eine fein gewölbte Stirne, die Gedanken versprach, halb versteckt zwischen krausem, gelocktem Haar, bildeten ein einnehmendes Gesichtchen, wenn sie auch vom Kindlichen der ganzen Erscheinung viel nahmen.

„Und morgen?“ fragte der Unbekannte.

„Morgen“, sagte das Mädchen, halb vor sich hinflüsternd, „morgen nehme ich den Gräbern, die Überfluß an Blumen und Kränzen haben, weg und gebe ihm!“

„Kannst du nicht selbst Blumen kaufen?“

„Ich darf nicht! Ich lebe bei Vetter Ernst; aber der glaubt an das, was sie ihm da hergeschrieben haben“, sagte das Mädchen, mitleidig lächelnd; ich

kannte ihn besser, ich lebte mit ihm, ich bettelte für ihn und er für mich."

„Und wie lebst du jetzt?"

„O gut", sagte das Mädchen im ängstlichen Tone, herumblickend, als fürchte sie überrascht zu werden, oder als suche sie argwöhnisch nach Hilfe vor dem lästigen Frager.

„Wie heißt du?"

„Johanna!"

„Johanna", sagte sinnend der junge Mann, und tief aufseufzend wandte er sich ab. Die Kleine hatte ungeduldig sich vom Knien erhoben und schien auf sein Weggehen zu warten.

„Johanna", sagte er nochmals, „gib mir deine Hand — gib mir deine Hand", wiederholte er ungeduldig.

Zögernd gehorchte die Kleine.

„Du hast's nicht gut", sagte er, indem er mit der behandschuhten Linken über ihre Stirne strich, aber du sollst's gut haben, hörst du?!" Damit wandte er sich rasch. Johanna blickte ihm nach, sah ihn schnell vorschreiten über den niedergetretenen Rasen; jetzt stürzte er mit Hast an dem Grabe vorbei, das geputzt und prangend herüber blickte nach dem vereinsamten, an dem Grabe, dem Johanna alle Jahre, wie zur Sühnung, die meisten Blumen raubte; ihr düsteres Auge wandte sich ab zur Steintafel. „Fünfzig Schritte von hier das Grab seines Opfers —"

Und sie sank in tiefes Sinnen.

Fast war die Nacht hereingebrochen, die Kirch-

hofbesucher entfernten sich mehr und mehr, kalt fing bereits und schneidend die Luft zu wehen an, und Schneewolken hüllten die Stadt in graue Ferne. Durchfröstelt erhob sich Johanna, und schnell, raschen Schrittes, um sich zu erwärmen, verließ sie den Friedhof und eilte über Feldraine und Chausseen nach der Stadt; die winkeligen Straßen einer belebten Vorstadt durchkreuzend, langte sie halb laufend, atemlos an einem kleinen Häuschen an, der Schnee fiel eben in großen Flocken geballt nieder, und hastig nach der Klinke greifend mit der Rechten, stäubte sie mit der linken Hand die weißen Flaumen vom Tuche, in dem sie eingehüllt war; sie trat in die dunkle Hausflur, die Türe rechts öffnete sich, heller Lichtschein drang heraus, und eine zänkische Frauenstimme rief: „Bist du's endlich, Hanne?"

Die Kleine antwortete kleinlaut „Ja" und schlüpfte in die Türe.

Das Gemach, in dem wir uns jetzt befinden, war klein, dumpfig und durchweg unsauber. Vetter Ernst — wie ihn die Kleine auf dem Kirchhofe genannt — war Flickschneider und schien kein Freund des Aufräumens, an seinem runden Arbeitstische saß er hochthronend, emsig die Nadel führend, und wenn er die Schere handhabte, so füllte er die Stube mit Fleckchen und Fetzen; dieser Arbeitstisch samt seinem Arbeiter befand sich in einer Zimmerecke beim zweiten Fenster der Stube, bei dem ersten Fenster stand ein Kindertischchen und ein Kasten, der gerade noch Raum ließ, zwi-

schen ihm die Türe zur Küche zu öffnen, um durch den Spalt in selbe hinauszuschlüpfen, noch ein Tisch mit mehreren Stühlen, das gab das ganze Ameublement dieser Stube oder Werkstätte ab, die Betten mußten sich offenbar in der Küche befinden, und die Kinder durften, aller Mutmaßung nach, auf irgend einer improvisierten Flickenunterlage auf der Erde schlafen.

„Na, bist du endlich da?" fuhr die keifende Stimme der würdigen Flickschneidersgattin fort; die winzige Stimme stand in keinem Einklange zu der kolossalen Gestalt der wenigstens fünf und einen halben Fuß hohen, korpulenten Frau Ernst.

Unsere Kleine küßte ihr die dargereichte Hand, welche Huldigung die Riesin etwas zu besänftigen schien, denn außer einigem Gebrumme ließ sie weiter nichts mehr von sich hören, sondern wälzte sich durch oben erwähnten Küchentürspalt hinaus in die Küche, die sie hinter sich schloß, somit von der großen Dame auch weiter nichts zu sehen war.

Nicht ohne einige Furcht näherte sich Johanna dem Vetter Schneider, der, ein kleines, buckliges Männchen, blinzelnd nach ihr schielte und es nicht unterlassen konnte, als sie in seine Nähe kam, um ihm gleichfalls die Hand zu küssen, ihr wie aus Versehen mit der Nadel im Ausfahren einen Stich zu versetzen; aufschreiend fuhr die Kleine zurück, und vom Kindertisch her erhob sich jetzt ein lärmendes Freudengeschrei.

Zwei Rangen, flachsköpfige Buben, erhoben sich und führten mit aller Ausgelassenheit der kindischen

Schadenfreude, in allen Tonarten singend, einen Rundtanz um die Erschreckte auf.

„Wir wollen spielen — spielen — spielen", sagte der ältere der beiden, nachdem er sich atemlos gehüpft, und begleitete jedesmal das „spielen" mit einem tüchtigen Puff auf die Schultern der Angeredeten.

„Warum warst du nicht da?" fragte der kleinere der Quäler, der sich platt auf die Erde geworfen hatte und nun die kleine Faust zusammenkniff, sich aber beim Schlag bedachte und Johanna in die Wade kneipte.

„Pfui, seid nicht so unartig", schrie die Kleine, rot vor Unwillen.

Vetter Ernst aber lächelte von seinem Throne herab dem Treiben seiner Sprößlinge zu, und huldreich nickend, sprach er hämisch: „Fräulein Prinzessin sind heute sehr ungnädig!"

Mit einem wahren Gebrüll stürzten nun die beiden Jungen über das Mädchen her und rissen es umklammernd mit zu Boden; die arme Kleine suchte den Anstand zu wahren, durfte aber keinem der Quäler wehe tun, das wußte sie wohl, denn Vetter Ernst war ein Freund solcher Balgereien, wo seine Jungen siegen mußten, er nannte das Zimmerturnen und fand es sehr nützlich.

Diese unangenehme Szene, die Johanna schon weinen machte, endete Frau Ernst, die zur Türe herein rief, Johanna solle kommen, helfen bei der Küchenarbeit; da sie sah, daß ihre Sprößlinge nicht Lust hatten, Johanna fort zu lassen, so gab sie der-

selben den Auftrag, den Flegeln rechts und links eine Ohrfeige zu geben, welchem Befehle Johanna mit einem Pflichtgefühle und einer Exaktheit nachkam, die ihre Namensvetterin von Orleans so berühmt gemacht.

Heulend entflohen die Widersacher. Johanna ging nach der Küche. Der würdige Familienvater war boshaft genug, auf seine eigenen Jungen herab Gesichter zu schneiden, welche Vergnügung auch diese herzlich übten, endlich nach wechselseitigem Gelächter so weit gingen, Spottlieder auf die ehrsame Schneiderzunft, der ihr Ernährer und Erzeuger angehörte, zu singen; dies empörte jedoch unsern Flickschneider keineswegs, denn alle die Quickstimmen überschreiend, intonierte er mächtig das Lied von den neunzig, neunmal neunundneunzig Schneidern, die alle zusammen eine gebratene Laus verspeisten und aus einem Fingerhut pokulierten.

Es muß bemerkt werden, daß Frau Ernst stets in solcher Angelegenheit die Schützerin des Pflegekindes abgab, denn sie war die eigentliche Verwandte des Mädchens, sie war eine geborene Lother, und dann haßte sie alles, was Junge hieß, daher es ein Verbrechen war, wenn solche tölpelhafte Buben sich an einem weiblichen Wesen vergriffen, und wäre dieses auch nur die kleine Johanna; im Interesse der weiblichen Würde, die dem rohen Mannsvolke von Jugend auf handgreiflich zu Begriff gebracht werden müsse, hatte gewöhnlich Johanna das freie Operationsrecht und

durfte den Feldzug endigen, „und wenn's blaue Flecke geben sollte", lautete die Instruktion.

Mittlerweile waren der Schneider und seine Sprößlinge in ihrem Chorus bis zu der Stelle gelangt, wo die neunzig, neunmal neunundneunzig Schneider zum Schlüsselloch hinausschlüpfen, als es an der Türe pochte — die Kinder schwiegen — Meister Ernst sang die Zeile aus, und fügte noch in schöner Koloratur das gesungene Herein! hinzu.

Die Türe öffnete sich, und herein trat unser Fremder vom Kirchhofe.

Wir übergehen die Verhandlungen, die der Fremde begann, Johanna in seine Obhut zu erbitten, das boshafte Vergnügen Meister Ernsts, als er sah, wie ungern sich seine Frau von Johanna trennte, das Erstaunen der letzteren, das in Freude überging, als sie hörte, sie solle in eine Erziehungsanstalt gebracht werden, und man wolle dort ein liebenswürdiges Fräulein aus ihr machen. Daß alles zu Johannas Bestem sei und man ihr im ärmlichen Hause das nicht angedeihen lassen konnte, was der Fremde großmütig bot, das bestimmte auch Frau Ernst zur Einwilligung. Die Riesin mit weichem Herzen küßte morgens darauf herzhaft die Kleine ab, als sie mit dem Fremden, ihrem nunmehrigen Freunde, in die Kutsche stieg, und wischte sich eine Träne, aufrichtig, halb aus Rührung wegen der Trennung, halb aus Freude über das Glück des Kindes geweint, mit der Schürze von den dicken Backen. Die Kutsche rollte von dannen — an den Falten des Rockes der Flickschneiderin hingen die

beiden flachsköpfigen Buben, die Meisterin blickte, keineswegs durch das Gezerre zärtlich gestimmt, auf selbe hinab und seufzte, denn im ganzen Hause fühlte sie sich vereinsamt, den rohen männlichen Gewalten gegenüber — die einzige weibliche Würde.

Johanna befand sich nach kurzem, ja fast kaltem Abschiede ihres Wohltäters im Pensionate der Hauptstadt, und unser Fremder fuhr in Nacht und Nebel mit seinem Gespann dahin . . .

Der Vorhang über dieses Vorspiel fällt und hinter ihm spielen ungesehen einige Jahre sich ab, mit ihrem Weh und Leid, mit ihrer Lust und ihren Freuden, wie denn auch häufig das Schicksal plötzlich zwischen uns und unsere Lieben den Vorhang fallen läßt, daß wir getrennt, jedes für uns, leben und leiden müssen, bis sich die Decke wieder hebt und wir aufs neue, oft andere geworden, in dem Drama unseres Lebens mit den alten Personen weiter spielen — ob auch aus? — Ach, oft allein aus, als der letzte, der geblieben von allen, die mit und für uns fühlten!

2. Unsere beste Schülerin!

Ein leuchtender Sommerabend lag über der Residenz, und im duftigen, rauschenden Garten des Pensionats wandelten freundliche Mädchengestalten. Mit einer Suite der ausgezeichnetsten Schülerinnen schritt die Leiterin der Anstalt durch die kühlen Laubengänge, indes wie die Verbannten sich die schwächeren Schülerinnen in die fernsten

Winkel zurückzogen, um ungestört sich der Lust harmlosen Geplauders hinzugeben, ohne durch plötzlich aufleuchtende Gedankenbilder, durch Noten und Erläuterungen auf das aufmerksam gemacht zu werden, was sie hätten lernen können, sollen und etwa noch sollten; sie wollten wenigstens eins, die Freiheit des Nichtwissens sich nicht vergällen lassen, und in dieser sokratischen Weisheit wollten sie durch kein anregendes Denken gestört sein — redeten von Mode, Putz, Tand und Tanz, wohl auch von Cousins, die sie da oder dort besaßen, und in deren Umgang die ersten Keime der Berührung mit dem anderen Geschlechte lagen, deren Wachstum sie umsomehr erwünschten und hofften, als sie gerne aus Fräuleins die Frauen anderer geworden wären, um ihre eigenen Frauen zu sein, — wo ihnen sodann niemand ein unliebsames Lehrbuch mehr in die Hände nötigen sollte.

„Fräulein Lother", wandte sich die Direktrice des Pensionats an unsere kleine — jetzt groß gewordene — Bekannte, ihre Lieblingsschülerin, „es wird Sie wohl nächstens ein Besuch erfreuen, wie er uns betrüben wird."

Die Angeredete, jetzt ein hohes, schlankes Mädchen mit tiefdunklen, schwärmerischen Augen, blickte fragend zur Sprecherin, einer hohen imponierenden Dame, empor, und hinter der jetzt in lieblicher Wölbung vortretenden, reinen Stirne, die lange Locken umrahmten, schienen sich in dem Augenblicke Gedanken zu regen, gar nicht übereinstimmend mit dem Ideengange der anderen jungen Damen, die

eine Erlösung aus dem Pensionate freudig begrüßt haben würden.

„Ihr unbekannter Wohltäter", fuhr die Dame fort, „hat, als er die letzte Rate des Erziehungsbetrages einsandte, bemerkt, daß er in Kürze bei uns eintreffen werde und sich zu besprechen wünsche mit mir und Ihnen, welche Zukunft sich wohl für Sie heilbringend eröffnen lasse. Wir werden Sie also verlieren, und", setzte sie treuherzig dazu, „das wird mir und vielen sehr schwer fallen, denn wir haben Sie recht lieb gewonnen."

Die meisten Mädchen nickten wie beistimmend, und mit dankbarem Blicke nahm die hübsche Pensionärin das Wort: „Ich kenne eben die Person, die so wunderbar, aus welchem Antrieb, ist mir dunkel, in mein Geschick eingegriffen, zu wenig oder gar nicht, um ihre Pläne, die auf meine Person Bezug haben, erraten zu können; doch wenn sich ein Wort mit meinem Wohltäter reden läßt und eine Bitte zu wagen ist, so möchte ich wohl als Lehrerin an der Anstalt bleiben, der ich meine Bildung danke, und unter Ihrer Obhut bleiben", sagte sie, der Lehrerin Hand ergreifend, die, den Kuß auf selbe verhindernd, die hübsche Schülerin an sich zog und ihre Stirne küßte.

„Ich verstehe", sagte sie mütterlich, „Sie wollen nicht undankbar erscheinen und doch sich von dem Einflusse auf Ihr Leben, der so rätselhaft sich in der Person des Unbekannten aufwarf, emanzipieren; die Freiheit, die man einem Wesen gibt, sich zu bestimmen, wenn es fähig dazu, nachdem

man es bestimmte, so zu werden, verleiht der Wohltat der Bildung den höchsten Wert, und wir wollen hoffen, Ihr Wohltäter, der sich Ihrer mit soviel Edelmut angenommen, werde letzteren auch durch Erfüllung dieser Ihrer Bitte bewähren."

„Je nun", warf ein blühendes Mädchen dazwischen, mit blondem Lockenköpfchen und kleinem, keck vorspringendem Näschen, das ihr wohl, ob des blendenden Teints, das Prädikat „naseweis" zuziehen könnte, — „je nun, wer weiß, welche Absichten auf spätere Zeiten der Wohltäter für sich hinter den Strauch gelegt? Viele ältere Herren tragen sich mit der Lieblingsidee, Frauen für sich erziehen zu lassen!"

„Fräulein!" bemühte sich die Dame der Anstalt möglichst strenge zu bemerken.

Ein fröhliches Lachen des Mädchenkreises ob der tiefen Röte ihrer Kollegin und der gemachten Strenge der Lehrerin bezeigte, daß hier Spaß denn doch erlaubt, wenn auch nicht konzessioniert sei.

Etwas gedankenvoller richteten sich die dunklen Blicke des Mädchens, das an einem unbekannten Abschnitte ihres Lebens wie vor einem vorgezogenen Schleier stand, auf die Lehrerin; diese räusperte sich etwas verlegen, und dann in scherzenden Ton übergehend, sagte sie: „Es läge wohl im Bereiche der Möglichkeit, was Ihre etwas vorlaute Mitschülerin eben scherzend geäußert, aber wir wollen es doch abwarten. Kinder, es wird etwas kühl im Garten, wollen Sie denselben verlassen und zum Abendbrot kommen!"

Mit einer Träne in dem stolzen Auge, einer nagenden Ungewißheit bloßgestellt und einen — jedem weiblichen Herzen als Bedrohlichstes erscheinenden — Zwang fürchtend, folgte die Schülerin dem Schwarme ihrer fröhlich sich an ihr hindrängenden Freundinnen.

Die Pensionärinnen hatten sich auf ihre Stübchen zurückgezogen, da rasselte ein Wagen über das Pflaster der ruhig gelegenen Straße, hielt vor dem Pensionate; ein Mann in eleganten Reisekleidern sprang heraus, zog die Glocke und stand kurz darauf vor der Inhaberin des Institutes, die ihn ganz zeremoniös, wie eine Geschäftsdame den Kundmann, aufnahm.

Tief brannte das Licht in dem Kämmerchen der Johanna Lother, das einzige in das Dunkel hinausleuchtende nach dem nebeldurchwehten Garten, hell blinkte ein Sternlein durch die mehr und mehr sich sammelnden Wolken, wie ein leuchtender Hoffnungsschimmer durch ein über seine Zukunft erbangendes Mädchenherz.

Der Tag brach an mit aller Sommerfreudigkeit, frisch glitzerte der Tau im Grase, und ruhig und heiter trat die Lehrerin in den Kreis ihrer Anvertrauten; nach der Lehrstunde verkündete sie ihrem Lieblinge, Johanna, daß sie heute den Mann sehen sollte, der vor Jahren so entscheidend in ihr Geschick eingegriffen, und dem sie dankbar sein möge, wie . . . eine Tochter dem Vater, wie eine Schwester dem Bruder.

Die Mädchen ergingen sich in der Kühle des

Gartens fröhlich, frei und ungebunden, nur Johanna konnte eine tiefe Zerstreutheit und ein immer noch beengendes Gefühl von Abhängigkeit nicht unterdrücken; doch ihr dankbar pochendes Herz ließ sie rasch der alten Haushälterin folgen, als selbe sie aus dem Kreise der Zöglinge abrief, ihr meldend: die Frau Direktrice habe Besuch, der auch das Fräulein Lother zu sehen wünsche.

Mit pochendem Herzen trat sie in die Türe, sie sollte ja ihren Wohltäter sehen, ihm einige freundliche Worte sagen, die doch eine ganze Welt voll Empfindung in sich schließen sollten, die Welt der Dankbarkeit eines Wesens, das sich bewußt ist, ohne Eingriff in sein Leben nie das geworden zu sein, was es war.

Als sie nun hintrat, die schöne Brünette vor den Wohltäter, da konnte die Direktrice sich einer Besorgnis nicht erwehren, als sie sah, wie dieser überrascht aufblickte wie zu einer höheren Erscheinung und sichtlich erbebte unter der Last unausgesprochener und doch deutlicher Gedanken.

Schüchtern näherte sich, kaum aufblickend, das Mädchen, mit einem Kusse auf die Stirne begrüßte sie der Fremde, die Lippe wohl länger anpressend, als zu einem brüderlichen Kusse nötig, noch als für ihn geraten war.

„Bei Gott", sagte er, sich rasch fassend, „ich muß gestehen, Fräulein, Sie überraschen mich. Mein Gott, ich habe Sie verlassen, klein, wenn auch nicht unscheinend; ein schönes, kluges Kind — und ich

finde einen . . . einen Kontrast — ich habe eben mich nicht vorbereitet auf Ihre Entwicklung, indem ich mich nachlässiger Weise in der ganzen Zeit Ihres Hierseins niemals um Sie umsah; ich muß gestehen, es würde mich weniger überrascht haben, wenn Sie so geblieben wären, wie ich Sie verließ, und mir jetzt als die nämliche kleine Johanna entgegengekommen wären, die ich der Obhut dieser würdigen Dame übergab, von welcher Sie, nach deren Aussagen, so viel profitierten; was ich glauben will, gerne und wahr, denn in Ihren Augen leuchtet eine Welt von Wissen und Geist . . ."

Hier fiel die Dame ein: „Das talentierte Fräulein mag wohl meiner geringen Bemühung etwas Wissen verdanken . . ."

„Alles", sagte die dankbare Schülerin, die Hände der Lehrerin erfassend.

„Aber", fuhr diese fort, „der Geist meiner lieben Schülerin ist ursprünglich und ein Geschenk der Natur, das Höchste, was diese wohl dem Menschen verleihen kann, denn sie macht dadurch auch diesen selbst ursprünglich!"

Wie um die Stimme, die so lockend an sein Ohr schlug, wieder ins Klingen und Tönen zu zaubern, sprach der Fremde, direkt zu Johanna gewendet: „Ihre so liebenswürdig an den Tag gelegte Dankbarkeit gegen Ihre Erzieherin und deren maßlose Bescheidenheit, die sich selbst nur als Mittelsperson in diesem Werk bezeichnen läßt, dessen Gelingen sich wohl viele als ganz zu eigen rechnen würden, macht mich so egoistisch kühn, daß ich die

Frage wage, haben Sie, mein Fräulein, wohl auch meiner manchmal gedacht?"

„O, sehr oft", sprach ungeheuchelt die Gefragte, „wer könnte wohl die Person vergessen, deren Begegnung ich mein ganzes gewordenes Selbst verdanke? Sie müßten sich in meiner Dankbarkeit ebenso getäuscht haben, als ich mich in Ihrer Person getäuscht haben würde, wenn ich nicht von ihr stets das Beste und oft gedacht hätte!"

Ein Strahl wilder Befriedigung, der einer flüchtigen Röte Platz machte, die, wie Glück und Beschämung zugleich, aufleuchtete, huschte über die Züge des Fremden; dann einen leichtsinnigeren Ton anschlagend, sagte er: „Sie setzen denn doch meine Person wie mein Verdienst zu hoch an, das Verdienst um Sie liegt, wie vieles Üble und hier — sei's Gott gedankt — wieder einmal ein Gutes, im Gelde!"

Ein kalter Blick der Vorsteherin und ein halb gekränkter, halb erstaunter des hübschen Mädchens belehrte den Sprecher, daß hier nicht die Räume seien, in denen rohe, rücksichtslose Wahrheiten für Witz aufgenommen würden, sondern gerade in schneidiger Schärfe verwundend auftreten, und schnell einlenkend fuhr er fort: „Wenn etwas also an mir zu loben, so ist es der Gebrauch, mit dem ich hier ein Kapital anlegte, das in Ihrem Herzen so wucherische Zinsen trug, daß ich beschämt meine Anleihe so klein ansehen muß, daß sich mir unwillkürlich Spott auf die Lippe drängte."

„O mein Herr", sagte das Mädchen feurig, „wenn

Sie mich geworden finden, wie Sie sagen, so spotten Sie nicht, Spott raubt dem besten Streben sein Verdienst, und was hätte noch Wert, wenn nicht die Annalen unseres Herzens rein bleiben sollten? Nein, spotten Sie nicht, denn" — setzte sie etwas neckisch hinzu — „indem Sie sich und Ihre Wohltat verkleinern, machen Sie auch mich so klein, daß ich wie ein Lichtbild immer kleiner und kleiner zu einem schmächtigen Lichtkreise einschrumpfe, nicht größer als ein paar Talerstücke."

„Mein Fräulein", sagte halb gerührt, halb angeregt der Mann, „das wolle Gott nicht, daß ich Sie verkleinerte, lieber will ich riesengroß den Lichtkreis meiner geringen Tat noch erweitern, um Sie als leuchtendes Bild einer Feenkönigin darin zu sehen, als ihn verringern und Sie so klein zusammenschrumpfen lassen, denn Sie haben recht, das Herz schrumpft mit ein!"

Bedenklich sah die Pensionsinhaberin auf den Fremden und ihren Liebling, während der erstere fortfuhr: „Und was gedenken Sie jetzt zu tun, mein Fräulein? Sie sind jetzt selbständig in des Wortes edelster Bedeutung, Sie haben die Mittel des Geistes und die Macht zu leben, ohne für weiter meine Hilfe zu benötigen, welche ich — nebenbei bemerkt — nie Ihnen zu entziehen gedenke; aber Sie sind jetzt" — sagte er seufzend — „frei! Jede Beeinflussung meinerseits wäre Anmaßung!"

„O, nicht doch", sagte das Mädchen, „Ihr Eingreifen in mein Geschick war so segensreich, daß es ebenso undankbar meinerseits wäre, Ihren weiteren

Wünschen an mich und für mein Wohl, das Sie ja doch wollen, wie ich es weiß und fühle im tiefsten Herzen, das Ohr zu verschließen."

Wie von einer Hoffnung elektrisiert, sah der Fremde zur schönen Erscheinung auf. „Daß ich Ihr Wohl und nur das gewollt, sei Gott mein Zeuge", sagte er, „und daß ich's ferner nur will, das weiß er! Ihre würdige Lehrerin teilte mir als Ihren ferneren Lebensplan mit, daß Sie in dieser Anstalt zu verbleiben gedenken, den Posten als Lehrerin bekleidend; ich darf Ihren gerechten Wünschen nicht entgegentreten, höchstens wieder mit Wünschen, und wenn diese sich auf meine Person beziehen sollten, so wollen Sie nicht den egoistisch nennen, der sich der Macht seiner Wünsche ohnedies begibt und nur das Recht des Ärmsten in Anspruch nimmt, sie auszusprechen!"

Ein tiefes Erröten der Angeredeten bezeugte der aufmerksamen Zuhörerin, das der eben nur leicht verschleierte Sinn dieser Worte erraten war von der, an die sie gerichtet.

„Warum sprachen Sie gestern anders?" sprach sie beiseite mit leisem Vorwurfe zu dem Fremden.

Dieser senkte den Blick, und dann ihn groß und voll emporhebend, sagte er: „Denken Sie darum nicht verächtlich von mir, aber gestern hatte ich Sie noch nicht gesehen, und weiß Gott, mir wäre wohler, es wäre nie geschehen", setzte er murmelnd hinzu.

„Ich werde", sagte er laut, wie in verzweifelnder Resignation, „Ihnen durch Ihre gütige Lehrerin

eine Bitte vorlegen, lassen Sie sich von selber nicht überraschen, wie ich mich von Ihrem liebenswürdigen Anblicke; Jahre und Ihr glückliches Selbst haben Sie zu dem gemacht, was Sie sind, und Sie haben recht, ein Mißtrauen gegen den Augenblick zu kehren, der kühn die Hand nach der Frucht der Jahre ausstreckt; lassen Sie keine Dankbarkeit dareinreden in Ihren Entschluß; Reue ist ein menschlich Ding nach jedem Irrtum, und auch Dankbarkeit kann irren und auch bereut werden — denken Sie frei und entscheiden Sie frei! Für jetzt empfehle ich mich Ihnen." Damit verbeugte sich der Wohltäter vor der Erzieherin und der so herrlich herangeblühten Johanna mit allem Anstande eines Mannes von Welt und Sitte und ging — unten am Tore preßte er die Hand an sein stürmisch pochendes Herz, seufzte auf, fuhr, wie um nagende Gedanken zu vertreiben, mit schwerer Hand über die Stirne und dachte mehr, als er es sagte: Mein Gott, was soll noch werden?!

Oben aber lag die Schülerin in den Armen ihrer Erzieherin, beengt von dunklen Zweifeln — während es der letzteren mehr wahrscheinlich dünkte, ihren Liebling zu verlieren, als gegenwärtig dem Mädchen, sie zu verlassen!

3. Errungen!

Johanna erhielt von der Lehrerin den klaren Antrag ihres Wohltäters, wie er ihn selber in verschleierten Worten schon durchblicken ließ — sie sollte sein Weib sein.

Wenn ein weibliches, unverdorbenes Herz in erste Berührung mit der Weihe jenes Augenblickes kommt, wo ein Mann seine Liebe ausspricht, sich bezwungen erklärt und sein Leben an ihres knüpfen will, da flieht gewöhnlich vor all der süßen, heiligen, noch dunkel, mystisch vorliegenden Empfindung die kalte Tochter der Überlegung, es flieht der Zweifel an Glück, das Bemängeln der Welt, das wohl später raschen Griffes selbst nach Gott langt, weil ein Zweifel den andern gebiert, — sonnig hell liegt die Welt und in rosigen Bildern ruht vor dem Auge all der Zauber ersten, einzigen Glückes, dem nur kleines Leid, neue Freuden schaffend, unterbrechend naht. Rosige Amoretten gaukeln vor dem träumerischen Auge der Jungfrau — plötzlich in unserer Atmosphäre fallen ihnen die Flügel ab, sie sinken lächelnd, kosend ihr in den Schoß, hilflos, innige Sorge erheischend, — da öffnen erwachend sich die Lider, und voll in die Welt blickend, schaut sie stolz und selbstbewußt in den blühenden Garten des Lebens, wie das erste Weib.

Dieses Zustandes, der keine Rechenschaft gibt, wie die stumme und doch beredte Natur, die ihn schafft, wurde sich Johanna auch bewußt. Die Resignation ihres Wohltäters schien ihr gering im Vergleiche gegen die Stimme, die sie der Undankbarkeit zieh, wenn sie ihn kalt abwies; ein leiser Stolz, mit Glück ihr Glück zahlen zu können, ja, die ewig weibliche Ansicht, in anderer Glück schöner zu leben, zu genießen, als allein, kalt, ohne Mit-

teilung zu wandeln, hieß sie die Entsagung des Wohltäters in ihrer ganzen Schwere aufzunehmen in dem Gedanken: er könne nicht glücklich sein ohne sie, während sie es wohl an seiner Seite zu sein vermöchte.

Dieser Gedanke stritt rasch die wenigen Wolken vom Himmel ihrer ausgeträumten Jugendträume, und hell strahlte die Sonne wirklicher, wirklichster Zukunft hernieder, lockend, als ob sie tausend und abertausend Keime verspräche, und weit waren die Berge rein, als ob nie drohende Ungewitter aus ihnen hervorbrechen könnten, vernichtend eines Schlages die ganze Saat, die ganze Frucht jahrelangen Glückes!

Wenn nichts sie rührte, so hätte sie die Freude ihres Wohltäters ob ihrem Ja gerührt, denn sie dachte, wie der Schmerz ob ihrem Nein ihn erschüttert haben müßte. Mit jauchzender Freude, wie als ob himmlische Gnade ihm geworden, begrüßte derselbe ihren Entschluß, und bescheiden küßte er ihre kleinen Hände, den Dank leise aussprechend, wie wenn es ihm wie göttliche Strafe geschienen, wäre sie nicht gewillt, die Seine zu werden. Um so glücklicher sollte er sich fühlen, das gelobte sie ihm und sich, und so, in der Gründung solchen Glücks, wollte sie ihren Teil überschwenglich hereinbringen.

Ein Umstand machte sie noch zärtlicher, sie entdeckte ihn erst in den Flitterwochen, wo sie den Mann ihres Lebens genauer betrachtete, es war ein künstliches Auge an der Stelle des rechten ver-

lorenen, wie oft küßte sie feuchten Blickes das vereinsamte, fühlende, liebestrahlende Auge, wie um Trost in selbes zu bringen, und nie fragte ihr Mund um die peinliche Geschichte des anderen, toten, das sie auch nie küßte, um nie mit ungefühltem Kuß eine tiefgefühlte Wunde zu reißen; er aber schwieg über dessen Verlust, als scheute er sich, anderer Augen zu öffnen.

Noch einmal rausche der Vorhang nieder, wie über das Glück der Kindheit, so auch über das der Liebe!

4. Die Entdeckung

Im Wintermond Oktober saß Frau Seling, so hieß Johanna jetzt, allein im traulich warmen Gemache; es war Abend, und wenn im Ofen die Holzscheite glühend zusammenbrachen, so lohte ein heller Streif, von den glimmenden Kohlen ausbrechend, heimlich und traulich durchs Gemach, indes, wie um alles recht behaglich zu machen, der nahende November seine Stürme als Vorposten schon in den Oktober geschoben zu haben schien und sie an Türen und Fenstern rütteln ließ, einzelne Flocken jüngst gefallenen Schnees vor sich herjagend.

Drei Jahre war Johanna vermählt, drei Kinder waren der Segen ihrer Verbindung, die wuchsen gesund heran, und frische Lebensfreude, die auf den bausbackigen Gesichtern lachte, versprach viel davon als Zinsen an die glücklichen Eltern zu übertragen. Zur Zeit lagen sie schon, nach dem Abendgebete ins Bettchen gebracht, und schlummerten sanft, indes die Mutter die wachende Amme oft ablöste

und sich erfreute an der kleinen, noch verschlossenen Welt, an den pochenden Herzchen ohne Leid und ohne Schmerz.

Indes die glückliche Frau so in stiller Ruhe saß und träumte, begann die Dunkelheit ihre eigentümliche Wirkung zu äußern und suchte mit Gewalt schwarze Bilder und Schatten auf die Zukunft zu werfen, wie auf die Lande, über denen sie lag.

Rasch verließ die Frau das früher so trauliche Gemach und trat in die Arbeitsstube ihres Mannes, Licht zu suchen, — hell flammte das Licht auf, und die ersten zitternden Kreise seines Aufflackerns leuchteten auf ein Päckchen vergilbter Zeitungen, die auf dem Sekretär, offenbar in der Lektüre unterbrochen, liegen gelassen waren.

Ein Blick der schönen Frau streifte flüchtig die Blätter, die vergangener Zeiten Elend verkündeten, das schon lange von dem neuen übertönt war; wie denn nur einzelne, gewaltige Brandglocken von einer Zeit in die andere hinüber tönen. Da fiel ihr Auge auf die Aufschrift: Gerichtsverhandlung über den Mörder Sebastian Marings, den von der Pfründe lebenden Matthäus Lother.

Diese Aufschrift fesselte sie, es erwachte das Angedenken an das furchtbare Verhängnis, das über dem Manne schwebte, der mit den Erinnerungen ihrer frühesten Kindheit Fleisch und Blut geworden war, ihren Großvater, der sie bettelnd erhielt, und den sie so innig liebte; — gebannt und schmerzlich bewegt, sank sie in den Stuhl vor dem Sekretär und griff nach den Blättern.

Man hatte ihr wenig von dem Geschicke ihres Großvaters gesagt, denn man vermied gerne, davon zu sprechen, sie konnte nun selbst sich darüber Kenntnis verschaffen und hoffte, daß jetzt ihr gereifter Einblick ihre kindlichen Träume von ihres Großvaters Unschuld nicht Lügen strafen werde. Sehen sollte sie nun, wie es kam, daß so fürchterlicher Verdacht auf das geliebte Haupt des Mannes fallen konnte, der sie so treuherzig zu Gott beten lehrte und auf ihn vertrauen hieß, wo sonst Vertrauen nimmer war.

Hastig las sie die Blätter, wo von des Ermordeten Auffindung gemeldet wird, wo es hieß, man habe ihren Großvater an der Leiche gefunden mit der Uhr und Börse des geplünderten Leichnams, — wie man alsogleich denselben verhaftet, als des Mordes verdächtig. Mit Entsetzen dachte sie dieses Tages, da sie als kleines Mädchen in kalter, feuchter Stube vergeblich des Großvaters gewartet, dachte ihn, den alten, schwachen Mann an der Seite des blutigen Leichnams gefunden und roh hinweggeführt von kalten, herzlosen Schergen, und wie sie damals geweint und gejammert, so stahl sich jetzt eine Träne, heiß und voll, die Wange herab und fiel auf das Blatt, gerade auf die Stelle, wo der Angeklagte vernommen wird.

Der des Mordes Angeschuldigte legte aber nicht, wie die Geschwornen vermuten durften, eine reuevolles, umfassendes Geständnis ab, sondern erzählte ein ungereimtes Märchen von eigener, höchst schwachgeistiger Erfindung.

Er behauptete, daß er, wie immer allabendlich, so auch am Abende, wo die Tat geschehen, für seine Enkelin, die er zu erhalten habe, gebettelt hätte. Es war mittlerweile die Nacht hereingebrochen, und er habe keinen Groschen Almosen zusammengebracht und sei mit tränenden Augen auf dem Heimwege zu dem hungernden Kinde gewesen, da sei er in der höchst abgelegenen Gegend, wo der Mord vorgefallen, zweier Gestalten ansichtig geworden, eine lag leblos auf der Erde, es war die Leiche des Gemordeten, eine andere hohe Gestalt beugte sich, augenscheinlich wie auf ein Lebenszeichen lauschend, über selbe; er kam langsam näher, und in der Meinung, er hätte es hier mit einem Manne zu tun, der einem ohnmächtigen, hilflosen Menschen beistehe, fragte er, ob er helfen könne, und bat zugleich für seine Bereitwilligkeit um ein Almosen. Er sei zu erschöpft gewesen, um sogleich aus dem entsetzten Ausruf des Fremden, der, in einen großen Mantel gehüllt, sich an der Leiche beschäftigte, die wahre Sachlage zu erkennen. Der Fremde aber fuhr rasch empor und sagte nach einer Weile, ruhiger: Schweigen! und wollte sich entfernen, da rief er (der Angeschuldigte) ihn noch einmal um ein Almosen an; der Fremde wandte sich um und sagte: Ich habe nichts, aber nehmt, was ihr bei dem da findet. In der Mondhelle erglänzte eine reiche Busennadel, die Kette der Uhr an der Brust des Gemordeten, und von Geldgier halb wahnwitzig gemacht, habe der Angeschuldigte sich dieser Kleinodien bemächtigt und auch die

Börse aus der Tasche gezogen, ohne sich Rechenschaft, wie der Fremde über Leben und Eigentum des Gemordeten verfügen könne, noch über seine eigene Handlungsweise zu geben, — mittlerweile wäre die Wache gekommen — der Fremde verschwunden gewesen und er eingezogen worden.

Johanna seufzte hoch auf, wie von einer Last befreit; wahr schien ihr alles, was ihr Großvater sprach, er hatte ja nie gelogen und auch sie wahr sprechen gelehrt. Trübe flogen ihre Blicke über die folgenden Blätter, wo die Geschwornen die Reden des Alten als unwahrscheinlich verdammen und er ungehört seine Erzählung weiter führt.

Die Katastrophe kennt man. Matthäus Lother starb noch in der Untersuchung und wurde schuldig erkannt, und so war dem Rechte Genüge getan.

Mit warmem Interesse und dem Gefühle inniger Dankbarkeit las Johanna die Verteidigung des wackern Anwaltes des Angeschuldigten. Dieser erklärt die Erzählung Lothers so wahrscheinlich als die Tat unwahrscheinlich und begründet vorzugsweise das allerdings unverantwortliche Gebaren an der Leiche durch deren Beraubung, durch zeitweise, besonders nach Erregungen und herbem Kummer eintretenden halben Blödsinn, welchen Zustand der Beklagte eingesteht und mehrere Zeugen bestätigen.

Mit gehässigem Interesse verweilte Johanna nun bei der Personsbeschreibung des mutmaßlich wahren Mörders, wie ihn Lother seinem Anwalte beschrieb und dieser das Bild in seiner Verteidi-

gung wiedergab, mit der Aufforderung, dieses Individuum womöglich zu stand zu bringen. Billigdenkende der Geschwornen, denen vor einem möglichen Justizmorde graute, ließen nichts unversucht, den Geheimnisvollen zu eruieren, doch er fand sich nicht, und die ganze Last der Anklage, durch die Schuld absichtlicher Täuschung vermehrt, fiel wieder auf Lother zurück, der diesem Gewichte auch erlag. Johanna las die Beschreibung des Mannes, um dessen willen ihr Großvater unschuldig starb, um dessen willen sie so viel Tränen weinte; o hätte sie eine Ahnung von seinem Dasein, wie wollte sie ihn fassen, halten, die Ehre des greisen, armen, schuldlosen Mannes und ihres Namens Reinheit wieder herzustellen. Unwillkürlich trat die Erscheinung des Beschriebenen lebendig vor sie hin — die hohe Gestalt, in den Radmantel gehüllt — die Stirne mit der von dem Kampfe noch blutenden Narbe — die das Auge traf, so daß dieses verloren war für des Sehens Lust . . .

Entsetzen sträubte ihre Haare, die Umrisse der Gestalt wurden immer deutlicher — immer bekannter — freundlich lächelte des Verhaßten Antlitz, und . . .

„Guten Abend, Johanna", sagte rückkehrend Herr Seling, den Radmantel etwas zurückwerfend und Johanna mit dem einen Auge voll Liebe anblickend; starr aber, wie der irre Blick eines Verbrechers, bei furchtbarer Tat ertappt, gebannt und verglast, spiegelte das falsche Auge. „Guten Abend, Johanna!"

Heiliger Gott — die Gestalt hatte Fleisch und Blut empfangen!

Und mit dem Schrei: „Um aller Heiligen willen! Mein Großvater war unschuldig!" — das Zeitungsblatt in hoch gehobener Hand, gellend herausstoßend: „Und du!! . . ." — sank die Unglückliche besinnungslos zurück.

5. Die Folter

Johanna erwachte. Wie lange sie in wildem Fieber gelegen, wußte sie nicht. Sie hörte: es wäre Woche auf Woche vergangen, und man zweifelte an ihrem Aufkommen; sie hörte, daß ihren Schlaf ihr Gemahl bewacht, daß ihr Erwachen ihn stets fortgescheucht — daß sie selbst ihre Kinder das erste Mal, als sie zagend die kranke Mutter zu sehen verlangten, von sich gestoßen und weinend sie später erst ans Herz gedrückt, die Jammernden, welche die Mutter fragten und flehten: ob sie denn gar so unartig gewesen, daß Mama sie nicht mehr leiden möge?

Erwacht, dank ihrer Natur, aus den wirren Träumen, hatte sie ein zermalmendes Gefühl aus ihnen herüber genommen — sie war die Gattin eines Mörders. Wie oft küßte sie zärtlich die Hand, die blutbefleckte, lag an dieser schuldbewußten Brust... Nah und näher kam wieder der finstere Dämon der Krankheit, dem sie eben entronnen, hätte nicht ein Ausweg sich gefunden, Gift gegen Gift; der Zweifel, der sonst Leben und Lust raubt, hier stützte er das Leben! Ihr Gemahl hatte ja

nichts gesagt, nichts getan, was ihr ihre Phantasien bestätigte; wenn er die Erwachende mied, war es, sie zu schonen, da sie nicht im stande war, bevorurteilt bis zum Nervenfieber von ihrer furchtbaren Idee, ihn zu fassen. Sie fühlte, je mehr sie erstarkte, sie zweifelte verzweifelnd; obwohl gebrochen an Sinn und Mut, so erwachte mit ihr doch alle Liebe zu den armen Kindern ihrer unseligen Verbindung, und in der mütterlichen Sorge lag Mut, lag in diesem Falle Leben.

Die Unschuld der Kinder, die in die Welt gekommen, ohne nach einem Freipaß zu fragen, weil sie kommen mußten, die ja auch vor einer Schule standen, in der sie so herben Prüfungen bald erlegen wäre, — sie überzeugten auch ihre Mutter ihrer Schuldlosigkeit, forderten mit stummen, freundlichen Helläuglein alle Pflege und Liebe wie andere Kinder und ach, zeihen den Vater der doppelten Schuld.

Was war mit ihm? — Er war abgereist, nachdem er an ihrem Krankenlager gewacht bis zu jenem Morgen, der sie erwachen ließ, er beschenkte seine Diener reichlich, damit sich doch jemand freue, er schien es nicht mehr zu können.

Ein versiegeltes Paket, leicht und doch schwer — inhaltsschwer, übergab man Johanna, dem Auftrag des Herrn gemäß, wenn sie stark, stärker als die Krankheit, stark genug, den Schrei zurückzupressen, der ihre halbe Mörderin, die Krankheit, auf halbem Wege von ihr wieder umkehren machen könnte.

*

Johanna, jetzt auf alles vorbereitet, entfaltete das Papier und fand: „Die Geschichte des wahren Mörders Sebastian Marings, zur Ehrenrettung des verstorbenen Matthäus Lother. — Ein Geständnis, durch Jahre der Gewissensfolter erpreßt." — Mit unsicheren Schriftzügen stand jetzt frisch, neben den abgeblaßten Buchstaben, zu lesen: „Gelegt in jene lieben Hände, die ich so unselig machte — als sie mich selig . . . Gott vergebe mir und segne all ihr Tun! Amen."

Johanna las:

„Diese Zeilen sind mein Testament, denn wenn ich sie je aus der Hand gebe, so muß ich vom Leben scheiden, denn ich entsage ihm, ich habe der Welt nichts zu hinterlassen als einen befleckten Namen, den ich lebend nicht zu tragen wüßte.

Wie oft eine Tat wird, ohne Entschluß sich gestaltend, wie durch finstere Schicksalslaune, zeigt sich hier in tausend anderen Fällen, aus denen auch der Trotz des Gemußten, die Reuelosigkeit des Verbrechers keimt; die Reue kommt, wenn keine Strafe folgt, sicherer. Strafe ist Wohltat, denn sie macht stark, weil uns der Ausgleich dem Leben nichts mehr schulden läßt.

Der am Rande dieser Schrift und vom Geschick Gezeichnete, Anton Seling, stammt aus einer ziemlich wohlhabenden Familie, die strengen Grundsätze seiner Eltern vererbten sich auf ihn; er hatte eine Schwester, namens Renate, ein munteres, heißblütiges Mädchen, — er hing an ihr mit der ganzen geschwisterlichen Zärtlichkeit; wie mit schneidigem

Dolche durchzuckte es ihn an jenem unseligen Abend, wo die Mutter dem Vater die nicht mehr zu bergende Schande der Tochter meldete. Meine Schwester entehrt — der Gedanke machte mich rasend, und wenn mein Vater, vorurteilsfreier und daher strenger gegen die Seinen, der Verführten, so fluchte ich dem Verführer.

Ich erpreßte meiner Schwester den Namen des Elenden, es war Sebastian Maring, ein bekannter Roué.

Ihn eines Abends auf der Promenade ins Gesicht zu schlagen und dann zu fordern, war mein Vorsatz. Indes starb meine Schwester an der Geburt eines toten Kindes, dies Ereignis stachelte meine Wut aufs höchste. Wegen Minuten tierischen Kitzels war hier eines lieben Mädchens Leben hingeopfert. Dumpf — kein Gefühl als Haß im Herzen — schlenderte ich vom Begräbnis meiner Schwester, durch das Friedhofstor hinaus, auf die Chaussee, ohne an eine Rückkehr nach der Stadt zu denken, und gelangte so träumend bis nach Lamberg; schon war es Nacht geworden, und ich dachte daran, mir einen Gasthof zu wählen, denn ich war nun doch zu müde, die Natur forderte um so mehr ihre Rechte, als ich meinen ganzen Organismus in solcher Erregung überreizt hatte. Da hörte ich plötzlich eine bekannte Stimme nahebei ein Liedchen trällern — das war Marings Stimme —, alle Träume waren weg, die Wirklichkeit lag ja vor mir, zu greifen, die Rache zu nehmen, und meine Mattheit machte gereizter Anstrengung Platz; was

ich eigentlich sann, ich weiß es nicht, ich wollte, glaub ich, töten, aber ich wollte ein Schuldgeständnis früher erpressen, um nach Recht getötet zu haben. Mit einem Satze befand ich mich an Marings Seite, dieser blickte erstaunt auf, Furcht schien nicht seine Schwäche, und er sah mich ruhig an, grüßte mich sogar, als er mich erkannte, denn wir hatten uns oft in Gesellschaft früher gesehen und gesprochen; das plötzliche Zusammentreffen mit meinem Opfer machte mich für den Augenblick etwas grübeln, wie einen Tiger, der sinnt, von welcher Seite er seine Beute anspringen solle. Daß nicht er das verlangte Thema anschlagen würde, schien mir einleuchtend, so frug ich denn, anscheinend ganz ruhig und unbefangen: „Woher, Herr Maring, und wohin?" Bei meiner Frage „woher" zuckte Maring leicht die Schulter, wie einer, der sagen wollte: Denk dir's — aus der Residenz. Ich denke, er wich dem Begräbnisse meiner Schwester aus, die leider schon die halbe Stadt als sein Opfer bezeichnete, — auf meine Frage „wohin" jedoch sagte er, mit der Lust solcher Gesellen an roher Bloßstellung ihrer Gesinnung und ihrer schwachen Entgegenkommenden: „Zur Rechnungsrätin Flei, die hier ihren Landsitz, aber nicht ihren Mann hat." — Vielleicht wollte er durch diesen fein sollenden Witz eine Unwissenheit meiner Lage vorspiegeln und mir durch solchen Leichtsinn imponieren.

„So", dehnte ich, „und wo denken Sie, daß ich herkomme?"

Er versuchte zu lächeln und sagte: „Doch nicht etwa von der Rechnungsrätin?"

„Nein", sagte ich, „vom Grabe meiner Schwester."

„Bedauere", sagte er verlegen — „und gehen wohin?" fragte er nach einer langen Pause, da er sah, ich wollte ihn durchaus das Nächste reden lassen.

„Wieder zum Grabe, und wenn Sie es vielleicht vorziehen möchten, einmal die Toten vor den Lebenden zu respektieren, so begleiten Sie mich und lassen Sie die Rätin schmachten."

Ich sprach das so gehässig, mit einer Art wilden Humors, daß er einige Schritte zurücktrat und sich ängstlich, wie vor einem Irren, den man mehr fürchtet, weil man ihn, den Unzurechnungsfähigen, nicht schädigen will, entfernt hielt.

„Erlauben Sie", sagte er.

„Nun, ich meine", sagte ich, „daß ich gesonnen bin, entweder Sie tot auf das Grab meiner Schwester zu strecken oder selbst tot auf selbem zu liegen; jedenfalls ist es eines Versuches wert, Sie für die Schande, die Sie über unser Haus gebracht, zur Rechenschaft zu ziehen."

„Ich mich schlagen", sagte er, seine ganze lockere Manier wieder aufnehmend, „das wäre sehr unklug, ein Zweikampf? Nein, gegen Gesetz und Aufklärung! Lebt vielleicht das Kind, und verlangt Ihre Familie Alimentation?"

Ich muß gestehen, daß mir bei diesen Worten das Blut zu Kopf schoß und ich nicht mehr wußte, was ich sprach noch tat. Diese kalte, niederträchtige

Beleidigung einer ehrbaren Familie machte mich so stutzig, daß ich einen Augenblick wortlos mich in die Exaltation der Wut hineinarbeitete.

„Sind Sie", fuhr er fort, „von Ihrem werten und klugen Papa beauftragt, so zu tun? Ich zweifle. Lassen Sie, als klug, alles mit Ihrer Schwester ruhen, was auf selbe Bezug hat."

Da hatte er das Thema angeschlagen; ich faßte ihn, obwohl er sich halb sträubte, unter dem Arm und begann ihn auszufragen über alles, was auf die Angelegenheit meiner Schwester Bezug hatte. Er teilte mir so ruhig mit, wie ein lockerer Geselle einem andern den Triumph über ein Mädchen, so mir, dem Bruder der Gemordeten, daß er sie bei einer Freundin getroffen hätte, diese war eine Schulbekanntschaft meiner Schwester, von unserer Familie kaum geahnt, sonst wäre sie strenge verpönt worden, schon als Freundin eines Sebastian Maring; er erzählte, wie er sich von dieser feilen Kreatur habe loben und hervorheben lassen, bis man endlich durch vielerlei Machinationen meine Schwester dazu gebracht, denselben leichten Ton über ehrbare Dinge anzuschlagen, der in ihrer Gesellschaft herrschte; dann sei er einmal über scherzende Veranlassung meiner Schwester mit ihr allein in der Wohnung der Freundin zusammengetroffen, und von dieser Stunde an sei ihm selbe bis zum Überdrusse überallhin nachgefolgt, freilich mit Einhaltung all jener Vorsichten und Rücksichten, die er an solchen versteckt üppigen Naturen noch immer gefunden, die nur unter einem, wenn

auch dürftigen Deckmantel von Ruf sich wohl befinden, welche Sicherung sie aber auch die Hingabe selbst sein läßt. Endlich ihrer überdrüssig, um so mehr, als sie die seither sichtbar gewordenen Folgen als straffes Band zu fernerem Halt zwischen ihm und ihr nützen wollte, schlug er ihr vor, da sie, auch im Falle seiner Geneigtheit, für seine Umstände und Familie keine geeignete Partie sei, sie mit einem unbemittelten Freunde zu vermählen, dem eine reiche Heirat Wohltat wäre; in welches Projekt sie auch gewilligt habe, um so mehr, als dieser Freund sich ihr schon geraume Zeit angenehm zu machen wußte. Leider war dies Projekt rückgängig, denn der Freund fand eine reichere Frau; — als meine Schwester rücksichts- . . . ich verstand . . . schamloser . . . weiter gefahndet, haben sich die meisten durch die Lage der Dinge und bekannte Strenge unseres Vaters abhalten lassen, den wohlfeilen Kauf einzugehen.

Diese Enthüllungen einer bodenlosen Verderbtheit, deren Hauptteil in dieser Affäre auf meine Schwester fiel, erpreßte mir ein dumpfes: „Unmöglich!" Der Elende hatte meinen Arm gefaßt und, fast willenlos, mich im Gehen gelenkt.

„Unmöglich?" sagte er jetzt, „wenn Sie selbst gekommen wären, Sie hätten der Heimlichkeit Ihrer eben reifen Schwester keinen größeren Gefallen erweisen können, weil kein Verdacht . . ."

Eben wollte ich mich im ganzen Wutausbruche über diese Schändung einer, wenn auch schwachen, Toten, über diese unnatürliche, widerlich rohe, ekle

Aufforderung auf ihn werfen, da schlugen die Stimmen aus den nahen Straßen an mein Ohr, jetzt merkte ich sein ganzes Manövrieren, er wollte uns in die belebteren Teile des Städtchens und sich somit aus der Gefahr spielen; ließ ich jetzt meiner Wut freien Lauf, so waren wir im Nu durch herbeieilende Leute getrennt, noch waren wir in einer unbelebten Straße, hier mußte es sein oder nie — und ans andere Ende der Straße mußte ich ihn haben. Krampfhaft löste ich meinen Arm aus seinem.

„Herr", sagte ich, „geben Sie mir noch einmal klar und bestimmt diese Erklärung, Sie werden einsehen, daß ich nicht ungerechtfertigt von der Rache ablassen kann, um deren Versuch meine ganze Familie weiß!"

Er sah mich erstaunt an, zauderte einen Augenblick, doch als ich ihn am Arme faßte und mich mit ihm in die dunkle Straße, wie zum Auf- und Abwandeln, wendete, da folgte er ruhig; was er nun weiter gesprochen, weiß ich nicht mehr; ich horchte gespannt auf die mehr und mehr verstummenden Stimmen in den nahen Straßen, — nur so weit wollte ich ihn haben, daß er unter meinen Händen aushauchen mußte, ohne daß irgend eine Macht der Erde — wer denkt in solchen Momenten der himmlischen? — mehr dazwischen treten konnte, bis dahin waren wir. Ich faßte mein Taschenmesser, das ich schon lange unter dem Mantel aufgeklappt, und stieß blindlings zu, ich mußte getroffen haben, denn mein Gegner fiel, ich stürzte mich auf ihn, um mich seines Todes zu sichern, es entspann sich ein wüten-

des Ringen, meinerseits mit aller tierischen, entfesselten Wut eines Tigers, der sein Opfer noch im Sterben zerfleischen will, seinerseits mit aller Verzweiflung geführt, denn mein Wollen war ihm nun Gewißheit; bei dieser Gelegenheit verlor ich ein Auge, das er mir ausstieß, da er gleichfalls eine Waffe, was, weiß ich nicht mehr, zur Hand hatte. In meiner namenlosen Aufregung, Wut, Schreck und wilde Freude gepaart ob dem Gelingen des Gräßlichen, fühlte ich den ungeheuren Schmerz der Wunde noch nicht.

Auch der Mord hat seinen Reiz, und im Leben-Endigen liegt so viel selbstvergessende Gier wie im Anregen und Zeugen; man fühlt sich als Gott des elenden unter uns sträubenden Wesens, und jeder Atemzug ist ein Akt wider unsern Willen, der uns empört, man studiert die endenden Zuckungen mit einer teuflischen Wollust, und im Gefühl des Beherrschens des ächzenden einzelnen umgibt uns eine unglaubliche Sicherheit, die uns gleichgültig macht gegen die vielen, die sich in dem einen schützen wollten, durch das Gesetz und dessen Vollziehung, darum gelingen die meisten Morde vom ersten Streich, der den Angefallenen der Willkür des Mörders überliefert. Existiert ja doch eine religiöse Mördersekte, die Morden für Religion und die Aufregung des Mordens für Gnade ihres Götzenscheusals nimmt. Ich war rächender Gott, und eben, daß keine himmlische Macht sein gedachte, machte ihn in meinen Augen verurteilt und verfallen.

Diese Gedanken sind so unmittelbar nach der Tat

erwacht, daß ich sie mit aufgezeichnet; wie sie nachließen, sank ich auf mein Opfer leblos nieder. Er hatte keinen Laut von sich gegeben, nur beim ersten Anprall rief er: „Wie, um solch eine Kreatur sterben?!“ — was mich nur mehr reizte. Als ich erwachte, hätte mich das Entsetzen über meine so heiß herbeigesehnte Tat bald getötet, wenn nicht die Wirklichkeit in die Bilder meiner Phantasie eingegriffen hätte, indem ich mich ansprechen hörte, — ich blickte auf, es war ein Bettler, ich weiß kaum mehr, was ich dachte; wollte ich mich vor Verrat sichern, indem ich die Tat in zwei Teile teilte und den Raub andern zuwies? wollte ich durch Beraubung, denn ich hatte kein Gut nötig, den Verdacht von mir abwälzen? oder zuckte ein plötzlicher Blitz hämischen Spottes über die Ungleichheit auf Erden durch mein Hirn, und wies ich als Herr des Lebens dessen zu meinen Füßen dem Elenden auch das Gut desselben zu, um auszugleichen?! Ich weiß es nicht, der Bettler kniete an der Seite des Leichnams nieder, und ich, den das Gefühl der Sicherheit plötzlich nach der Tat verließ, obenein gepeinigt durch die unerträglichen Schmerzen des zerstörten Auges, floh gepeitscht wie Kain von hinnen.

Noch ein Ereignis wartete meiner die Nacht; in hastiger Flucht in der Residenz angelangt, wurde mir vom Vater bedeutet, der in seiner Herzensangst nicht die Verstörtheit bemerkte noch unter der schwarzen Binde, die ich trug, ein verlornes Auge glaubte, sondern nur an einen Zusammenstoß dachte, den ich hätte mit Häschern haben können, — daß

viele Mitglieder eines Klubs, der ein freigeisterischer war, und dem auch ich angehörte, in dieser Nacht eingezogen worden seien, und daß man auch nach mir gefragt. Ich schlich mich nach der nahen Wohnung eines gleichfalls bedrohten Freundes, und Gott hielt seine Hand, vielleicht um dessen Reinheit willen auch über mich, den Mordbefleckten, und wir entkamen noch denselben Morgen glücklich über die Grenze. Das, was ich fühlte, war entsetzlich, nachdem ich ganz wieder zu mir gekommen; — ich war außer die Grenzen der Natur getreten! . . .

Die politischen Unruhen legten sich, ich kehrte ins Vaterland zurück, da erst erkundigte ich mich nach dem Verlauf jener Mordgeschichte. Sollte man es glauben, daß das Menschenherz, so leicht bei Großem und Gutem, eine solche Untiefe habe für sein Schlechtes und gigantisch Entsetzliches, daß es selbes bis auf die Erinnerung darin spurlos versenken könnte?! — Ich erkundigte mich um den Prozeß Lothers, als ob es eine fremde Angelegenheit wäre, ich hörte dabei von der Enkelin des Alten sprechen, die viele jeden Allerseelentag an dessen Grabe gesehen haben wollten; ein leiser Flügelschlag meines guten Engels ließ mich hingehen, und so habe ich an dem von mir Geschädigten mein Unrecht gesühnt, indem ich sein Kind der Not entriß und es etwas werden ließ, das es ohne mich, auch seine Wirksamkeit noch eingerechnet, nie hätte werden können.

In die Hände des Kindes lege ich diese Papiere, daß es auch seine Ehre herstelle und seinen Namen,

wenn mein Name tot, keiner Ehre mehr bedarf — und ich nur des Erbarmens von Gott!“ .....

Nachschrift

Nach sieben Jahren vom Datum des Bekenntnisses

„Wie elend habe ich mich selbst da benommen, als ich meinte, ich sühnte an dem Geschädigten mein Unrecht; ich habe mich getröstet, daß der Arme in Haft starb, und nicht mit dem mein Gewissen wachgerüttelt, was hätte sein können: daß er am Pfahl der Schande hätte enden können. Elendes behagliches Festhalten des Menschen an dem, was Gott besser fügt, als es durch eigenes Tun hätte ausgehen können, an dem „was ist“, damit er das Gewissen einlullt, das immer wach würde durch das: was könnte durch deine ganze volle Schuld sein? ...

Ich habe heute meinen Schützling gesehen.

Die einzige! rief's in jeder Fiber und übertönte die Stimme des Gewissens, Gott vergebe mir die Liebe ...

Ich habe sie zum Weib verlangt, ich war so schwach und so verworfen, ihr die Hand, rauchend vom Mord, ihr den Arm zum Schutz zu bieten, der ihren Großvater auf die Anklagebank verwies, indem er damals auf den Leichnam gewiesen. Ich konnte nicht anders. Sie wird wohl nein sagen, und allen Teilen ist Genüge geschehen.

Gott wird's nicht zulassen. Nicht zulassen, daß der Sünder glücklich und die Reine unselig wird. Hätte ich nur die Stärke gegen mich! ...

*

Sie ist mein Weib! Welche Folter an ihrer Seite — und welch himmlische Wonne. Durch Liebe gezüchtigt zu werden, ist zu herb, gerechter Gott!

Wie kann ich nur den Namen „Gott" so oft mißbrauchen? Der Gott ist von mir gewichen, und ich habe ihn hinweggescheucht für immer.....

Ich lebe nur in meinem Weibe und meinen Kindern! O, nur einen Trank, der einen Teil des Gehirns, wo sich das Entsetzliche aufhält, reinwäscht, — und es gäbe keinen auf Erden so glücklich, wie es keinen gibt so elend. Ich sehne mich nach einem Ende, das meines Glückes darf ich nicht wünschen um der Meinen willen, also meines; daß ich gehe und mich bedanke für die schmerzlich süße Strafe bei dem Herrn des Lebens, der noch dem Mörder lächelt, wie Herbstsonne über fallendem Laub...

Johanna!

Du hast's gesprochen, das entsetzliche Wort der Erkennung, das Ende des Glückes ist da und mit ihm meines. Wenn das Gebet des niedrigsten Sünders, der außer der Natur steht, des Mörders, zu Gott dringt — der... Gedanke, in dem Wahnsinn liegt... nur in der Natur leibt und lebt, zu uns spricht in ihr und durch sie —, so zerstört dich und dein Glück mein Ende nicht; aber ich habe dich vernichtet, du Heilige, Reine. Teufel schaden Engeln selbst durch Anbetung, den letzten Ruf meines guten Engels habe ich überhört, es war dein Wunsch, im Pensionat die bescheidene Stelle

einer Lehrerin zu erhalten, — vorbei! Als ich dich sah, hätte die Stimme die Posaune des Jüngsten Gerichtes sein können, ich wäre nicht zum Bewußtsein meiner Lage erwacht. Und welche Stelle bot ich dir — welche?! daß auch dein guter Engel schweigen mußte. Wer war schlimmer getroffen, das Mädchen, das sich mit Willen verführen ließ und so viel Unheil vom Himmel auf unsere Häupter riß, im Wolkenbruch unser ganzes Glück und Hoffen ertränkend, oder du, Reine, die, mit dem Willen zu Ehr und Glück, nun so elend ist?! Ich hätte dich nicht an mich ketten sollen. O könntest du mir meine Liebe vergeben, die dich so elend macht; — weiß mein armes, zerschmettertes Herz, ich wollte es anders! Ich bin elend, aber du bist es mit; welch Verschulden ist dein? Verzeihe, wenn du nicht, wie soll Gott verzeihen! Johanna — gemarterte Seele — du einzig reiner, heiliger Punkt meines Lebens, das ist das erste Mal in der Geschichte des Alls, daß der Mensch Gott mit dem Beispiele vorangeht, aber du, du bist hier am meisten an Leib und Seele geschädigt...

Ich bitte dich, lies diese Schrift und denke nicht an mich, ich habe sie dir darum in die Hände gegeben, daß du dir einen Abscheu an mir lesest, lies oft die Stelle von der Aufregung des Mordes, die mit blutigem Finger noch geschrieben, und lerne mich verachten, vielleicht ist das der Weg, mich zu vergessen, das Mittel, das jede Fiber deines Herzens von meinem trennen kann, damit, wenn sich die so nahen plötzlich vom Entsetzen aus ein-

ander geschnellt finden, kein Atom des deinen an meinem hängen bleibe; suche zu lernen, mich zu vergessen, wie man denn nichts erduldet hat, wenn dunkle Nächte uns zwingen, zu träumen und träumend schlafzuwandeln und Leben zu heucheln — so ist's mit dir —, erwache und wisse nicht, was wir einander waren, vergiß ... O, unsere Kinder!! Liebe sie und denke nicht des Vaters, sie kamen im Schlafe, wie ich sagte, sie sind das Glück, das im Schlafe kam.

Noch eins, warum ich mich nicht als Verbrecher stellte für deinen unschuldigen Großvater? — Ich möchte dir zeigen, daß ich dir nie ein Leides zufügen wollte; selbst als ich dich nicht gekannt, ahnte ich in dir mein Glück. O, wer mir sagte, was überhaupt noch Glück ist!? Aber ich war fern, und nur das Nahe liegt uns nah; der Trost, er werde sich nicht überweisen lassen, machte mich ruhig; der Mut der Verzweiflung ob so entsetzlichen Verdachtes müßte siegen, dachte ich, nicht ahnte mir, daß Verzweiflung auch den Mut töten, daß solch Verdacht erdrücken könnte — das wußte ich nicht.

Leb wohl! ...

P. S. Es war doch entsetzlich kleinlich und töricht, daß ich den rohen und nichtsnutzen Burschen getötet und so viel Rechtschaffene elend dadurch machte, ohne die Welt gesäubert zu haben.

O, wer es vertilgen könnte vom Licht!

O Hoffnung, welch ein eitel Ding. Meine letzten Worte dehnen sich, ich kehre hundertmal vom Wege zurück und blick mit starrem Aug auf das Bild, das

mir leuchtend vorm Geiste steht — dein Bild! Doch fürchte nicht, daß ich mich noch einmal schwach bezeige und dich zu sehen verlangen werde, wenn du mich siehst, sehe ich nicht mehr. Dies sind meine letzten Tränen, die ich auf dieses Blatt weine. — Johanna, vergib, verzeih — liebe die Kinder! Gott sei mir barmherzig, und dir, dir schenke er, was du von ihm erbittest. O bete gnädig, daß dies Herz zur Ruhe kommt! Amen." . . .

Hier hatte die zitternde Hand geendet, wie das tränende Auge der Frau.

Ein schwerer, weltenschwerer Seufzer hob ihre Brust, dann hielt sie das Bekenntnis in die Flammen, und ein Häuflein Asche lag grau und staubig, im leisen Atemzuge sich bewegend, vor ihr; verbrannte Hoffnungen, zerstörtes Glück, Entsetzen, Lieb und Elend in sich tragend, ein Nichts im Menschenaug und voll der schwersten Lettern vorm allsehenden Auge.

Sie hatte die Ehre ihres Namens geopfert, lieber wollte sie die Enkelin des Mörders sein, als daß ihre Kinder die Kinder des Mörders sein sollten.

6. Schluß. — Der Mitwissende

Drei Tage darauf wurde die Residenz überrascht durch das Leichenbegängnis des Herrn Seling, der Hand an sich gelegt hatte, niemand wußte, warum.

Monate später trat vor den Seelsorger Lambergs eine blasse Frau mit weinenden Kindern, die weinten, weil die Mutter weinte, und nicht be-

griffen, was sie ins ferne Land zog, — sie ging nach Amerika; jener Morgen war ihr letzter im Vaterlande, und diese Beichte ihre letzte im heimatlichen Sprengel.

Was dachte der Priester über die Beichte der Auswanderin, da er so ernst der Scheidenden nachblickte?

Was jener sündige Mann fühlte, die gemußte Trennung; es mußte wohl entsetzlich sein, was er litt. Verzeih ihm, Allwissender, daß er, dem irdischen Richterstuhle entronnen, zu früh vor den deinen trat!

Nun blickte oft von seinem Gärtchen der Geistliche nach jenem Sterne, der tief dort leuchtet am Firmamente, und den das Weib da drüben überm Ozean auch sehen muß, und er denkt, daß zwei Zungen auf weiter Gottes Erde sind, die das Schweigen bindet, die eine die Mutterliebe, die andere das Beichtgeheimnis, und vier Augen, die nach jenem Sterne, die irdische Gerechtigkeit überblickend, nach der ewigen ausschauen und hoffen, diese werde milde sein.

Auf dem Kirchhofe aber legte alljährlich seine Hand einen Kranz auf jenes Grab, an dessen Tafel, vermoost, noch immer die Worte stehen:

Hier ruht ein Mann in kühler Erde tief,
Der schwersten Schuld — des Mords — verklagt im Leben,
Doch Gott vor seinen Richterstuhl ihn rief,
Und Gottes Gnad sei er anheimgegeben!
Ihm ruft die irdische Gerechtigkeit,
Die gleiches Recht auf Erden stets versprach
Den Toten wie den Lebenden zur Zeit,
Den Spruch, den sie getan, ihr „Schuldig!" nach.

Er sieht sie mit andern Augen an als die Gleichgültigen und die Besonderheitsjäger, ernst faltet sich die Miene und ein Seufzer hebt seine Brust:

„O arme Menschheit, löschtest du doch von dieser wie von vielen steinernen Tafeln, welche die Gräber der Vergangenheit drücken und quälend in unsere Zeit hineinragen, deinen Spruch und schriebest: Alles ruht in Gott, und sein ist das Gericht! Amen."

Ein Unheimlicher

Der Vorhang war gefallen, ein Akt war wieder zu Ende; die Augen des Publikums, die kurz vorher, wie einem Haupte angehörig, alle nach demselben Bilde gerichtet gewesen, sie lenkten ab, begegneten sich und musterten sich gegenseits. Die Konversation begann wieder, entweder da anknüpfend, wo sie früher geendet, oder frisch einen Faden aufgreifend. Müde lehnte sich der oder jener wohl auch in sein Fauteuil zurück und ließ geschlossenen Auges die Töne der Zwischenmusik, die eben begonnen, an sich vorüberbrausen.

In einer Loge ersten Ranges saßen zwei junge Männer; nicht nur der Platz, den sie eben einnahmen, auch ihre Kleidung bewies ihre Wohlhabenheit, nur ließ das sichere Auftreten des einen, des Jüngeren, vermuten, er sei in dieser behaglichen Sphäre aufgewachsen, nehme dieselbe, als sich von selbst verstehend, an und lege weiter keinen Wert darauf, während der Ältere zu auffällig das Gehaben seines Gefährten kopierte, als daß man nicht hätte annehmen sollen, er habe seine Stellung schwer errungen und freue sich jetzt des Erreichten doppelt!

„Nun, Heinrich", begann der Jüngere, sich lässig über den Rand der Loge lehnend und mit dem Glase musternd das Parterre durchlaufend — „was

ist dein Abenteuer von heute, dessen Erzählung du vor Anfang dieses Aktes beginnen wolltest?"

„Du weißt", begann der Aufgeforderte, „daß mein Vater einer der reichsten Kaufleute hiesigen Platzes war und plötzlich in die traurige Lage geriet, Konkurs ansagen zu müssen, ein Stoß, der ihn so erschütterte, daß ich, damals schon mutterlos, bald auch ihn verlor und nun ganz eine arme verlassene Waise war. Ich weiß nur, daß zu den hartnäckigsten Gläubigern meines seligen Vaters ein Jude gehörte, er hieß Aaron Leeb und ging Sommer und Winter in dem üblichen schwarzen Talar, der Tracht der streng orthodoxen Juden. Schon in meiner Kindheit war mir dieser Mensch ein unangenehmer Anblick."

„Nun", warf der jüngere Mann ein, „Gläubiger, ob sie nun Juden sind oder andern Glaubensbekenntnissen angehören, sind von jeher keine anmutende Erscheinung gewesen."

„Ich erinnere mich", fuhr der Erzähler fort, „daß ich mich damals schon beaufsichtigt fühlte, als ich, ein kleiner Junge, noch zur Schule ging; fing ein anderer Knabe mit mir Händel an, so tauchte plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein etliche Jahre älteres Judenmädchen auf, nahm sich meiner an und zog natürlich stets den Spott auf sich und die mir zugedachten Schläge mit dazu. Ich war nie so ritterlich, mich um meine Verteidigerin weiter zu bekümmern, im Gegenteil, ich haßte diese Einmischungen und ging meiner Wege."

„Du erzählst gar nicht romantisch", sagte der Zu-

hörer, „ich glaubte, jetzt wird es interessant, es käme so etwas wie eine gewiß sehr schwärmerische Liebe des kindlichen Alters — Schulknabenempfindung — zutage, aber es bleibt alles prosaisch."

„Woher willst du etwas Romantisches, wenn ich dir sage, ein Jude spielt die Hauptperson dabei? Romantik und Hebräismus! Wäre Heine weniger Jude gewesen, er hätte mehr erwärmt und weniger weltgeschmerzelt, so berechnet er genau alle Prozente der Wirkung und sucht den höchsten Ertrag dadurch zu erreichen, daß er sich von unseren Gefühlen die Zinsen gleich vorweg nimmt, daher ist das Anbot seiner Lieder so lockend, und das Resultat ist der Hohn, um eine Empfindung ärmer geworden zu sein."

„So ist Heine wohl noch niemals beurteilt worden", lachte der andere, „wahrhaftig, du solltest diese deine Anschauung von dem ‚Vertriebe jüdischen Weltschmerzes auf literarischem Wege' veröffentlichen. Übrigens sei so freundlich, in deiner Erzählung fortzufahren, und lasse mir den Heine ferner ungeschoren, du weißt, ich kenne keine Juden in der Literatur!"

„Nun denn, dir ist bekannt, ich wurde gut erzogen, ich lernte etwas und brachte mich nach und nach vorwärts, bis ich es endlich, durch fortwährend mir günstige Verhältnisse, dahin brachte, auf dem Punkte zu stehen, wo mein seliger armer Vater es lassen mußte — ah, du lächelst ironisch und meinst, der stand am Konkurs —, ich meine es natürlich nicht so, das brauch ich wohl nicht zu sagen!"

„Ja, wo bleiben denn die Juden?“

„Nun, ich denke, ich muß dir doch das Ganze geben, damit du die Pointe der Geschichte auch ganz fassen mögest. Nun sagte ich dir, daß mir von meiner Kindheit her jenes Judenmädchen mit seinen aufdringlichen Interventionen im frischesten Angedenken war; aber später, von der Zeit ab, wo ich in die Öffentlichkeit trat, hatte ich, ich kann sagen, auf jedem meiner Tritte, jenen Juden Aaron Leeb hinter mir!! Ich traf ihn auf dem Gange des Bankier Lenkheimschen Hauses — an jenem Tage, wo, eines geringen Versehens halber, meine Entlassung bevorstand —, ich weiß, daß ich niemand anderem als ihm die Zurückweisung meiner Bewerbungen um die himmlisch reizende Ballerina Spinola verdanke — ich fand ihn in noch hundert andern Fällen stets mir hindernd in dem Wege! Der Mensch mußte mich mit eben dem Hasse verfolgen, dem wohl auch seine Härte gegen meinen Vater zugrunde lag, er haßt eben jetzt ihn in mir und verfolgt ebenso unermüdlich den Sohn, als er den Vater verfolgen würde, wenn er noch lebte. Mir ward die Erscheinung des Juden nachgerade unheimlich, fand ich ihn auf meinem Wege, so wußte ich, es galt ein heranziehendes Unwetter zu beschwören, eine Unannehmlichkeit zu bestehen; was ihn auch dazu trieb, so viel steht fest: er war wie ein Schatten hinter mir her, ein Schatten, immer vor unangenehmen Ereignissen, die mich betrafen, und mir daher, wie gesagt, eine unheimliche Erscheinung!“

„Nun, und . . .?“

„Nun, ich denke ihn aber los zu sein, heute sah ich ihn wieder um meine Fährte schleichen, den alten Fuchs, und weiß der Himmel, wie es kam, er geriet unter die Räder meiner Kutsche."

„Und ist tot?" fragte sichtlich teilnehmend der Zuhörer.

„Tot? Ich weiß das nicht", meinte Heinrich kalt, „ich denke, seine Verletzung ist nicht gefährlich, aber es wird eben genug sein, ihn eine geraume Zeit abzuhalten, meine Wege zu bespüren; letztere Zeit ließ er sich angelegen sein, zu erforschen, wie hoch sich wohl mein Vermögen belaufe, dies habe ich aus meinen Leuten herausgekriegt; was er auch für Absichten haben mag, der heutige Zwischenfall befreit mich wahrscheinlich von einer mir zugedachten Schädigung."

„Du hast ihn doch nicht mit Vorsatz niederführen . . ."

„Lassen?" ergänzte unfreundlich der Erzähler. „Nun, ich denke nicht, ich rief dem Kutscher nur ‚vorwärts' zu, als die Pferde vor dem über den Weg schleichenden Juden scheuten — die Schuld ist sein — und ich bin ihn los, diesen Dämon, den ich mehr hasse, als jemand denken kann, als ich vielleicht selbst es denke . . ."

„Und als vernünftig sein dürfte", sagte aufstehend der andere, „leb wohl, dort im Parterre sitzt Leontine Wallberg, ein reizendes Mädchen, sie hat mir vorhin zugenickt, du sprichst mir zuviel Haß, ich muß darauf ein wenig Liebe verhandeln. Gute Nacht!"

Er entfernte sich aus der Loge, der Erzähler blieb eine Weile allein und verstimmt auf dem Flecke. Das Schauspiel hatte wieder begonnen, aber er hörte nicht darauf, verließ das Theater, stieg in seine Kutsche, und selbe rollte rasch dahin.

Etwa zwei Stunden darnach empfing ihn an der Schwelle seiner Wohnung, dienstfertig wie immer, er mochte nun spät oder früh kommen, sein alter Diener, ein freundliches Gesicht, von dichten grauen Locken umrahmt; er leuchtete nach der Begrüßung schweigend seinem Herrn nach dem Schlafgemache, setzte die Girandole auf ein kleines Tischchen und schickte sich an, beim Entkleiden zu helfen.

„Alter", sagte Heinrich, die Kette der Uhr aus der Weste nestelnd und das Ganze auf das Tischchen neben seinem Bette legend, „dich wird's wohl interessieren zu hören, daß wir den Juden endlich wohl für eine Zeit los geworden sein dürften."

„Welchen Juden meinen der gnädige Herr?"

„Ei, ich kenne nur einen, der um meine Wege schleicht, den ich längst schon in das Land wünsche, wo der Pfeffer wächst, den Aaron Leeb."

„Den Aaron?", fragte erregt der Diener. „Was ist ihm zugestoßen?"

„Ei", sagte der Herr, den Diener mit einem erstaunten Blicke messend, „sieh da, lauter judenfreundliche Gesinnungen, wo ich heute auf dies Thema komme!"

„Sie entschuldigen, gnädiger Herr, aber der alte Mensch, ob er nun Jude ist oder nicht, geht mich und Sie näher an, als Sie denken."

„Gute Nacht", sagte kurz und scharf Heinrich.

„Gute Nacht, gnädiger Herr", sagte sich verbeugend der alte Diener und schritt bis zur Türe, wo er nach den Falten des schweren Vorhanges langte, um sie zurückzuschieben, aber er blieb stehen und sagte bittend: „Nehmen Sie es nicht ungütig, lieber junger Herr Heinrich, aber ich bin bei Ihrem Herrn Vater an dreißig Jahre im Dienste gewesen und . . ."

„Und? Nun sprich dich aus, du weißt, du darfst dir schon irgend etwas herausnehmen, was liegt dir denn auf dem Herzen?"

„Wenn ich mir doch zu fragen erlauben dürfte, was hat es denn mit dem Aaron Leeb gegeben?"

„Er wurde überfahren", sagte der junge Mann, den Blicken des Alten ausweichend.

„Doch nicht von Ihrer Kutsche, doch nicht getreten von Ihren Pferden", fragte fast aufschreiend der Alte.

„Nun, nun", sagte kalt der junge Mann, sich eben aus dem Hemde die Busennadel und Knöpfe der Manschetten lösend, „was hast du denn? Kann ich dafür, wenn er unvorsichtig mir gerade unter die Pferde läuft?"

„Er ist doch nicht . . ." fragte der Diener zitternd.

„Tot? Nein, ich denke, er ist nicht tot. Sag mir doch, um aller Welt willen, was das dich gerade so ergreifen mag, Alter? Das sag mir nur, ich verstehe es nicht, du zitterst ja an allen Gliedern — da setze dich", damit rückte er ihm rasch einen Stuhl hin.

Der alte Mann sah dankbar zu seinem Herrn auf, dann fuhr er sich langsam über die Stirne, an der ihm große Tropfen Schweißes hervorgebrochen waren.

„So rede denn, was ist mit dem alten schmierigen Juden? Ich will euch endlich verstehen; bei meinem Freund Hans, nun, da mag es eben eine humane Anwandlung gewesen sein, was ihn fast entrüstet heute von mir Abschied nehmen ließ; aber von dir weiß ich mir diese sonderbare Parteinahme nicht zu erklären — rede, du würdest dich schwerlich um den Juden kümmern, wenn er nicht in irgend einer Beziehung zu meinem Hause oder zu dir stehen würde."

„Gott sei Dank, daß er lebt", seufzte der Alte, „dieser Jude, Herr, ist Ihr Wohltäter gewesen, seit Ihr Herr Vater gestorben ist —"

„Hahaha, mein Wohltäter", lachte laut auf Heinrich, „Alter, du hast den Verstand verloren, mein böser Schatten ist er gewesen!"

„Nein, nein, täuschen Sie sich nicht länger; die spärlichen Reste des Vermögens, das Ihnen Ihr Herr Vater zu hinterlassen vermochte, rühren von dem Vergleiche mit dem Aaron Leeb her, der sein bester Freund war —"

„Du bist doch bei Sinnen?" fragte der junge Mann.

„Vollkommen, gnädiger Herr, dieser Jude manipulierte mit den wenigen Geldern, die Ihr Herr Vormund für Sie zu verwalten hatte, so glücklich, daß es Ihnen möglich und nur dadurch möglich gemacht wurde, Ihre Studien zu vollenden; er war

es, der an jenem Tage, wo der Bankier Lenkheim Sie wegen eines Versehens aus dem Comptoir geben wollte, dort Fürsprache tat, ja Bürgschaft leistete; er war es — wofür Sie ihm freilich damals keinen Dank wußten —, der jener leichtfertigen Tänzerin einen reicheren Verehrer zubrachte und so dieselbe vermochte, Ihnen einen Korb zu geben; aber er meinte es damit gut, Sie hätten Ihr Vermögen und Ihre Ruhe an diese Person verloren; er war es endlich, der, als Sie sich etablierten, Ihnen jene Geschäftsfreunde, jenen Kredit zuführte, wodurch eben Ihr Unternehmen so gehoben wurde, daß Sie jetzt so feststehen, als Sie ohne den alten Juden jetzt eine schwankende Existenz fristen müßten."

„Und woher denn weißt du dies alles?" fragte sichtlich aufgeregt der junge Mann.

„Daher, weil ich anfangs gegen jenen Aaron ebenso mißtrauisch gewesen war, als Sie es waren, weil ich ihn scharf beobachtete, und ich kenne die Leute, die ich ausforschen will."

„Was du mir da sagtest, ist sonderbar, sehr sonderbar; du würdest es nicht sagen, wenn du nicht davon überzeugt wärest, ehrliche Seele, aber warum rückst du erst heute damit heraus?"

„Hatte der alte Aaron seine Gründe, zu schweigen, so war das wohl für mich auch einer, sein Schweigen zu respektieren, so lange es angehen mochte; nun geht es aber nicht mehr länger an; besser, Sie, gnädiger Herr, bereuen Ihren Irrtum, als er seine Wohltaten."

„Ich muß Gewißheit haben", sagte Heinrich. „Wenn ich bedenke, daß dem alten Manne der heutige Unfall doch leicht das Leben kosten könnte . . .!" Er griff hastig nach den abgelegten Kleidern. „Einspannen lassen!" —

„Gnädiger Herr?"

„Geh, der Kutscher soll rasch wieder einspannen — ich kleide mich schon selbst an, geh nur!"

„Ja, gnädiger Herr;" eilig ging der alte Diener, und als der Vorhang von der Türe niederrauschte, sagte er: „Ich kannte ihn ja, das ist das Herz, wie es in der Brust seines Vaters — Gott habe ihn selig — schlug."

— — — — — — — — — — — — — — —

In einer entlegenen Vorstadt, der Häuserreihe entlang, deren spärliche halbnächtige Beleuchtung sich in den müde dahinrollenden Wellen der Donau spiegelte, stehen mehrere Bauten, die man mit bestem Willen nicht als zu den Häusern gehörig betrachten kann, es sind eben Hütten. Eine dieser Hütten schien noch nicht, wenn man so sagen darf, zur Ruhe gegangen zu sein, denn sie hatte ihre Augen, die massiven Fensterläden, noch nicht geschlossen.

Treten wir in das Innere der Hütte, so finden wir bei mattem Lichtscheine Aaron Leeb auf seinem Lager, an seiner Seite wacht Rebekka, sein einziges Kind.

Aaron Leeb hat seinen rechten Fuß in nasse Tücher geschlagen und stöhnt von Zeit zu Zeit recht beweglich; wir dürfen dieserwegen gerade keinen

ungeheuren Schmerz bei ihm voraussetzen, denn die Kinder Israels sind sehr häufig das, was man im Volksmunde „wehleidig" nennt.

Sein Antlitz zeigt jene scharfen, kantigen Züge, die uns auf den ersten Anblick hin sagen, daß er dem Stamme eben seines Volkes angehöre; aus seinen Augen leuchtet, trotz sie jetzt etwas matt erscheinen, wie sein ganzes Wesen, doch jene imponierende Schlauheit, jene Demut, könnte man sagen, die um Vertrauen bettelt, um es dann zu nutzen, jener Geist seines Volkes, der immer revolutionär bleiben wird, weil er, wenn auch im reichsten Maße vorhanden, immer kämpfen muß, da er nur widerwillige Anerkennung findet, bis auf die heutigen Tage.

Rebekka, seine Tochter, ist ebenso unverkennbar Jüdin, sie hat jene imponierende, leider oft schnell verblühende Schönheit, die von alther die Töchter Israels schmückt; man braucht sie nicht zu beschreiben, die Schönheit dieser Frauen, wer ihnen ins Auge blickt und das seine nicht rechter Zeit zur Seite wendet, weiß es wohl, wie traumhaft mächtig und sehnend ihn der Anblick fassen kann, weiß es, welche Glut jäh auflodern kann an dem Strahle dieser sanften und doch feurigen, samtbeschatteten Augen, an der Hoheit dieser ruhigen, dieser weiblich ergebenen Züge. Lassen wir die Beschreibung fallen, hat doch der weiseste der weisen Könige weniger die Macht seines Sanges als die seiner Leidenschaft bewiesen, als er der Rose Zions sein Hohes Lied gesungen.

Der Kranke stöhnt, und nachdem sein Schmerz-

anfall vorüber, spricht er, immer mit klagendem Ausdruck: „Rebekka, bücke dich unters Bett, dort wirst du finden eine Schachtel. Hast du sie?“

„Ja, Vater.“

„Mache sie auf.“

„Es sind Bindfaden und Siegel drüber.“

„Ich weiß, hätt ich gewollt, du sollst lassen Siegel und Bindfaden unverletzt, hätte ich gesagt, lasse die Schachtel zu.“

„Sie ist offen.“

„Gut. Wirst du finden ein Paket Briefe, nimm den ersten, steht darauf: ‚An meinen Sohn zu geben, wenn es an der Zeit ist!‘“ —

„Das steht geschrieben, Vater“, sagte das Mädchen und hielt den Brief hin.

„Ich weiß, Rebekka, ich sag es nur, daß du nimmst den rechten Brief und keinen unrechten. Ist das Siegel unverletzt?“

„Ja, Vater.“

„Rebekkaleben!“ sagte der Kranke, sich etwas aufrichtend, eifrig, „küß das Papier, wenn es auch nur aus schlechten Lumpen gemacht ist, es wird uns herausbringen aus dem Elend, worin wir haben gesteckt.“

„Das Papier?!“

„Ja, das Papier! Du wirst es zu dir nehmen, wirst es bringen an Heinrich Bergegger, den jungen Handelsherrn.“

„Den schlechten Menschen — was dich hat überfahren, Tate?“

„Es ist kein schlechter Mensch, er hat mich nicht

überfahren, es sind gewesen seine Pferd und sein Wagen. Ausgezeichnete Pferd und ein ausgezeichnetes Geschirr, es ist eine wahre Lust."

„Sich überfahren zu lassen, davon? Ich dank, Tate, du hättest den Tod finden können dabei."

„Hätt ich finden können, aber die Pferd sind kluge Tiere, was geschickt ausweichen und nicht treten einen armen Menschen, weil sie wissen, daß man auf dem Pflaster tritt und kommt fort dabei."

„Aber der Wagen hat keinen Verstand."

„Der Wagen? Mein, hat er keinen, hab ich ihn, ich habe mich gewendet, daß er mir nicht ist über meine alten Knochen gefahren, und der Kutscher hat auch gehalten."

„Ich werd doch nicht gehen zu dem schlechten Menschen, für den du hast so viel getan, und der dich dafür hat überfahren."

„Er ist kein schlechter Mensch — und warum, wenn därf ich mir zu fragen nehmen die Freiheit, wird das Fräulein nicht gehen zu ihm?"

„Ich werd gehn", sagte errötend Rebekka.

„Morgen früh wirst du gehen. Nehm dir in acht, daß du dir nicht an ihm verschaust, Rebekka."

„Ich weiß, was ich mir schuldig bin, Tate."

„Jeder weiß's und bleibt sich's schuldig, hat sich noch keiner mit sich selbst ausgeglichen. Mein, er ist ein hübscher Mann, hätt er in Elend und Not aufwachsen müssen, säh er wohl nicht so aus, aber er ist ein hübscher Mann", sagte mit großer Befriedigung Aaron.

„Ein hübscher Mann — aber ein undankbarer,

für den Knaben hab ich mich oft schlagen lassen, für den Mann hast du dich lassen niederführen."

„Nun, es ist besser, als wäre er geschlagen und niedergeführt worden. Morgen kann man ihm den Brief geben, an der Zeit ist es — zahlen kann er."

„Wird er zahlen?"

„Waih geschrien! ob er zahlen wird, muß er nicht? Was hab ich für ihn getan, und befiehlt es ihm nicht sein Vater?!"

„Ob er sich wohl wird kümmern um eines oder das andere?"

„Wird er doch haben ein Herz für seinen Vater", sagte etwas kleinlaut der Kranke. „Hat er doch seines Vaters Herz."

„Nun, sein Vater hat sich oft, wie du erzählt hast, geschlagen mit den bösen Buben in der Schule für dich — der Sohn hat mich schlagen lassen."

„Warst du nicht älter als er? Hat sich der Vater geschlagen für den Vater, kann sich die Tochter schlagen lassen für den Sohn. Wir waren Freunde, ihr zwei seid nicht Freunde gewesen, du hast gehorcht mir und er dich nicht gekannt."

„Hätt er's aber doch erkennen sollen."

„Hör mir auf mit die Geschichten aus der Schule!"

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, er hielt vor der Hütte.

„Also hier wohnt der alte Aaron?" fragte außen eine jugendliche Stimme. Es war Heinrich, der, wie man sieht, das Wort „Jude" nun geflissentlich vermied.

„Was soll das? Kommt er nicht selbst in der finstern Nacht noch angefahren? Soll mich doch alles täuschen. Gott der Gerechte, und sagt das gottlose Kind, daß er hätt kein Herz. Rebekka, wirf was um dir herum, daß du dich nicht brauchst zu schämen wie Eva."

Ein kurzes Klopfen erscholl an der Türe.

Bist du fertig mit deinem Anputz?"

„Gleich, Vaterleben."

„So sag ‚herein!'"

„Herein!"

Heinrich Bergegger, wie wir nun wissen, daß er heißt, trat ein, ihm folgte der alte Diener, der an der Türe stehen blieb. Heinrich war rasch eingetreten, er hatte nicht erwartet, den alten Juden in Gesellschaft zu finden, er sah sich plötzlich Rebekka gegenüber, die ihn ernst willkommen hieß.

Er wurde dadurch zweifach verlegen gemacht, einmal hatte er bei den nun folgenden Erörterungen eine Zuhörerin zu berücksichtigen, und wer weiß es nicht, daß man da im vorteilhaftesten Lichte zu erscheinen wünscht? Aber er sah dazu in seinem Innern wenig Aussicht; zweitens kannte er nun gar wohl jenes dunkle, stolze Auge, es hatte in seiner Kindheit über ihn gewacht, das stimmte ihn weich, gerne hätte er gewünscht, das Mädchen käme ihm in seiner früheren Gestalt entgegen, er hätte es lächelnd empfangen mögen — und küssen — aber der Gedanke, daß er dies prächtige Mädchen, das jetzt vor ihm stand, einst schlagen ließ, um seine Haut zu sichern, der war ihm nun so widerwärtig,

daß er stumm eine geraume Weile im Zimmer stand.

„Rebekka, dem Herrn Bergegger einen Stuhl", sagte Aaron.

Heinrich kam rasch dem Mädchen zuvor und holte sich den Stuhl selbst, indem er mit verbindlichem Lächeln ihr dankte, die sich eben seinetwegen bemühen wollte.

„Hätt ich mir doch heute nicht von dem reichen Kaufherrn erwartet, daß er besuchen werde einen so armen kranken Mann wie ich."

„Insofern Sie krank sind, halte ich Sie auch für arm, Herr Leeb", sagte Heinrich, „und indem ich leider Ihre Krankheit verschuldet habe, will ich mich auch mittelbar an Ihrer Armut schuldig erklären."

„So wahr mir Gott helfe", sagte Aaron, „er spricht wie ein Prophet! So wahr Sie sind schuld an meiner Krankheit, so wahr sind Sie auch schuld an meiner Armut und an der meiner Rebekka."

„Nun, wenn dem so ist", sagte Heinrich, indem er sehr erstaunt nach seinem alten Diener umsah — „da denke ich der Armut und Krankheit, soweit an mir liegt, abzuhelfen. Nur begreife ich dann eines nicht, mein Diener behauptet, Sie hätten viel — wenn es richtig ist, was er sagt — so sage ich, alles für mich getan. Wie stimmt dies mit Ihrer Armut?"

„Mein! Jeder Mensch hat sein Vergnügen, kann ich nicht, wenn ich will, jungen Leuten vorwärts helfen? Rebekka ist nur ein Mädel, was kann sie vor-

wärts kommen in der Welt? Ich bin alt, was kann ich mehr? Da lassen wir die andern arbeiten."

„Sie sprechen in Rätseln, ich muß sagen, ich bin in einer weichen Stimmung hieher gekommen, doch ist Ihr Ton so trocken, ich möchte sagen, so geschäftsmäßig, daß ich ganz abkomme von dem Zwecke meines Besuches. Haben Sie bedeutenden Schaden genommen?"

„Wenn ich habe alles verloren?! Wie heißt?! — Ja, Sie meinen, was ich hab gelitten von Ihre Pferd und Wagen? Nu, es geht an. Ein anderer läg schon auf dem Laden, aber ich habe eine zähe Natur. Sie sagen, daß sind Sie gekommen voll Mitleid, das freut mich, wenn Sie aber wollen dem Mitleid geben den Abschied und werden geschäftsmäßig, das ist mir sehr lieb, wir haben zu reden von Geschäften. Sind Sie heut gekommen, ist es recht, morgen wär gekommen Rebekka, wenn Sie erlauben."

„Sprechen Sie!"

„Sie wissen, oder wird Ihr Herr Diener dort gütigst bestätigen können, es war Ihr Herr Vater — Gott hab ihn selig — mir schuldig, ich kann sagen, mehr als allen, und habe ich doch das wenigste herausgekriegt aus der Masse; wir haben uns abgefunden. — Rebekka — Gott, was für ein Schmerz! — leg mir doch wieder ein nasses Tuch aufs Bein — da seht her, wie das Bein aussieht, versäum ich doch, ich kann mir's kaum denken, wie viel Geschäftsgäng!"

„Weiter, sprecht weiter!"

„Gleich!“

Rebekka legte das verlangte nasse Tuch dem Alten um den wunden Fuß, und er fuhr fort:

„Nun, dacht ich mir, du wirst reden zu dem Bergegger und wirst lassen seinen Sohn unter deinen Augen heranwachsen, und wenn es Zeit ist und er ist geworden ein reicher Mann und kann zahlen, wirst du ihm geben den Brief von seinem Vater, und er wird dir ersetzen, was du hast verloren an seinem Vater mit Zins und Zinseszins.“

„Also um Geld?“ hauchte der junge Mann. „Alles um Geld!“

„Geld ist ein großes Wort, und ohne Geld was wäret Ihr jetzt selber?“ sagte Aaron, der es gehört hatte. „Geld macht uns zu Menschen, und alle Leut wären gerne Menschen! Rebekka, gib mir den Brief.“

Rebekka gehorchte und zog das Schreiben aus dem Busen, in dem sie es bei Heinrichs unvermuteter Ankunft verborgen hatte.

Der Alte faßte das Papier, drückte es an die Lippen und gab es in die Hände des jungen Mannes, indem er sagte: „Der Brief Ihres seligen Vaters, was war ein Ehrenmann, er ruh in Frieden!“

„Amen“, sagte der alte Diener an der Türe.

Rebekka nahm das Licht vom Tischchen und leuchtete dem jungen Manne, der eine Zeitlang stumm dasaß, den Brief in den stark durchpulsten zitternden Fingern. Er löste das Siegel und las:

„Lieber Sohn Heinrich!

Diese Zeilen schreibe ich auf meinem Schmerzens- und, ich fühle das, bald Sterbelager. Derjenige, der sie dir einst bringen wird, ‚wenn es an der Zeit ist', was ich ganz seinen Einsichten überlasse, nennt sich Aaron Leeb, er ist mein bester, mein teuerster Freund von Jugend auf gewesen, hätte er nicht meine Spekulationen mit seiner ganzen Kraft gestützt, er würde mich haben retten können, er hätte es auch getan, so fiel er mit mir!

Doch was sage ich dir das — urteile du selbst über ihn! Wenn er je in die Lage kommt, dir diesen Brief zu überreichen, so wirst du wissen, daß du ihm alles zu danken hast, und das beschwöre ich dich, so dir das Andenken deines Vaters lieb ist, so du mein guter Sohn und als Mensch so geworden bist, daß ich dich mit Stolz nennen würde, beweise dich dankbar und täusche nicht das Vertrauen, das er in dich gesetzt, da er von dir noch nichts wußte, als daß du der Sohn eines rechtschaffenen Mannes bist, und darauf baute, daß Art von Art nicht läßt!

An jenem entsetzlichen Tage, wo uns der harte Schlag getroffen, und er an mich beinahe seine ganze Habe verlieren mußte, wenn ich vor der Welt nicht ganz ehrlos dastehen sollte, da lagen wir einander weinend in den Armen und gedachten unserer Kinder!

Wir haben doch nur gespart und gesammelt, gewagt und gesorgt für unser Liebstes, für unsere Kinder, sagte Aaron.

Da sagte ich, damals schon von der Ahnung des nahen Todes erfaßt: ‚Deine Rebekka wird ihren Vater, wie ich hoffe, noch lange haben, mein Heinrich wird auch den bald verlieren'.

Aaron glaubte es nicht, ja er ward mir böse, daß ich glauben konnte, ich müsse so bald von dieser Welt.

Heute nun, wo ich dies schreibe, sieht er es selbst ein und hat mir in die Hand gelobt, alles, was er noch hat, daran zu setzen, meine geringen Gelder durch kluge Spekulation zu vermehren, auf daß du ein vermöglicher Mann werden könntest und in die Lage kommen mögest, auch an ihm und seinem einzigen Kinde deine und deines Vaters Schuld abzutragen. Oder, sagte er, geht alles verloren, so sollen, wie's Gott geliebt, unsere Kinder keines vor dem andern etwas voraus haben!

Mein Freund ist ein kluger Mann, er ist selbst ein guter, zärtlicher Vater und wird, so wahr ich glaube, daß ein Gott ist, sein Wort halten, so hoffe ich, werde noch alles gut werden, du, mein Sohn, wirst diese Zeilen in die Hände bekommen und deine und meine große Schuld an ihn abtragen.

So segne dich denn Gott, wie er ihn segne samt seinem lieben Kinde, er erhalte euch alle und dich, mein Sohn, lasse er meinen Segen tausendfach genießen — ich küsse dich in Gedanken, mein teures Kind, sehe auch du über die Zeit hinweg, gedenke in der Ewigkeit

deines Vaters
Leonhard Bergegger."

In heftiger Erregung, das Blatt in der zitternden Hand, erhob sich Heinrich und reichte Aaron die freie Rechte.

„Vater Aaron", sagte er mit zitternder Stimme.

Der alte Aaron schien seines kranken Beines zu vergessen, er hob sich hoch auf in dem Bette, faßte die Hand des jungen Mannes und, sich mit der Linken auf dessen Schulter stützend, rückte er sich sitzend zurecht.

„Was würden sie sagen, alle, die mich gemieden haben wie ein schlechtes Tier, seit ich nichts habe, wenn sie hören, daß der reiche Kaufherr Bergegger heißt 'n alten Aaron ‚Vater'!?"

„Und wenn sie wüßten", setzte mild der junge Mann hinzu, „daß Sie es gewesen sind, der ihn zum reichen Kaufherrn gemacht."

„Nu, war's doch nur eine Spekulation."

Eine glühende Röte flog über das Gesicht Heinrichs, er erinnerte sich seines „Also um Geld!" — „Vater Aaron", sagte er mit herzgewinnendem Lächeln, „nicht alle machten solche Spekulationen wie Sie!"

„Mein! War's doch nicht schlecht geraten!"

„Sagt, was schuldet Ihnen mein Vater?" sagte eifrig Heinrich.

Aaron nahm ihm den Brief aus der Hand, wendete ihn verwundert hin und her, und da er auf keiner Seite Ziffern bemerkte, begann er ihn zu lesen. „'s ist ein schöner Brief", sagte er und bückte sich etwas herab, indem er sich mit dem Ärmel über die Augen fuhr — „'s ist ein schöner Brief, aber

die Hauptsach steht nicht darin! Hat er es doch nie glauben wollen, wenn ich ihm gesagt habe, Leonhard, du bist jedem gut für dein Wort, aber schriftlich hat man's lieber von dein'm Korrespondenten, und nun schreibt er Brief, wo fehlt die Hauptsach! Aber ich hab alles genotiert, alles, ich kann's Ihnen nachweisen. Es werden sein, was das Ganze macht, achtzigtausend Taler."

„Die Hälfte meines baren Kassastandes", sagte überrascht der junge Mann.

„Mag wohl etwas weniger sein mit die jüngsten Einläufe."

„Etwas", bestätigte Heinrich. „Betrachten Sie dies Papier", sagte er nach einer Pause, indem er den Brief an Aaron zurückgab, „wie einen Wechsel auf die genannte Summe."

„Zahlbar?"

„Nach Sicht!" — Sein Auge ruhte sinnend auf der reizvollen Rebekka, die ihn jetzt mit leuchtenden Augen ansah. „Vater Aaron", sagte er wieder, „ich dächte, es ließe sich noch ein Ausweg finden, wobei wir alle gewinnen würden, denn das Kapital würde nicht geteilt."

Der alte Aaron sah erstaunt auf.

„Gebt mir Euer Kind zum Weibe, vorausgesetzt, wenn ihr's geliebt und recht sein mag!"

„Ei, ei, der reiche Kaufherr und die schlechte Jüdin", schmunzelte Aaron und sah nach dem Mädchen, das ganz ruhig ihm entgegenblickte, „was meinst du, Rebekka?" Ein Lächeln tiefer Befriedigung und innigen Stolzes glitt über seine harten

Züge, aber nur für einen Moment, dann war es verschwunden. „Das wird nicht gehen!“

„Sie will wohl ihren Glauben nicht verlassen?“

„Sie wird es nicht tun“, sagte ernst Aaron, „’s ist besser, ihr bleibt beide, was ihr seid — Ihr ein Christ, sie eine Jüdin. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo die Welt so des Herrn gedenkt, daß sie darob ihre Bräuche vergißt, und mit der Welt läßt sich nicht rechten —, dem Frommen aber steht Gott Rede, und er getröstet sich der Zeit.“

„Doch“, sagte zögernd Heinrich“, wo so viele . . .“

„Übertreten zu anderen Glauben — wollt Ihr sagen — wozu da die Umständ? Nun seht, ich denk, mit Gott geschieht alles, was er will; mag sich’s mit dem Glauben vertragen oder nicht, es geschieht, und es ist doch alles gut, wenn wir’s gleich nicht einsehen! Aber es muß doch sein eine gewaltige Idee, die mit tausendjähriger Überlieferung bricht. Unsere Apostaten, die mit süßer Zunge alte Verheißungen in neue kehrten, sie haben im Sturze ihres Abfalls die Welt belehrt und umgebaut, und diese hat sie dafür geehrt, wie den Spinoza und andere, und angebetet wie Einen! — Aber wenn die“, er deutete auf Rebekka, „abfiele von dem Glauben ihrer Väter, möglich“, sagte er mit feinem Lächeln, „daß sie auch möcht angebetet werden, doch gäbe es der Welt nichts als ein Ärgernis!“

„Aber Freunde wollen wir bleiben, Vater Aaron“, sagte herzlich der junge Mann.

Der Alte umarmte ihn.

„Schwester Rebekka“, sagte wehmütig lächelnd

Heinrich und reichte auch ihr die Hand, die sie annahm. „Eine Familie wollen wir bilden!“

„Bei Gott“, sagte Rebekka vertraulich und verschämt, „ich weiß Ihnen schon einen Herrn Schwager!“

„Ah“, lachte Heinrich, „so ist also auch hier die Liebe stärker als der Glaube!“

„Das ist sie immer gewesen“, sagte Aaron, „denn nur die Liebe lehrt glauben. Seht, jetzt steigt die Sonne herauf, wir haben richtig die ganze Nacht gewacht, und wenn wir auch nicht gebetet haben, so haben wir sie doch fromm zugebracht. Aber Ruhe tut uns allen not. Die Pferde schauern draußen in der Morgenluft, und der Kutscher schläft auf dem Bocke, wenn ihn findet so die Polizei, so gibt es Verdruß — was ich sagen wollte, der Brief bleibt also Wechsel, und heut abend, nicht wahr, heut abend kommt wieder der Sohn meines Jugendfreundes; es kommt der Sabbat, Rebekka richtet die Lampe, und ich will mir denken, ich bin wieder jung, und mich besucht mein Freund!“

Aaron saß im Schimmer des Morgenlichtes, Rebekka lehnte an seiner Schulter, und Heinrich nahm Abschied, sein rasches Gefährte jagte nach der Stadt zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wenn der Tag sich neigt, die Dunkelheit hereinbricht, da brennt die Lampe, es ist Sabbat! — Horch, da pocht es an die Türe.

Herein! Und mit dir herein die alte Zeit!

O, gedenkt ihr unser, wie wir euer gedenken, ihr Gewesenen, ihr in der Sabbatruhe des Herrn?!

Die zürnende Diana

I.

Du wunderbare lau hinwehende Sommernacht! Greifbar fast scheint die sanft fächelnde Luft uns über Gesicht und Arme zu streifen, aus dem bevölkerten Tal dringt sie herauf, schwer und dunstgeschwängert, und vom Walde herab, wie gesättigt mit Duft und würzigem Hauche, es ist, wie wenn die beiden auf dem Boden hinrollenden Wolken sich erzählen wollten, von Menschenmüh und Waldesluft; kaum rühren sie ein Blatt, und schwer atmet sich's, aber doch so wohl, oben am Firmamente funkeln nachlässig die Sterne, sie scheinen auch schwitzend zu leuchten, diese ewigen Tänzer in der weiten Himmelshalle!"

Dieses oder Ähnliches dachte ein junger Mann, der in einer Juninacht im langsamen Ritte einem Waldwege talwärts folgte; das Pferd, ein munterer Eisenschimmel, schien sich behaglich in den lauen Lüften zu baden und träumend Schritt für Schritt die feingebauten Beine zu setzen, während der Reiter sich ebenso gemächlich in den Sattel zurücklehnte, eine feine Zigarre rauchend und von Zeit zu Zeit mit der freien Hand liebkosend über den Nacken seines klugen Tieres hinstreichend.

Roß und Reiter befanden sich schon am Ende des Waldes, denn das junge aufschießende Holz

breitete sich nun mehr und mehr aus, einzelne höhere Stämme ragten nur hie und da empor, bis endlich auch diese gänzlich verschwanden und ein Geschlecht von Zwergbäumchen und breitem Gebüsch sich hinzog, klein und kleiner werdend, bis es, kaum aus dem Boden herauslangend, in das Gras einer weiten, grünen Wiese zu tauchen schien.

Bleß, so hieß das Tier, das unsern Reiter trug, senkte den Kopf tief ins duftige Gras, und eine Schwankung im Sattel des auf so plötzlichen Stillstand nicht vorgesehenen Herrn des Tieres ließ diesen aus der Ruhe aufwachen.

„Bleß", rief er, „was ist das", während er den rechten Sporn leicht dem Tiere in die Flanke stieß, „was soll das? Hast du nicht deine Weide, wo du dich den ganzen Tag oft herumtreibst und ein nichtsnutziger Gourmand rotblumigen Klee und anderes aromatisches Zeug verzehrst, was soll dieser Eingriff in fremdes Gebiet? Warum dieser plötzliche Stillstand? Vorwärts!"

Bleß schien keine Überzeugung zu haben, wenigstens nicht geneigt zu sein, selbe zu verteidigen, jedenfalls opferte Bleß dieselbe dem drängenden Sporn und trabte weiter, nur in kurzen Sätzen einen Anlauf nehmend, nach welch kleiner Konzession der Zeitverlust ihm eingebracht schien und kein weiterer Grund vorlag, nicht so langsam wie früher den Weg zu traben.

In der Hälfte der Wiese schon sah unser Reiter am jenseitigen Ende derselben ein Gitter aus dem Boden wachsen, das einen großen, weitläufigen

Park abzuschließen schien; er ließ seinen Blick nach rechts, dann nach links hinschweifen, das Gitter schien nicht in seinem Sehkreise abzuschließen.

„Wir werden umkehren müssen, Bleß", sagte der junge Mann, „du wirst nicht Lust haben, über das Gitter zu setzen, und ich bin heute zu solchen Springerkünsten auch nicht aufgelegt; übrigens sehen wir uns das Ding einmal in der Nähe an. Komm!"

Bleß setzte sich etwas rascher in Gang, als hätte sich ihm die gespanntere Erwartung seines Herrn mitgeteilt, während der letztere den feinen Strohhut vom Haupte nahm. Schwarzes, fein gelocktes Haar fiel bis auf die Schulter des jungen Mannes, eine freie, edle Stirne, aus der sich scharf eine Adlernase heraushob, unter feinen Brauen die dunklen, blitzenden Augen, ein Mund, der, fein und zart geschnitten, halb geöffnet eine Reihe tadelloser Zähne sehen ließ, dies zusammen bildete das Äußere des jungen Mannes; so herausfordernd dies Gesicht in die Welt blickte, so war doch ein Hauch edler Bescheidenheit über das ganze Gebaren des Mannes gebreitet, und nicht täuschen konnte man sich, wenn man in ihm einen Künstler vermutete.

Das Gitter des Parks war jetzt erreicht, drinnen standen stolz und gewaltig die Bäume, üppig wuchs das Gras, und einzelne Zweige schlugen über das Gitter hinweg, als wollten sie vom Gang der Dinge da außen auch etwas erlauschen.

Eine Gittertüre zeigte sich in der langen Zeile

dieser eisernen Pfähle; Bleß schien sie einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, denn das Tier stieß mit dem Kopf sachte an, die Pforte gab nach und rollte auf dem widerspenstigen Kies eine Spanne weit auf.

„Ei", sagte der Reiter, „Bleß, du hast hier eine hübsche Entdeckung gemacht, und ich danke dir; der Besitzer dieses eisenumstarrten Edens wird es wohl nicht übel nehmen, wenn wir seine Anlagen ein wenig unserer Aufmerksamkeit würdigen, und wenn auch, es ist jedenfalls ein Abenteuer, dem wir entgegengehen; das Schlimmste, das uns geschehen könnte, wäre, mehr oder minder höflich, mit oder ohne Beiwerk von schimpfenden Livreebengels und bellenden Hunden wieder zum Tempel hinausgejagt zu werden. Vorwärts, Bleß! Darauf versuchen wir's! Benimm dich so artig als möglich, raufe kein Gras vom Boden, beiße keinen Zweig von den Bäumen, damit wir wenigstens keinen Anlaß geben; ungebetene Gäste sind wir jedenfalls!"

Damit half der junge Mann, indem er die Stäbe der Türe oben anfaßte und nach innen schob, den Spalt so weit vergrößern, daß sich über den knirschenden Kieseln die Pforte ein paar weitere Spannen öffnete, während Bleß sich geschickt samt seinem Reiter hineinzwängte und voll Behagen leise auf dem Kies hintrottete, sorgsam einen Fuß vor den anderen setzend, als wüßte er, daß von rechtswegen beide, er und sein Herr, hier nicht geahnt werden sollten.

Weiter ging's durch eine prachtvolle Allee, die in

langer Zeile vor einem Gebäude auszulaufen schien; dies allein bewog unsern Helden abzubiegen und in ein kleines Wäldchen einzureiten. Plötzlich machte ein strammer Ruck des sonst schlaffen Leitriemens Bleß stehen; der junge Mann horchte. In der Nähe mußte sich ein Bassin befinden, das bewies ein leises Plätschern, das an sein Ohr schlug, doch woher eben dieses? Es war nicht der Prall eines springenden Wasserstrahles auf dem Spiegel, durchaus nicht, es war ein leises Anschlagen der Wellen an das steinerne Geränder, ein Rieseln einzelner aufgefangener Tropfen, die wieder die verlassene Wassermasse suchten. Der Reiter schwang sich vom Pferde, er gab Bleß einen leichten Schlag, indem er ihm den Riemen über den Rücken warf, und hieß ihn leise und eindringlich vernünftig sein und warten.

Bleß schien das vollkommen zu fassen und blieb einstweilen ruhig, wie gebannt, am Flecke, mit weiten Nüstern jedoch nach dem Bassin hinwitternd.

Der junge Mann teilte rasch die Zweige einiger Büsche in der Nähe, und vor ihm lag im Mondstrahl wie ein Spiegel das Wasser eines weiten Bassins, eine Terrasse führte vom erhöhten Ufer des jenseitigen Randes hinab und tief und tiefer tauchten die Stufen in das ruhige Wasser bis zum Grunde, und dort an den letzten Stufen — das Blut schoß unserem Helden wie siedend heiß gegen Kopf und Herz — dort war eine Frauengestalt, in aller Zartheit der Formen noch gewaltig wie die

meerentstiegene Venus: wie Elfenbein gleißte die reine weiße Haut im Mondlichte, wunderbar mischte sich Licht und Schatten, und ein bewunderndes Ah! entschlüpfte dem unberufenen Beschauer; wie im ersten Momente ihn das Weib als solches gefesselt, so war jetzt diese Regung verschwunden, sein Auge war der einzige Sinn, für den er alle andern unbedingt geopfert hätte, er trank mit scharfem Blicke die Umrisse, die Farben und Tinten der Gestalt, er war wieder, was er mit Leib und Seele stets gewesen, der Künstler, der mit sicherer Hand die Farben der Palette schon oft auf die Leinwand gezaubert.

Wundervoll waren die Formen, die Reize des Frauenbildes, das in der lauen Sommernacht, fern jedem Lauscher, ein Bad zu nehmen glaubte; so edel war das ganze Wesen des Geschöpfes, daß weiter nicht ein Laut dem Beschauer entschlüpfte, der nur das Bild tief seinem Geiste einzuprägen versuchte; was kein Modell ihm bieten, was seine Phantasie sich nie träumen konnte, hier bot es ihm der Zufall, so anmutreich, in magischster Beleuchtung, so hinreißend zur Anbetung das Weib, der Erde Süßestes und Heiligstes, vor dem Auge der ewigen Natur, rein, reizenthüllt, gehalten in deren unendlichem Rahmen, beschienen von den alten, urewigen Sternen, die lächelnd herniedersahen auf das Gebilde, wie einst, als in rosiger Schöpfungsstunde der Erde dies Wunder entstiegen!

Ein tiefes, behagliches Schlürfen schreckte den Beschauer auf, wie einen Träumenden die berstende

Decke über seinem Haupte erschrecken könnte. Bleß hatte Anstand und Klugheit vergessen und sich ans Bassin begeben, aus dessen Wasservorrate er seinen Durst ahnungslos löschte.

Ein Schrei der Entrüstung, dem ein zweiter des Schrecks von den Lippen der schönen Badenden wie ein Echo folgte, dann die jagenden Hufschläge eines Pferdes, dessen Reiter, wie selbst von Furien gepeitscht, das arme vorwitzige Tier mit Sporn und Peitsche zur höchsten Eile trieb, und die alte Ruhe lag wieder über Park und Flur.

Am Ufer des Bassins weinte ein schönes Weib zornmütig ein paar bittere Tränen beleidigten Schamgefühls.

Und am anderen Ende des Parkes ritt durch das glücklicher Weise ebenfalls offene Tor der junge Maler, er sah düster auf das Pferd.

„Bleß", sagte er, „du hast nicht den dümmsten Streich gemacht, ich hätte sollen ritterlicher handeln, aber wer hätte können ein Auge abwenden von diesem Bilde?!"

Er mischte bereits im Geiste die Farben und zeichnete die Konturen.

Die Sonne stieg majestätisch herauf.

„Bleß", sagte der Reiter, „haben wir geträumt, oder . . !"

Bleß wieherte lustig der Sonne entgegen. Bleß war unschuldig, Bleß war nur durstig gewesen, und Bleß war sehr müde, das sagte auch der Reitknecht, der ihm seine Streu aufschüttete.

II.

Wir befinden uns in einem kleinen Salon, der, so zierlich und elegant er ist, über alledem noch einen so wohnlichen Charakter an sich trägt, daß wir uns unwillkürlich nach den Personen umsehen, die ihrem Geschmacke durch diese Ausschmückung das beste Zeugnis gegeben; da ist keine Nippsache, die nicht an ihrem Platze wäre, und da ist kein Platz, der nicht sein Möbel hätte; und doch ist in dem anscheinend kleinen Gemache noch Raum sich zu bewegen, ohne sich zwischen Fauteuils und Tischen, zwischen Longchaises und Trumeaus durchzwängen und hinter dem Rücken noch sehr acht haben zu müssen, daß man mit den Rockschößen nicht von den Ständern Uhr und Nippsachen wegfege. Es ist ein Salon, ein echter, wahrhafter, keine jener Hallen, denen nur die Galanteriehandlungen, der Tapezierer und andere Agenten des verfeinerten Geschmackes ihre Gegenstände in Kommission gegeben zu haben scheinen.

Ein bejahrter Mann sitzt, nicht nachlässig, sondern stramm und aufrecht, auf einem gepolsterten Stuhle, neben ihm in einem Fauteuil sitzt ein reizendes Mädchen, wohl gegen neunzehn Jahre alt, das geistreiche Gesichtchen lebhaft gerötet.

Eine gewisse Ähnlichkeit, die freilich alles Männliche in den Gesichtszügen des alten Herrn zarter in denen der Dame widerspiegelt, läßt uns in den beiden Personen Vater und Tochter vermuten.

Die junge Dame ballte in ihrer feinen, zarten Rechten ein Spitzentüchelchen, die feinen Brauen waren fast finster zusammengezogen und die Lippen wie schmollend gespitzt; jetzt glättete sie mit der Linken das Tuch, und aus ihrem Gesichte wichen die Spuren einer augenscheinlich unangenehmen Empfindung. „Vetter Louis", sagte sie ruhig, „war mir unausstehlich, ward mir unausstehlicher und wird mir am unausstehlichsten werden."

„Das wäre das Verkehrteste von dem, was wir wollen", bemerkte ärgerlich der alte Herr.

„Ich versichere Sie, lieber Papa", sagte ernst die Tochter, „und vielleicht eben darum. Die Mutter des Vetters, Tante Eveline, sagt mir: O, mein Louis, was ist das für ein sanfter, guter Junge! Sie, lieber Vater, bemühen sich, mir die gleiche Überzeugung tropfenweise beizubringen, nächstens zwitschern alle Sperlinge auf den Dächern: Vetter Louis! Vetter Louis, der brave Junge, er liebt dich, welches Glück! Und nach einem Regenguße murmelt's in der Gosse: Vetter Louis, Vetter Louis, er wirbt durch die Frau Mutter und den Herrn Onkel! Der Vetter Louis!! Überall Vetter Louis! In dem Munde der nächsten Verwandten: Vetter Louis! Im Konzertsaale: Vetter Louis! Auf der Flur im Abendrote und im Morgenlichte leuchten mir schon zauberisch die Lettern entgegen: Vetter Louis! An allen Ecken und Enden, und meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer, denn alles spricht von Vetter Louis, nur ich kann ihm

nicht sagen, wir mir ist, denn Vetter Louis selbst spricht gar nicht!"

Der alte Herr lachte laut auf, legte aber sein Gesicht sogleich wieder in ernste Falten.

„Du vergißt, Eugenie", sagte er, „daß Vetter Louis ein schüchterner Junge ist, er wegelagert nicht im Busch, er geht den geraden Weg; er liebt dich innig!"

„Er erklärt dem Vater seine Liebe und schwört ihm ewige Treue, ungemein ehrenhaft, und der Vater kommt nach Hause und spricht zur Tochter: Denke, was ich dir bringe, den Schwur und die Liebe des Vetters Louis, da sieh her! Nein, Papa, Vetter Louis ist kein Mann!"

„Der Teufel auch", murmelte der alte Herr, „was wäre er denn?"

„Ich weiß nicht, wie Sie ein Wesen in die Zahl der gewöhnlichen einrangieren wollen, das wohl der Form nach ganz gut ein Mann sein könnte, dem aber ein anderer Geist innewohnt; ich sage, er ist kein Mann."

„Desto eher paßt ihr für einander", sagte der alte Herr. „Gut, zugegeben, er ist kein Mann; das kommt von der leidigen Erziehung, er hat früh seinen Vater verloren und war ganz in die Weiberhände der Tante gekommen; aber du, du vergißt, daß du eben früh, viel zu früh ..." der alte Herr seufzte, „deine Mutter verloren hast, du bist mannverdorben, du bist ein Bubmädel, das ist das Resultat meiner Erziehung, eben darum würdet ihr einander ergänzen. Ich und die Tante wissen zu

gut, was wir beabsichtigen, wir bessern unsere Fehler aus, indem wir unsere Kinder in nächste Beziehung zu einander wünschen, du kannst ihm von deiner Männlichkeit abgeben und von seiner Weiblichkeit anziehen, das kann euch beiden nicht schaden!"

„Erlaube, Väterchen", sagte ernst die junge Dame und legte ihre feine Hand auf die Rechte des Vaters, die dieser auf sein Knie gestützt hatte, „erlaube, daß ich das nicht so ansehen kann. Sei es, daß unser beider Erziehung von dem gewöhnlichen Wege abgegangen, ich befinde mich wenigstens wohl dabei, wie Sie zu denken, zu empfinden, Väterchen; jedoch sehe ich keine Konsequenz darin, jetzt das Unfertige an das Unfertige zu binden. Ist dem so, wie Sie sagen, so sollte er ein ganzes Weib haben und ich einen ganzen Mann, von diesen ganz ausgesprochenen Charakteren könnten wir lernen. Das, was uns abgeht, können wir einander doch nicht geben; die Weiblichkeit im Manne ist Hyper-Weiblichkeit, und die Männlichkeit in mir ..."

„Ist Hyper-Männlichkeit", setzte mit groteskem Gesicht der alte Herr dazu.

„Ist Untermännlichkeit", lachte die Tochter.

„Untermännlichkeit und Überweiblichkeit und Schnick und Schnack", sagte der alte Herr und fuhr sich verdrießlich durch die grauen Locken.

„Darum, Papa, denke ich, mein Mann müßte den ganzen Charakter von Männlichkeit scharf, meinetwegen auch rauh und kantig, an sich tragen,

aber eben ein ganzer Mann sein, soll ich ihn achten können."

„Und lieben!" seufzte komisch der Zuhörer.

„Liebe?" sagte gedehnt die junge Dame. „Liebe? Gibt es denn das? Ich kann mir das Gefühl nicht klar machen; egoistische Naturen, denen es Anstrengung kostet, ihr Ich teilweise aufzugeben, mögen dies in leidenschaftlicher Erregung tun, aber wir . . ."

„Ja, wir", sagte mißlaunig der alte Herr, „wir, die wir gar nicht im geringsten ichsüchtig sind, sondern höchstens, wenn ein anderer sprechen will, ihn zuhören lassen . . ."

Ein helles Rot flog über die Wange des Mädchens.

Der alte Herr erhob sich. „Es ist schade", sagte er und tat ein paar Schritte durch das Gemach, „schade um den guten Jungen! Wüßtest du nur selbst, was du willst, er weiß es wenigstens!" Er setzte seine Zimmerpromenade fort, plötzlich blieb er vor der Tochter stehen und sah sie ernst an. „Hast du vielleicht schon dein Männerideal gefunden?"

Sie schüttelte lächelnd das Haupt und strich mit dem Finger die Locken, die vorgefallen, wieder zurück.

Eine Wolke zog über die Stirn des Vaters. „Ich dachte vielleicht; du hast dich auf dem letzten Balle sehr angelegentlich mit dem Rittmeister unterhalten."

Die junge Dame erhob sich rasch. „Graf Artur

von Preißdorf", sagte sie schnell, „ist ein angenehmer Kavalier, ein Mann, aber . . ."

„Aber?" sagte strenge der alte Herr, indem er mitten im Schritte das Gehen abbrach.

„Aber", sagte die Tochter, indem sie sich schüttelte, als hätte ein Tropfe unreiner Flüssigkeit ihre Schulter berührt, „er ist ein Mädchenjäger".

Der Vater sah das Mädchen überrascht an und wandte sich zur Seite, ein Lächeln überflog seine Züge, dann wandte er sich wieder zu seinem Kinde. „Ein stolzes Mädel!" murmelte er befriedigt. Die Tochter war an das Fenster getreten. „Der Wagen ist vorgefahren, Papa", sagte sie.

„Ja", sagte der alte Herr, „wir wollen die Gemäldeausstellung besuchen."

„Höre", sagte er nach einer kurzen Pause, „Vetter Louis wird dort sein."

„Vetter Louis", sagte die Dame, wie ein Echo den Namen wiederholend.

„Laß ihn nichts merken von deiner Abneigung, das würde ihn schmerzen, sei freundlich, denke eben, er ist doch . . ."

„Der Vetter Louis!" sagte die Dame, als summte sie den Refrain eines Liedes.

Der alte Herr lachte und reichte der Tochter den Arm.

Ein Diener trat ein.

„Weiß schon, Johann!" sagte der alte Herr.

„Der Wagen!" sagte Johann pflichtschuldigst.

„Nun eben, weiß schon! Adieu!"

Johann öffnete die Türe. „Weiß schon", mur-

melte er, „weiß alles! Bin in vielen Häusern gewesen, bekümmerten sich nie um das, was die Sache anderer ist; das fehlt noch, da wird ja der Lohn Gnadenbrot!“

Damit schlich er den Vorangegangenen nach.

*

Während die beiden Personen, die wir eben sich besprechen gehört, in den Wagen zurückgelehnt, behaglich dahinrollen, wollen wir kurz von Eugeniens Vater sprechen.

Graf Altheim war einem alten, begüterten Geschlechte entsprossen, er war Militär gewesen und hatte sich in den besten Mannesjahren vom Dienste der Waffen zurückgezogen, weil ihm, wie er sagte, der Krieg nicht gefiel. Er hatte den Zug nach Frankreich 1814 mitgemacht, mit einer gewissen Genugtuung, denn es galt das Gleichgewicht wieder herzustellen, in welchem nach seiner Ansicht die einzige Garantie für die Entwicklung der Menschheit liegt, während diese durch die Macht eines einzigen stets gehemmt, erdrückt, im besten Falle gemaßregelt würde; die rechte freie Entfaltung kann nicht einem Gewalthaber, der die Macht, sie zu vernichten, stets in Händen hat, gegenüber stehen, das Urteil über sie darf nicht das des einen, es muß das der Zeit sein, wie ihre Früchte auch nur die Zeitgenossen zu pflücken haben. Nach diesem harten und gerechten Kriege war jedoch, seiner Überzeugung nach, kein Grund mehr vorhanden, Menschenglück und Völkerwohlfahrt unter die Füße zu treten und dafür nichts

aufzubauen als Luftschlösser von Gloire. Kurz nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, nahm er eine Frau, diese starb wenige Jahre nach glücklichem Familienleben; Eugenie war sein einziges Kind, er hätte, wie wir gesehen, gern diese mit dem Kinde seiner Verwandten, Tante Eveline von Barberg, vermählt, aber wie Eugenie darüber dachte, das wissen wir.

*

Der Wagen hielt vor dem Gebäude, in welchem sich die Gemäldeausstellung befand, und Vater und Tochter traten in die festlich geschmückte Vorhalle. Ein Lächeln glitt über die feinen Züge des Mädchens, denn dort an eine Säule gelehnt, stand „Vetter Louis".

Louis von Barberg, eine schlanke Gestalt, mit einer gewissen Nettigkeit gekleidet, die sich doch wesentlich von der geckenhaften unterschied, da sie alles Auffallende streng ausschloß, lehnte dort an einer der Säulen des Vestibüls, seine ziemlich ausdruckslosen Züge, die sonst so weich erschienen, zeigten sich heute, wie es schien, zum höchsten erregt, und die im bitteren Trotze zwischen die Zähne geklemmte Unterlippe schien gewaltsam die Laute, die sich Luft machen wollten, zurückzupressen; Laute der bittersten Täuschung und Entrüstung, wenn wir anders das rasche Atmen, diesen in sich gezogenen Blick und die flammende Stirne recht verstehen.

Er eilte nicht den Kommenden entgegen, nicht glättete sich sein Gesicht; er sah zur Seite.

„Guten Tag, Louis", sagte freundlich Graf Altheim, und Eugeniens Fächer gab dem Träumenden auf die Schulter einen sanften Schlag. „Guten Tag, Vetter", sagte sie.

Er zuckte unter diesem Schlag zusammen, die Unterlippe entschlüpfte den Zähnen, er faßte die Hand des Mädchens, daß diese zurückzuckte, sah ihr ins Antlitz und wandte dann das seine ab.

„Fornarina", murmelte er.

Der Graf sah sich um, er hatte das Wort wohl nicht vernommen, aber er war über das Benehmen des jungen Menschen entrüstet. „Wir sprechen uns noch, junger Herr", sagte er und stieg die Treppe hinauf nach den Sälen.

Oben auf dem letzten Plateau vor dem letzten Stufenabsatze stand Rittmeister Graf Artur von Preißdorf; auch er kam nicht den Kommenden entgegen, er sagte zu einem dicken Major, der neben ihm stand, laut, als ob er auf dem Paradeplatze stände: „Ja, lieber Major Becker, Sie glauben nicht, was selbst fein gebildete Damen unseres Standes, an die wir rohe Kommißjacken nicht hinanlangen dürfen mit unseren freventlichen Wünschen, der Kunst für Opfer bringen . . . Ah", sagte er, indem er sich halb wandte, als bemerke er jetzt erst die Herantretenden, „Herr Graf, guten Morgen, guten Morgen, Komtesse, Sie auch hier? Sie kommen wohl des Vergleichs halber?"

Graf Altheim maß den Sprecher mit einem mißgünstigen Blicke und führte Eugenie am Arme weiter.

„Im dritten Saale, links, das erste große Bild", rief ihnen der Rittmeister nach.

Graf Altheim konnte sich das Benehmen der Leute heute durchaus nicht erklären. Waren denn alle toll geworden? Hatten sie die Manie, beleidigt zu tun oder beleidigen zu wollen?

„Im dritten Saale links", murmelte er, „was soll es dort, gibt das vielleicht die Aufklärung?"

Rasch zog er seine Tochter am Arme die beiden ersten Säle durch nach sich.

Im dritten Saale stand eine dichtgedrängte Schar Beschauer vor einem Bilde. Das Parkett knisterte unter dem Tritte des nahenden Grafen, ein Gemurmel erhob sich, die Masse zerteilte sich vor den Nahenden, und der Graf stand mit Eugenien vor dem Bilde. Der Graf warf den ersten Blick auf das Gemälde „Diana im Bade", den zweiten erstaunt und erschreckt auf sein Kind, das jetzt zitternd und verwirrt von dem Bilde weg zur Erde sah. Sie fuhr sich über die Stirne, und die Locken fielen wirr unter ihren Griffen ihr in das Gesicht; ihr war, als risse es ihr mit unsichtbaren Händen die Kleider vom Leibe, als seien tausend Blicke unverschämt auf sie gerichtet, und jeder Blick brannte wie ein Nadelstich auf der reinen weißen Haut. Sie zupfte an dem Stoffe des Seidenkleides, und als das Fältchen ihren Händen entschlüpfte, schoß ihr das Blut nach Kopf und Herzen, sie zog die Arme schützend an sich, die Knie wankten, der Blick wurde flirrend und flimmernd, und mit einem Schrei sank sie zu Boden.

III.

Wir sind wieder im Hause des Grafen Altheim, wieder in dem kleinen Salon, vielleicht eine Viertelstunde nach den erzählten Geschehnissen; die Türe des Nebengemaches ist nur angelehnt, und mit leiser Stimme unterhalten sich die im Salon Befindlichen, es sind der Graf, sein Neffe Louis von Barberg und der Rittmeister.

Eugenie war ohnmächtig in den Wagen geschafft und nach Hause gebracht worden. Als sie wieder zu sich kam, sah sie ihren Vater ernsten Antlitzes neben der Ottomane sitzen, auf der sie lag.

„Ich habe nie an dir gezweifelt, wenigstens an deiner Wahrhaftigkeit nicht", begann er . . .

Sie unterbrach ihn durch eine rasche bittende Gebärde und erzählte, was wir wissen und sie wissen konnte.

Darauf trat der Graf zu den beiden außen harrenden jungen Männern und gab ihnen die ihm gewordene Aufklärung.

„Da ist weiter nichts zu tun", sagte hastig Louis, „als den frechen Farbenklexer zur Rechenschaft zu ziehen."

„Es wird meine Sorge sein, von ihm Genugtuung zu verlangen", sagte der Graf.

„Onkel", sagte heftig der junge Mann, „allerdings und zehnmal wahr, Ihnen, als Vater, steht das erste Recht zu; aber ich, als nächster Verwandter dieses armen, herrlichen Mädchens, das auf die raffinierteste Art der Schmähsucht und Ver-

leumdung der skandalsüchtigen Residenz zum Opfer hingeworfen wird, ich fühle mich ebenso tief gekränkt; Sie erlauben mir, für meinen Teil besondere Rechenschaft zu fordern."

Der Rittmeister rückte sein Fauteuil nach dem des Grafen. „Erlauben Sie, Herr Graf", sagte er, „ich weiß, daß ich nach meinem heutigen Benehmen, und um so mehr nach den jetzigen Aufklärungen, Ihnen so gut Genugtuung schuldig sein dürfte als dieser indiskrete Maler; ich weiß, auf Ehre, mich nicht anders vor Ihren Augen zu reinigen, als daß ich auch die Sache der beleidigten Dame zu der meinen mache."

„Drei gegen einen", sagte kopfschüttelnd der Graf.

„Lassen Sie mich die Sache allein ausfechten, Onkel, ganz allein", sagte Louis und warf dabei einen eifersüchtigen Blick auf den Rittmeister.

„Ich bitte, mich zu hören", sagte dieser. „Es handelt sich hier, meines Erachtens, nicht bloß um eine simple Ehrensache, man hat, so zu sagen, keinem von uns auf den Fuß getreten, es liegt handgreiflich kein Versehen und keine Absicht vor, es ist ein moralischer Fußtritt, den wir da empfingen, und keine Abbitte und keine Entschuldigung kann da helfen; die erste könnte nur Heuchelei, die zweite nur Spott sein. Nein, hier handelt es sich tatsächlich um die Bestrafung des Unverschämten. Nun wägen Sie gefälligst die Chancen des Kampfes ab. Damit ist uns nicht gedient, daß der Betreffende den Fordernden etwa kampfunfähig macht und die

Geschichte so glatt abginge wie ein Handel um einen aus Versehen versetzten Stoß oder Tritt; ich denke, die Forderung zu dreien läßt den Kampf doch immer nur den eines gegen einen sein, und daß die dreifache Forderung dem Ernste des Handels Nachdruck gibt, finde ich hier der Sache nur angemessen."

„So sei es denn", sagte der Graf, sich in voller Höhe erhebend. „Wie aber nennt sich der Maler?"

„Nichts leichter zu wissen als das", sagte der Rittmeister und zog einen Katalog der Gemäldeausstellung aus der Tasche, „hier", er blätterte in dem Hefte, „Nr. 173 „Diana im Bade", Robert Hegeling. Robert Hegeling? Donnerwetter! Ein bekannter Bursche ... gut rangiert, hat sein Haus in der Wasenstraße, im dritten Bezirk."

„Ich suche ihn sogleich auf", sagte Louis, sich rasch erhebend, „ich bringe alles in Ordnung."

Der Rittmeister sah lächelnd zu dem jungen Manne empor. „Dieser Eifer", bemerkte er, „Herr von Barberg, macht Ihnen alle Ehre, aber ich beobachte in der Angelegenheit eine an Ihnen sonst nicht bemerkbare Glut . . ."

„Eugenie ist meine nächste und einzige Verwandte", sagte Louis von Barberg sich abwendend, denn er war rot geworden.

„Nun ich denke", sagte der Rittmeister, „meine Bemerkung wird Sie weniger kränken als der Umstand, daß Sie mir nur so mageren Bescheid darauf sagen können. Nicht wahr?" lachte er. „Länger jedoch will ich nicht stören; das Fräulein bedarf der

Ruhe, und Männerkehlen wecken immer Lärm im Haus. Herr von Barberg, hier meine Karte. Wenn Sie schon gütigst die Sache in die Hand nehmen wollen, so vermelden Sie dem Kunstjünger einstweilen auch meinen Gruß, und benachrichtigen Sie mich freundlichst von den geschehenen Abmachungen, ich überlasse Ihnen alles. Sie wissen, wo ich zu finden bin. Haben Sie die Freundschaft, und führen Sie den Schlag zugleich mit drei Fäusten, ich erwarte das Beste von Ihrem Eifer für Sie selbst, ich will Ihr Verdienst nicht durch die geringste Einmengung schmälern, ich will nur beitragen an dem Effekt, der Erfolg ist für Sie! Ihr Diener, meine Herren!" Damit verbeugte er sich, und das leise Sporengeklirr seines Trittes verhallte bald in dem nächsten Gemache.

„Onkel", sagte der junge Mann bittend zu dem Grafen, der zurückkehrte, nachdem er den Rittmeister die nächsten Gemächer durch begleitet, „wenn Cousine Eugenie zu sprechen wäre, ich hätte ihr dringend manches zu sagen, ich habe . . ."

„Gleich", sagte der Graf und verschwand unter der halb offenen Türe; gleich darauf wieder erscheinend, ließ er den Neffen neben sich vorbeischlüpfen, warf einen zufriedenen Blick auf die beiden jungen Leute und schritt durch den Saal hinaus in die weiten Gemächer.

„Eugenie", sagte der junge Mann nach einer Pause, nach der er zu der Angeredeten aufblickte; diese lag bleich auf dem Divan und sah ihm ruhigen Blickes entgegen.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Vetter Louis", bemerkte sie, indem ein schwermütiges Lächeln ihre Züge überflog.

„Allerdings, viel, Cousine, sehr viel, aber ich finde das rechte Ende, wo ich es anfassen soll, nicht . . . ich bitte Sie recht sehr, aus Grund meines Herzens, um Verzeihung!"

„Mich?"

„Ja allerdings, wegen des abscheulichen Wortes . . ."

„Ja", sagte Eugenie erschreckt, „als Sie mir das sagten, konnte es mich kaum berühren, ich hielt Sie in dem Moment für nicht recht klug; verzeihen Sie!"

„Es ist Ihre Sache, zu verzeihen, liebe Cousine."

Eugenie schüttelte den Kopf, dann winkte sie den jungen Mann näher und lud ihn mit einer kurzen Handbewegung ein, sich an ihre Seite zu setzen.

„O gewiß", begann der junge Mann.

Sie aber faßte seine Hand mit Heftigkeit. „Louis", sagte sie, „können Sie mich noch achten, nachdem Sie mich so — — — nachdem Sie das Bild gesehen?"

Er sah sie überrascht an. „Ob ich Sie achte, Cousine, welche Frage? Ich kenne kein Mädchen", sagte er treuherzig, „das achtenswerter wäre, das ich mehr achtete als Sie; Sie sind, nach meiner Mutter, das einzige weibliche Wesen, das ich . . ." Er stockte.

„Hängt das Bild noch immer in dem Saal?"

„Nein, Onkel Altheim hat es sofort angekauft."

„Verbrennen Sie es, Louis, wenn Sie mich ein wenig lieben, verbrennen Sie es!“

„Gewiß, ich vernichte es!“

„Doch hören Sie, Louis, vernichten Sie es nicht selbst, jeder Blick darauf schmerzt mich, lassen Sie es vernichten, Tante Eveline, Ihre gütige Mutter, wird es tun, nicht wahr, das versprechen Sie mir?“

„Ich verspreche es!“ beteuerte der junge Mann. „Der Elende soll eines dreifachen Todes sterben, er hat Sie mehr verletzt als wir, als Sie selbst es glauben“, murmelte er zähneknirschend.

„Was ist mit ihm?“

„Das ist meine Sorge, Cousine!“

„Sie fordern ihn?“

„Ja!“

„Vetter“, sagte das Mädchen, sich aufrichtend, „ich danke Ihnen. Sie vernichten das Bild, o daß alle Augen erblinden würden, die es gesehen! Aber mehr, o mehr, der Maler! Louis“, sagte sie heftig, seine Rechte mit beiden Händen fassend, „Sie töten ihn! Wenn diese Hand befleckt wäre von seinem Blute, ich würde sie küssen, diese Hand!“ Sie versuchte die Hand des jungen Mannes an ihre Lippen zu ziehen, dieser entriß ihr dieselbe.

„Cousine ...“ sagte er.

„Sie töten ihn doch?!“ rief sie heftig.

„Ich töte ihn, bei Gott, ich töte ihn“, sagte Louis, indem er vor dem Mädchen niederkniete und ihre Hand an seine Lippen drückte.

„Jetzt gehen Sie“, sagte Eugenie matt, „und

lassen Sie von sich hören", und ihre Augen leuchteten unheimlich auf.

„Eugenie, ich komme nur, wenn ich Ihnen sagen kann, daß er nicht mehr lebt."

Der junge Mann wandte sich zum Gehen.

„Vetter Louis", sagte leidenschaftlich das Mädchen: „Du gefällst mir so!"

„Eugenie", rief Louis entzückt.

Sie aber winkte ihm fortzugehen, er schritt träumend durch die Gemächer; in dem Flur des Hauses wehte ihm die durchstreichende Luft kühl entgegen, er fuhr sich mit der Hand über das Auge . . . eine Träne! Eine Träne der Glückseligkeit. Sie werden selten geweint, diese Tränen, diese Perle aber hatte einen furchtbaren Wert: ein Menschenleben! Erschwingst du diesen Kaufschilling, junger Mensch? Muß doch ein Glück dem andern und mit diesem ein Mensch dem andern Raum geben, warum soll er nicht samt Glück und Leben vom Platze weichen, vor deinem — o so unendlichen Glücke? Warte, bis es Nacht wird, tiefe Nacht, ohne Sterne, nebelig feuchte Nacht, dann verdämmert dir die Ausschau auf drei Schritte, und deine Kurzsichtigkeit malt sich eine unendliche Perspektive . . . auf den wallenden Nebeln.

IV.

Schräg fallen die Strahlen der Sonne in ein hohes, helles Gemach, Büsten erglänzen im Lichte des noch jungen Tages, und spielend streifen die

Lichtwellen durch den Raum, kränzen die blanken Goldrahmen der Gemälde mit einem flirrenden Glorienscheine und leuchten über Zeichnungen und Staffeleien. Das Licht scheint sich hier in diesem Raume heimisch zu fühlen, wo man seinem Kinde, der Farbe, Ideen, Begeisterung, Zukunft, den ganzen Wert eines Daseins anvertraut.

In diesem Atelier finden wir den jungen Mann, den wir damals in lauer Sommernacht bei seinem Ritte beobachteten, wieder.

Er sitzt vor einer Staffelei, den Kopf in die Rechte gestützt, während die linke Hand mit der Palette, schlaff herabgesunken, fast den Boden berührt.

„Es will heute nicht vorwärts", seufzte er, während sein dunkles Auge das begonnene Gemälde überblickt, das eine Landschaft darstellt. Wild und zerklüftet ragt da Gestein an Gestein, spärlich rankt sich dort und da Gesträuch aus dem Boden, die Gegend ist weithin kahl und leer, nichts läßt glauben, daß hier belebend ein Quell rieselt, oder Regen vor kurzem niederrauschte, mitten in dieser mattherzigen Natur schleppt sich ein einziges lebendes Wesen dahin, ein verkrüppelter blinder Mensch, tastend mit dem Stab in der Rechten, tappend in der Luft mit der freien Linken, und etwas ab von ihm, zur Seite, liegt sein Führer, der Hund, verendet, die Schnur läuft von seinem Halse weg über den Boden, wie eine dünne Schlange. Man sieht es dem Blinden nicht an, verzweifelt er, oder geht er gleichmütig dahin, und über das Ganze breitet

sich ein heller, klarer Himmel, der auf diese Szene albern hernieder zu lachen scheint...

„Daß ich mich auch herbeiließ, diesen Unsinn zu malen", brummte der Künstler vor sich hin, „das ist kein Gegenstand für mich, in mir ruft es: nimm Grün und überstreiche die Felsen mit Laubwerk, laß Gras wachsen, und dort rückwärts graue regenschwere Wolken aufsteigen, laß den Hund springen und den Bettler sehen... alle Teufel... da fährt mir die Bestellung dazwischen, eine Bestellung, nicht abzuweisen; die Felsen müssen bleiben, das Geröll bleibt, der Hund ist Aas, und der Bettler blind und hilflos und der Himmel nachsichtslos glühend; das ganze Ding ist nichts als ein gemalter Hilfeschrei, quält die Phantasie . . . und so arm, so arm an Mitteln, es ist rein nichts, was uns ergreift, wahrhaftig, und für das ist es doch spitzfindig genug erfunden."

*

In diesem Momente klopfte es an der Türe.

„Herein!" rief der Künstler, freudig aufatmend.

„Guten Tag, Hegeling", sagte der Eintretende, unverkennbar ein Jünger der gleichen Kunst, er zeichnete sich durch einen staunenswerten Haarwuchs und durch eine abgetragene Sammetbluse besonders aus, den spitzen Künstlerhut hatte er gleich beim Eintritte auf einen Stuhl geworfen.

„Ah! Raming", lachte der Hausherr, „du besuchst mich wieder einmal nach langer Zeit, das ist hübsch von dir."

„Ist mir Bedürfnis", sagte mit salbungsvollem Humor der Angeredete.

„So?" sagte Hegeling gedehnt. „Na, schneide nicht lange herum, wie hoch willst du denn hinauf mit deiner Anleihe, was brauchst du denn wieder? Ich kenne deine Bedürfnisse."

„Gib mir eine Zehnguldennote", seufzte, wie mit vor Wehmut zitternder Stimme, Raming. „Freund", sagte er, als er das Verlangte erhielt und in die Westentasche schob, „du hast mich schwer beleidigt, und ich fühle mich versucht, es für diesmal beim Borgen bewenden zu lassen."

„Versuche in diesem Gebiete gelingen dir meist vorzüglich", lachte Hegeling.

„Ich bin eigentlich gekommen", sagte Raming, indem er dabei das halbfertige Gemälde anstaunte, „dir meine Hochachtung zu bezeigen."

„Diesen Zweck, lieber Freund, hättest du ja gleich äußern können."

„Du hast mich ja nicht dazu kommen lassen, und dafür mußte Strafe sein, übrigens du kannst dir solche Strafen gefallen lassen, du brauchst noch nicht zu sagen: Gott schütze mich vor meinem Freunde Raming! Du machst Geschäfte!"

„Ja, ich habe gestern die „Diana" sehr anständig an den Mann gebracht."

„Allerdings, und eben wegen dieser Diana kam ich eigentlich zu dir, Hegeling", sagte der Besucher mit besonderer Wärme, die gegen den früher zur Schau getragenen leichten Ton seltsam abstach, „bei Gott, du kannst auch ausrufen: Anch' io son pit-

tore! Wahrhaftig, das war wieder ein Bild, ein Bild, sage ich dir! Teufel! was läßt sich da sagen? Sehen muß man das! Diese Diana und dieses göttliche Mondlicht! Bei Gott, dieses Weib, wäre es eben keine Göttin, kein Phantasiestück, kein Ausbund geträumter Reize ... Freund", sagte er, den Kunstgenossen derb treuherzig rüttelnd, „du weißt ja selbst nicht, was du da geschaffen hast!"

„Das ist möglich, lieber Freund, sehr möglich. Den tiefsten Eindruck machen die Gemälde, die sich am getreuesten an die Natur lehnen; vor ihnen stehen wir, tausend Eindrücke springen aus ihnen, gleichwie aus dieser in unsere Seele, wir wissen dann wahrhaftig oft selbst nicht, was wir geschaffen haben, aber daß wir geschaffen haben, das wissen wir, wahrhaft geschaffen! Sieh das da an, wie gefällt dir das?" Er zeigte auf das Gemälde an der Staffelei.

„Ich seh mir's ohnedies schon eine Weile an", sagte Raming, „aber mit deiner gütigsten Erlaubnis, das ist eine verzwickte Idee!"

„Arbeit auf Bestellung", sagte achselzuckend Hegeling.

„So, du arbeitest auch schon auf Bestellung? Das Ding ist eigen, es ist wahr, ja, aber es hat ... weiß der Teufel ... ja, es hat ein pathologisches Interesse, es ist krank; aber die Diana, die ist gesund, wenn auch das Weib nirgend existiert, die Göttin ist glaubbar. Das wäre ein heiteres Heiligenbild für die alten Griechen, ich hätte mich fast davor hingekniet, wie als Bub vor meinem

Namenspatron, dem heiligen Josef, mit dem Lilienstengel in der einen Hand und in der anderen das mystische Kindlein, ich dachte mir, wer ist unschuldiger von den beiden?"

„Höre, Raming, laß dein wildes Gewäsche, du weißt, ich kann es nicht leiden; nur eines will ich dir sagen, weil du gar so klug vom Ausbund geträumter Reize und Phantasiestück gesprochen wie ein fertiger Kritiker, diese Diana ist mehr, sie ist Wirklichkeit!"

„O du Glücklicher!" seufzte Raming.

„Narr", brauste Hegeling auf, „da ist nicht von Glück die Rede, das ganze Glück ist der Zufall, der mich die Göttin im Bade belauschen ließ."

„Wahrhaftig? Und du? Mensch, du solltest Frosch heißen... du kennst wohl gar nicht den irdischen Namen, den deine Göttin trägt?"

„Nein!"

„Nein, und wie ruhig, so gemütlich, so urnaiv: nein! Wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre..."

„Du hättest geschwärmt, du hättest geliebt — ich malte!"

„Donnerwetter, ist auch wahr!"

„Für mich ist dieses Weib vom Anbeginne, wie ich es gesehen, nichts gewesen als das Bild der keuschen und kühnen Jagdgöttin, ein Stück Natur, herausgesprungen aus dieser in der Phantasie der hellgeistigen Griechen, nichts als die Göttin, die sich wieder diesem Rahmen einschmiegt, weiblich, aber immer göttlichen Ursprunges."

„Bravo! Ausgezeichnet! Du verstehst dem Dinge

geistige Lichtpunkte zu geben, das ist's! Ja, wahrhaftig, du hast recht, wie die Göttin der Phantasie, so mußte auch das wahrhafte Mädchen, das sie dir repräsentierte, unantastbar bleiben; das spricht aus dem Bilde, ein gewisses Noli me tangere. Ich sehe es ein, meine Göttin wäre mir unter den Händen zu einer hübschen Nymphe zusammengeschrumpft, die sich schlauäugig nach einem Faun umsieht. Du hast also die Göttin belauscht?"

„Wie weiland Aktäon", lächelte Hegeling.

„Nun, nun, das Weib ward dir nicht gefährlich, jetzt sieh zu, daß die Göttin es dir nicht wird. Diana verstand keinen Spaß!"

Es klopfte.

Die beiden Maler riefen fast zu gleicher Zeit: „Herein", denn auch Raming tat sich was darauf zugute, hier wie zu Hause zu sein.

An der Schwelle erschien Louis von Barberg.

„Herr Robert Hegeling", sagte er, unbedenklich auf diesen zuschreitend.

„Du bekommst Geschäfte", sagte Raming, mit einem beneidenden Blicke den Freund streifend, „ich will nicht stören. Adieu!" Er verbeugte sich vor dem Besucher und reichte Hegeling die Hand.

„Adieu!" sagte dieser.

Die beiden waren allein.

„Ich bitte", der Künstler wies seinem Gaste einen Stuhl an.

„Nicht nötig", sagte kalt der Besucher, „wir werden unsere Angelegenheit sogleich in Ordnung gebracht haben."

Diese Einleitung war zu sonderbar für den Künstler, und dieser ließ sie unbeantwortet.

„Mein Herr", fuhr Louis nach kurzer Pause fort, „Sie haben sich unterstanden, eine Dame aus achtbarem Hause, das unter den ältesten Geschlechtern des Landes immer einen ehrenhaften Rang behauptete, in einer Schaustellung vor die Öffentlichkeit zu bringen, die gegen den Ruf der Dame, gegen die Ehre ihres Hauses ist."

„Sprechen Sie zu Ende", sagte der Maler.

„Die Dame selbst hat der Schreck über die gemeine Ausnützung eines Zusammentreffens ... das jeder Mann von Ehre, ohne Bedenken, nicht um die Dauer eines Augenblickes über den einen einzigen verlängert hätte, ... diese Perfidie, wie gesagt, hat die Dame nahezu auf das Krankenlager geworfen; Sie werden einsehen, daß, wie der Fall ohne Exempel dasteht, auch die Strafe exemplarisch sein muß!"

„Nun, dann bitte ich, sich kurz zu fassen."

„Kurz denn, wir verlangen Genugtuung."

„Ein eigener Fall! Indes sie soll Ihnen werden, obwohl ich sie verweigern könnte."

„Verweigern?" rief Louis.

„Lassen Sie jede Heftigkeit, und vergessen Sie nicht, daß ich hier mein Hausrecht üben kann. Überdies sagte ich ja, Genugtuung soll Ihnen werden, Sie dürften vielleicht selbst wissen, daß nichts unangenehmer ist, als für feig zu gelten; das stählt sogar den Mattherzigen zu einem gewissen Trotz, und ich gehöre nicht in diese Klasse."

„So überreiche ich Ihnen denn hier unsere Karten, damit Sie die Namen der Personen wissen mögen, die Sie hiemit durch mich gefordert haben."

„Drei Stück", sagte mit ironischem Lächeln der Maler, indem er die Blätter in Empfang nahm. „Sind Sie auch unter den Fordernden oder bloß Kartellträger?"

„Mein Name ist Louis von Barberg, Sie finden ihn auf einer dieser Karten, ich habe die Ehre, mit der von Ihnen beschimpften Dame verwandt zu sein."

„Schön. Nummer zwei, Graf Artur von Altheim."

„Der Vater der Dame", erklärte Louis.

„Gut, und Nummer drei? Laß sehen. Rittmeister Artur von Preißdorf."

„Sie kennen jetzt Ihre Gegner."

„Nicht ganz, warum schwiegen Sie bei der dritten Karte, da Sie mir doch jeden Namen, so zu sagen, vorstellten, in einer Eigenschaft, die seine Einmischung in diese Angelegenheit rechtfertigen sollte? Sie stehen als Verwandter der Dame vor mir, der zweite Gegner ist der Vater, und der dritte?"

„Ist uns selbst nicht genehm, aber es hat sich so gemacht."

„Vielleicht ein Verlobter der Dame?"

„Nein!"

„Also bloß mitgenommen, daß das Schauspiel eine Szene mehr gewinnt."

„Die Wahl des Ortes, der Waffen und der Stunde des Zweikampfes steht Ihnen zu, Herr Hegeling, ich bitte, sich zu entscheiden."

„Der Ort und die Zeit dieses Zweikampfes, ich will ihm diesen Namen meinetwegen gönnen, ist ganz gleich, und was die Waffen anlangt, so haben Sie mir ja doch keine Wahl gelassen."

„Wieso, mein Herr?" rief Louis heftig.

„Nun, Sie werden doch nicht voraussetzen, daß ich mich mit dem Degen in der Hand dreier Gegner erwehre? Das wäre allerdings das sicherste Mittel, dem dritten wehrlos in die Hände zu fallen."

„Wählen Sie dann in bestimmten Terminen auf einander folgende Tage."

„Durchaus nicht, ein Tag genügt, die Sache wird langweilig, wenn ihr Austrag zu lange währt, einmal gelte für alle Male, nicht der Finger erlahmt noch das Auge erblindet nach einem Schusse. Bleiben wir also bei Pistolen."

„Gut, bitte also nur noch über Ort und Zeit sich zu entscheiden."

„Nun, wenn es den Herren genehm ist, gleich morgen früh sechs Uhr in dem Gehölze, das nächst dem gräflich Altheimschen Parke sich befindet."

„Sei es so. Morgen früh sechs Uhr an besagtem Orte."

„Zusammenkunft an dem kleinen Parktore gegen das Gehölz, es diene Ihnen zur stillen Genugtuung, daß ich von eben dem Tore, durch das ich nach dem „Fall ohne Exempel" gezogen bin, auch der „exemplarischen Strafe" entgegenziehe!"

„Mein Herr, Ihre Worte können mich nicht mehr beleidigen."

„Das sollen sie auch nicht. Also auf Wiedersehen!"

„Vorkommenden Falles, daß ein Wundarzt nötig wäre . . .“

„Ich werde für einen sorgen, der am gefährlichsten Erkrankte sorgt natürlich für den Arzt.“

„Die Bitterkeit all Ihrer Reden fällt auf Sie selbst zurück, Ihre Rücksichtslosigkeit führte diese Folgen herbei, wir haben auf Ihre etwaigen speziellen Stimmungen keine Rücksicht zu nehmen.“

„Ich habe es auch keineswegs erwartet, und es würde mich höchlich amüsiert haben, wenn Sie mich in freundschaftlicher Weise und etwa mit feuchten Augen ersucht hätten, mich gefälligst tot machen zu lassen.“

„Adieu! Und vergessen Sie den Ernst der Lage nicht.“

„Durchaus nicht, und damit Sie sehen, daß mich der Gegenstand sogar mehr beschäftigt als Sie, so ersuche ich Sie noch zu bemerken, daß auf Distanz zugleich geschossen werden soll; ich brauche den ersten Schuß nicht, da ich das Echo desselben aus der Pistole des Gegners durchaus nicht scheue.“

„So wären wir denn im reinen?“

„Ganz und gar!“

Die beiden Männer verneigten sich.

Sobald Louis von Barberg das Gemach verlassen, trat auch Hegeling in das Zimmer neben dem Atelier, setzte sich an den Schreibtisch und warf folgende Zeilen auf das Papier:

„Prophetisches Gemüt!

„Diana versteht keinen Spaß! Eben war ein Abgesandter ihrer Meute bei mir; ihre Hunde bellen

wacker, ob sie auch so grundmäßig beißen? Mir bleibt nichts übrig, als morgen früh sechs Uhr mich mit drei Gegnern herumzuschießen, wo, das wirst Du erfahren, denn ich fordere Dich hiermit auf, der Teilung des Hirsches beizuwohnen, in den ich zweifelsohne schon ohne Wissen verwandelt bin; ich beuge mich jetzt vor jedem Türstock, aus Furcht, oben mit den Geweihen anzustoßen. Im Ernst, Totschläger und Komp. sind auf Befehl der göttlichen Diana hinter mir her; nun wirst Du doch glauben, daß dieses Weib in Wahrheit existiert, da sie eine so warmblütige Sippe hat? Komm daher morgen zum Frühstück, denn wenn ich mich nicht nüchtern der Gefahr aussetzen will, zu sterben, will ich Dich noch weniger der Gefahr aussetzen, nüchtern leben zu bleiben. Gruß und Handschlag.

In angenehmen Erwartungen

Dein Aktäon."

Er faltete das Blatt, siegelte es, dann erhob er sich, schritt bis zur Türe des Ateliers; „Georg", rief er hinaus.

„Befehlen, Herr von Hegeling", sagte eine Gestalt, die in aller Untertänigkeit zur anderen Türe des Ateliers sich hereinschob.

„Diesen Brief trage zu Raming."

„Zu Raming", wiederholte der Diener, der ein alter, ehrlicher Knabe war, wer weiß wie lange schon im Dienste des Hauses.

„Sage ihm aber, er soll ihn nicht früher erbrechen, bis du aus dem Seh- und Hörkreise bist, denn er kann das Maul nicht halten."

„Darf ich's wohl nicht erfahren?" sagte der Alte, indem er mißtrauisch das Blatt in der Hand umwendete.

„Nein, Alter! Es gibt Dinge, welche die Jugend für sich hat und das Alter nicht zu wissen braucht."

„Hehe", lachte der Alte, „vielleicht aber doch weiß!"

„Ich bin untröstlich, vor dir stehen und sagen zu müssen, daß es nicht unmöglich sei für das Alter, Dinge, die es nicht zu wissen brauchte, doch zu wissen! Glaube also immerhin etwas zu wissen, du wendest damit zwar der sokratischen Weisheit den Rücken zu, aber der Glaube macht selig und dich, altes Haus, wunderselig. Ich überlasse den Brief dir . . ."

„Wird besorgt", sagte der Alte ernst.

„Und dich dir selbst."

„Das heißt, ich kann mich trollen! Hehe!" der Alte trabte lachend ab.

Der Maler kehrte wieder zu seinem Schreibtische zurück. „Der Tag ist noch lange", seufzte er, „wenn ich daran denke, befällt mich furchtbare Langweile. Wie doch vor einer Entscheidung jede Fiber im Gehirne, jeder Tropfe des Blutes zuckt und hastet, als ob mit dem beschleunigten Puls- und Gedankenlauf die Zeit in der Tat halbiert werden könnte, während all die Aufregung zu nichts nütze ist, als sie zu verdoppeln. Ich hätte lieber dem Burschen antragen sollen, uns gleich auf der Stelle in aller Freundschaft die Köpfe einzuschlagen, so wäre doch schon ein Schritt zur Entscheidung getan.

Ich sollte wohl jetzt als vorsichtiger Mensch mein Testament machen, ist aber nicht nötig, ich kenne keine Verwandte. Die Mühe, diese ausfindig zu machen, sollen sich die Gerichte geben, es werden jedenfalls etliche aus dem vaterländischen Boden emporsteigen; möchte doch wissen, was da für Leute auftauchen werden, mit Rechtsansprüchen den Bodensatz meiner Lebensgüter aufzulöffeln? Vielleicht ist es auch ein Vergnügen, sie nicht kennen gelernt zu haben. Armer Bleß, treues Roß, was für ein Halunke wird dir vielleicht die Sporen in die Weichen stoßen? Nun, und die alte Krabbe da draußen im Vorzimmer, die wird auch ein Redliches zusammenheulen; dem muß ich doch die Schenkung für seine alten Tage zurechtlegen, die ist rechtsgültig, das wird ihn abhalten, ferner in grauer Ehrwürdigkeit jugendlicher Ruchlosigkeit zu dienen.

Wenn ich jetzt Weib und Kinder hätte, da sähe die Situation ganz verdammt ernst aus. Wäre ich dem Rate meiner Mutter gefolgt, so hätte ich wohl jetzt kleine Ware, so Splitter, von mir in die Welt geflogen. Pah! die Welt hat an einem Exemplare, wie ich bin, genug. Ja, die liebe, selige Mutter, wohl hat sie mir's machen gewollt, sonderbar, wenn man eine Mutter hat, das ist ein so süßes gewohntes Etwas, und wenn man sie dann nicht mehr hat . . ."

Sein Blick haftete dabei voll und warm auf dem Bilde einer alten Frau, das über seinem Sekretär hing, er nickte, als grüße er das Bild.

„Mein Jugendwerk ... die alte Frau! Ja, das Werk der Jugend sind alte Eltern, oft früher alt als nötig. Na, bei dir war es nicht der Fall, seliges Mütterchen, ich war zahm, so lange du mit im Neste warst, aber jetzt ist ein wilder Falke aus mir geworden, und aussieht es darnach wie im wilden Horste! . . ."

Damit ordnete er die Skizzen, sonderte sie, und während dieser Beschäftigung schritt die bleierne Zeit allgemach vor. Mittags verließ er seine Wohnung, später den Gasthof, wo er seinen Platz am Mittagstische stets bezahlt hatte, und ging fort und fort, hinaus aus der Stadt, durch Felder und Wiesen fort, fort, wie aus der Welt, ohne sagen zu können wohin, und doch eine Richtung verfolgend, wie wenn sie ihm eine höhere Weisung angegeben hätte, nicht als gebundene Marschroute, sondern als ein Ziel, an das er nicht dachte, und an dem es doch hieß: kommst du, wenn du kommst, du bist da!

V.

Wieder lag der Reiz einer Mondnacht über Park und Schloß der gräflich Altheimschen Besitzung, aus einigen Fenstern der Gartenfront des Schlosses stahlen sich einzelne Lichtstrahlen heraus in den mondlichten Park, aber wie scheu zerstoben sie in der Nacht, und nur nächst den Scheiben hielten sie stand.

Graf Altheim war noch im Laufe dieses Tages mit Eugenie und Louis und dem Rittmeister, den

er zu Gast geladen, nach diesem seinem Landsitze gefahren, um mit kommendem Morgen gleich schlagfertig auf dem Kampfplatze erscheinen zu können und sich nicht unnützer Weise einem Ausflug in der Morgenkühle auszusetzen.

Schweigend lag der Park, schweigend dort drüben jenseits der Wiese der Forst; es gibt Momente, wo die Natur sprechen zu wollen scheint, sie bietet alle Laute auf, da rauscht, da ächzt der Forst, da murmelt, da tobt der Fluß, es braust der Wind, und doch ist es der Versuch eines Taubstummen, zu sprechen, nur Laute, keine Worte. Stumm ist die Natur, vielleicht auch taub, jetzt liegt sie schweigend, im Schlafe, da, aber sie plaudert nichts aus von ihren Geheimnissen, ob sie nun selige oder unselige sind; jedes Geheimnis ringt der Mensch ihr mit schwerer Mühe ab, und dann, den Schatz in Händen, immer noch bleibt ihm die Deutung dunkel, er häuft Hieroglyphen auf Hieroglyphen, Zeile um Zeile entrollt sich, und doch die Sprache, sie bleibt fremd, verschollen; ob sie die ersten Zeiten der Erde verstanden? Vielleicht wußten diese den Spruch und kannten die Zeichen nicht.

Die Gäste im Schlosse hatten sich wohl gute Nacht gesagt, denn die Lichter waren erloschen, das Mondlicht lag voll auf den massiven Steinmauern, alt, gar alt sahen sie aus, als könnten sie Wunder was aus grauen Zeiten erzählen. — Das Mondlicht leuchtet wie vergangenes Licht. Sind es denn nicht verlorene Sonnenstrahlen, zu unserer Welt zurückkehrend, von einer toten, ausgebrannten,

kleinen Erde zu der großen, die noch lebensfrisch und lebendig ist? Mondenlicht, du malst sonderbare Märchen, in deinen verschwommenen Schattenrissen huschen seltsame Gestalten; Wehmut, alter Zeit Gedenken, ein Träumen von längst Vergangenem sprießt in dir, Licht der Liebenden, weil du die Zeit nach rückwärts erweiterst. Die Sonne zieht die Zeit auf den Ruck zusammen, sie leuchtet die Gegenwart, und die Zukunft, hat die kein Licht? Die neuere Astronomie erzählt uns von dunklen Sonnen . . . voilà! . . .

Mit keiner von derlei Betrachtungen waren die Inwohner des Schlosses zur Ruhe gegangen. Der Rittmeister hatte seine Pistolen für den kommenden Morgen in stand gesetzt, Louis sah dem Augenblicke entgegen, da es galt, sein Wort zu lösen, zu töten, und Graf Altheim gedachte seiner kriegerischen Vergangenheit und, aufrichtig gesagt, verwünschte die ganze dumme Geschichte, aber wie konnte man anders?

Wer also dachte jene Gedanken? Wer wachte noch? Eugenie . . . sie hatte sich heute bei Zeiten empfohlen, denn die Vorbereitungen zu jenem Morgen ängstigten sie, es wurde ihr beklommen in dem Zimmer, und sie trat, in ihrem Schlafgemache angelangt, auf den daselbst befindlichen Balkon — hinaus in Nachtkühle und Nachtwehen und Mondenlicht, und unter dem Einflusse dieses Lichtes dachte sie.

Jetzt warf sie ihr mondbeglänztes Antlitz etwas seitwärts, und ihre Augen trafen das flackernde,

kaum beachtete Nachtlicht, dieses schien sie zu ermahnen, daß die Zeit sei, sich zu betten auf weichem Pfühl; es verhieß ihr das flackernde Lämpchen treulich bis zum Morgen auszuharren, ungewußt von ihr, ungewußt und unwissend, wie das Leben fortbrennt unter der Decke des Schlummers; mancher Kampf des Leibes kämpft sich aus im ruhigen Ringen des Schlafes, wie über das Nachtlicht mancher Luftzug streift, manche Mücke sich versengt, ungewußt, voilà!

„Voilà." Eugenie war sehr zufrieden mit ihrem Gedankengange, wenn sie dies kurze, fremdländische Wort wie ein Amen unter ihre Gedanken oder Reden setzte, obwohl sie es beim Sprechen mit anderen gerne vermied, und um so strenger, weil sie dem Worte selbst als Sprichwort, welche sich uns anhängen, als wären sie ein Teil unseres Selbst, nicht gerne zum Sklaven geworden wäre.

Indes sie sich leise auf ihr weißes Lager streckte, gedachte sie doch vor dem Einschlafen, daß es herzlos von ihr wäre, wenn sie nicht einen Gedanken hätte an den Mann, der wohl so unzart an ihr gehandelt, der aber morgen im Frührot zur Sühne den Mündungen dreier Pistolen gegenüberstehen sollte.

Was er wohl jetzt tat, was er dachte, ob er schlaflos sich auf dem Lager wälzte, ob er sich in einer Orgie, solch wilden Gesellen angemessen, betäubte; wo mochte er jetzt sein, und wie sah er wohl aus, sind sie bereits gezählt, die Stunden seines Lebens, sein Sand verronnen?

Wo war die Vorsicht? Drei Leben griffen eigenmächtig ein in ein viertes, Leben um Leben; und was geschehen kann, das geschah zu allen Zeiten, und es war, wenn auch nicht zu Recht, geschehen; was lag außer den Zeiten, gleicht das Zeitlose aus?!

Sie dachte etwas wie ein Stoßgebet, für sich, für den Feind.

Ein Strahl des Mondes stahl sich ins Zimmer und glitt an dem Boden hin bis an ihr Lager.

Im Mondenlicht! Jene Nacht war auch mondenhell; in schweigender Nacht, was gedachte sie? Nichts, sie fühlte sich gehalten, geschützt, wie von ewigen Mächten, bewacht, wie vom fernsten Sterne, so von dem nächsten Aste; und selbstbewußt blickte sie aus in die Ferne, und klugäugig sah sie auf die nächsten im Dunkel liegenden Zweige . . . und dann? o der Unselige! Und sein Bild? War es nicht ein Lobhymnus auf ihren Reiz, so in Farben gedacht und hingehaucht, wie sie damals selbst sich gefühlt, war sie nicht so im Bilde gefühlt worden? O sie wußte es wohl, sie hatte es leise vor der Vernichtung aus der Hülle gezogen und war lange sinnend davor gestanden . . . aber vor den Augen der Natur, und vor denen der schaulustigen Menge, vor den Augen, die gierig die Formen abschätzen! Die Göttin wird zum nackten Weibe, das Heilige, hingeworfen für alle, wird frech!

Es schüttelte sie . . . „Wie er wohl aussah?!"

Da knisterte unten der Kies im Parke, sie erhob sich lauschend. Was war das? Nah und näher.

Wer ist der nächtliche Wanderer? Die Schritte verhallen.

Sagt dir nichts, Mädchen, daß er es ist, daß es Aktäon ist, Aktäon, der wohl weiß, daß die Meute auf seiner Fährte ist, und der doch die Minuten, die er noch zu rasten hat, ehe es heißt, von hinnen fliehen, diese wenigen Minuten, noch kommt, Diana, dir abzubitten, daß er der Welt in freventlicher Wonneseligkeit erzählt, wie göttlich du bist!? — —

Aus dem Tore des Parkes schlüpfte die Gestalt und sieht befremdet zurück.

„Meine Zeit ist um", murmelte der Künstler, „ich habe Gespenst gespielt und den Spielplatz meines Daseins, der mich vor allem fesselte, besucht. Ich spuke an jenem Platze, der mir Ruhe und Leben raubt. Gespenstern muß sonderbar zu Mute sein; ich glaube, wenn an diesem Fleckchen Erde sich turmhoch plötzlich ein Felsen aus dem Boden reckte, ich würde erkennen, was keiner mehr erkennt, mir bliebe es, was es war, aber die Staffage ist verschwunden, die Göttin ist tot. Zu was eigentlich die ganze Spiegelfechterei von Tod und Leben? Warum fiel meine Spanne Zeit nicht in die Jahrhunderte der heiteren Griechenblüte oder in die Zeitalter der großen Maler Italiens und der Niederlande, und warum gerade in so magere Zeiten, oder, ich rückte gerne den Zeiger hinaus, laßt mich ein Jahrtausend nach heute die Luft der Erde atmen, warum gerade heute?! Das sind Dinge, die kein Darum und folglich auch kein

Warum haben. Morgen um diese Zeit liege ich vielleicht schon in kühler Erde, schöne Aussicht! Wir glauben nicht mehr recht daran, daß wir so eines Rucks unser gleichsam entledigt, ein Neues da oben ... wo oben? ... stehen oder haften, oder schweben; ein Einblick in die Unendlichkeit mit geschlossenen Augen ... wie gesagt ... schöne Aussicht."

„Ironie! Der Mond leuchtet albernen Gedanken, und die Nacht finstert dazu, morgen um die Zeit laufe ich vielleicht derselbe Narr, der ich heute bin, auf Erden herum, habe vielleicht um einige Gliedmaßen weniger, da macht das Leben weniger Beschwer, und wenn ich bei jeder Hose ein Bein und bei jedem Rock einen Ärmel erspare, werde ich noch reich, und das alles verdanke ich meiner schon oft gerühmten Fertigkeit und Kraft in der Darstellung des Nackten; es ist wahrhaftig Zeit, daß ich nach Hause komme, meine Gedanken entkleiden sich allmählig, verschlafene Ideen taumeln mir im Gehirn, mir bleiben kaum zwei Stunden Zeit, den Leib ausruhen zu lassen, der Schlaf der Seele ... (er gähnte mächtig) ... der Schlaf der Seele ist auch bei offenen Augen möglich, die Toten halten auch die Augen offen, Unsinn, sie ihnen zuzudrücken, wir wollen wohl von den stillen, leidenschaftslosen Patronen nicht gesehen werden. Brr! Da liegt ein Stein am Wege! He! guter Freund! Der Narr schläft auf seinem Wagen, — Freund! — der muß nach der Stadt, ob er dort etwas zu suchen hat oder nicht!"

Gesagt getan! Der Maler weckte den Eigentümer des langsam die Fahrstraße hineinschleichenden Fuhrwerkes, und so fuhren sie in gutem Einvernehmen nach der Stadt.

VI.

„Aber lieber Freund Hegeling", sagte Raming, als er und jener bei kaum grauendem Tage am Frühstücktische saßen, „aber lieber Freund Hegeling, welcher Teufel mußte dich denn reiten, daß du so porträtgetreu bei deiner Diana zu Werke gehen mußtest?"

„Profane Seele!" sagte Hegeling. „Mich ritt kein Teufel, sondern die Götter heischten es so; sage mir selbst, wenn du kein Stümper bist, den man eigentlich zwingen sollte, die Farbenblasen seines Malerkastens hinabzuwürgen, als wären es ebenso viele Zwiebelköpfe, sage selbst, kannst du dir einen andern Kopf denken, der auf diesen Körper paßt und dasselbe besagt und ausspricht?!"

„Mein Seel! Nein!"

„Also, dies zu meiner Rechtfertigung! Setze noch dies Glas Kognak auf das Ganze und dann komme; mein Bleß wiehert schon lustig unten im Hofe, und dir habe ich einen Araber ausgeliehen, ein Tier, prachtvoll!"

„Aber du weißt ja, ich kann gar nicht reiten", sagte Raming.

„Auf diesem prachtvollen Tier wirst du es können, wenn du nur sitzen kannst, und das kannst

du, wie ich bemerke, vortrefflich, denn du machst keine Miene aufzustehen; ich glaube, du bliebest überhaupt lieber sitzen!"

„Ja wohl, Robert, ja wohl, weiß Gott, und ich dächte, es wäre ein verflucht pfiffiger Streich, wenn du auch sitzen bliebest, laß Dianas wütige Meute nach dir den Forst durchheulen!"

„Und was noch", sagte ärgerlich der Maler, „wegen ein paar Pistolenmündungen? Eine Mündung ist ein Loch, wer in ein Loch sieht, sieht in nichts!"

„Ja wohl", seufzte kläglich Raming, „wer in Pistolenmündungen sieht, hat die Aussicht ins Nichts!"

„Verfluchter Kerl", sagte derb der Maler, indem er den Freund anfaßte und vom Stuhle hob, „jetzt komm!" Er hing sich in dessen Arm. „Predige nur weiter: O sündhafter Mensch! willst du dies gottgegebene Dasein aufs Spiel setzen?!"

„Ja, gottvergessene Seele!" fiel Raming im grotesken Predigertone ein, während er von Hegeling fortgezogen wurde. „Wer gab dir das Leben, als der Herr, wie kannst du wegschleudern, was du dir nicht gegeben hast? Warte, bis der Herr es dir nimmt, und wenn du dreimal vor Elend umkommst, so sage: O Herr, deine Wege sind unerforschlich! Wer bist du? Maler! Was verschmierst du deine Farben und vergeudest deine Zeit, wenn du keinen Nutzen davon hast? Wenn du nun auf dem Walplatz bleibst, was alsdann? Erbärmlicher Sünder, glaubst du, daß du alldort, wo Heulen und Zähne-

klappern sein wird, die Fratzen der Verdammten abkonterfeien kannst? O nein, denn dort, im Reiche der Finsternis, gibt es keine Farben und keine Palette, nur Pinsel, deren größter du sein wirst, der du dich so freventlich in Gefahr begibst . . ."

„Tue darum Buße, Amen!" schrie Hegeling. „Jetzt halte das Maul!"

„Ganz wohl", sagte Raming. Die beiden waren im Hofe angelangt, Bleß wieherte seinem Herrn entgegen, daneben stand ein fast elender Gaul.

„Das, mein lieber Freund, ist dein Sorgenstuhl auf vier Beinen", sagte Hegeling zu dem verdutzten Raming.

„Was", schrie der, „du mutest mir zu, auf diesem Beest zu reiten?!"

„Allerdings, da dir auf einem anständigen Tier das Reiten unangenehm werden dürfte!"

„Das tu ich nicht! Das tue ich durchaus nicht! Das Tier scheint mit seinem breiten Maule versteckt zu lachen, wenn es nur das Wort „reiten" hört!"

„Setz dich auf!"

„Nicht um die Welt, glaubst du, ich werde der Straßenjugend zur Erheiterung auf diesem belederten Pferdeskelett die Straßen hindurch knicken und holpern?!"

„O, das Tier ist besser als sein Ruf, steig auf, jetzt sind die Straßen noch unbevölkert, und nach der Stadt kehren wir erst zurück, wenn tiefe Nacht den Knappen deckt zusamt dem treuen Tier!"

„Nein, nein, nein!"

„Sieh, auf meinen Bleß kann ich dich doch nicht nehmen, der ist auf keinen Haimonskinder-Ritt eingeschult; steig also auf, willst du deinen Freund allein in Tod und Gefahr ziehen lassen?“

„Sei es, dieweil du also an Freundschaft appellierst, obwohl du dieselbe schmählich mit Füßen getreten hast, indem du diese Rosinante mir erkorst!“ Damit kletterte Raming auf den Klepper, klatschte ihm auf den Nacken und nannte ihn seinen wandernden schlottrigen Schandpfahl!

Indes war Hegeling auf einen Mann zugetreten, der mit Verbandzeug und chirurgischem Bestecke bisher in einem Winkel des Hofes gestanden.

„Herr Chirurgus! Sohn des wundertätigen Äskulap, der stets dem Vertrauenden Hoffnung zulächelt, bis alles vorüber! Setzen Sie sich in die bereite Kutsche, folgen Sie uns! Vertragen Sie den Donner, der Blitz soll Ihnen diesmal nichts anhaben, es müßte denn teufelmäßig daneben geschossen werden.“

Der kleine Mann hörte mit offenem Munde höchst aufmerksam zu.

„Mein lieber Hegeling“, rief Raming von seinem Rosse sehr schadenfroh herunter, „ich werde dich ersuchen, die ganze Rede bis auf die Quintessenz zusammenzuziehen, keine Witzverschwendung! Ich denke, du wirst deine hübsche Ansprache kaum noch mal, und zwar mit Donnergebrüll, wiederholen wollen; der Mann ist etwas taub, du mußt ihm die Sache vorbrüllen!“

„Steigen Sie in den Wagen“, schrie Hegeling

dem Tauben ins Ohr, dieser nickte freundlich und folgte dem Geheiß.

Hegeling schwang sich auf Bleß und fort ging es mit bedachtsamer Eile.

Welcher Zukunft entgegen? Ei, die Welt ist ja so alt, und wir sind so jung, das Leben lebt sich, und der Tod stirbt sich, getanzt, geliebt, gescherzt wird oft, gestorben wird nur einmal! Die Sonne leuchtet so froh, zu Hause standen auf den Staffeleien die begonnenen Werke, und wie schlägt voll und warm in den Adern der Puls!

„Ich bin neugierig, wie viel Feinde wir heute auf unserem Heldenzuge erlegen werden!“ sagte Hegeling zu Raming, der sich mühselig im Sattel seiner Mähre erhielt.

Dahin, dahin, nah und näher der Entscheidung! Das Leben wird gelebt . . .

Was dachte denn Hegeling? Ei, nichts, gar nichts, keinen Gedanken all derer, die so nahe lagen!

VII.

Als Eugenie diesen Morgen erwachte, erfaßte sie eine peinigende Unruhe. Im leichten, fliegenden Morgenkleide stand sie an den Stufen des Tores, als die Männer zu Pferde stiegen, sie gab jedem die kleine frostige Rechte und erschrak bei den Lauten Barbergs, der ihr versprach, sein Wort einzulösen; träumerisch sah sie den langsam dahinziehenden Männern nach. Wie sonderbar! „Wie mag er aussehen?“ Diese Frage, die gestern nachts in ihr aufgedämmert, trat beharrlich immer schärfer

hervor; es war ihr, als zögen die Männer aus, einen treulosen Liebsten von ihr zu töten, wie ein geheimes Band fühlte sie im Innern ein leises Verlangen sich regen nach dem Anblicke dessen, der sie gesehen — wie sie sich keinem gezeigt hätte.

Rasch entschlossen stieg sie die Stufen zu ihrem Gemache empor, warf ihre Gewänder über und ging dann hastig entlang die schmalen Wege, die nach dem kleinen Pförtchen führten; dort angelangt, hörte sie die Tritte der Pferde auf dem Kies, sie war den Reitern zuvorgekommen, nicht gesehen wollte sie sein, sie schlüpfte rasch aus der Pforte und schlug selbe hinter sich zu. Über die Wiese setzte sie in atemlosen Laufe und verschwand bald im dichten Gesträuche . . .

Die drei Reiter waren jetzt gleichfalls an dem Gitter angelangt, der Rittmeister stieg ab, er sah auf seine Taschenuhr. „In fünf Minuten ist es sechs", sagte er, damit schob er die Uhr in das Täschchen zurück und stieß die Pforte auf, schwang sich wieder in den Sattel, ritt mit seinen Gefährten hinaus ins Freie, und die drei Reiter saßen stramm auf ihren im Morgenhauch still erschauernden Pferden.

Pferdegetrab! Das war der erwartete Gegner und hinter ihm auf elender Mähre der Sekundant.

Trotz dem Ernst der Dinge, die da vorbereitet wurden, zuckte ein leises Lächeln über die Lippen des Rittmeisters, als er Ramings ansichtig wurde, der müde hinten nachtrabte. Ein lustiger Blick aus

den Augen des Malers verständigte sich lautlos mit der Heiterkeit des Rittmeisters.

„Guten Morgen, meine Herren! Ich bin bereit! Hier mein Sekundant, nach den ihren frage ich nicht, die Herren sekundieren sich wohl selbst; der Arzt, den ich mitgebracht, fährt den Fahrweg hinauf nach dem Gehölz, der Mann ist zwar taub, hört den Pistolenknall nicht, aber wenn wir gut schießen, so wird er schon sehen, daß der getroffen ist, der umfällt! Ich denke, wir gehen daran!"

Er schloß sich mit Raming den dreien an, und man ritt lautlos und schweigend über die weite Wiese, nur die Pferde schnoben manchmal laut durch die Nüstern. Am Waldsaum machte man halt. Die Reiter stiegen ab. Die Luft war still und rein, wehte kühl, und jedes Wort, das gesprochen wurde, hallte über die Wiese und weit in den Forst hinein.

„Vielleicht", murmelte Raming, „läßt sich die Sache begleichen."

„Begleichen", sagte der Maler lebhaft und verächtlich, „soll ich vielleicht Abbitte leisten... für was?! Ich habe meine Diana gemalt und habe dabei an kein irdisch Weib gedacht, konnte also auch keines beleidigen; — die Götter halten sich nicht auf über das Ärgste, wie oft die Menschen über das Kleinste, entweder sind sie wehrlos oder großmütig! Das Ausstellen des Bildes war eine Torheit, und dafür schieße ich mich jetzt herum. Übrigens, weißt du, daß ich meiner Göttin stets neue Seiten ab-

gewinne? Sieh her!" Er zog ein Skizzenbuch aus der Tasche.

„Ah!" sagte Raming, „Diana!"

„Nicht Diana", sagte Hegeling mit ruhigem Lächeln, „bloß das Porträt des Mädchens, das mir zur Diana wurde, bloß die Gesichtszüge; ich habe als Schmeichelei ein paar Flügel dazu skizziert, das gilt so viel, als hätte ich sie Engel genannt; es liegt etwas Heiliges in diesen Zügen, und ich hätte mein Bild „Entheiligung Dianens" taufen sollen, so durfte ja Diana nicht gesehen werden und so nicht das arme Mädchen. Ich war ein Tor!... Sie haben mein Bild verbrannt."

„Die Vandalen", fluchte Raming.

„Diese Skizze hier laß ihr dafür zukommen. Hübsch, nicht wahr?" Der Maler wandte sich ab und drückte verstohlen die Lippen auf die Skizze.

„Du wirst ihr das selbst überreichen können", meinte beruhigend Raming.

„Ich werde nicht", sagte Hegeling. „Ich könnte dieses Mädchen, glaube ich, lieb gewinnen, sehr lieb, aber . . ."

Ein tiefer Seufzer schien aus dem Gebüsche zu antworten. Hegeling sah sich erstaunt um.

„Wenn's beliebt", sagte jetzt herzutretend der Rittmeister, „wir haben indes alles in Ordnung gebracht und um die Reihenfolge unter uns gelost, ich schieße zuerst, dann haben Sie es mit dem Grafen und zuletzt mit Herrn Louis Barberg zu tun. Beliebt!"

Er hielt Hegeling die Pistolen hin, dieser wählte. Jeder ging nach seinem Platze. „Eins — zwei — drei!"

Zwei Schüsse fielen gleichzeitig und verhallten dröhnend im Walde.

Die beiden Gegner standen sich unverletzt gegenüber. Der Rittmeister hatte seine Pistole abgeschossen, ohne seinen Gegner besonders auf das Korn zu nehmen; er trat jetzt zurück, und seine Stelle nahm Graf Altheim ein, er zielte nach dem rechten Arm des Gegners. Konnte aber die Kugel nicht fehl gehen und den Menschen ruinieren für Lebenszeit, indem sie ihm in die Brust fuhr, vielleicht ohne zu töten, ihn verdammend zum Siechtum?! . . .

„Eins — zwei — drei", zählten die Sekundanten.

Wieder krachten zwei Schüsse, der erste war der des Grafen, sein Arm hatte gezittert, und die Kugel flog seitwärts in die Büsche, wie ein Echo rasch, Schlag darauf, krachte die Pistole Hegelings; er hatte absichtlich seinen Lauf nicht nach dem ehrwürdigen Scheitel des Gegners gerichtet, in die Luft schießen aber wollte er nicht, Großmut konnte er da nicht bieten, wo sie nicht angenommen werden konnte.

Er warf die ausgeschossene Pistole weg. „Nun", rief er, „wir machen kurze Arbeit, aber das ist doch kaum die Absicht der Herren; Sie werden mich doch nicht, was man sagt, mit der Todesangst davonkommen lassen wollen? Der Zweck wäre verfehlt bei meinem sehr ruhigen Blute!"

Er faßte die aufs neue geladene Pistole und stand nun Louis von Barberg gegenüber.

In dem Busche, aus dem vor kurzem noch ein Seufzer gedrungen, pochte ein Herz in Angst und Zagen; Eugenie war dort; jeder der Schüsse machte sie zusammenzucken, und wenn sich der Rauch des Schusses verzogen, da standen die Gegner immer unversehrt sich gegenüber. Sie lächelte, wie ein kluges Kind, das hinter die Schliche der Erwachsenen kommt, von denen es geneckt wurde, — ob man sich nicht mit ihr einen Scherz machen wollte? — Doch, Louis von Barberg? Er gab sein Wort . . . ein Kavalierswort . . . Sie richtete sich rasch auf, „Louis", schrie sie entsetzt.

In dem Donner zweier Schüsse erstarb ihr Schrei.

Die Duellanten sahen den Maler fallen; ehe sie noch beispringen konnten, stürzte eine Gestalt aus den Büschen auf den Gefallenen zu und beugte sich mit ängstlichen, forschenden Zügen, mit Augen, aus denen tiefes Herzensweh auf ihn niederleuchtete, über den mit dem Tode Ringenden; dieser murmelte: „Diana!" ein Lächeln glitt über seine Züge, und dann war er still, starr, tot.

Ein Aufschrei, aus den verschiedensten Lauten und Worten gebildet, und doch nur ein Schrei, begrüßte diese unvermutete Erscheinung.

Louis von Barberg war der erste, der sich vom Erstaunen erholte. „Eugenie", rief er, mit Feuer die Hände des Mädchens erfassend, er wollte sie vom Boden heben.

„Zurück, zurück!“ schrie das Mädchen, indem es sich mit aller Kraft seiner erwehrte. „Berühren Sie mich nicht! Ich hasse Sie!“ — Eugenie sank ohnmächtig auf den Gefallenen nieder; der Graf sprang seinem Kinde bei und trug es mit Hilfe einiger herbeigeeilter Diener nach dem Schlosse.

„Sorge für deine Sicherheit“, sagte er düster zu dem Neffen, „du hast es vorgezogen, dich und uns aus knabenhafter Überhebung in arge Kalamitäten zu bringen, statt zu tun, wie Männer vor dir getan haben.“ Damit zog der Vater mit dem ohnmächtigen Kinde die Wiese hinab nach dem Parke.

„Nun“, sagte der Rittmeister, den starr dastehenden jungen Menschen rüttelnd, „steigen Sie doch zu Pferde, in einer Stunde müssen wir so viel Vorsprung gewonnen haben, um per Schiene heute noch über die Grenze fliegen zu können.“ — Der junge Mensch gehorchte mechanisch.

„Glauben Sie wohl“, sagte er tonlos, „daß sie selbst mich gebeten hat, ihn zu töten?!“

Er sprach „sie“ und „ihn“, wie in höchster Erregung Personen gewöhnlich die Namen anderer weglassen.

„Wohl will ich es glauben“, sagte der Rittmeister, „aber kein Teufel hätte Sie zwingen sollen, dieser Bitte nachzukommen. In solchem Falle töten Sie, selbst in den Augen der Beleidigten, doch nur einen armen, wehrlosen Irrsinnigen; wenn ihm die Reize Verstand und Betragen rauben, glauben Sie, das beleidigte Weib wird ihn eines anderen Fehlers anklagen als der

Exaltation? Eher trägt sie die Schuld ihrer Schönheit! Vorwärts!"

Die beiden Reiter flogen dahin, und oft ergriff der Rittmeister auch die Zügel von dem Pferde des jungen Mannes.

Bei dem Falle des Malers, den der taube Doktor plötzlich wahrnahm, erfaßte diesen eine mächtige Furcht vor den möglichen Folgen seiner Einmischung in diese mißliche Sache, und er rannte auf und davon, ihm nach brach sich durch Gestrüpp und Gesträuch Raming Bahn, er wollte den Flüchtigen einholen und zwingen, seine Pflicht zu tun. Der Geängstete aber verschwand ihm aus den Augen, und bald erschien Raming wieder erschöpft an dem Saume des Gehölzes.

Weit warfen die Bäume den Schatten in die Wiese und dort, wo das Dunkel desselben sich abzackte, lag im Grase, umspielt von den Sonnenstrahlen, die Leiche seines armen Freundes; Bleß hatte sich hinzugeschlichen und sah mit gesträubter Mähne zu dem Leichname nieder, jetzt hob er den rechten Vorderfuß und fuhr sachte mit dem Huf über die Brust des Toten, dann setzte er das Bein zurück auf den Boden, streckte den Hals vor und drückte die weiten Nüstern fast an die kalten Wangen des Gefallenen.

Nun, Raming, hast du kein Auge für diese Szene, für dies Bild „der tote Reiter und sein Roß?" Der Maler sah mit unsicherem Auge erst eine Weile vor sich hin, dann schlug er die Arme in sich, begrub tief darin sein Haupt, stemmte sich an den

nächsten Stamm einer mächtigen Eiche, rücklings kollerte ihm sein Hut vom Haupte, und er weinte, weinte wie ein Kind.

Was hätten so ehrliche Seelen, wie du, Raming, treuer Bursche, zu weinen, spielte das Geschick nicht mit Charakteren von großen Anlagen Verderben und Tod?! — —

Abends verließ eine Gestalt, gebückt, als hätte sie der Tag um Jahre gealtert, das Schloß, das er nur betreten, um dem Auftrage des verblichenen Freundes nachzukommen und die Skizze in die Hände Eugeniens zu legen.

Er schöpfte tief Atem, als er im Freien stand. „Sie liebte ihn!“ murmelte er. „Sie liebt ihn noch! Diana liebte den Aktäon, als er zerfleischt vor ihr lag. Ist die Reue der Götter — die Liebe?!“

Sonderbar!

Eugenie, wach auf! Was träumst du, was sinnst du vor dich hin? Das Erlebte ist das Wahre!

„Das Erlebte?“

„Wie wir es leben, ist das Wahre! Uns rührt das Wohle oft weh und das Wehe oft wohl . . . voilà!“

Graf Altheim wird keine Enkel wiegen.

II. Zu eigenem und fremdem Schaffen

Eine Plauderei

Als Vorrede zum ersten Bändchen der „Dorfgänge"

Indem ich die bisher erschienenen Bauerngeschichten (Skizzen und Erzählungen) dem Lesepublikum vorlege, enthalte ich mich dabei der Phrase, daß ich es nur mit Zagen getan hätte, ich will dem günstigen Leser keine Unwahrheit sagen und mich von dem ungünstigen nicht der Heuchelei beschuldigen lassen.

Wer hätte nicht auch abgeneigte Leser? Jeder Autor mehr oder minder, und wenn sie in der Mehrzahl sind, dann gilt er eben für einen schlechten Schriftsteller; wer aber weder geneigte noch ungeneigte findet, zählt für gar keinen. Ist die überwiegende Majorität dem Autor geneigt, dann wird er „Klassiker", das heißt selbst die Minorität schämt sich, es offen einzugestehen, daß sie nicht von ihm entzückt sei, und er genießt der zweifelhaften Ehre, welche schon Lessing an Klopstock wenig neidenswert fand, auch ungelesen gelobt zu werden.

Allmählich aber verändert sich der Stoff, auf den der Schriftsteller bei dem Bau seiner Gebilde angewiesen ist, die Sprache, und ein Gefeierter früherer Tage erscheint einem späteren Geschlechte als ein Mann in altmodischer Gewandung, ebenso in seiner Gesinnung wie in seinen Anschauungen veraltet; Literarhistoriker sehen sich veranlaßt, in

Abhandlungen seine kulturelle Bedeutung darzulegen, in Übertragungen das allgemein Menschliche in seinen Werken dem Publikum neuerlich zugänglich zu machen und in Noten unter dem Texte oder in Kommentaren seine Irrtümer zu berichtigen, seine Schwächen aufzuweisen, was stets mit schonender Überlegenheit geschieht, zum Beispiel: „Der Leser merkt wohl, daß in diesem Punkte der gute X nicht klüger war als seine Zeitgenossen." — „Armer Y, wo blieb deine Prophezeiung?" — Der gute alte Z (besonders bedenkliche Einleitung) ist an dieser wie an mehreren Stellen ganz ungenießbar geworden" u. s. w. Vielleicht sind die ungenießbaren Stellen des guten, alten Z eben jene, welche das Entzücken seiner Zeitgenossen waren.

Autoren leben erst auf, wenn die Sprache, in der sie geschrieben, tot ist. Wer aber möchte das Hinscheiden seiner Muttersprache wünschen, gar der deutschen, welche noch in jeder Fiber lebendig und geistig rege ist, um eine papierene Unsterblichkeit zu genießen? Ich, wahrhaftig, nicht. Es verhält sich mit dem Gedanken an die papierene geradeso wie mit dem Gedanken an die andere Unsterblichkeit, der Glaube an beide war ein tröstlicher und ein fördernder, in der Sturm- und Drangperiode schrieb eingestandenermaßen jeder für die „Ewigkeit". Heutzutage beginnt man sich allseits mit der „Zeitlichkeit" zu bescheiden, und ich denke, man tut klug daran. Solange die Boten aus dem Jenseits nichts vermögen, als an einer Schnur, deren beide Enden unter einem Siegel liegen, Knoten zu schlingen, was

allenfalls ein Professor nicht kann, solange die Stimmen aus dem Jenseits sich sehr zweideutiger Personen bedienen, um uns — nicht Offenbarungen, sondern Gemeinplätze vernehmen zu lassen, so lange spricht nichts zu unserem Geiste noch zu unserem Herzen. Was sollte uns denn eine andere Welt, die dieser in gar nichts überlegen ist als in — Taschenspielerstückchen?

Es gab eine Zeit, und sie ist kaum halb vergangen, da traute man keinem Menschen, der nicht das „Weltgericht" fürchtete, einen sittlichen, ja nur halbwegs unsträflichen Lebenswandel zu; wenn nun auch die Autoren von der Nachwelt abzusehen beginnen — allwaltender Himmel —, was hat wohl dann die Lesewelt von einer furchtlosen Rotte schreibfertiger Federn, die sich unverantwortlich für hier und dort fühlen, zu befahren?!

Nichts, gar nichts, geehrter Leser, nichts Übleres wenigstens, als von alter Zeit her die Welt von den frömmsten Seelen zu befahren hatte, wenn sie zeitweilig der Teufel ritt.

Ein Autor, wenn er anders ein echter und richtiger ist, schafft, weil er muß, er denkt nicht an die Nachwelt, die ihm ja auch keine Stimmung bringt, nicht an das Veralten seiner Werke, nicht an sein endliches Verflüchtigen in der Literaturgeschichte, etwa bis auf den kärglichen Rest von so viel Buchstaben, als sein Name zählt, und so viel Zahlen, als es gebraucht, um Geburts- und Sterbejahr zu bezeichnen, an all das denkt er so wenig, als ein Mensch in voller Lebenskraft an den Tod, so wenig,

wie ein Schaffensfreudiger an die Nichtigkeit alles Strebens, so wenig, wie ein Weib, das seiner Schönheit bewußt ist, an das Verblühen derselben.

Es ist das nicht die einzige Parallele zwischen Schriftstellern und Frauen. Auch wir haben unsere staunenden Bewunderer, unsere glühenden Verehrer, welche die Voreingenommenheit für uns gegen alle andern ungerecht macht, unsere eigennützigen Courmacher — Redakteure und Verleger —, unsere stillen, nachsichtigen Freunde. Auch bei uns sucht man Läuterung der Gefühle, Trost, Reiz oder Unterhaltung, und auch unter uns gelten die Schüchternen und Züchtigen für — langweilig. Auch bei uns gesellt sich zu dem Schwärmer der Kritiker als besonnener Freund, um ihn aufmerksam zu machen, daß wir keineswegs solche Wunder an Schönheit wären, denn dazu wären wir doch entweder viel zu mager oder ein wenig zu feist. Nur die Jugend wird den Frauen und den Dichtern gerecht, indem sie beide nur im Plural gelten lassen will, sie schwärmt für das Geschlecht, und sie liebt die Literatur.

Nur an eines erinnere ich noch, weil es dem geehrten Leser zur weiteren Beruhigung dienen kann, daß auch nach aufgehobener Appellation an die Nachwelt die Literatur nicht verwahrlosen werde; was kein wahrhaftes Weib über sich vermag, sich selbst vernachlässigen, das bringt auch kein wahrer Poet zu stande.

Nachdem ich dergestalt durch Perspektiven und Parallelen dem geneigten Leser einen Begriff von

der Gewissenhaftigkeit beibrachte, welche uns Autoren beseelt, und ihn zugleich unter einem auch über die Zukunft der Literatur beruhigte, knüpfe ich nunmehr das Ende wieder an den Anfang an und gehe zur Gegenwart über, welcher ich aus der Vergangenheit zwei Bändchen Gesammeltes — wie oben zu lesen steht — ohne Zagen überreiche.

Was ich hier vorlege, ist zu verschiedenen Zeiten, Stück für Stück, schon durch viele Hände gegangen, damit es aber als Sammlung gewissermaßen ein Ganzes bilde, habe ich mich entschlossen, nichts auszuscheiden, nichts davon zu tun, nichts nachzubessern, und eines dem andern, der Reihe nach, wie es entstanden ist, folgen zu lassen. Es hat das für den Leser, der nicht darauf achtet, das Angenehme, von dem noch Ungelenken zu dem Formgewandteren vorzuschreiten, während derjene, der Interesse dafür hat, dadurch in den Stand gesetzt wird, die Entwicklung eines Autors zu verfolgen; er kennt sie ganz gut, die Stimme, von da an, wo sie sich das erste Mal stotternd und stammelnd an das große Publikum wandte, bis dahin, wo sie es in vollen Brusttönen aussprach, was ihr Eigner den Zeitgenossen zu sagen hatte, — wenn er etwas zu sagen hatte.

Ich weiß es wohl, daß es Unbillige gibt, die anläßlich solcher Gesamtausgaben an uns Schriftsteller herantreten und verlangen, wir sollten es entschuldigen, einmal jung gewesen oder im Laufe der Zeit alt geworden zu sein, aber ich denke nicht entfernt daran, mich einem solchen Ansinnen zu fügen,

und biete hiemit in aller Unbefangenheit der Lesewelt diese Sammlung als ein Ganzes.

Auf Wiedersehen, geneigter Leser! Vor dem zweiten Bändchen plaudern wir wieder eines.

Im August 1879.

Ludwig Anzengruber

Eine Plauderei

Als Vorrede zum zweiten Bändchen der „Dorfgänge"

Das war doch eine lustige Zeit, die der Romantiker, da leistete die Phantasie das Überschwenglichste, da ließ man die Götter donnern, die Geister hauchen, die Helden urkräftig, die Heiligen salbungsvoll, die Könige königlich reden und die Kobolde kichern, da konnte sich noch der unerfahrenste Poet gebärden, als habe er mit eben diesen Göttern und Geistern, Helden und Heiligen, Königen und Kobolden persönlichen Umgang; heutzutage muß dieser als kompromittierend aufgegeben werden, die Götter sind uns stumm, die Wunder der Heiligen fragwürdig, die Spuke der Kobolde und Geister verdächtig geworden, und die Leistungen der Könige und Helden gemahnen doch gar zu sehr an Mord und Totschlag. Da wir auch wissen, daß der Wahnsinn die Gesetze des Denkens nicht aufhebt, sondern nur unter geänderten Bedingungen wirken macht, so erscheinen uns selbst die in bloß forcierter Zusammenhangslosigkeit redenden Irren der Romantiker wie armselige Simulanten.

Wir wollen der Phantasie nimmer die Zügel schießen lassen, ohne zu wissen, wo sie hinaus will, und behagt uns das Ziel nicht, so rufen wir dem Poeten ein „Glück auf den Weg" zu, und er mag allein fahren. Wenn es früher galt, den oder jenen

Menschen als Helden oder König reden zu lassen, so gilt es jetzt, daß der König und jener Held als Mensch rede, und wo heutzutage ein Versuch vorliegt, sie reden zu lassen, unternimmt er auch eine Vermenschlichung; ob sie zum Guten oder Üblen ausschlägt, hängt vom Geschick des Autors ab.

Wohl ließen wir ebenso gerne wie unsere Vorfahren das Gewaltige, das Große, das Erhabene auf uns wirken, ließen uns ebenso gerne von übermächtigen Empfindungen erschüttern und erheben, aber die Mittel zum Zwecke müßten anders geartet sein, und um solche Mittel scheinen wir vorläufig noch verlegen.

Kurz, es sind dermalen Zeiten, wo der Poet alle Ursache hat, sich dankbar des Rates zu erinnern, den seinerzeit Goethe gab: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben", mit der Versicherung, daß, wo man's packe, es auch interessant sei. Freilich hat manch einer eine unglückliche Hand, und wo er anpackt, zappelt sich sofort alles Interessante zu Tode, aber im allgemeinen wird mit Geschick frisch zugegriffen. In der Behandlung des Aufgegriffenen hat jeder seine eigene Weise, aber es lassen sich leicht zwei Arten unterscheiden, nach welcher einen oder der anderen er sich die Sache vorher zurechtlegt.

Manchen jammert es, daß er all seine Gestaltungskraft, all seine himmelstürmenden Gedanken, all seine glühenden Empfindungen an das Kleine und Kleinliche aufwenden soll, das sich da auf schmutziger Scholle herumtreibt. Von dem Stoffe

selbst erwartet er wenig Wirkung, er empfindet ihn als etwas Widerstrebendes, spricht nur von einer Bewältigung desselben, und das Beste dünkt ihm immer das, was er aus eigenem dazu zu geben hat. Glaubt er also einen Fund getan zu haben, so löst er erst sorgfältig alles von den Beziehungen um und an los, fegt die Platte seines Schreibtisches mit der Hasenpfote rein und stellt das Ganze säuberlich darauf, zerfällt es dabei auch etwas in seinen natürlichen Proportionen, so schadet das nicht, er lackiert es hübsch mit Honigfarben, und die Verklärung des Lebens ist fertig, und mit dieser ist ja die Mehrzahl der Leser vollkommen einverstanden. Soll denn nicht die Kunst der geheiligte Tempel, der friedliche Laubengang, die fröhliche Schenke — und ich weiß nicht, was noch — sein, wo man sich hinflüchten und dem Leben aus dem Wege gehen kann? Man verlangt nach sanften Schmerzen und milden Tränen. Soll uns denn auch noch in den Büchern das wilde Weh und der stöhnende Aufschrei begegnen, vor welchem wir sonst, wo es nur angeht, Aug und Ohr verschließen?

Nein. Es ist die Mehrzahl der Leser, welche diese Begegnung fürchtet, und der Autor erfüllt somit nur die Gebote der Klugheit und der Menschenfreundlichkeit, wenn er ihnen dieselbe erspart. Ja, für die Verklärung des Lebens spricht alles und dagegen nur eines — die Wahrheit.

Der letzteren zur Steuer muß aber bemerkt werden, daß die Leser auch vor den gruslichst veranlagten Bildern dieser Manier gleichmütig stand-

halten, weil sie wissen, daß der Autor — ihr Autor — nie „übertreibt".

Es war ein Wunder der Plastik, das mir einmal vor Augen kam. — Eine tropische Gegend. Links in einem Gebüsche ein Beduine, das Gewehr im Anschlag, rechts auf einem Dromedar ein anderer Beduine, gleichfalls schußfertig, und auf der Erde zwischen den beiden unter den Pranken zweier Tiger ein blutender Sklave. Ich habe aber niemand in atemloser Spannung, in teilnehmender Aufregung davor stehen sehen, denn es war eine Tragantgruppe in dem Schaufenster eines Zuckerbäckerladens. Aber sie war allerliebst, so sagten die Leute.

Es ist sehr begreiflich, daß sich gegen einen Autor der eben geschilderten Art einer, der in entgegengesetzter Weise verfährt, ungemein nüchtern ausnehmen muß.

Ein solcher glaubt der Wirkung seines Stoffes im vorhinein sicher zu sein, wenn er alle seine Gestaltungskraft an das Kleine und Kleinliche aufwendet, und er will es dabei eingedenk bleiben, daß selbst die schmutzige Scholle ein Stück der Allnährerin Erde sei. Von allem, was ihm wohl oder wehe das Herz bewegt, von allem, was in seinem Gehirne stürmt oder gärt, trägt er nichts in den Stoff hinein, er will alles aus ihm herausarbeiten, denn alle hirn- und herzbewegenden Gedanken betrachtet er auch nicht als in ihn selbst hineingelegt, sondern durch Welt und Zeit, Sonne und Wetter aus ihm herausgereift, und er hält es für gewiß, daß er ihnen in tausend Herzen und Gehirnen wieder begegnet,

und daß bei einer jeden solchen Begegnung es in lohenden Funken aufsprüht, licht, klar, überzeugend!

Er glaubt, daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Draht läuft, an dessen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Kloaken, Gefängniszellen und Bordellen hinzieht, die Botschaft des Geistes sich in Lettern fertig stellt.

Er erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der alle belästigt, nicht von der Straße, alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für euch tut, ist, sie abkürzen, nachdem ihr aber doch den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte.

Er führt niemand abseit des Lebens, jeden führt er inmitten der breiten Straße desselben, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedlungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden, er erspart euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, sondern um euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder mit schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Darum beugt er nicht aus, darum zeichnet er getreulich jede Wahrnehmung auf, die er an jenen macht, welche der Straße entlang

forthaften. Er zeichnet alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchlosen Flüchen des Ungeduldigen bis zu den stillen Seufzern des Ergebenen, alles, was sich seinem Auge einprägt, von der schweißtriefenden Stirne des rastlos Ausschreitenden bis zu dem fahlen Antlitze dessen, der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen.

Aber indem er auf solche Weise in die unbefangensten Gemüter den Keim der Unzufriedenheit mit aller himmlischen und irdischen Straßenpolizei streut, erscheint er auch revolutionär, und das ist ein Grund mehr, vor ihm zurückzuschrecken.

Ihn selbst vermag das nicht zu rühren, und er setzt unbeirrt in alter Weise seinen Weg fort. Wenn er besonders gut gelaunt ist, so überrascht er vielleicht zeitweilig die Welt mit einer farblosen Konzession, mit einer jener lachenden Lügen, welche seine Freunde fürchten läßt, er habe sich urplötzlich verschlechtert, und die Lesescheuen hoffen macht, er habe sich ebenso rasch, in ihrem Sinne, gebessert.

Die lachende Lüge kennt er, aber auch nur diese, denn er betrachtet sich als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter, doch nicht in die Vergangenheit gerückt, ein Gegenstand vergeblichen Träumens und Sehnens, nein, aller Zukunft voraufleuchtend, ein einiges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werktätigen Strebens.

Dort aber, wo der Weg sich unter Grabhügeln verliert, wo der Trost eines Paradieses, das erst

werden soll, vor den Qualen des Todes zusammenbricht, dort steht er allein mit dem demütig stolzen Selbstbewußtsein, mit dem die Wahrheit alle ihre Diener begnadet. Er bringt die Sterbenden aus dem Gelärme des Tages und bettet sie in heilige Stille, er flüstert vertraut mit ihnen über alte Erinnerungen, damit sie dem Sonnenlichte nicht fluchen, zu dem sie einst erwachten, und er deutet ihnen leise all diese Schauer und Krämpfe als die letzten Anrechte allen und jeden Schmerzes an sie, damit sie die Nacht nicht fürchten, in welche sie jetzt eingehen sollen, langsam, mählich, wie die Pulse verrollen, der Atem stockt, das Herz stille steht.

Es mag sein, daß ein Autor, der in der zweitgeschilderten Weise seine Stoffe wählt und verwertet, einen Irrtum begeht, daß er das, was er Poesie nennt, fälschlich so nennt, aber ich denke, ihr habt keine Ursache, dem Manne gram zu sein. Laßt mir den Realisten gelten. Laßt mich gelten.

Sobald ein Autor die realistische Schilderung gewissenhaft durchführen will, kann es nicht fehlen, daß er entweder Personen der sogenannten niederen Stände an der Handlung teilnehmen läßt oder etwa gar die Handlung selbst in deren Lebenskreise verlegt, dabei begegnet es ihm denn oft und öfter, daß irgend ein lokalsprachlicher Ausdruck so kennzeichnend für die zu schildernden Personen oder Verhältnisse wirkt, daß der Ersatz durch einen schriftsprachlichen, abgesehen davon, daß er meist sehr kläglich ausfällt, die Wirkung schmälert. Man nimmt demnach derlei für gewöhnlich auf und entschließt sich lieber, Lokal-

farben kräftig aufzutragen als in fragwürdiger Verschwommenheit zu malen; man tut dies schon in heilsamer Erinnerung an die Geziertheit reinsprachlicher Dorfgeschichten unserer Tage, ganz und gar jener Schäferromane, greulichen Angedenkens, zu geschweigen, wo die deutschen Eichenhaine von Cloe, Damon, Daphnis, Doris, Phyllis und Phintias wimmelten.

Aber wenn man es einmal in Gewohnheit hat, zu solchen lokalen Sprachbehelfen zu greifen, so überschreitet man leicht das für allgemein gültig erscheinende Maß und vom Realistiker zum Dialektdichter, der sich vom Haupte bis zur Sohle ganz in die lokale Sprache kleidet, ist dann nur ein kleiner Schritt.

Man hat mir auch bereits die Ehre erwiesen, mich unter die Dialektdichter zu zählen — ich sage Ehre, denn ich könnte mich dann im Norden wie im Süden der achtenswertesten Kollegen erfreuen —, aber ich bin eben nur ein halber, denn schon als Dramatiker habe ich darauf Bedacht zu nehmen, der Mehrheit der Menge verständlich zu bleiben. Weil ich eben inmitten des Schilderns und Schaffens die Dialekte selber anklingen höre, so gebe ich diese Anklänge, voll oder schwach, wie sie sich just bemerkbar machen, und in der vielleicht etwas vermessenen Meinung, daß jedes deutsche Ohr jeden Dialekt deutscher Zunge auch anklingen hören müsse; dies mag nun, besonders dem Norden gegenüber, fast an Unbilligkeit streifen, und darin kann selbst ein Fehler liegen, da es sich hier aber bezüglich der Bezeichnung

„Dialektdichter" bloß um eine Berichtigung, keineswegs um eine Verwahrung dagegen handelt, so stelle ich es jedermann frei, hierin einer anderen Meinung zu sein als der meinen.

Dagegen glaube ich, mich und alle, welche der gleichen Richtung angehören, genügend verwahrt zu haben gegen jene unterscheidungslose Kritik, welche einem Ganzen nie gerecht wird, um gegen die Einzelheiten — ungerecht zu sein; welche jede Rauheit als Roheit, jedes gewagte Wort als verletzend, jede unbequeme Wahrheit als Übertreibung ausschreit und es als die Aufgabe des Künstlers bezeichnet, in schmeichelndster Manier dem Leben die tröstlichsten Seiten abzugewinnen.

Alle Wetter, nein! Es ist auf dem weiten Gebiete der Kunst gar niemal die Frage darnach gewesen, ob einer die Welt durch rosenfarbne Gläser oder durch Schneebrillen betrachtet, daß er richtig sieht, war allzeit ethische Bedingung!

Das in Sachen des Ernstes, in denen des Humors kann ich mich kürzer fassen, da gilt wohl die eigene Weise eines jeden Autors, aber zurechtzulegen ist da nichts, der Humor ist für alle Zeiten zurechtgelegt und eine unbestrittene Domäne der Realistiker. Die Weltverklärer haben bekanntlich keinen, höchstens unfreiwilligen, doch der ist nicht Kunst-, sondern Naturprodukt. Man versuche nicht, dagegen den Idealismus Jean Pauls als Trumpf auszuspielen. Es geschah nur in kraftgenialischer Überhebung, welcher die Geschmacksrichtung seiner Zeit gar nicht abhold war, daß sich Jean Paul in die

Himmel aller Überschwenglichkeit und Herzensdämmerseligkeit verstieg und sich dort in Zeichen und Wundern versuchte; der lachende Weise, der warmherzige Mensch war er nur auf ebenem Boden.

Was nun speziell meinen Humor anlangt, so blieb ihm der heikle Vorwurf nicht erspart, daß er der Erwähnung geschlechtlicher Beziehungen gar nicht aus dem Wege gehe.

Anfangs befremdete mich dieser Vorwurf einigermaßen. Es fiel mir durchaus nicht ein, meine Kollegen aus dem grauen Altertume oder aus dem Mittelalter um die maßlose Freiheit zu beneiden, welche sie in diesem Punkte besaßen, und die heuttags jeden Übersetzer zu zahlreichen entschuldigenden Noten unter dem Texte nötigt, aber ich war mir doch bewußt, daß man auch gegen Autoren des „vorjährigen" Jahrhunderts viel nachsichtiger war. Wahrhaftig, ich mußte doch die neueren und die neuesten vornehmen.

Ich blätterte die Amerikaner durch, die sich hauptsächlich in grotesken Übertreibungen gefallen, manchmal sogar bis zum Unappetitlichen; so beschreibt einer eine Reise, die er nach der Alten Welt herüber machte, der Nase nach, jeder Gestank, der ihm unterwegs aufstößt, wird getreulich verzeichnet, zuletzt in einem orientalischen Schwitzbade riecht er sich selbst, und der Leser kann dies Vergnügen mit ihm teilen. Ob der Mann wohl eine Ahnung von Professor Jägers Seelenriecherei hat?

Darüber aber konnte ich mich nicht täuschen, daß diese Amerikaner der Erwähnung geschlechtlicher Be-

ziehungen geschickt aus dem Wege gehen und Bücher schreiben, „die man mit Beruhigung der Jugend in die Hand geben kann", der amerikanischen ohne Zweifel, denn ich setze voraus, daß diese durch die nationalen Typen edler Spieler von Profession und aufopfernder Trunkenbolde nicht verderbt werden kann.

Ich ging Reuter durch und einige andere norddeutsche Humoristen. Außer einer größeren oder geringeren Portion Herzensneigung, die nun einmal zum Aufbau einer rechtschaffenen Fabel ganz unerläßlich ist, nichts zu finden!

Ich klappte die Bücher zu und war nahe daran, über meine so ganz vereinzelt dastehende Leichtfertigkeit vor Scham in die Erde zu sinken, wie der technische Ausdruck lautet, als mich ein wohlwollender Nordländer dahin belehrte und aufklärte, daß ich ja nur unter dem Einflusse südlicher Sinnlichkeit stände.

Ja, daran ist etwas! Die Leute da oben im Norden sind ein anderer Schlag und in dem beregten Punkte — wenn auch nicht braver — so doch „schanierlicher". Der gleichmütige Himmel und die sparsame Scholle des Nordens erziehen zu aller Tüchtigkeit nüchternen Bescheidens und schüchternen Begehrens. Schönheiten trifft man allerwärts in der Welt, doch die Schönheit trägt schon in der Bewunderung, welche sie erregt, eine stille Abwehr mit sich; im Süden aber, unter leuchtender Sonne, inmitten einer Natur, die im reichen Wechsel die lebhaftesten Reize entfaltet, treibt sich ein Geschlecht

von fast ausnahmsloser, mannigfaltigster Wohlgestalt auf freigebiger Scholle herum; von Kind auf an allen Sinnen geschmeichelt, bildet sich in ihm die naive Anschauung heraus, daß Begehren keine Sünde sei, wenn der andere Teil sich aus dem Gewähren keine mache, und diese Anschauung spricht sich aus in der Schalkheit, die lachend abwehrt oder kichernd zugesteht, in der Derbheit, die sich dabei aber oft „aus aller Gnad redt", und findet einen milden Richter an dem überlegenen Zynismus, der mit keckem Witze sich über das „ganze Liebsgwoisel" ausläßt.

All das liegt auch vor dem lässigsten Beobachter offen da. Wollte ich meine Schilderungen von Land und Leuten nicht unvollständig lassen, so durfte ich sie dieser charakteristischen Züge nicht berauben. Nur äußerst selten hatte ich dabei das Mißvergnügen, eine Gemeinheit unterdrücken zu müssen, diese verrät stets eine Verwahrlosung entweder des Gemütes oder der Phantasie, und naiven Genußmenschen liegt Gemütsroheit wie Raffinement gleich ferne. Ich hoffe, in meiner Auseinandersetzung nunmehr auf dem Punkte angelangt zu sein, wo der Leser selbst zugibt, daß ich eigentlich nichts zu entschuldigen, dagegen aber das volle Recht habe, gegen jede Mißdeutung meines Vorgehens Verwahrung einzulegen.

Und jetzt könnte noch rasch einer angestiegen kommen mit dem Bedenken, ob es denn überhaupt rätlich sei, alles, was man sieht und hört und denkt, niederzuschreiben. Ich will den Mann, der offenbar

keine Ahnung davon hat, daß doch einiger Unterschied zwischen einem künstlerischen Gewissen und einem gewöhnlichen Privatgewissen sei, schnell, noch unter der Türe, abfertigen.

„Fürchten Sie etwa für sich, moralisch Schaden zu leiden?"

„Für mich nicht, aber . . ."

„Sie wären auch der erste. Es ist mir noch nie ein einziger untergekommen, der für seine eigene Moralität besorgt gewesen wäre, jeder war es immer nur für die aller anderen. Ich dächte, Sie beruhigten sich angesichts dieser der menschlichen Gesellschaft zur Ehre gereichenden Gegenseitigkeit, nach welcher keiner die anderen für verkappte Lumpe halten kann, ohne selbst einem jeden dafür zu gelten."

Ich schließe die Türe und grüße den Leser.

Im August 1879.

Ludwig Anzengruber

„Kalender-Geschichten"

Eine kleine Plauderei als Vorrede

Es ist eine eigene Sache um das Kalendermachen, ich meine nicht, um das Aufteilen der Tage und das Zuteilen heiliger oder profaner Namen für einen jeden derselben, das Vorberichten von Mondes- und Sonnenfinsternissen, Aufzählen der Fest- und Fasttage und Anführen der Bauernregeln, welche so heißen, weil sich wohl die Bauern darnach richten, aber leider nicht immer die Witterung, kurz, ich meine nicht das Zusammenstellen alles dessen, wovon laufenden Jahres über jeder Käufer jedes Kalenders aufs beste unterrichtet zu sein verlangt, sondern ich meine die Abfassung des erzählenden Teiles, denn der soll das Büchelchen dem Käufer wert machen, viel mehr wert, als die Pfennige oder Groschen, welche dafür ausgelegt werden. Den Kalendermann, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu tun hat, den plagen — wie einmal ein Dorfkomödiant als „Faust" deklamierte — weder Kruspel noch Zweifel, wenn für die Tanzlustigen der Fasching zu kurz gerät, oder für die Wanderlustigen Ostern gar spät fallen, so ist das nicht seine Sache, und er steht über alle böswilligen Anwürfe erhaben, und spielt ihm ja einmal die Witterung den Schabernack und macht alle seine Vorhersagungen zu nichte, so wäscht er seine Hände

wie Pilatus — mit Kleie, hätt ich bald geschrieben, der tat es aber mit Wasser, wird wohl kölnisches gewesen sein, was der Herr Statthalter gebrauchte — und fragt: „Was ist Wahrheit?“

Ganz anders dagegen verhält sich's mit dem Erzähler; der geht mit dem Bewußtsein der etwas bedrückenden Machtvollkommenheit ans Werk, daß er sich selbst gute oder böse Zeit, schönes oder schlechtes Wetter, Beifall oder Mißgunst schaffe, und es ist viel leichter zu sagen, wie er sich dabei nicht anstellen soll, als wie er es zu machen habe.

Nehm einer an, er hörte in einer Gesellschaft eine Geschichte erzählen, eine von jenen, welche man sich Zeitvertreibs halber gerne einmal gefallen läßt, wo nach dem letzten Worte kein weiteres mehr not tut und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts nachklingt im Gemüte, doch würde er es gleich allen andern zufrieden sein und dem Erzähler zum Abschied freundlich die Hand bieten; wenn er nun aber in jeder Gesellschaft diesen Erzähler träfe und immer dessen Geschichte zu hören bekäme, so würde er — wir wollen christliche Gesinnung bei ihm voraussetzen — den Mann wohl nicht hassen, aber ihm tunlichst aus dem Wege gehen, und es würde ihm zur großen Befriedigung gereichen, an dessen, wie er sie nun nennen würde, alberne Geschichte durch nichts erinnert zu werden.

Nun, eine solche Geschichte, die man sich gerne einmal gefallen läßt, bei der das letzte Wort wirklich das letzte ist und bleibt und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts im Gemüte

nachklingt, die soll der Kalendergeschichtenschreiber nicht bringen, denn der Kalender hängt das ganze Jahr über an der Wand oder wird unzähligemale aus der Lade und zur Hand genommen, und der Leser würde bei jedem Aufblättern an diese Leistung erinnert werden; im ersten Drittel des Jahres wäre er ihrer überdrüssig geworden, im zweiten bekäme sie, je nach Temperament des Beurteilers, eine mehr oder minder kräftige Klassifikation, aber nicht zum guten, und im letzten hätte sie ihm den ganzen Kalender verleidet. Er kauft ihn nie wieder.

Also sollte es wohl eine Geschichte sein, die man gerne auch des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen? Ei freilich!

Nun wüßte der Kalendergeschichtenschreiber, was er sollte, aber — nicht kann; denn wenn er nichts anderes zu erzählen weiß, als was andere schon vor ihm erzählt haben — von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt und auch immer ihren Anwert findet, bis zur Schilderung all der andern tausendfältigen Lust und Qual, die das arme Menschenherz beglückt und bedrückt —, dann müßte es in der Art schon ein ganz kapitales Stück von einer Erzählung sein, wenn sie ein volles Jahr vorhalten soll, und das ist doch von einer armen Feder, wie sie unsereiner führt, billigerweise nicht zu verlangen.

Aber der Kalendergeschichtenschreiber braucht weder zu unternehmen, was er nicht soll, noch sich auf das einzulassen, was er nicht kann, weder langweilig zu werden, noch eine unmögliche Konkurrenz

zu versuchen, er braucht sich bloß zu erinnern, daß er eben für einen Kalender schreibt, und wenn er dann die Arbeit seines Kollegen, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu tun hat, durchblättert, so wird er manches finden, vom Jahresregenten durch der Astrologie Gnaden bis hinunter zu den etwas dreisten Wetter-Vorhersagungen von hundert Jahren her und auf hundert Jahre hinaus, das er gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe; aber sein Kollege wird ihm sagen: „Sachte, Freundchen, die Leute suchen darnach, sie sind gewöhnt, all das Zeugs in einem richtigen Kalender zu finden, und gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen, und das braucht gute Weile. Zur Zeit der großen Revolution haben die Franzosen nebst dem Landes- und Himmels- auch den Jahresregenten abgesetzt, indem sie Knall und Fall einen neuen Kalender einführten, als es aber mit Knall der Flinten und Fall des Mordbeils vorbei war, da bekamen sie 'n alten Kalender wieder, mit 'm Jahresregenten und 'n Wetterprophezeiungen, und der zwölfte Monat hieß wie vordem der zehnte, nämlich: Dezember.

Wenn sich dann der Kalendergeschichtenschreiber vorhält, daß die Menschen in ihrem Herzinnersten auch so 'ne Art Kalender hätten, voll unheiliger Gedenktage, voll Namen arger und wunderlicher Heiliger, voll aber- und aftergläubiger Prophezeiungen und unverläßlicher Sittenregeln, die, den Bauernregeln gleichend, ebensowenig die Sitte machen wie diese das Wetter, — wenn er das, bald von Tränen, bald von Lachen angewandelt, über-

prüft und auch gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe, so wird er sich nun selber sagen: „Sachte, Freundchen, gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen."

Und nun geht er mit Bedacht und Überlegung an die Arbeit, ein Mann, der nicht nur etwas zu erzählen weiß, sondern auch etwas zu sagen hat. Unter dem Erzählen blättert er den Kalender, den die Menschen in ihrem Herzinnersten tragen, auf, und wo er auf eine gute Seite trifft, da spricht er zum Bessern, und wo er eine böse findet, zum Guten; dieses „Belehrsame" hängt jeder richtigen „Kalender-Geschichte" an. Es mag da eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, die Voraussetzung, manches besser zu wissen als andere, vielleicht auch ein großer Irrtum, die Anschauung, daß sein Besseres auch wirklich das Bessere sei; doch schon allein das Aussprechen einer offenen, ehrlichen Meinung hat das Gute für sich, daß es die Leute veranlaßt, mitunter auch auf eine andere als die eigene zu hören.

Ehe er aber an sein Erzähl- und Lehramt geht, sieht er sich vorerst den Leserkreis seines Kalenders genauer an. Es ist dies gleichsam eine Gesellschaft, in die er eingeführt wird, und als Mann von Welt weiß er, daß es sehr unschicklich wäre, eine Sprache zu reden, welche in diesem Kreise nicht verstanden würde, daß es dagegen sehr gewinnend und einnehmend läßt, sich so weit als tunlich in die Art der Versammelten zu schicken, freilich muß deren Art auch darnach sein, daß sich ein anständiger Mann darein schicken kann. In einem ängstlichen Kreise,

wo man stets fürchtet, das Kind mit dem Bade zu verschütten, wird er nicht einmal an die Wanne rühren, sondern nur sein Bedauern für das liebe Kleine nachdrücklich aussprechen, das nun, sauber gewaschen, gleichwohl im Unreinen — im Badewasser — sitzen gelassen werde. Unter unbefangenen Gesellen wird er nicht anstehen, wie 'n Jahrmarktsmann mit dem Sonnenmikroskop, Floh und Laus, die uns ins Ohr und in' Pelz gesetzt werden, elefantengroß an die Wand zu werfen. Für das erste Stück werden ihn freilich Kraftgeister einen Reaktionär und für das zweite Kleingeister einen Revolutionär schelten; weil aber bei Zuwendung dieser Titel das einzig Beunruhigende, die Kostenfrage, entfällt, da die Verleihung taxfrei geschieht, so braucht er sich dadurch nicht anfechten zu lassen, er weiß ja nur zu gut, daß es noch keinem auf der Welt gelungen ist, es allen Leuten recht zu machen, daß man nur den Gläubigen predigen kann, und daß noch keiner zu einem „besseren" Glauben bekehrt wurde, dem sein alter eben noch „gut" genug war. Es muß erst der Zweifel die alten Götter entwerten, ehe sie der Mensch im Tausche gegen neue aufgibt. Nun treibt aber der Kalendermann beileibe nicht einen Hausierhandel mit neuen Göttern, er verlegt sich bloß auf den Umsatz guter, edler, schöner und fruchtbringender Gedanken — mag solche vor tausend Jahren ein weiser Heide ausgesprochen haben oder heutigen Tages ein warmherziger Mensch aussprechen —, und bequemt er sich dabei auch nach Land und Leuten, sein Absehen hat er

doch auf die Welt und die Menschen, denn er ist der Überzeugung, käm morgen der Jüngste-Gerichts-Tag — er glaubt 'n allerdings nicht so nah und zum Frommen mancher Frommen wäre vielleicht zu wünschen, er fiele ganz aus —, aber käm er morgen, so wird es nicht heißen: „Warst du ein guter unierter oder nicht unierter Grieche, Katholik, Protestant, Jude, Türke oder Fetischanbeter?" sondern die Frage wird lauten: „Warst du ein guter Mensch?" Und nur der Unglaube, der mit der Untat Hand in Hand gegangen, hat zu bangen. Daß aber die Ahnung, die Frage werde so und nicht anders lauten, die Herzen der Menschen durchzittert, zeigt das zu allen Zeiten nachweisbare, in unsern Tagen aber allgemein rege gewordene Streben nach Humanität; „Menschlichkeit" schreibe ich zu deutsch, denn so gut auch die Sache ist, das Wort „Menschenliebe" ist mir doch noch zu gut dafür, die liegt wohl des Weges, aber eine Strecke weiter. Nun, dieses Streben nach Menschlichkeit braucht heutzutage nicht erst an einzelnen vorgeschrittenen Exemplaren unseres Geschlechtes nachgewiesen zu werden, es hat sich verallgemeinert, es zwingt selbst den Widerwilligen in einem oder dem andern Stücke zur Nachgiebigkeit und dringt durch den wetterfesten Lack von Konfession, Nationalität und Parteianschauung. (Letztere ist freilich oft nur Wasserfarbe.)

In diesem Sinne hat der Kalendergeschichtenschreiber sein Absehen auf Welt und Menschen, wenn er sich gleich Land und Leuten anbequemt, und darum wird auch alles, was er aufgreift, um

davon belehrsam zu erzählen, jedem Leser mehr oder minder nahe gehen, und wenn er noch obendrein seine Meinung so einzukleiden versteht, daß sie ehrlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht, dann wird er seine „Kalender-Geschichte" haben, die vorhält, die man gerne auch des öftern liest, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken anregt oder im Gemüte nachklingt.

Vorliegendes Büchlein enthält eine Anzahl Geschichten, aus verschiedenen Jahrgängen verschiedener Kalender gesammelt; da durch die jedesmalige Rücksichtnahme auf den Leserkreis derselben bei Wahl und Behandlung der Stoffe die einzelnen Arbeiten verschiedenartige Färbung erhielten, so daß sie sich jetzt, als Ganzes, nicht wie aus einem Gusse darstellen, so ließ ich mich die Mühe nicht verdrießen, durch diese Einleitung wenigstens darzutun, daß sie e i n e r Gattung angehören, und was es mit dieser für ein Bewandtnis habe. Ich verwahre mich aber gegen den Verdacht, daß ich bei den Färbungen selbst Farbe gewechselt hätte, daß ich irgend welche etwa als Schutz- oder Nutzfarbe angenommen, um mich den Blicken meiner Feinde zu entziehen oder Harmlose anzulocken und zu verderben, welches Verhalten von zeitgenössischen Gelehrten mehreren niederen Tiergattungen zugeschrieben wird, — schon im Hinblick auf diesen Umstand möchte ich es mir doch höchlich verbeten haben, in die Kategorie dieser Farbkünstler gezählt zu werden. Auch habe ich weder Lock- noch Appetitfarbe angenommen, um Schwirbler zu fangen und bei Gefräßigen auf deren Verdauung

zu spekulieren, wie einige Pflanzen tun — darunter Fliegenfalle und Vogelbeerstrauch —, und durch solche ebenso fein ausgeklügelte, als unschöne Handlungsweise gegen die bisher als unschuldig verschriene Pflanzenwelt ein leider nicht ganz unberechtigtes Mißtrauen erwecken. Ich habe nur Farbe auf anderes übertragen, und auch das nur, wo es mit meinem Denken und Fühlen verträglich war; Helläugige werden ohnedies, trotz der Buntheit der Farben, merken, daß e i n e Hand sie aufgetragen.

Indem ich dieses Bändchen der verehrlichen Lesewelt übergebe, zerbreche ich mir durchaus nicht den Kopf darüber, worin ich es etwa dem einen oder dem anderen nicht zu Dank gemacht hätte, denn manchmal bekommt man in dieser Hinsicht Dinge zu hören, auf die man bei allem Scharfsinne nicht verfallen wäre. Ich denk mir's, daß einige die Erzählungen: „Treff-Aß", „Zu fromm", „Der Verschollene" für zu zahm erklären werden und dem entgegen andere, die daran Gefallen finden, wieder anderes für gar sehr gewagt; so, ganz sicher — um weitere Anführungen zu meiden, sei das vornehmste herausgegriffen — „Die Märchen des Steinklopferhanns", und da hätt ich zum Schlusse nur noch paar Worte über besagte Zahmheit und beklagtes Wagnis beizufügen.

Will's zwar nicht glauben, aber gesetzt, ein skrupulöser Freigeist machte mir den Vorwurf, daß ich in die Erzählung „Der Verschollene" eine Gespenstergeschichte hineinspielen lasse; so müßt ich ihm sagen, er habe keine glückliche Hand fürs Lesen,

und was ihn ärgert, stäk nicht im Buche, sondern in seinem Kopfe. Ich hab mir die Gespenstergeschichte lediglich als eine Erfindung des Polizeiagenten, der sie vorträgt, gedacht, will es ein anderer damit anders halten und den Fall der Selbstanzeige, von dem dabei die Rede ist, als Geschehnis hinnehmen und den ganzen Spuk im Gehirn des geisteskranken Verbrechers rumoren lassen, so habe ich auch gegen diese Auffassung nicht das geringste einzuwenden; ich weiß es wohl, diese beiden Lesarten sind nur für jene, die zwischen den Zeilen sich auswissen, und es gibt noch eine dritte, die einfach das Gespenst als handelnde Person gelten läßt. Niemand wird sagen können, daß ich in der genannten Erzählung dem Gespensterglauben das Wort rede, aber es lag auch nicht in meiner Absicht, ihm auf den Leib zu rücken, und vorliegenden Falls hielt ich dafür, es sei besser, daß das Gruseln die mich Mißverstehenden nachdenklich mache, als daß ich ihnen und mir durch unzeitigen Spaß oder trockenen Ernst die Stimmung verderbe. Kurz, ich habe hier auf die Gefahr eines Mißverstehens hin mir die Einheitlichkeit der Wirkung gewahrt und hier, wie anderswo, die Gelegenheit, landläufigerweise Aufklärerei zu treiben, verschmäht; wenn ich dagegen manchmal jene ergreife, den Leuten nach dem Sinne zu reden, so lasse ich mir das nicht verübeln, es geschieht, unabträglich meiner Meinung, damit ich den Leuten zeige, daß ich um ihr Denken und Fühlen Bescheid weiß, nicht davon schwatze wie ein Blinder von der Farbe und mir für Fälle, wo ich wider das eine oder das andere

meine Karte auswerfe, wenigstens das Vertrauen sichere, daß ich es auf ein ehrlich Spiel abgesehen habe, — „freilich, mit Finessen, halt ja, mit sakrische Finessen!"

Damit genug über den einen Punkt, bezüglich des andern glaub ich im vorhinein — und brauch nicht erst als möglichen Fall zu setzen —, daß ich mit Leistungen wie „Die Märchen des Steinklopferhanns" mir es gründlich bei allen jenen verschütte, die über die zunehmende Glaubenslosigkeit der Welt zu jammern pflegen und klagen, daß man die Leute im Unglauben bestärke. Das ginge an? Dann wurde zur schönen mittelalterlichen Zeit kein Hexenmeister, keine Hexe unschuldig verbrannt, denn alle Unmöglichkeiten, die sie ins Werk gesetzt haben sollten, sind glaubwürdiger als obgedachte. Ach, wenn nur die Guten von der Güte wären, vorerst näher zu besehen, was sie einem in die Schuhe zu schieben gedenken! Du grundgütiger Himmel, kann man denn jemanden im Unglauben bestärken? Im Glauben kann man ihn bestärken, in der Arbeit, in jedem Unternehmen, aber doch nicht im Unterlassen, nicht im Müßiggange, nicht im Unglauben! Kann denn einer, was er ohnehin bleiben läßt, noch mehr bleiben lassen, tagedieben, länger als der Tag ist, und was er nicht glaubt, noch mehr — nicht glauben?!

Was aber die Klage über die mehr und mehr um sich greifende Glaubenslosigkeit anlangt, so habe ich dieselbe hingenommen wie jedermann, ungefragt, ob sie berechtigt oder übertrieben sei, dachte jedoch, daß

es ein großes Unglück wäre, wenn durch sie den ehrlichen Leuten, die an echter Frömmigkeit festhalten, ihre gleichfalls ehrlichen Mitmenschen, die im Ansturme der Zweifel den Glauben einbüßten, entfremdet würden — nach Heuchlern und Hetzern, Laurern und Lumpen frag ich ja nicht —, und da hielt ich für dienlich, zur Beruhigung der ehrlich Frommen manchmal auch darauf hinzuweisen, daß das, was den Menschen zum Menschen macht, in den Tiefen seiner Seele sitzt, daß es wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit selbem abgelegt werden kann, daß das Sittengesetz ein ewiges sei und ein Verstoß dagegen gleich drückend und quälend sich heimzahlt, ob er nun von dem Gläubigen als Sünde oder von dem Glaubenslosen als Schuld empfunden wird.

Nun, lieber Leser, das gehört so mit zu dem „Belehrsamen", davon wirst du auch in den folgenden Erzählungen zur Genüge finden, und in dieser Hinsicht sind sie richtige „Kalender-Geschichten"; daß du sie auch im andern Sinne als solche gelten lassen müßtest — als Geschichten, die man gerne des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen —, das ist mein vielleicht nicht bescheidener, aber desto aufrichtigerer Wunsch.

Wien, im Frühjahr 1882.

Ludwig Anzengruber

„Wiener Blut"

Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau von Friedrich Schlögl
(Wien, 1873. Verlag von L. Rosner.)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Da sind sie ja alle wieder, die „schwankenden Gestalten", die ich einst, als ich als Knabe das Pflaster meiner Vaterstadt trat, mit mehr Neugierde als Verständnis betrachtete. In diesem Buche tummeln sie sich herum in ureigenem Behagen, auf dem ihnen gehörigen Boden, und wer einmal diesen „sozialen Wegweiser" in die Hand genommen, der folgt dem Verfasser gerne überall hin, durch dick und dünn. Ja freilich, auch durch dick und dünn, in Salons — die Vehikel der nivellierenden Bildung und Feinheit — hat uns der Autor einzuführen nicht versprochen, er nennt ja sein Buch „Kulturbilder aus dem Volksleben", und das Volk mit rauhen, unausgeglichenen, dadurch aber um so interessanteren Charakteren, das will gesucht sein an der Wiege seiner Ungeniertheit: „unter sich", und unter sich „laßt's es oft recht laut und harb abegehn."

Dieses „Laute und Harbe" des spezifischen Wiener Volkslebens hat schon unter mancher unberufenen Feder ein ganz anderes Gesicht bekommen, als es dem eingehenderen Beschauer zukehrt, und das hat auch den Verfasser des genannten Buches

bewogen, sich darauf zu berufen, daß er nach dem Leben schildert und weder mit den Schmeichlern der unteren Klassen noch mit den Heulmeiern des Anstands in einen Topf geworfen werden will.

Er läßt es sich also angelegen sein, sich uns von einer Seite zu präsentieren, die unbedingtes Vertrauen in seine Führerschaft erwecken muß. Er tut dies im ersten Kapitel seines Buches. Er führt uns „Ein paar alte Leute" vor, ein paar „goldene Hochzeiter", deren Liebes- und Lebensgeschichte er uns erzählt. Es ist eine allerliebste Stadtidylle aus den Tagen, wo die Gemütlichkeit Wiens noch mehr war als eine bloße Redensart; und nachdem er dieses herzerwärmende Bild in feinen, zarten Strichen abgeschlossen — man meint oft, seine Hand dabei zittern zu sehen —, macht er uns seine Verbeugung und sagt: „Der Sohn dieser braven, rechtschaffenen alten Leute bin ich!" Also unverdorbenes Wiener Blut, in dessen Gesellschaft ihr es unbedingt wagen könnt!

Und wir folgen ihm unbesorgt, durch alle Feiertage des Kalenders und nach allen Orten, wo sich die draftischen Figuren Wiens bewegen. Zu Neujahr vernehmen wir sein gemütliches Plaidoyer für die kleinen Gratulanten, die zum „Herrn Onkl" und der „Frau Tant", die Wunschrolle in den verfrorenen Händchen, trippeln, — beim „Greisler" machen wir den „Fasching der Armen" mit, — wir folgen ihm zu den „beim Stoß" durch die Überschwemmung Betroffenen, — wir hören ihn den „Aschermittwoch", den „Umgang", den „Allerseelen-

tag", mit der Rivalität in der Pietät, drastisch schildern, — die „Firmwoche" bringt uns unsere braven Landleute nahe, deren einer, für alle Schönheiten der Reichsmetropole blind, sich nur durch die im Prater ausgestellte „sieben Zentner schware Sau" imponieren läßt, — die „Wiener Feiertage" machen uns in ergötzlicher Weise mit den fütterungssüchtigen Wiener „Frauen vom Haus" bekannt, die wirklich „bös" werden müßten, wenn einem ihrer Gäste noch „gut" bleibt.

Wir sehen lebendig geschildert den „Fiakerball", den „Wäschermädelball", das „Trabwettfahren", wir folgen dem Verfasser zum „Sperl", in die „Walhalla", in den „Dianasaal", zu den Wiener Volkssängern und Volkssängerinnen.

Wenn mich nun jemand fragte: Ist das Buch also ein lustiges Buch?

So müßte ich gegenfragen: Ist Wien eine so lustige Stadt?

Das Buch ist heiter und ernst, jeder Beobachter vom Fach, der genau sieht und genau das Gesehene wiedergibt, schreibt mit Humor, der bekanntlich mit einem Auge lachen und mit dem andern weinen kann.

Wo aber unser Autor ernst wird, da ist er „das Gewissen Wiens"!

Nicht nur die Fremden können aus diesem Buche Wien kennen lernen, das Volksleben Wiens und die Orte, wo sich dasselbe präsentiert, und einen „Strizzow" auf unserm holperigen Terrain können die Laute der „entern Gründ", etwa im Munde eines resoluten Wäschermädels die bedrohliche An-

deutung „einer sieben Pfund schwaren Dachtel", wohl ebenso in Entzücken versetzen als die viel matteren Auslassungen der „Nandl" im „Versprechen hinterm Herd" seinen alpendurchforschenden Kollegen; — aber auch für den Wiener läßt sich viel aus diesem Buche lernen.

Mit heiterer Stirne und sicherer Hand schreibt der Verfasser „gezählt, gewogen" an die barocken Male unserer Sitten und Unsitten, aber das „und zu leicht befunden", das bleibt ihm im Stifte stecken, dazu hat er seine Vaterstadt zu lieb, mene, tekel schreibt er, — upharsin, das schreibt er nicht.

Nur einmal erzittert ihm die Hand, und er scheint gewillt, den ganzen Spruch mit umwölkter Stirne an unsere Mauern zu schreiben, das ist, als er mit uns die „Volkssänger und Volkssängerinnen" besucht, diese Partie des Buches möchte ich dem ernsten Nachdenken jedes Wieners empfohlen haben.

Aus allen andern Stellen des Buches lächeln uns alte Bekannte entgegen, deren Schwächen und Fehler wir belächeln oder verzeihen können, selbst die Damen des „Sperl", der „Walhalla", des „Dianasaals" lassen wir nach abgehaltener Revue einfach „links liegen"; wer sich dort amüsiert, tut es auf eigene Gefahr und Kosten, die „instruktiven" Lieder aber, die jetzt dem Volke gesungen werden, die mit Weib und Kind angehört werden, die verderben die Familiensitte. Wer weiß, wie viele Töchter Wiens durch sie auf die Wege zur „Walhalla" und zum „Dianasaal" gewiesen werden —, das ist die schlechte Gesellschaft Wiens.

Und wie ist dieser Abschnitt des Buches geschrieben! Da spielen alle Lichter des Humors, da wirft die Satire bizarre Schlagschatten an die Wände, da ist spottender Unmut und heiliger Ernst; die Wendung zum Schlusse eines Aufsatzes, wo der Autor eine Volkssängerin apostrophiert, welche, das tragische Schicksal ihrer Schwester als Reklame benützend und gleichsam vom Sargdeckel der Unglücklichen, als erste Stufe, auf das „Brettl" stieg, diese Wendung ist von dramatisch packender Gewalt. Freilich muß er uns ein paar Zeilen darunter benachrichtigen, daß ihm das Fräulein in einer ihrer nächsten Soireen mit ein paar sinnigen Gassenhauern antwortete.

Das war vorauszusehen. Torquato Tasso war einst Banditen in die Hände gefallen, und diese ließen ehrfurchtsvoll von ihm ab, es waren Wegelagerer, und Mord ihr Gewerbe, aber unbewußt glimmte noch ein Funke des Verständnisses für das Hohe in ihnen, wer aber der Gemeinheit ernst und überzeugend zu Herzen sprechen will, dem antwortet ein Kotwurf!

Jeder Wiener sollte wohl in dem Weltausstellungsjahre dieses Buch in seinem Bücherschranke haben, damit er es zur Hand nehmen kann, wenn ihn Fremde besuchen, und damit er ihnen zeigen kann, wie wir nicht überstolz auf die Vorzüge unserer Vaterstadt, nicht blind gegen ihre Schattenseiten sind, damit sie wissen, wie ein echtblütiger Wiener über „Wiener Blut" denkt, mit ihm kann sich getrost jeder anständige Wiener identifizieren, gegen die

„Unanständigen" würde er, wie ich ihn kenne, ohnedies hoch und höchst protestieren. Wir haben ja gesehen, daß er, wie viele Wiener, getreu an seinen „alten Leuten" hängt, daß er ein guter Gesellschafter, ein ernstfreundlicher Beurteiler fremder Fehler und Schwächen, und auch etwas mehr, als viele zu sein vermögen, daß er ein liebenswürdiger Schriftsteller ist. Macht seine Bekanntschaft, Wiener, und auch ihr Fremden, damit ihr wißt, wer euch grüßt, wenn wir ihm wieder begegnen — möge das recht bald sein!

L. Anzengruber

Die Schriften des Waldschulmeisters

Herausgegeben von P. K. Rosegger. Pest. Verlag von G. Heckenast 1875.

So betitelt sich die Weihnachts- und Neujahrsgabe Roseggers. Es ist ein stattlicher Band und dessen 442 Seiten liegen zwischen zwei Blättern, deren dringender Bedarf wohl den wenigsten einleuchten dürfte, das erste Blatt ist eine Widmung „dem Schützer und Förderer der Volksschule“ . . . . Seiner Exzellenz dem Herrn Minister des Kultus und Unterrichts, und das zweite, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine kartographische Phantasie, eine beigegebene „Karte der Winkelwälder“. Mit letzterer tut offenbar der Verfasser seinem Talente unrecht, wer verlangt bei seinen anschaulichen Schilderungen nach einem Wegweiser? Für naive Leser hat er freilich die Sache wichtig gemacht, indem er in einer Anmerkung auf diese Beilage aufmerksam macht, jedoch nur verursacht, daß die Lektüre durch ein unfruchtbares Suchen auf der Karte unterbrochen wird; der Schalk, wie er wohl selbst lachen mag, wenn sich jemand orientieren will, wo nie einer gewesen noch hinkommt! Übrigens mag er das mit den Touristenklub ausfechten . . . . die Karte tut dem Werke an sich doch keinen Eintrag.

In der Einleitung führt uns der Autor auf den

Schauplatz der Geschichte: „In den Winkel"; eine einsame, abgelegene Gemeinde, welche vor kurzem ihren Schulmeister auf rätselhafte Weise verloren hat; der alte Mann verschwand eines Tages und war und blieb verschollen, dafür finden sich seine Aufzeichnungen, und diese eben bilden die „Schriften des Waldschulmeisters".

Wie in den meisten Büchern, welche sich der Tagebuchform bedienen, ist auch hier der Schreiber der Held des Werkes. Ein tragisches Verhängnis verleidet ihm die Welt; er will sich in die Einsamkeit zurückziehen, aber zu wirken, zu schaffen muß er doch haben, nützen will er nach seinen Kräften, dazu bietet ihm ein Graf, dessen Sohn er unterrichtete, die Hand; diesem Grafen gehören die Winkelwälder zu eigen, dort hausen die Leute, die verwildert, fernab jeder menschlichen Vergemeinsamung, leben, dorthin soll der Weltmüde und soll Schulmeister werden; er geht auf diesen Vorschlag ein und nimmt nichts aus der Welt mit hin als Reue und ein stilles, anbetendes Gedenken an die schöne Tochter seines Protektors. Fünfzig Jahre haust er in den Wäldern, und diese fünfzig Jahre ziehen mit seinem Streben und Vollbringen freud- und leidvoll, gelassen und anschaulich an dem Leser dieser Aufzeichnungen vorüber.

Der erste Teil schildert die Erlebnisse des Schulmeisters bis dahin, wo er eben weltmüde wurde, und wie er sich vorerst mit den Wäldern und deren Insassen vertraut machte. Dieser Teil ist reich an jenen Genrebildern, wie wir dieselben, so aus ur-

eigenster tiefer Anschauung heraus und mit so feinem Humor gezeichnet, nur bei Rosegger finden. Anheimelnd mit gewinnender Einfachheit schildert ein Kapitel, „Urwaldfrieden", den seelischen Eindruck der Waldesruhe, den stillen Schlag des gesänftigten Herzens, den freien Ausblick der bis zum Selbstvergessen eingewiegten Seele. Die Wanderungen zu Hirten, Waldteufeln, Holzern, die Geschichte des schwarzen Mathes, die Beschreibung einer Hochzeitfeier (an sich schon durch kulturhistorischen Ausblick bedeutend) gehören zu den besten Partien des Buches, wie überhaupt zu dem besten auf diesem Felde Hervorgebrachten; oft begegneten uns diese Gestalten und Schilderungen schon in den früheren Werken dieses Autors, hier aber hat er sich selbst übertroffen; es scheint eben ein Geheimnis seines eminenten Talentes zu sein, daß er uns immer zu dem Zugeständnisse zwingt, wir hätten von einer Sache eigentlich spottwenig gewußt, so oft es ihm beliebt, zum andern Male von ihr zu reden.

Die Gestalten, die mehr in den Vordergrund treten und die Geschehnisse entweder begleiten oder vermitteln, sind durchwegs interessant.

Da ist die „Waldlilie", die Tochter eines armen Holzschlägers, die als Kind und Jungfrau durch das Buch läuft und zuletzt von dem jungen Grafen, dem ehemaligen Zöglinge des Schulmeisters, geehelicht wird. Die Abschnitte „Waldlilie im Schnee" — wo der Vater, nebenher, wie alle Wäldler, ein Wildschütz, das verirrte, schon aufgegebene Kind unter den Rehen wiederfindet und seine Büchse zerschlägt

— und „Waldlilie im See“ — wo die Jungfrau, von Männern beim Baden überrascht, in die Fluten taucht, um sich nicht dem Anblicke preiszugeben, — sind von ergreifender Einfachheit und natürlicher Innigkeit.

In ihrer realistischen Anlage interessieren sowohl der „alte Rüpel“, ein Naturpoet, der stets in Makamenform reimt und sich durch seine Sprüche bei festlichen Gelegenheiten unentbehrlich macht, als auch der „Rußbartelmei“, der stämmige, knorrige Köhler, nur erleiden diese Figuren durch ihr mehr romantisch geschildertes Ende wohl einigen Abbruch. Der erste wird noch vorher durch eine Reminiszenz an den alten Harfner in „Wilhelm Meister“ etwas aus dem Rahmen gerückt, und der zweite, dessen Heimgang in dem Abschnitte „Von einem sterbenden Waldsohne“ erzählt wird, verliert durch Schwanken zwischen Glauben und Unglauben und schließliche Bekehrung das vorerst so wirksame hartknochige Gefüge seines Charakters; da ist in einem anderen Buche mit ergreifender Realistik „Ein Sterben im Walde“ gezeichnet, das diese Schilderung schlägt, das Werk heißt „Gestalten aus dem Volke“ — und Rosegger hat eben mit Rosegger konkurriert.

Mit aller Sorgfalt ist auch die seltsamste Figur des Werkes, „Der Einspanig“, gearbeitet, es ist dies ein Jesuit, der nach inneren Kämpfen seinem Orden entlief und sich in den Winkelwäldern verbarg, das ganze „Warum und Woso“ ist in einem hochinteressanten Kapitel, „Die Antwort des Einspanig“, er-

zählt. Man kann gegen die Zeichnung dieses Charakters nichts einwenden, denn selbst der Verfasser läßt den Jesuiten noch durchblicken. Der Sohn des im ersten Teile über seine Geschichte versterbenden Raufboldes, des schwarzen Mathes, der Knabe Lazarus, dem nichts als Erbe verblieb, als der Jähzorn seines Vaters, wirft einen Stein nach seiner Mutter und entläuft darauf aus der Hütte, er kommt zu dem Exjesuiten, der ihn in seiner Weise erzieht, ihn auch eine Geduldprobe lehrt, nämlich eine Handvoll Glasknöpfe über den Boden streuen und wieder bis auf den letzten langsam zusammenlesen, und als der lange verborgen gebliebene Knabe wieder aufgefunden und zur Mutter gebracht wird, die ihn mit Freuden liebkost, da wirft der Junge seine Glasknöpfe auf den Boden, sucht sie schweigend zusammen, er weint nicht, er jauchzt nicht.

„Der Knabe Lazarus muß in einer wunderbar mächtigen Schule gewesen sein", schreibt der ehrliche Waldschulmeister. Ach ja, in einer mächtigen Schule, in der Schule, die unsere Eltern noch genossen, die nichts für Herz und Kopf gelassen, und welche auch die Leidenschaften nur gängelte, um, wenn es dienlich schien, dieselben aufrasen zu machen „zur größeren Ehre Gottes"!

Alle Achtung vor der Durchführung des Charakters des „Einspanig", aber die Verwendung, welche er in dem Buche findet, dürfte einigermaßen erkältend wirken. — Ehe der Held der Geschichte sein hartes Tagewerk überhaupt beginnen kann, muß ein Band gefunden werden, das die Insassen „des

Winkels" und der „Winkelwälder" zusammenhält, er muß vor der Schule eine Gemeinde gründen. Er weiß sich aber keine Gemeinde zu schaffen ohne Kirche. Wohl, ehrlicher Schulmeister — und so lange noch die Kirche, bis die armen Ideologen und die reichen Wissenden für den leeren Himmel die volle Erde bieten können, bis dahin halten sich die Armen und Elenden an den vollen Himmel für die leere Erde. Das mag wohl noch eine Zeit währen! Der Waldschulmeister entscheidet sich also lieber für Kirche und Schule als für keines von beiden. Er erwirkt bei dem Grafen, daß dieser „in dem Winkel" eine Kirche bauen läßt, und der Pfarrer dieses neugeschaffenen Sprengels wird durch freie Wahl der Gemeinde — der „Einspanig"! Abgesehen nun von der seltenen Stimmeneinhelligkeit für eine Person, welche jahrelang durch ihr Gebaren das sprichwörtliche Mißtrauen der Bauern herausgefordert hat, und von der Belassung derselben im unbestätigten geistlichen Amte, so muß doch bemerkt werden: d e r Mann, soll man ihm grün bleiben, darf nur leidend, ertragend vorgeführt werden, handelnd darf er nimmer auftreten, der erste Schritt dazu weckt alle Bedenken gegen seine Vergangenheit auf.

Wohl versichert der Schulmeister, der „Einspanig" sei ein guter, rechter Pfarrer gewesen, aber wo sollte ein Pfarrer arg sein können, wo keiner gegen ihn steht und sich alles freiwillig unterordnet — wäre Rom über alle Winkel der Erde Herr, es könnte sich ruhig auf das einträglichere Segnen verlegen und das unbezahlte Fluchen beiseite lassen.

Gemeinde, Kirche und Schule bestehen nun „im Winkel", der Waldschulmeister ist am Ziele, er kann wirken und schaffen, die Wäldler hängen nun plötzlich mit der großen Welt zusammen, ihre Sinne und Augen werden aufgetan für ihr kleines Heim und das große Draußen, das eine rührt heilsam an das andere, nun wird wohl eine aufstrebende Welt im Walde erwachen, und Tür und Tor ist der Kultur geöffnet und . . . was allem noch?!

Wollen doch sehen, was der Waldschulmeister in seinen Aufzeichnungen darüber sagt, nachdem ihn der harte Schlag getroffen, daß ihm sein Mitarbeiter, der „Einspanig", gestorben.

Erst muß es noch der Zufall fügen, daß er über den Traum seiner Jugend wehmütig lächeln lernt, die einst angebetete schöne Schwester des jungen Grafen besucht den „Winkel". Er schreibt:

„Bei der Ankunft sind schier alle Winkelsteger auf dem Platze versammelt gewesen. Der Pfarrer hat eine Begrüßung gehalten; ich habe mich in das Schulhaus verkrochen. Aber ich bin im Herzen erschrocken; just vor meinem Fenster sind sie ausgestiegen, und da hab ich gemeint, sie wollten zu mir herein. Ich habe sie sehr gut gesehen; sie ist jünger geworden. Kaum aus dem Wagen gehoben, lauft sie einem Falter nach. Das ist aber ihre jüngste Tochter gewesen. Sie selber . . . ., bei meiner Treu, ich hätt sie nicht wieder erkannt."

„Heute hat die Frau eine Tafel gegeben und dazu den Pfarrer und den Graßsteiger eingeladen. Mir ist ein Stück Braten, eine Buttertorte und ein Glas

Wein ins Haus geschickt worden. Zum Glücke geht ein Bettelmann vorbei, daß mir die Speisen nicht verdorben sind. So sind heute zwei Bettelmänner abgespeist worden."

Später aber schreibt er über die Zeiten:

„Der Pfarrer ist uns ausgetauscht worden gegen einen blutjungen. Der blutjunge sagt, die Seelsorge sei arg vernachlässigt, und will das Krumme auf einmal gerade machen. Er ordnet Betstunden, Buß- und Bittgänge an. Seine Predigten sind scharf wie Lauge. Und es gibt so viele wunde Herzen. Seit der neue Pfarrer da ist, bin ich in der Schule schier überflüssig geworden. Er füllt die Stunden mit Glaubensunterricht aus. Die Kinder haben mehr Fähigkeit, als ich je erfahren — den ganzen Katechismus kennen sie auswendig. — Der Kaiser und der Papst sollen mit einander ein eigenes Gesetz für das Seligwerden herausgegeben haben, und seit ewigen Zeiten ist zu Winkelsteg nicht so viel vom Teufel gesprochen worden als jetzt."

Schier überflüssig! — Der alte Mann wird müde und müder, auch seine Hand, die Aufzeichnungen werden einsilbiger und kürzer, und endlich bleibt er eines Tages von Winkelsteg weg.

Der Abschnitt „das letzte Blatt" erzählt, wie seine Leiche unter dem Schnee am Fuße des „grauen Zahn" aufgefunden wird. Der „graue Zahn" ist ein Felskegel, der hoch über die Gletscherfelder aufragt, und von dessen Spitze man, an klaren Wintertagen, das Meer soll sehen können; nach welchem Anblick den alten Mann in letzter Zeit eine Sehnsucht er-

faßte. In seiner Tasche findet sich ein Blatt, mit Bleistift unsicher hingeschrieben: „Christtag. Ich habe bei Sonnenuntergang das Meer gesehen und das Augenlicht verloren."

Der Verfasser zieht die Summe dieses strebsamen, jedoch so armen Lebens, und mit diesem Fazit endet er sein Buch, mit den Worten: „Entsagung und Ergebung!"

Was hier zur Charakterisierung von Roseggers neuestem Werke angedeutet wurde, wird wohl jedem sagen, daß es eine nach Form und Inhalt bedeutende Leistung sei; Schönheiten, die oft, durch ihre Beziehungen auf das Frühere und das Ganze, in zwei Zeilen liegen, konnten natürlich nicht herausgegriffen werden, und gerade davon ist das ganze Buch voll, möge es daher allen, die nicht des Lesens, sondern des Genusses wegen lesen, empfohlen sein.

L. Anzengruber

*

1889 erschienen bei Hartleben in Wien unter dem Titel „Vom Gebirge her, Dorfgeschichten von B. Neumann (Reinhold Scheffel)" die fünf von der Verfasserin im Illustrierten Österreichischen Volkskalender 1884, 1885, 1886, 1888, 1889 veröffentlichten Erzählungen. Die Beiträge von 1883 und 1887 waren nicht in das Buch mitaufgenommen worden. Anzengruber schrieb dazu im Oktober 1889 die

Einbegleitung

In dem von Friedrich Petz redigirtem „Oesterreichischen Volkskalender" waren ich und der Verfasser der vorliegenden Dorfgeschichten oft Wandnachbarn und wenn man so Jahre durch Wand an Wand neben Jemand wohnt und dieser Jemand ist ein Erzäler, so hört man unwillkürlich zu, man bildet sich nicht nur ein Urteil über ihn, sondern man hört auch Andere über ihn urtheilen.

Das Talent, das sich Reinhold Scheffel schreibt — im Leben Frau B. Neumann genannt — ist ein liebenswürdiges, gefälliges Erzälertalent, kein waghalsiges, das sich mit ganz absonderlichen Charakteren auf die Wallfahrt nach ganz außerordentlichen Abenteuern begibt, sondern ein solides, das sich auf seine Hörer versteht und diesen manche liebe Jahre durch die Langweile bannte und die Zeit durch frohgemuthes Fabulieren vertrieb und gerne in dem Kalender-Absteigequartiere gesehen, d. h. gelesen wurde.

Da sich die Erzälerin nunmehr auf ihr eigenes Stübchen zurückzieht, ist ihr aller Zuspruch zu wünschen, die Bekannten werden es daran nicht fehlen lassen, die Unbekannten sollen hiemit höflichst eingeladen werden, eine Pflicht, der sich gerne unterzieht

Wien, October 1889.

L. Anzengruber

Bücherbesprechungen

aus der „Heimat"

Friedrich Schlögl, Wienerisches. Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. Neue Folge von „Wiener Blut" und „Wiener Luft". Mit dem Porträt des Verfassers. Zweiter Abdruck. Wien und Teschen. Verlag von Karl Prochaska. 1883.

Wenn dem Verfasser des vorliegenden Buches die zweifelhafte Ehre erspart geblieben, daß er in Wien als der „Unsere" bezeichnet wurde, so liegt dies vermutlich darin, daß eine solche Anerkennung von seite der vielen von ihm mit unnachsichtiger Treue Gezeichneten sich ungefähr ausnähme wie Nestroy-Sansquartiers Meldung: „Herr Schuwernär, ich hab ein Gfangnen gmacht — aber er laßt mich nit los!"

Ganz gegenteilig behandelt Schlögl die Wiener im guten und üblen Sinne als die „Seinen", und trotz ihm die Wahrhaftigkeit bei seinen Schilderungen nicht die geringste Schönfärberei erlaubt, so fühlt er doch auch für die mißratenen, schlecht gearteten Seinen.

Seine Schriften spiegeln die Sittenzustände, die persönlichen Erscheinungen, die Stimmungen der halb vergangenen und gegenwärtigen Zeit Wiens so getreulich wider, daß ihr kulturgeschichtlicher Wert

nicht bestritten werden kann, dieses Verdienst aber erklärte nicht die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen von „Wiener Blut", „Wiener Luft" und des vorliegenden Werkes, das auch schon den zweiten Abdruck aufweist. „Wienerisches" bringt, in folgende Abschnitte geteilt: I. Sittengeschichtliches. II. Stadt- und Vorstadtfiguren. III. Aus dem Wirtshause und dem Keller. IV. Wiener Arten und Unarten. V. Charaktere und Originale. VI. Einiges zur Lokalchronik, laut Titelzusatz, nicht mehr, aber auch nicht weniger, als die beiden anderen vorher erschienenen Bücher, nämlich Kulturbilder aus dem Volksleben Wiens; warum aber greift der Leser sofort nach der neuen Gabe — Beleg dessen die zweite Auflage — und beeilt sich die Bekanntschaft mit dem Autor fortzusetzen? Weil er den „Grämling" lieb gewonnen hat, der so an seiner Vaterstadt hängt, daß man ihm oft anmerkt, wie er über die Herbheit eines — er ist dessen versichert — gerechten Urteils grämlich wird und über manche Vorhersage — er weiß, sie ist zutreffend — selbst erschrickt, Beklemmungen, über die er sich durch kaustischen oder gutmütigen Humor hinwegzuhelfen versucht, der eben auch wienerisch ist; zu verheimlichen, zu vertuschen, zu beschönigen aber weiß er nichts, in jeder Zeile des Buches spricht sich ein eigenartiger, ganzer Charakter aus, der Leser hat es nicht mit einem Büchermacher, nicht mit einem in Alltagswolle gefärbten Schöngeist zu tun, sondern mit einem Autor, den es, vom Innersten seines Empfindens heraus, drängt, sein Selbst auszusprechen, und dieser unmittelbare Verkehr bildet den

Reiz der Lektüre seiner früher erschienenen Werke, sowie dieses — wir wollen hoffen, vorläufig — letzten.

*

Hanns Hopfen, Gedichte. Berlin 1883. (Verein für deutsche Literatur.) A. Hofmann & Co.

Je besser Gedichte sind, je weniger läßt sich darüber sagen, das Empfundene läßt sich nicht gut ausschreiben, und Zitate geben keinen Begriff.

Es war mir eine Weihnachtsfreude, mich an diesen Gedichten zu erbauen. Da ist nichts Hergebrachtes, nichts Gemachtes, es sind Sänge eines Dichters, der sich in Freud und Leid selbst ausspricht, der es zu machen weiß, daß sein Weh, seine Lust und sein Mitgefühl an anderen uns zu Herzen spricht.

Die letzte Partie des Buches, „Gusti", wo der Dichter von seiner verstorbenen Gattin singt und sagt und klagt, und wo der Schmerz in so ruhiger, so geklärter Wehmut sich ausspricht, gehört, meinem Empfinden nach, in ihrer schlichten, natürlichen und um so ergreifenderen Weise zu dem Schönsten, was ich je gelesen. Von einem Zartsinn, der uns den Poeten lieb gewinnen läßt, ist der Abschied, den er vom Leser an dem Leichensteine der Besungenen nimmt, bis dahin teilt er mit, was in den Tagen frohen Zusammenseins entstand, was das Weh des Verlustes ihm erpreßte, das konnte er mitteilen, das zu tun, mußte ihm sogar Bedürfnis sein, aber weiter hatte er nichts hinzu zu dichten.

„Hab Dank, fahr wohl und laß mich hier allein!"

mit diesen Worten wahrt er sich das heilige Anrecht seines alleinigen Schmerzes, und wie er diesem in seinen Liedern keine weichliche, süßliche Konzession machte, so fühlt er es im Leben seine Sache, mit ihm fertig zu werden.

Ein ganzer Mann und ein echter Poet!

*

L. B. Hellenbach. Die Insel Mellonta. Wien 1883. Verlag von L. Rosner.

Der Verfasser dieses Buches ist ein fleißiger Schriftsteller, in gewisser Beziehung könnte er als einseitig gelten, in anderer kann ihm eine gewisse Vielseitigkeit nicht abgesprochen werden. Sein Hauptwerk ist das drei Bände starke „Die Vorurteile der Menschheit"; was er vorher produzierte, erscheint gleichsam wie eine einleitende Vorbereitung zu dem, was er in diesem Buche zu sagen unternahm, und was er darnach brachte, sind Ergänzungen dazu. Er legte die Vorurteile, unter welchen er den Staat, die Gesellschaft und den Menschen schlechtweg leiden sah, in maßvoll ernster Weise bloß, er zeigte die Vorurteile auf, welche dem Forschen den Weg verlegen und das Wissen in dogmatische Schranken einzuengen drohen. Was ihn dem Denken und Gefühl seiner Zeitgenossen nahe bringt, ist sein wahrhaft humaner Sinn, was ihn diesen entfremdet, ist sein offen bekundeter Spiritismus, obwohl er mit den Spiritisten, einiger, nur dem Fachmann verständlicher Unterscheidungen halber, nicht in einen Topf geworfen sein will.

„Die Insel Mellonta" zeigt Hellenbach von einer neuen Seite. Er wählte diesmal die novellistische Form, mit Örtlichkeitsschilderungen, redenden und handelnden Personen, und bedient sich ihrer, wie das bei dem geistreichen Manne vorauszusehen war, mit Geschick, um, was ebenfalls zu erwarten stand, für seine Ideen einzutreten. Bis zurück auf Plato reicht das Gedächtnis an einzelne Männer von Herz und Geist, welche der Anblick des Elends und des Ungerechtsamen der Not, unter welcher die Mehrzahl der Menschen schmachtet, grübeln machte und bewog, in Aufstellung und Schilderung idealer Gemeinwesen die Möglichkeit einer Abhilfe darzulegen. Alle diese idealen Staaten oder Gemeinden lagen in fernen Erdteilen, unzugänglich und unnahbar für die wirkliche Welt, so wie die Koralleninsel „Mellonta" im Stillen Ozeane, umgeben von Korallenriffen; aber alle bisherigen Weltverbesserer waren wohl des guten Glaubens, daß sich ihre Gedanken sofort als durchführbar und heilkräftig erweisen müßten; in diesem Punkt ist Hellenbach moderner; nur ein klein wenig schmeichelt er seiner Erfindungsgabe mit der Frage: ob nicht einzelne Aufgeklärte inmitten des europäischen Staatengewirres sich zu kleinen Gemeinden, nach den Satzungen Mellontas lebend, zusammenfinden könnten? Im großen ganzen bezweifelt er die derzeitige Durchführbarkeit seiner Ideen und gibt sie nur als einen Traum, der über die Fortbildungsfähigkeit der Menschheit beruhigen soll, dessen Erfüllung er aber selbst in geraume Zeitenferne hinausrückt.

Die Erzählung von der Insel Mellonta gibt sich tatsächlich als Traum. Der Held derselben, Alexander, wird durch einen indischen Brahmanen eingeschläfert und träumt Schiffbruch, Rettung, Leben auf Mellonta, Kenntnis der dortigen Institutionen — wobei es, da zu letzteren auch die freie Liebe zählt, nicht ohne galante Abenteuer abgeht, — und schließlich Untergang der Insel. Bei Schilderung der Liebesverhältnisse seines Helden befleißigt sich der Verfasser aller nur möglichen Wohlanständigkeit, dagegen wird das, was man in der europäischen Gesellschaft so zu nennen pflegt, einer absprechenden, in manchen Punkten jedoch zutreffenden Kritik unterzogen. Kurz gesagt, der Held träumt, wenn der Ausdruck gestattet ist, an der Hand von Hellenbachs „Vorurteile der Menschheit", und da überkommt bei mancher Stelle den Leser die traurige Gewißheit, wie breit auf dem Boden der Wirklichkeit diese Vorurteile doch stehen, während ihnen die Besten, die bisher wider sie ankämpften, nichts als mehr oder minder scharfsinnig ausgesonnene Träumereien entgegenzustellen hatten. Damit auch das im dritten Bande der „Vorurteile" dominierende spiritistische Element nicht fehle, schließt die Novelle mit der Schilderung einer Materialisation der Traumgestalten, aber in solch phantastischer Einkleidung läßt man sich derlei umso eher gefallen, als damit ein tröstlicher Epilog mit weitem Ausblick auf das Los der Menschheit sowohl als auch des einzelnen eingeleitet wird. Wie man sich auch zu den Ideen des Verfassers stellen mag, das tut dem Werke

keinen Abbruch, man wird es nicht ohne das Geständnis aus der Hand legen, ein interessantes Buch gelesen zu haben.

*

Foglar, Ludwig, Gedichte. Neue Sammlung. Leipzig 1883. Rühle & Rüttinger.

Gedichte von Ludwig Foglar brauchten eigentlich keiner Anempfehlung, aber das Publikum ist in neuerer Zeit „gedichtescheu" gemacht worden durch Publikationen, zu denen leider das Versemachen — als anscheinend so leicht — manche Autoren verführte, welchen es eben an dem gebrach, was in erster Reihe den Reiz aller und jeder literarischer Produktion ausmacht, einer ausgesprochenen Individualität; es kommt ja wahrhaftig nicht darauf an, was gesagt wird, denn nach Goethe:

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Es kommt lediglich nur auf das „Wie" an, und Form und Gehalt des Auszusprechenden wird durch die persönliche Eigenart des Poeten bestimmt. Ludwig Foglar ist lange schon als eine sympathische und zu respektierende literarische Persönlichkeit bekannt, und als der Alte zeigt er sich auch wieder in diesem seinem neu erschienenen Buche, als der humane, freigesinnte Menschenfreund, als der weltbegnügte Denker und lebensfrohe Mann „am häuslichen Herd", dessen Freuden und Sorgen er über dreißig sinnige Lieder widmet. Daß dem Leser in dem dreihundert Seiten starken Bande fast auf jedem Blatte Beachtens- und Beherzigenswertes

entgegentritt und er es allüberall mit einem Poeten zu tun habe, der sich als seiner Zeit angehörig und ihr verpflichtet fühlt, dafür sprechen allein schon die Strophen, welche der Autor „Dichterberuf" betitelte und gegen jene Richtung der Lyrik kehrte, die da sagt:

— Nichts weiß die freie Kunst vom Staat,
Von Lieb und Lenz singt man seit Kain und Abel.

Er antwortet hierauf:

Doch — seit dem Staat — wird auch das Lied zur Tat
Und litt und stritt vor Jericho und Babel.
So leugnet doch hinweg mit Sing und Sang
Das Elend und die Schmach, die wir erdulden,
Die Lüge, die Beweis führt mit dem Strang
Und Meinung ahndet wie ein Todverschulden.

Und er schließt:

Darum besingt ihr Sterne, Mond und Baum,
Wir lauschen gern, ruft Stimmung, Ort und Stunde,
Doch laßt für uns auch am Parnasse Raum;
Ihr schmückt, verhüllt — wir heilten gern die Wunde.

*

Mit dem Bescheidensten will ich diesmal anfangen; er nennt sich Josef Willomitzer, und sein in Leipzig bei Glaser & Garte erschienenes Buch heißt „Heitere Träume". In der Vorrede an die „Hochgeehrte Kritik" entbindet der Verfasser von der Lektüre seines Werkes und bittet nur um die Gegengefälligkeit, zu konstatieren, daß sein Buch „eine Reihe wahrer Perlen deutschen Humors enthält", und in unserer Periode geistloser Viel-

schreiberei „wahrhaft herzerquickend“ anmutet, dann folgt, was über jedes einzelne Stück Rühmenswertes zu sagen wäre, und zum Schlusse möchte es sich höchst ersprießlich machen, etwas von dem „Aufflammen eines Sternes erster Größe“ einfließen zu lassen und mit der Überzeugung zu schließen, daß die „heiteren Träume“ fortan „in der Bücherei keines gebildeten Deutschen werden fehlen dürfen“. Launig, wie die Vorrede, ist das ganze Büchelchen, und es kann darum bestens empfohlen werden.

Freunde heiterer Lektüre tun auch keinen Fehlgriff, wenn sie dem obigen Werkchen das Eduard Pötzls, Wiener Skizzen aus dem Gerichtssaal (Wien, L. Rosner), beifügen.

Der Verfasser hat in den sonst gerade nicht zu Humor anregenden Gerichtssaal seinen eigenen Humor hineingetragen, und der ist ein geistreicher, lachlustiger Geselle, dessen Bekanntschaft einem recht wohl bekömmt. Illustriert ist der Band von Hans Schließmann und K. von Stur, deren Stifte da so recht auf eigenstem Gebiete wetteifern.

Noch ein empfehlenswertes Buch in dieser Richtung darf ich nicht vergessen, dem Leser namhaft zu machen, es ist dies der erste Band der „Bibliothek für Ost und West“ (Wien, Hugo Engel), er enthält: V. Chiavaccis: Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder.

Das Träumen, Trachten und Taten der Wiener Gassenjugend — wer aus dem Mittelstande zählte einst nicht zu dieser Spezies? — ist aufs ergötzlichste geschildert, scharfsinniges Beobachten und

feinfühliges Auffassen der Charaktereigentümlichkeiten des Wieners zeichnen die anderen Skizzen aus, deren manche allerdings auch an den Ernst des Lebens gemahnt.

Diese drei Werke sind gut in die Reisetasche zu nehmen, sonderlich, wenn es sich trifft, daß einer eine Reise tut, wo er nichts zu erzählen weiß, da er irgendwo eingeregnet sitzt; diesfalls wird er sich in Gesellschaft der drei oben genannten Autoren recht behagen, daß diese durch solchen Zufall gewinnen, ist ebenso sicher, wie daß sie, zu Hause im Trockenen gelesen, nichts verlieren.

Für Leser, welche der Dialektdichtung Interesse und Verständnis entgegenbringen, wäre ein neues Feld eröffnet, welches in solcher Reichhaltigkeit selten in irgend einem Sammelwerke erschlossen erscheint; nämlich über das Schweizer Deutsch, wie es in sämtlichen deutsch redenden Kantonen im Gebrauche ist, bringt lohnendste Einsicht: Schwyzer-Dütsch, Sammlung deutsch-schweizerischer Mundartliteratur, gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Verlag von Orell Füßli & Co. in Zürich. Das ganze vorliegende Werk besteht aus 22 Lieferungen zu 50 Pfennigen, davon kommen auf Aargau, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen und Appenzell, Schaffhausen, Thurgau, Uri und Schwyz und Unterwalden, Zug und Freiburg und Wallis je ein Heft, auf Basel drei, auf Bern zwei, auf Solothurn zwei, auf Zürich fünf und das letzte, das 22. Heft, bringt einen „Schlüssel zum Schwyzer-Dütsch".

Eine Fülle von volkstümlich Heiterem und Ernstem bietet sich dem Leser dar und der Dialekt ist sehr leicht zu verstehen, es gilt nur so ein Ding, sei es eine Geschichte, ein Gedicht oder ein Schwank, paarmal durchzulesen, das ist so gut, als wenn man den Leuten beim Reden aufs Maul schaut.

Wir wollen nur etliche Sprichwörter hier reproduzieren:

„Mu muoß der Löffel nid abgeen, bis mu selber gnuog het." (Zug.)

„Me chunet mit meh Mue i d'Hell as in Himmel."

„Jede het sin Spore, und wer's nid glaubt, het zwee."

„Wo's Bruuch ist, leit me de Chue is Bett."

„Wer nit glehrt het, mueß Söu huete."

„Bist nit hübsch, so tue hübsch." (Aargau.)

„Tue wie d' Lüt, so gaht's der wie die Lüte." (Glarus.)

„De Hansheiri Früegnueg und de Hansheiri Guetgnueg sind zwee Brüeder gsy."

„Niemert ist se demuetsvoll, wä me ne lobt, so tuet's em wol." (Zürich.)

„Wem nüt wird und nüt stirbt, weiß nit, was Läben isch."

„Me schloht ehnder zwee Düflen ine, gäb einen use."

„Schwarz gebore, isch wüschen und wäsche verlore."

„Wenn eine 's Glück het, so chan er am Öpfelbaum Chirsi gwinne."

„Wer nit mit der Zyt geit, dä nimmt d'Zyt mit."
(Solothurn.)

„Nüt nahlah gewünnt."

„D' Lüt lan reden, d' Hünd lan waulen, d' Vögel lan gaggen und gäng grad usi der rächt Wäg gahn."

„We Füür u Pulver zäme chiämen, ist fälber de Tüüfel nid sicher."

„Wäm ds Glück wil, dem chalberet dr Schytstock."

„Hütt e Tritt um mooren e Tritt, chumen i nit hütt, so chumen i moore — sust den übermoore."

„Wenn do Wy tüüra ist, su versuuft mu d' Chue, und wenn er wohlfeela ist, no ds Chalb dazue."

„Bi dr Nacht sin d' Chatzi allu schwarzu."

„Es ist ging Öppis, daß dr Himel het, sust ghyti er aha." (Bern.)

Es sind das gerade, ehrliche Sprüche und mancher, auch hierzulande bekannter, darunter.

Zum Schlusse sei noch auf ein größeres Werk aufmerksam gemacht, auf „Adolf Sterns Geschichte der neueren Literatur (Leipzig, Bibliographisches Institut 1882—1883). Fünf Bände.

Der Verfasser dieses umfangreichen Werkes — umfangreich, weil es alle europäische neuere Literatur von der Frührenaissance und Vorreformation bis zur Romantik umfaßt — hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Literaturgenuß wieder zu erwecken, was nur durch liebevolles Eingehen auf die Einzelerscheinungen und den Nachweis der Entwicklung, die im ganzen liegt, möglich wird.

Die Entwicklung, das Werden des einen aus dem anderen nach gegebenen Verhältnissen, hat man lange als in der Literatur gar nicht, oder nur mit sehr geringer Einflußnahme vorhanden, betrachtet; indem man bei dem Schaffenden, dem Autor, reine Willkür voraussetzte, wurde man leicht unbillig und ungerecht. In dem vorliegenden Werke vermißt man, mit vollem Behagen, jenen Ton absprechendster, wegwerfendster Kritik, der eine Zeitlang in Literaturgeschichten völlig unerläßlich schien, und wenn deren Verfasser nicht ein Dutzend „falscher" Größen abgeschlachtet hatten, war ihnen nicht wohl und den Lesern nicht genug getan. Letztere forderten etwas in den literaturgeschichtlichen Werken, um das sie sich aufregen konnten, um das sich streiten ließ. Die persönliche Auswahl der Lektüre muß freilich jedem überlassen bleiben, aber persönliche Zu- und Abneigung darf dem Literaturhistoriker nur in dem Maße gestattet sein, als sie in liebevollerer oder flüchtigerer Beschäftigung mit dem einzelnen der Autoren zum Ausdruck kommt.

Auf diesem höchst verdienstlichen Standpunkte steht und hält sich Adolf Sterns Geschichte der neuen Literatur und erweist sich dadurch allein schon als ein verdienstvolles Werk, nicht der Klarheit in Anordnung und Behandlung des überreichen Materiales zu gedenken.

Der Verfasser hat sich entschlossen, diesen fünf Bänden einen sechsten folgen zu lassen, der den literarischen Erscheinungen bis in die Gegenwart nachgeht; es steht zu hoffen, daß er nach seiner vor-

urteilslosen Weise auch den Lebenden gerecht werden wird, um die ja immer der Streit für oder wider ihre Leistungen am heftigsten tobt, ein ruhiges besonnenes Werten und Schätzen tut da ganz besonders not und wirkt verdienstlich. Der Leser lasse sich das Werk bestens empfohlen sein.

III. Wiener Studien

Auf der Straße

In meinem letzten Aufsatze in diesen Blättern habe ich bedauert, daß uns der Maßstab für das Sittliche abhanden gekommen, heute werde ich den geehrten Leserkreis mit einem anderen Verluste, der uns Wiener betroffen hat, bekannt machen.

Wir können nicht mehr ... gehen!

Früher, das war so etwa vor fünfzehn bis zwanzig Jahren, da waren uns unsere engen und schmalen Straßen noch immer breit genug, um uns gegenseitig mit Artigkeit und graziöser Flinkheit ausweichen zu können.

Wer heute jedoch die Straße betritt, wird zugeben, daß das anders geworden, es fehlt das Entgegenkommen, der gute Wille fehlt; überall stößt man auf Hemmnisse. Der geehrte Leser möge mir erlauben, einige dieser lebenden Barrierestöcke, Drehkreuze und sonstigen Passagenbeschränker mit wenigen Strichen, jedermann zu Nutz und Warnung, zu kennzeichnen.

Da gibt es als erste in das Auge fallende Figur „den Unentschiedenen", gewöhnlich ein langer, hagerer, ungelenker Mensch oder — da sich auch im alltäglichen Leben die Extreme berühren —, ein kurzleibiger, dicker Geselle. Du begegnest „dem Unentschiedenen" auf schmalem Trottoir, du hältst

dich mit aller Entschiedenheit rechts, da du ihn von links auf dich zukommen siehst, wie er an dich herankommt, ändert er plötzlich seinen Kurs, steuert auf dich zu und pflanzt sich in ganzer Länge oder Breite vor dich hin. Du, aus der Physik mit dem Gesetze von der Andringlichkeit der Körper vertraut, wendest dich nun natürlich nach links, in diesem nämlichen Augenblicke macht er dir wahrscheinlich in der gleichen wissenschaftlichen Überzeugung — dieselbe Konzession, und ihr steht euch wieder so anmutig gegenüber wie einen Augenblick früher, nur diesmal, der Abwechslung halber, auf der anderen Seite des Gehweges.

Dieser neuerliche Zusammenstoß ist sohin offenbar nur ein Triumph der allgemeinen Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis, der „Unentschiedene" murmelt irgend eine höfliche Entschuldigung, wie „Oha" oder dergleichen, und changiert zu gleicher Zeit abermals mit dir den Platz, und ihr steht, wo ihr anfangs gestanden. Jetzt reißt euch beiden die Geduld, die Aussicht, im ewigen Wechseltanze an einander gekettet das Dasein auf dem Trottoir zubringen zu müssen, hat so wenig Verlockendes, daß ihr euch, die Körper vielfachen schmerzhaften Berührungspunkten preisgebend, an einander vorbeireibt.

Wehe aber, wenn zwei „Unentschiedene" auf einander treffen, ihnen gelingt gewöhnlich die Ausweichungsfriktion nicht, zum Knäuel geballt, mühen sie sich ab, und es sieht aus, als ob einer in den andern hinein wolle, jeder will sein Ich vor dieser Invasion bewahrt wissen. Mit der fluchgrimmigen

Einleitung: „O, Sie...", woran sich wenig schmeichelhafte Äußerungen über die gegenseitigen werten Persönlichkeiten bandwurmartig anschließen, beginnt ein bedrohlicher Gedankenaustausch, und niemand vermöchte zu sagen, wie das enden würde, wenn sie nicht der Strom des allgemeinen Verkehrs, den sie lange genug gestaut, hinwegtrüge und aus einander brächte!

Eine Abart des „Unentschiedenen" ist der „Wendehals". Du gehst sorg- und arglos deiner Wege, plötzlich wandelt dir im Halblinks- oder Halbrechtsschritte eine Gestalt entgegen, die alle ihre Beschaulichkeit nach rückwärts konzentriert hat. Der „Wendehals" blickt immer hinter sich nach einem seine Aufmerksamkeit erregenden Gegenstande, nach einer Dame, nach einem Hunde, nach einem fremden Offizier in nie gesehener Uniform, nach einem „Arratierten", ja auch nach nichts, aus Verwunderung darüber, daß einmal hinter seinem Rücken nichts zu sehen sein soll.

Du kommst nah — du kommst näher — du denkst, jetzt und jetzt müsse er sich umwenden — bewahre —, ein anderer Janus, der leider seine vordere Gesichtshälfte zu Hause gelassen, oder ein Unglücklicher, dem das Gespenst der Neugierde auf dem Kreuzwege der Unmanier den Kopf in den Nacken gedreht, wandelt er dir entgegen — du mußt an ihn — oder er kommt an dich — pardauz, der Zusammenstoß ist fertig.

Für gewöhnlich nimmt er es sehr übel, daß du ihn in seinen Betrachtungen gestört, er fordert, daß alle Welt die Fertigkeit, die er in so ausgezeichnetem

Maße übt, nicht ganz vernachlässige, und formuliert dieses Begehren gewöhnlich in folgende Worte: „Können S' nit schauen? Haben S' keine Augen?"

Der nächste Gegenstand, an den er sich nun hält, um nicht aus der Übung zu kommen, bist du; immer vorwärts schreitend, wendet er den streng musternden Blick nach dir zurück, und wie die Parther fliehend ihre Pfeile abschossen, so sendet er dir die Zornesblitze seiner Augen nach, solange du in seinem Gesichtskreise bist.

In nächster Reihe folgen die „Straßenplauderer", diese assoziieren sich an irgend einer Straßenecke, am liebsten, um ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden, an der Ecke der alten Kärntnerstraße oder Herrengasse, immer, wo es hübsch enge ist und viele Wagen verkehren. Da stehen sie und haben sich so viel Interessantes und Amüsantes und Pikantes zu berichten, daß sie nicht wissen, wo sie anfangen, und noch weniger, wo sie enden sollen. Sie sind ein wahres „Drehkreuz" für die Passanten, nur „dreht" sich so geschwind keiner, wenn sie sich erst zusammengefunden. Sie bilden „die Wacht am Eckstein" und „in den Kot oder unter die Räder" ist die einzige Wahl, die sie den Angreifern ihrer Position lassen.

Unter einem mit den „Straßenplauderern" sei hier der „Auslagenbummler" gedacht, welche sich alle hinter den Scheiben der Groß- und Kleinhandlungen ausgelegten Gegenstände eingehend, mit dem innersten Vornehmen, „nichts zu kaufen", betrachten. Sie sind so gefährlich wie die Vorerwähnten.

Dann kommt die heutzutage zahlreichste, aus allen Schichten und Ständen, vom Bankier bis zum Tagwerker herunter sich rekrutierende Sorte: „der Passagenbrecher". Der „Passagenbrecher" ist das Morgenrot einer allgemeinen Flegelei, eine Art Guerillakrieger — (bald hätte ich, infolge einer paar Zeilen unterhalb klar werdenden Ideenassoziation, „Gorillakrieger" geschrieben) in dem „Kampfe um das Dasein", er verficht sein Recht, da zu sein, auch auf dem Gehwege und sucht, in grausamer Konsequenz der Darwinschen Theorie, die eigene Erhaltung auf Kosten und durch Beschränkung fremder Existenzen, der „Passagenbrecher" ist ein versuchsweiser „Neuntöter", der sich müht, so viel Passanten als irgend möglich an der Dornenhecke seiner Ellbogen anzuspießen, vor diesem Versuche schützt nicht Alter noch Geschlecht, von Konfession nicht zu sprechen, bei diesen aufgeklärten Zeiten! Wenn du daher eine Dame am Arme führen solltest, so sichere wenigstens sie, du bekömmst unausweichlich, d. h. ob du ausweichst oder nicht, deinen wohlangepaßten Rippenstoß, denn der „Passagenbrecher", wie die Luft alsogleich den gegebenen leeren Raum ausfüllend, sendet dir den Puff „ohne Bestellung zur Einsicht" nach! Wenn zwei „Passagenbrecher" auf einander treffen, so nehmen und geben sie mit großem Gleichmute und trennen sich mit verbindlichem Lächeln; jeder hat nämlich seine Tapferkeit und Gewandtheit an den Tag gelegt, als sie einander mit „eingelegten" Ellbögen „umarmten", es ist dies eine Art Turnier, eine ritterliche Übung, fast so edel wie

das Lanzenbrechen und sehr zu unterscheiden von gemeiner Fehde, wo man die des Waffenhandwerks Unkundigen bedräut, die in feiger Flucht in das Rinnsal stolpern oder, an ein Auslagfenster gedrückt, mit Winkelriedschem Trotze sich in die vorgehaltenen Ellbogen stürzen!

Die letzte und ärmlichste Art der lebenden Passagehindernisse sind die „Willigen", die gerne ausweichen wollen, aber die Kunst nicht können; das Resultat aller ihrer kunstreichen Wendungen besteht darin, daß sie einen doch schließlich unter den höflichsten Entschuldigungen mit einem in aller Eile applizierten Fußtritte stehen lassen.

Ach ja, diese „Willigen" sind eine recht dummgefährliche Sorte, man findet sie in ihrer glänzenden Ungelenkheit auf allen Gebieten, der Fortschritt kennt sie, die Wissenschaft, die Geschichte und die Politik; nirgends wollen sie dem Gang der Dinge in den Weg treten, die „Willigen" wollen den Fortschritt, und wenn sie auf die Männer der Wissenschaft, der Geschichte, der Politik stoßen, da mühen sie sich ab, aus dem Wege zu kommen, aber immer nimmt es dasselbe Ende, die kunstreiche Wendung — die höfliche Entschuldigung und ... der Fußtritt!

Angesichts der aufgezählten Arten des „Fußgehers, wie er nicht sein soll", wovon jede für sich gegen den echten und rechten Fußgänger in der Majorität ist, gibt es der geneigte Leser wohl zu, daß wir das Gehen verlernt haben.

Wir würden vielleicht Ursache und Wirkung verwechseln, wenn wir behaupteten, wir seien durch die

vielen Fahrgelegenheiten um die Kunst des Schöngehens, wie sie unsere Ahnen besaßen, gekommen. In rauhen Zeiten aufkeimender Kultur oder anbrechender Barbarei flüchteten zart besaitete Seelen häufig in die Klosterzellen; vielleicht flüchteten wir auch nur vor der hereinbrechenden Geh-Barbarei auf Fuhrwerke aller Art!

Warum nicht! — Mit der Gehkunst ist noch etwas von unseren Straßen verschwunden. Die Straßengänger von früher waren immer darauf bedacht, ihr Gesicht der Welt von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen, das Schönheitsgefühl hat sie angewiesen, gewisse Grimassen des Gesichtes, wenn noch so natürlich in ihrer Ursache, mit der Hand zu verdecken, und erst, wenn das Gewitter des Niesens, die Ebbe des Gähnens vorüber war, das geglättete Antlitz wieder zu zeigen. Jetzt wird man mit offenem Rachen angegähnt, von den Niesenden angegrimassiert, umspuckt, man sieht Leute, die den Finger nicht an die Nase legen, sondern in die ...

Zu appetitlich!

Nun, wir haben eben auf derlei nicht acht, wir können nicht erst fragen, ob wir dem, der an uns vorbeipassiert, gefallen oder nicht, wir verlangen ja auch nicht, daß er uns gefalle, Gott bewahre; er mag sehen, wie er an uns vorbeikommt, wir tun das gleiche in Rücksicht auf ihn, solche Kleinigkeiten beschäftigen uns nicht mehr, wir haben an andere Dinge zu denken, ja, ja, so wird's sein — wir haben zu denken. O ja freilich!

„Tief im Kot"

Es soll hier nicht von der finanziellen Lage Wiens die Rede sein, obwohl wir wissen, daß Wien auch nach dieser Richtung „tief im Kot" steckt, die Wasserversorgung, der Rathausbau 2c. 2c. kosten Wien so viel, daß neuerlich geborgt werden muß, und so fort mit Grazie bis ins Unendliche bis — frei nach Millöcker-Verlas „Abenteuer in Wien" zu reden:

„Bis die Stadt
Nichts mehr hat
Und das kein Geheimnis ist!"

Nein, von diesem tiefen Kote, dieser kotigen Tiefe wollen wir nicht reden, sondern von unserem natürlichen Kote, und wem das nicht imponieren sollte, den bedauere ich. Zwar fängt es jetzt zeitweise zu frieren an, und wir Wiener sind ein leichtsinniges Völklein, und wenn wir heute einmal im Trockenen gehen, so vergessen wir, daß wir acht Tage vorher im Kote haben waten müssen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß jedem, der sich die Stiefel selbst putzen mußte, sowohl als auch unseren feschen Fiakern und melancholischen Einspännern die Geschichte „zu dick" wurde.

Es war haarsträubend und wird in kurzem — vielleicht indem ich dies niederschreibe — wieder so sein. Indes bewegen sich auf den Straßen neue Ge-

stalten, in faltige Halinas gehüllt, und obliegen dem Säuberungsgeschäfte mit einem Eifer, wie er auch die alten Kommunalstraßenkehrer ausgezeichnet hat.

„Hast es gsehn, sixt es, die neuchen Transport-Gsellschaft-Krowoten", sagt der eine Komfortable zu dem andern, „die werdn 's ihm gebn, unserem Wiener Kommunal-D . . . k!"

„Mir werdn halt 'n ‚Wasserer' fragn", meinte der andere, „ob der weniger z' putzen hat."

„Is gar nit nötig, sixt 'n ja ehnder mitm ‚Büttel' umarennen 'n ganzen Tag. Dö neuchen Gsellschaften haben schon 's Malheur, kaum fangen s' an, wird nur d' Schmier größer. Ich sag dir, ich hab heunt ein nach Nußdorf außi gführt, da umi vorm ‚roten Haus' vorbei, da hast kein Rad nimmer gsehn, da war's, als ob sich der Weg drumleget und sich aufzwirnet um d' Achsen. Heilig Kreuz, und wie der bei der Linie sein Hupfer ausm Wagn macht und es tut sich vor seiner dö Sauce auf, na, denk ich mir, pfürt dich Gott, Fuhrlohn, der is gliefert, aber glücklich is er noch auftaucht mit sein Guldenzettel."

„Du bist eh noch gut dran", sagte der zweite, „ich hab 'n ganzen Tag über keine orntliche Fuhr kriegt, die Leut sein schon kotig gwest, no habn sie sich denkt, sie lassen's zsammkommen, auf a wenig mehr oder weniger kommt's doch kein'm an."

's is a Malefizmodi mit dö hochen Stiefeln, und dö Weibsleut hebn sich a gar ohne Schenierer auf, der Magistrat soll's nit leiden, daß sich jede aufhebt, zweg'n dö . . . Gewerbtreibenden. 's is völlig a Gschäftsstörung!"

„Schau, Franzl, ich muß dir schon sagn, ich glaub alleweil an ein halbete Sündflut, halb Wien is dir aufglöst, und dö andere Hälfte schwimmt dir als Brocken drin herum. Warum? Verdient is s' schon! Dö Fleischhacker und dö Bäcken baun sich ein Haus ums andere, dös sein dö Brocken, und bei die klein Gschäftsleut rinnt dir bei jedem Verdeanst eh 's Wassa außa, dös is die Sündflut. Na, schau dir 'n Magistrat an, was kann der da machen? In der Arche Noah warn von jeder Viehgattung a Paarl, und dös war gnug, in dö Markthalln dö paar Ochsen gebn net aus."

In diesem Augenblicke wird das trauliche Zwiegespräch unterbrochen, ein untersetzter dicker Herr naht sich dem Standplatze.

„Fahrn mer, Euer Gnaden?"

„Ja, du kannst mich nach der Mölkerbastei führen."

„Dös weiß ich net, wo dös is, dös mußt du mir erst sagen."

Entrüstet wendet sich der Passagier nach dem andern Wagen. Der andere Komfortable sagt: „Aber der führt Ihnen ja."

„Der Kerl sagt ‚du' zu mir", sagt der Herr, „mit dem fahre ich nicht."

Ein Sicherheitswachmann, der dabei steht, stellt den Kutscher zur Rede, wie er einen Fahrgast beleidigen könne.

„Beleidigen, i, i?!" Ist die Antwort. „Ich hab glaubt, es is a Tiroler, weil er ‚du' zu mir sagt, und ich hab ihm wolln a Freud machen, wenn ich ihm a so anred."

Mittlerweile fährt das eine Gespann ab, der andere Kutscher, der sich durch einen schlechten Witz um seine Fahrt gebracht, blickt ihm mit größter Seelenruhe nach.

„Dös is einer nach der Tax", brummt er, „dös ging mir noch ab, bei dem Wetter."

Indes breitete sich ein grauer Nebel über die Stadt, von den Dachtraufen tropft es nieder, trostlos trübe ist es, wohin man blickt, unter den Füßen verliert man den festen Boden, weithin glänzen im Gaslaternenscheine die Tümpel, tief taucht der Fuß in den Brei, der alle Wege bedeckt, die hastende, drängende Menge bespritzt sich gegenseitig mit Kot, die vorbeijagenden Wagen tun dazu das Ihrige, und das geht diesen Winter Tag für Tag, es wirkt ermüdend.

Das bleibt permanent, der Kot tritt allgewaltig auf, er wird immer mehr, nie weniger, es wird etwas gekehrt, etwas zusammengeschaufelt, aber das Naß, das vom Himmel fällt, löst wieder den aufgestapelten Vorrat von Kot auf und breitet ihn in minder konstanter Form über die Straßen aus, es wird immer mehr und mehr, Leute mit defekten Fußbekleidungen müssen Hausarrest halten, diejenigen, welche trockenen Fußes durch diesen Greuel wandeln, sind in einer sehr gereizten Stimmung, die sich in sehr geminderter Ausweichungslust ausspricht, zuletzt treten gewöhnlich beide Parteien fluchend in den Kot der Straße und haben die leise Genugtuung, sich gehörig bespritzt zu haben.

Es frägt sich jetzt nur noch im Speziellen, bleibt

unser Straßenkot als interessantes Objekt während der Weltausstellung für die Fremden liegen? Unser Kot ist allerdings sehenswert, er findet nicht so leicht seinesgleichen. Er wird Aufsehen machen, besonders dürfte er die Ungarn anheimeln, welche übrigens auch für Dornbach schwärmen werden, wo die Unsicherheit nicht größer ist, als sie auf den Pußten des gesegneten Ungarlandes sein kann.

Auf der Straße von Ketskemet ist im Straßenkote ein Pferd, welches ausglitt und niederfiel, ersoffen, oder besser, erstickt. Das ist allerdings groß in seiner Art, aber wenn es so fortgeht, so können wir, wenn nicht mit anderem, so doch mit der Pflege des Kotes erfolgreich mit dem Auslande konkurrieren. Für die Stiefelputzer ist gesorgt, die Fremdlinge werden uns sehr „abgewichst" verlassen. Wir haben auch genug bei dieser Ausstellung „verputzt". Was ist daran schuld, der Baron Schwarz? Nein, wenn wir weniger „kotig" wären, hätten wir keine Weltausstellung entriert; bei etwas mehr „Trockenheit" würden wir uns das überlegt haben. Die Fremden werden schon sehen, wie „schmutzig" wir sind. Das frühere Wien war auch nicht ganz straßenrein, aber die imaginäre Reinigung kostete nicht so viel, überhaupt kostet jetzt alles viel, und wir können leider von Wien sagen, daß auch hier „in Geldsachen" die Gemütlichkeit aufhört.

Schwere Zeiten!

Eine Bierhalle — paar Schritte weiter in derselben Gasse ein kleines Wirtshaus — dem gegenüber ein dito — an zwei der vorhandenen vier Straßenecken je ein Kaffeehaus — mitten inne eine Schenke für ein zweifelhaftes Gesöffe von brauner Farbe, das auch Kaffee gescholten und von gleich bedenklichen Kunden konsumiert wird. Dabei bei größeren Etablissements große Anforderungen an Komfort und Ausstattung und bei allen, bei großen und kleinen, hohe Mietpreise, drückende Lasten und schweres Manipulieren bei der enormen Höhe der Preise für die notwendigsten Lebensmittel.

Trotzdem ist eine Gasse wie die andere mit solchen Fütterungs- und Erholungsanstalten gesegnet, und sie bestehen alle. Geht vorbei zu jeder Stunde des Tages, etliche Gäste werden in jedem Lokale, das seinen Besuchern handgreifliche Genüsse bietet, immer zu finden sein.

Die größeren Trank-, Speise-, Mokkaschlürf-, Lese- und Spielräume können sich leichter füllen, denn ihr Zuspruch rekrutiert sich aus jenen Kreisen, die es, trotz aller Klagen über diese schweren Zeiten, „Gott sei Dank, doch tun können", und die jeden durch Aufschlag gewohnter Bedürfnisse gefährdeten

Kreuzer ihres Einkommens homöopathisch retten, nämlich den Aufschlag durch Aufschlagen vertreiben, so daß der Aufschlagkreuzer des Fleisches sogleich den des Bierbrauers, der des Bierbrauers den des Bäckers erzeugt und so fort mit Grazie bis ins ... Kaninchenhafte. Sehr fruchtbare Zeiten!

Aber die kleineren Lokalitäten, welche von der arbeitenden und dienenden Klasse besucht werden? Nun, die Arbeiter und Dienstboten haben gegenüber diesen Teuerungsverhältnissen auch eine Lohnerhöhung durchzusetzen gewußt; man kann ihnen das nicht übel nehmen.

Alle, die's „Gott sei Dank, tun können", besuchen mit einer einer besseren Sache würdigen Ausdauer ihr bestimmtes Stammlokal, meistens schon vormittags zum Gabelfrühstück, da wird das Krügel Bier angeschafft, die kleine Speisenportion geheischt, dann der ganze Brotkorb durchgematscht, jede Semmel, an der vorher schon einige die gleiche Handlung vollzogen, wird mit den Fingern in den Handteller gedrückt, um schreiende Beweise ihrer „Reschheit" zu geben.

Hat man sich über die „Regierung" und über die „schlechten Zeiten" — letztere dürfen nie wegbleiben — ausgesprochen und ist man vorläufig satt, so geht man, aber nur um später wiederzukommen. Der Arbeiter, welcher nicht, wie sein Brotherr, Zeit hat, zu „gabelfrühstücken" und nach Tisch das Kaffeehaus zu besuchen, bringt diese Versäumnis dafür am Samstag abend, den ganzen Sonntag und den ganzen Montag (den er blau macht) und vielleicht auch noch

Dienstag vormittags ein, welche Zeit über er mit großer Opferwilligkeit ... nur trinkt. Das ist eine sehr hübsche soziale Einrichtung, ein wahrer Todesstoß für den Ständeunterschied, die Frau und die Kinder des Geschäftsmannes, des Hausherrn, des Spekulanten können auf das teure Familienoberhaupt ebenso fruchtlos warten wie die Frau und die Kinder des Arbeiters, die letzteren leiden vielleicht auch etwas Hunger, aber sonst ist die Behandlung eine gleiche, und schonende oder zornige Vermahnungen begegnen derselben, oft schlagenden Zurückweisung.

Der Arbeiter hat das Gute, daß er beim Trinken sehr selten politisiert, und daß er sich über seine Wertschätzung in solcher Tätigkeit nicht der geringsten Täuschung hingibt.

„Jesses und Josef, bin i heut wieder a Lump! Johann, lassen S' ein ‚Höher Peter' noch mal anfülln."

Der „Höher Peter" ist ein lang aufgeschossener Humpen ohne Henkel, dort auf der Stellage neben dem Schanktisch bemerken wir noch zwei Gläser, aber mit breitem Boden und Henkeln, das eine hält ein Maß und heißt „der kleine Volkswille", das andere, ein und eine halbe Maß hältig, heißt, dem analog, der „große Volkswille."

Der „Höher Peter", ebenfalls ein Maß hältig, wird gefüllt herbeigebracht.

Der Bestgeber fordert den Nächstsitzenden auf, zu trinken. Der saugt und saugt gar lange, selig wie ein Kindlein an der Mutter Brust, worüber die

ganze Tischgenossenschaft in lachende Verwünschungen ausbricht.

Der setzt den Humpen ab, holt tief Atem und sagt: „Ich hab glaubt, ich tu eng ein Gfallen, wenn ich dös aussauf, so werds schneller fertig, seids ja lauter verheirate Leut, ös ghörts z' Haus!"

„Soll warten, die Alte", spricht einer, der gerade an der Reihe zu trinken ist, aus dem Glas und durch das Bier.

Diese ins Bier getane Äußerung alteriert aber nicht im geringsten die Trinkluft des nächsten.

„Na", sagt ein Dritter, „'s is aber a wahr, wir ghörn schon lang ham, mein Alte und 's Kind haben gwiß auf mich gwart, bis ich's Geld z' Haus bring, den'n muß ehnder schon der Magen krachen, hizt kriegn s' a nix mehr. He, Wirt, is no a Knackwurst da?"

„Na, keine mehr."

„No, so is 's a gut. Habn mer nix, so brauchn mer nix!"

„Nehmen S' doch a Brot und paar ‚Quargeln' mit."

„Is a wahr, gebn S' her."

„Der ‚Höher Peter' is gar, jetzt gehn wir."

„Ah, was da, nix da, ich zahl noch ein'n."

„Rechts ist's", sagte der durch ‚Quargel' und Brot über die Zukunft seiner Familie beruhigte Gatte und Vater, schiebt die genannten Viktualien in die Rockschoßtasche und setzt sich wieder gelassen nieder.

„Meine Herren", sagt der Unverheiratete, „wir sein schöne Lumpe, von eng Verheirate kann man lernen."

Der „Höher Peter" macht wieder die Runde.

„Mei Weib", sagt der für die Seinen Verproviantierte und macht den Versuch, die Haare, die ihm in die Stirn fallen, wegzustreichen; da er aber den Kopf selbst gegen die Tischplatte gesenkt hat, so streicht er sie wider sein Wollen mit unsicherer Hand vom Hinterkopfe her, wo er wahrscheinlich die Stirne annimmt, hervor, bis über die Augen. „Mei Weib — darf sich net beklagn — ich denk auf sie — und hab immer auf sie denkt..."

„Und sie hat a recht, wenn sie auf dich ... denkt", sagt der Ledige.

Der Familienvater wirft ihm durch das Haargitter vor seinen Augen einen bösen Blick zu. „Wann ich net bin — so haben s' heunt nix z' essen! Dummer Bub — verstehst dös nit, was für Sorgen und — Sorgen — laßts mich trinken. Trin—ken laßts. Ah."

„Sein Weib schind't sich und plagt sich die ganze Wochen, hat jetzt 's zweite Kind an der Brust und nix z' fressen", sagte halblaut der Ledige zu den andern hinüber.

Schweigend wurde ausgetrunken, gezahlt, die Tischgesellschaft entfernte sich ohne den vorsorglichen Familienvater, der sinnlos mit dem Kopf auf der Tischplatte lag und nicht zum Mitgehen zu bereden war.

Nachdem sich die Gäste entfernt, langte der Wirt

gleichzeitig hinter sich in den Eiskasten, nahm ein Stückchen Eis, näherte sich dem sinnlosen Gatten und Vater und ließ ihm unter dem Rockkragen zwischen Hemd und Haut die Portion „Gefrornes" sanft hinuntergleiten und wartete in Ruhe das Ergebnis dieses sinnreichen Experimentes ab. Er täuschte sich in seinen wissenschaftlichen Voraussetzungen, der Erfolg war gleich Null. Die Eiszeit ging an diesem Mammut spurlos vorüber. Jetzt probierte er „Rütteln ohne besondere Gewaltanwendung", und da auch das nichts half, versuchte er durch „Niederschläge" die Widerstandskraft des fremden Organismus zu heben, ein Streich erfolgte auf die Schulter des Trunkenen, daß ein unbeteiligter Zuseher hätte vermeinen können, nun müsse unter ihm und seinem Sessel der Boden weichen, aber der Wirt kannte die Tragfähigkeit seiner Gäste, noch einmal holte er aus, und es folgte der Zwillingsbruder des ersten Streiches, dem ähnlich auf ein Haar, und der tat seine Wirkung; entrüstet fuhr der Betrunkene in die Höhe, ein Spaß des Wirtes beruhigte ihn vollkommen, und lachend, lallend und wankend suchte er die Türe und taumelte blöde und unsicher auf die Straße hinaus.

In der freien Luft besinnt er sich etwas, langt in die Tasche und zieht mit einem greulichen Fluch „zum Knäuel geballt" das seiner Familie bestimmte Abendbrot hervor, er hat lange genug darauf gesessen und wirft jetzt Brot und Käse von sich.

Er läutet an seinem Haustore und lehnt sich ermüdet an den Torstein rechts, es nahen schwankende

Tritte, eine sehr anständig gekleidete Gestalt kommt in gleich vollgetrunkenem Zustande zum Haustore, es ist sein Hausherr, und lehnt sich an den Torstein links.

Der Arbeiter greift unbeholfen an die Mütze, der Hausherr neigt dankend den Kopf, tiefer als sonst.

„Kommen S' a ausm Wirtshaus?" brummt er. „'s is schrecklich, was man jetzt verzehrt. Es sein schwere Zeiten."

„O wohl, schwere Zeiten, Herr Hausherr."

Da rasselt der Torschlüssel im Schloß, das Tor öffnet sich, die beiden treten karambolierend ein, aber sie nehmen sichs nicht übel.

Der Hausherr tappt über die Stiege in den ersten Stock.

Der Arbeiter wankt ebner Erde rückwärts nach dem Hof.

Oben im ersten Stock ruht ein junges Weib auf weichem Pfühl, die Lampe erhellt das Schlafgemach, feine Teppiche laufen bis zur Türe, und als diese sich jetzt öffnet und einen schwankenden Mann eintreten läßt, da tönt vom Bette herein lautes Schluchzen, da setzt die Uhr ein und schlägt hart in abgemessenen Schlägen drei Uhr morgens.

Und unten in der Hofwohnung sitzt wach ein Weib und blickt herab auf das Kind an ihrer Brust, oh, wenn es nur fortschlafen möchte und nicht zu trinken verlangte, sie hat sich heute so hinunter gekränkt, die Milch ist vergiftet.

Da nahen schwankende Tritte über den Hof, der Trunkene taumelt zur Tür herein, fällt hin auf sein

Bett, und das Weib schweigt und hat bloß einen Blick für das Kind in ihrem Arm und für das, das dort in der Ecke auf der Erde schläft, wie gut, daß das nicht wach geworden.

„Es soll anders werden", sagt der im ersten Stock.

„Sei gscheit, es kommt nimmer vor", sagt der zu ebener Erde.

Und den nächsten Abend sind wieder beide, wo wir sie heute getroffen.

Ach ja, die schweren Zeiten, für wen sind sie denn eigentlich, für die, welche erwerben und ihren Erwerb nach den Teuerungsverhältnissen bestimmen können und sich für die Anstrengung eines jeden Aufschlages im Wirtshause belohnen? Ach nein, aber für die armen Handarbeiterinnen, für den kleinen Beamten, die nicht die Preise für ihre Arbeit machen können, und dann für die Familien derjenigen, die das Plus ihres Verdienstes im Wirtshause vergeuden, und für jene, deren Arbeitskraft geschwächt ist, für diese sind „schwere Zeiten"!

Gräberelend

Am Karfreitag ist in Wien Gräberbesuch, Kinder und Erwachsene ziehen von einer Kirche zur anderen und drängen sich dort vor den Darstellungen des einen Grabes, des Grabes Christi; die Aufrichtung und Ausschmückung desselben obliegt den Kirchendienern, und die Requisiten dazu befinden sich jahrüber in einer stillen Räumlichkeit des Gotteshauses, wo sie nebst anderen Gegenständen untergebracht sind, die nur zu jeweiligem Gebrauche hervorgeholt werden, wie zum Beispiel tags darauf die Statuette des erstandenen Heilandes mit der Osterfahne. Es handelt sich also meist nur um die größere oder geringere Anzahl von Blumen und Lichtern, welche zur Verwendung kommen, selten geht ein neuer Mesner so weit, daß er die Traditionen seines Vorgängers über den Haufen wirft und die fromme Menge durch ein Heiliges Grab, das gar nicht dem vom Vorjahre gleicht, überrascht. Er tut es dann auch auf eigene Gefahr. Gelingt es ihm, Drapierung der Stoffbehänge, Anordnung der Blumengruppen, Wirkung der Beleuchtung dergestalt zu ändern, daß der Effekt vergangener Ostern überboten wird, so kann er seines Ruhmes gewiß sein, fällt dagegen das diesjährige gegen das vorjährige Heilige Grab ab, so setzt er sich all-

gemeiner Mißbilligung aus, und die umfangreichste Abhandlung vermöchte nicht den Grad niederschmetterndster Verurteilung zu erschöpfen, der in dem einzigen, von den Lippen der enttäuschten Andächtigen geflüsterten „Oi“ liegt!

Wer wird es auch daraufhin wagen, eine solche obendrein ganz überflüssige Neuerung zu unternehmen? Die Gräberbesucher wissen in jeder Kirche, die sie betreten, genau Bescheid, vor welchem Altare sie das Heilige Grab zu suchen haben, und sie erwarten dasselbe nicht anders aussehen zu finden wie immer, und sie werden es auch nicht müde, alljährlich zu versichern, daß es da „so viel schön wär“, dort „nit so viel heiße“, äußerst selten hört man die nach Ketzertum und Freimaurerei schmeckende Bemerkung, daß „gar nichts daran sei“, denn jede Kirche tut an dem Tage ihr Bestes, und es gibt auch arme Kirchen, die man billig nach ihren Mitteln beurteilen sollte.

Mit dem Titel dieses Feuilletons soll aber nicht auf die sogenannten Heiligen Gräber angespielt werden, welche sich immer im Schmucke, sei es im überladenen oder dürftigen, zeigen, sondern auf die profanen Gräber; es ist wieder an der Zeit, auf den Friedhöfen die Hügel zu bepflanzen, in Rasen zu kleiden und zu betreuen, bald werden die Blumen auf ihnen sprießen, die Halme grünen, und wer dann die Stätten, wo seine Lieben ruhen, besucht, der wird den umflorten Blick nur wenig zur Seite zu wenden brauchen, um das Gräberelend kennen zu lernen.

Auf den Hügeln der Massengräber, unter denen die Armen und Bedrängten liegen, wie sie lebend bei besserem Wissen hätten stehen sollen — Schulter an Schulter, auf diesen langgestreckten Hügeln zeigen sich kahle, leere Stellen, zerbröckelnde Scholle im Brand der Sonne, breiige Erde bei andauerndem Regen, oft fehlt das Kreuz, das den Namen des Verstorbenen nennt, und nur der gußeiserne Schild mit einer Nummer ragt über das Geschütt und Geröll. Es ist wahr, diese Reihen sehen bunt genug aus, selten findet sich ein vom Gärtner gepflegtes Grab, aber so dürftig auch die Liebesgaben auf den einzelnen Ruhestätten sein mögen, sie sind doch ein ehrendes Zeugnis für das Angedenken der Dahingeschiedenen oder ein rührendes für die Anhänglichkeit, Treue und Liebe der Hinterbliebenen, von jenen mit Mühe zur Stelle geschafften Blumenstöcken, die man in die Erde grub und das Weitere der Sonne und dem Regen überließ, bis herunter zu der groben Mosaik, welche, aus blanken Kieselsteinen zusammengestellt, die Initialen des Namens und die Ziffern des Sterbejahres grau in weiß aufzeigt; wer aber ruht unter der kahlen oder vom Unkraut überwucherten Erde?

Manchen braven Mannes Grab bleibt verwahrlost, weil Not und Entbehrung bei den Seinen in dem Augenblicke Zutritt fanden, als man die Türe öffnete, um den Sarg hinwegzutragen; diese armen Verwaisten, welche die Sorge um Brot beschäftigt, können den weiten Weg zur Grabstätte nicht unter die Füße nehmen, da sie nicht lange Stunden über

die Hände feiern lassen dürfen. Verwahrlost bleiben auch die Gräber derjenigen, deren Angedenken erloschen ist, weil ihnen alle ihre Lieben nachstarben, die Gräber der Frauen, an deren Stelle längst eine Zweite waltet, der Männer, deren Tugenden und Fehler längst ein anderer bei der tief trauernden Witwe in Schatten stellte. Es wird ohnedies den Angehörigen der in Massengräbern Bestatteten keine so große Dauer des Pietätgefühles zugemutet wie den Leidtragenden besserer Klasse, die in Einzelgräbern oder Grüften ihre Verstorbenen betten können; für die im Kampfe des Lebens Abgestumpften genügen wohl zehn Jahre, um sie jede Art eines Totenkult vergessen zu machen, und man tut ja auch ein übriges, ihnen den zeitraubenden Gräberbesuch zu ersparen, sie finden dann an gewohnter Stelle einen fremden Toten, der über die ausgeschaufelten Knochen seines Vorverwesers zu liegen kommt. Den gebildeten, bemittelteren Klassen, die mehr zur „Parade des Daseins" aufziehen, traut man auch feineres Gefühl oder doch mehr Schicklichkeitssinn, in letzter Linie Protzentum zu, daß sie ihrer Toten, sei es um dieser selbst oder um der Leute willen, länger gedenken, trotzdem kann man auch in den Reihen der Einzelngräber zerklüftete, richt- und schichtlose Sandhaufen sehen, die sich traurig genug ausnehmen; selten fehlt der hoch aufragende Denkstein, und der Hügel läßt durch eine Senkung darauf schließen, daß unter dem Drucke des Erdreiches ein Metallsarg zusammengebrochen sei; der Tote wurde also seinerzeit wie

ein Mensch, der sich auch in dieser Hinsicht einige Ansprüche erlauben und bestreiten kann, bestattet.

Es mag wohl auch an der Verwilderung dieser Gräber die Verarmung der Familie Schuld tragen oder das Aussterben derselben, es mögen auch hier teuere Tote über teurere Lebende vergessen worden sein, häufig zählen aber in diesen Reihen die Ruhestätten zugereister Fremder mit. Hieher schickt der Hotelier den Gast, der ihm das Leid angetan, sich tot im Bette auffinden zu lassen. Das Dienstpersonale ist geschult, Zungen und Mienen zu beherrschen, durch kein unvorsichtiges Wort, kein befangenes Aussehen zu verraten, daß eine Leiche im Hause sei, und wenn diese in tiefer Nacht und aller Heimlichkeit aus den komfortablen Räumen in die sehr anspruchslosen der nächsten Totenkammer übertragen wird, so sind auf den teppichbelegten Gängen und Treppen Posten ausgestellt, um jede Begegnung zu verhüten, damit der französische Marquis auf Nummer 7, nebenbei bemerkt ein Freigeist, sich nicht fürchte und die russische Fürstin auf Nummer 8 nicht in Krämpfe falle oder umgekehrt.

Zugleich wird eine telegraphische Verständigung mit den Angehörigen des Verstorbenen eingeleitet, und wenn diese die Vorschläge des Hoteliers billigen, so fährt nach achtundvierzig Stunden der tote Gast nach dem Friedhofe, um sich dort in ebenso anständiger wie kostspieliger Weise beerdigen zu lassen. Die Hotelverwaltung ist es dem Rufe der Anstalt schuldig, auf Ankauf eines Einzelngrabes und Bestellung eines Grabsteines zu dringen, und

die überraschte und bestürzte Familie gibt ihre Einwilligung; nicht immer kann sie zur Leichenfeier rechtzeitig eintreffen und will sich wohl für später die Möglichkeit offen halten, die Ruhestätte selbst aufsuchen oder befreundete Personen, welche Wien berühren, dahin weisen zu können. In der Regel bleibt aber das Grab des Heimatfernen unbesucht, niemand, dem sein wüster Anblick zu Herzen ginge oder Ärgernis gäbe, bekommt es zu sehen, und so verfällt es immer mehr und macht in den wohlbestellten und gepflegten Reihen denselben gemütsverstimmenden Eindruck, wie im geselligen Verkehre ein Mensch, der einst gewohnt war, Umgang mit besseren Kreisen zu pflegen, von welchen ihn nun sein herabgekommenes Äußere ausschließt. Wahrhaftig, wenn Tote Empfindung hätten, so könnte der hier unter zerfallender Scholle Ruhende Wien, das sich rühmt, so viel für die Annehmlichkeit der Fremden zu tun, eine recht ungastliche Stadt schelten, weil sie ihm in so knauserischer Weise die kleine Unvorsichtigkeit, gestorben zu sein, nachträgt und das bißchen Ungelegenheit, das er damit dem Hotelier bereitete, was er ja alles für sein Leben gerne unterlassen haben würde. Es ist das kein billiges Vorgehen einem Manne gegenüber, der nicht nur in dieser Stadt sein Geld verzehrte, sondern sich daselbst auch, unbesehens der Kosten, die letzte Auslage gestattete, die sich überhaupt ein Mensch erlauben kann.

Wie wäre es, wenn der Fremde die Gewißheit hätte, bei uns immer gut gebettet zu sein, auch für

den traurigen Fall, daß es tiefer sein müßte, als er sich beim Antritte seines fröhlichen Wanderzuges hat träumen lassen? Wie wäre es, wenn wir überhaupt mit dem Gräberelend aufräumten? Es sollen ja keine exotischen Gewächse auf die Hügel, nicht einmal gewöhnliche Blumen; eine protzige oder wohlmeinende Eitelkeit treibt die Lebenden, wenigstens äußerlich der Gleichheit im Tode ein Schnippchen zu schlagen, und das läßt sich nicht abstellen, aber mit Rasen könnte man doch die Gräber der Heimatfernen, der Armen und Ärmsten, der Verschollenen, der lieblos Vergessenen belegen, unter der grünen Decke von wehenden Halmen könnte man sie verschwinden machen, diese Denkmale, die uns an Vereinsamte in der Ferne, an Not und Armut Hinterbliebener, an Verwaisung im Grabe, an Untreue, Kaltsinn und Vergeßlichkeit der Überlebenden gemahnen!

Man brauchte nur einige Hände mehr zu beschäftigen und Grassamen in selbe zu legen, er soll nicht teuer sein, und wir streuten damit eine gute Saat.

Gewiß würden Tausende, welche die Gräber der Ihren verwahrlosen lassen müßten, dankbar für deren Pflege sein; durch einen solchen Akt kommuner Pietät ließe sich allerdings kein Aufsehen machen, darnach ist die Sache gar nicht angetan, und wem um derlei zu tun ist, der bleibt besser davon; von den Lebenden hätte man nur stille Würdigung zu gewärtigen, welche indes hier ganz am Platze wäre, und die Toten üben bekanntlich keine Vergeltung.

Vielleicht doch!

Es liegt etwas ungemein Lehrreiches in dem einseitigen Umgange mit ihnen. Es sind gar stille, ganz selbstlose Leute, nicht an sie reicht Entweihung und Vernachlässigung ihrer Ruhestätten, unser Sinn wird durch Gräberschändung empört, unsere Empfindung durch die Verwahrlosung unangenehm berührt; ebensowenig wissen sie der pflegenden Hand Dank, welche ihnen die Scholle schmückt, unsere Gefühle sind es, die durch solchen Liebesdienst sich selbst genug tun, und eindringlicher, als ein lebender Mund es aussprechen kann, schweigen es die für ewig verstummten Lippen der Toten: daß unsere Sorge um andere und anderes eigentlich nur das beste, edelste Teil unserer Selbstsucht ist, und wohltun wohlgetan, da keiner schenke, er empfange denn dabei!

Lesarten und Anmerkungen

Thron und Fischerhütte. Ein Druck, Z = „Telegraf." Illustrierte Familienblätter, II. Band, 1861. 29.—31. Heft. — Unter dem Titel: Novelle aus dem alten Norden von L. Anzengruber.

7_{17} zeigten Z | 12_7 dies nicht, meinte Z | 21_{18} König Z | 37_{10} denselben Z ||

Im übrigen gibt der vorliegende Text den genauen Abdruck von Z; nur die Interpunktion wurde stellenweise der heute üblichen angeglichen. Ebenso in „Ludmilla".

Ludmilla. Ein Druck, Z = „Telegraf." Illustrierte Familienblätter, II. Band, 1861. 36. und 37. Heft. — Unter dem Titel: Eine Novellette von L. Anzengruber.

57_{22} heraus; und Z | 61_{23} gesinnt. — Z | 64_4 füllt so Z (fühlt?) | 76_5 nicht; als Z | 78_7 Slavata erschrocken baten, Z | 79_{23} hinaus; und Z | 89_{17} heimführte, daß Z |

Japhet, der einen Dümmern sucht. Eine Handschrift, H_2, I. N. 3822, 2 Bogen. – Der Platz ist ausgefüllt mit der „Traurigen Ballade: Die Folgen großer Schüchternheit" und zwei „Anectoten". — Unter dem Titel: Ein Roman nach den mündlichen Überlieferungen und den Papieren der Elensteiner Familie XYZ, wie nach eigenen Erlebnissen von Momus.

82_{27} im bleichem H_2 | 84_5 für wenn H_2 | 88_{23} geliebthabenden H_2 | 91_{22} vom Neuem H_2 | 93_{22} Copie zu küssen H_2 ||

86_{18} Kremser Sängerfestes] Das österreichisch-deutsche Sängerfest in Krems wurde am 29. und 30. Juni 1861 abgehalten. Der Steyrer Männergesangverein „Kränzchen"

war dabei mit 22, die Liedertafel Steyr mit 28 Mitgliedern vertreten. Was die 86_{20} erwähnten famösen Kremſer Hunderter bedeuten, läßt sich aus dem Kremser Wochenblatt nicht ermitteln. — 86_{29} der vorgetragene Fahn] vom Weine gerötetes Gesicht, leichter Rausch. — 87_1 hatte ... eingeſagt] durch einen Boten ins Haus sagen lassen. — 89_1 faſſen] in der österreichischen Militär- und Beamtensprache = das einem an Lebens- und Genußmitteln Zukommende sich einhändigen lassen. —

Anschließend in H_2: „Die Folgen großer Schüchternheit oder der Ritter Kunz von Drachenhaar, der im Keim erſtickte Graf von Gleichen". (Traurige Ballade):

Es war nie gut, wenn einſt einmal
Zwei Maiden einen Ritter liebn,
Denn nimmt er eine zum Gemahl,
Iſt ſtets die andre über bliebn.

Doch iſt das ein Spektakel gar,
Wenn er zu keiner etwas ſpricht.
Ich ſag auf Ehre nur, was wahr,
Na alſo, hörens nur die Gſchicht.

Es ſitzt aufn Bankel am Glacis
Ein mudelſaubers Maidenpaar,
Da ſetzte ſich dann zwiſchen ſie,
Der Ritter Kunz von Drachenhaar.

Sie reden nix, ſie deuten nix,
Sie ſchaun nur ſtumm einander an,
Und jede Maid denkt: Kruzifix,
Iſt das ein feſcher, ſaubrer Mann!

Der Ritter ſein Zigarre dampft
Und ſitzt am Bankel wie verlorn,
Nach jeder wirft ein Aug er ſanft
Und wär beinah ſchon ſchernklet worn.

So sitzens stundenlange so,
S' wird ihnen schrecklich lang die Zeit,
Und müßt der Kunz nicht ins Bureau,
So sitzetens am Fleck noch heut.

Denn jede Maid ihr Naserl spitzt,
Sie denken: 's bleibt mit ihm allein,
Wer länger von uns beiden sitzt,
„Dann wird er doch wohl kecker sein?!"

Da schaut der Kunz auf d' Uhr genau,
Blickt jede an voll süßer Qual,
Verbeugt sich steif und sagt nicht Mau —
So sahn sie sich zum ersten Mal.

So sahn sie sich ein ganzes Jahr
An jedem Morgen Tag für Tag,
Und jedes rendez-vous, es war
Gerade von demselben Schlag.

Doch war schon weniger verzagt
Der biedre Kunz im zweiten Jahr,
Er hat schon „guten Morgen" gsagt
Und „küß die Hand, mein Fräulein" gar.

Im dritten Jahr es gar passiert,
Daß schon der Kunz mit keckem Mut
Es gar beredet, daß er's spürt,
Ob's schön ist oder regnen tut.

Im vierten Jahr, das Stadium
Erfreut die beiden Mädl:
Er gibt die Umhängtücher um,
Und sie — sie richten ihm 's Kravätl.

Von Lieb und Heirat einen Ton
Zu reden, Kunz nicht möglich wär,

Und beide Maiden seufzen schon:
„Ist das ein Esel, Gott und Herr!"

Da wird den beiden weh und krank,
Denn selbiger Erkenntnis Schmerz,
Der bricht den beiden — (Gott sei dank,
Sonst nähm die Gschicht kein End) — das Herz.

Sie konnten doch um ihn nicht frein,
So starb die links, so starb die rechts,
Gott wird den Seeln barmherzig sein,
Denn Liebe ist doch nie was Schlechts.

Der Ritter an den Gräbern weint
Sich selbst ins bleiche Sterbekleid,
So ruhen sie im Grab vereint,
Die Opfer zarter Schüchternheit.

Momus.

Anecdoten.

I.

Schauspieler (zum Direktor): Wie gehe ich denn heute abend in dieser Rolle? Direktor: In Stiefeln (seine gewöhnliche Auskunft). Schauspieler: In Stiefeln?! Erlauben Herr Direktor, ich bin aber schon hier gewöhnt, mit Patschen zu spielen!

II.

Ein Mitglied der Elendsteiner Gesellschaft referierte an einen entfernten Kollegen, also über den Stand dieses Geschäftes: Die Garderobestücke der Direktion, schrieb er, wurden Versetzstücke, unsere abgeschlossenen Engagements sind Zusetzstücke, und unsere Röcke, die wir noch am Leibe tragen, werden Besetzstücke. Finis.

Ein Brief, der tötet. Zwei Drucke: Z_1 = Elf Feuilletons des „Wanderer", 6.—22. März 1867. — Z_2 = Zwei Feuilleton-Beilagen (Sonntags-Beilagen) und fünf Feuilletons der „Zeitung für Stadt und Land" („Rigasches Montagsblatt"), 1.—15. April (alten Stiles) 1879. — Außerdem handschriftliche Eintragungen (H) in die Wanderer-Feuilletons der Wiener Stadtbibliothek, I. N. 16753, wohl nur für Z_2. Unter dem Titel: Z_1 Aus den Tagebuchblättern eines Komödianten. H fügt hinzu: von L. Anzengruber; Z_2 Erzählung von Ludwig Anzengruber.

97_{11} an der ganzen lieben weiten Z_2 | 97_{21} bis zu dem geringsten Vorsatzstücke | $97_{25\,f.}$ von Licht...von Beifall Z_2 | 98_3 der Kostume Z_1 | Schminke zu entledigen Z_2 | 98_{12} mochte. „Noch Z_1 Z_2 | 98_{15} geringen Z_2 | 98_{19} Sie. Z_1; H fügt ... hinzu | 98_{20} denken Z_2 | 98_{21} gegen das Licht Z_2 | 99_7 nichts weiter war Z_2 | 99_{27} sie Z_1, Sie H || 100_2 Kündigung statt (Druckfehler) Z_2 | 100_9 wieder, — und Z_1; H streicht die Interpunktion | 100_{22} einnehme; woher Z_1 Z_2 | 100_{29} Direktor, und schlüpfte hervor, tappte Z_1 | 101_9 hervor, ein Z_1 Z_2 hervor; ein H | 101_{24} die Hausflur Z_1, der H | wo es an Licht Z_2 | 101_{25} mangelte, Z_1; , — H | 101_{28} lockend, so Z_1; , — H | 102_9 in der Z_1; in dem H | 102_{15} Engelstein, plagt Z_1 Z_2 | 102_{24} bei des Wirths doppelter Z_2 | 103_1 Lokal Z_2 | 103_7 dem Plebs Z_1 Z_2 | 104_{10} mit der ihm zugedachten Gabe, Z_2 | 105_7 Erzähle Z_2 | 105_8 sagte Z_2 | 105_{28} Freuden, wie Kinder immer tun, jedes Standes ohne Unterschied, bis Z_1; von H in den Wortlaut des Textes geändert; in Z_2 fehlt immer | 105_{30} erst leider Z_1 | 106_{16} heute Z_2 | 106_{20} debutieren Z_1 Z_2 | 106_{27} diesem Z_2 | 107_{12} gesehen Z_1; sehen H | 108_{23} her, war Z_1; her, ich war H | 108_{30} Gründelmann ... ans ... Z_1 Gründelmann — — ans — — H | 109_{29} irgend nur Z_1; nur

irgend H | 110$_{28}$ einen Ladenjungen Z_1; einem H | 112$_2$ Stelldichein, da, ich sag's, auch nie so; H ändert in den Wortlaut des Textes | 112$_{12}$ liebte Z_1; lebte H | 112$_{22}$ in Wirklichkeit fehlt Z_2 | 112$_{23}$ Paar, wenn er auch liebt verständnißreich, über sich im Spiegelbild, liebt er nicht, verständnißlos über Leute, die kaum mehr auf dieser Erde was zu verrichten zu haben scheinen. Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 112$_{31}$ Verständnis über hatte Z_1; H streicht über | 113$_7$ nur ein Gefühl der Liebe Z_1; nur das Gefühl meiner Liebe H | 113$_{15}$ frohes Z_2 | 113$_{16}$ alte fehlt Z_2 | 113$_{28}$ sein sollen Z_2 | 114$_3$ lassen, wir Z_1 Z_2 | 114$_6$ wie es heutzutage dem blind gewordenen vielköpfigen Thiere zu Gefallen geschieht Z_1; H ändert in Wortlaut des Textes | 114$_{22}$ entlief. Z_2 | 114$_{31}$ seine Sache Z_1; Rache H | 115$_5$ Was Z_1, Wovon H | 115$_7$ hinter dem...in späteren Zeiten Z_2 | 116$_6$ Fingerzeige von seiner Seite | 116$_{26}$ Stellfuhr Z_1; Stellfuhre H | 116$_{27}$ Kofferchen Z_2 | 117$_{28}$ Direktor am ... Abreise, wohlgemerkt, Z_1 Z_2 | 118$_1$ oder ich gedenke Z_1; oder gedenke Z_2 | 118$_{24}$ Theuerstes Z_2 | 119$_7$ gethan, wenn Z_1 Z_2 | 119$_{14}$ Residenzeinwohner Z_2 | 119$_{25}$ welche Opfer es mich Z_2 | 120$_2$ Chikanen Z_1 | 120$_7$ herum Z_2 | 120$_{11}$ machen, was Z_1; machen, — was H | 120$_{19}$ eilte Z_2 | 121$_7$ eben fehlt Z_2 | 121$_{23}$ herbeigelockt Z_2 | 121$_{26}$ doch fehlt Z_2 | 122$_5$ All' eins, Laffen, auch seid ihr Philister, Z_1; Alles eins! Laffen auch seid ihr Philister, Z_2 | 122$_9$ glauben, daß Z_1, das H | 122$_{14}$ Kurz, hier Z_1; „Kurz, — hier H | 122$_{28}$ auferstehen würde, Z_1; auferstünde, H; aufstände Z_2 | 123$_7$ mehre Z_1; mehrere H | 123$_{20}$ halt Z_2 | 123$_{21}$ auf ein Z_1; H streicht ein | 124$_{20}$ Lagerstätte Z_2 | 124$_{25}$ müßt es Z_2 | 124$_{30}$ entziehen. Nicht Z_1; entziehen. „Nicht Z_2 | 125$_{29}$ zitterte die arme Mutter kaum vernehmbar über die welken Lippen Z_1; H ändert in der armen Mutter | zitterte es aus

der armen Mutter kaum vernehmbar über die welken Lippen hervor Z_2 | 126_4 muß doch fort Z_1; H streicht doch | 126_6 parliren — und ein Schelmenliedchen trällernd, entfernte sich der leichtfertige Bursche. Z_2 | 126_8 nicht Kind und Kindeskind, noch Greisin Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 127_6 aus den Augen Z_2 | 127_{10} wagen, Herrn Z_2 | 127_{15} kleine fehlt Z_2 | 127_{18} in einer...Pantalon Z_1 | 127_{21} während Z_1, indem H | 127_{24} H schlimm-bessert brachte (gebracht hatte Z_1 Z_2) | 128_7 aber die Gelegenheit hier Stoff zu finden, einerseis der allgemeinen, beseligenden Bedientenlust zu fröhnen seinem Gebieter...geeignetem Menschen...nicht sich entfernen Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 128_{24} als daß ich... begreife und... schnüre Z_2 | 129_{15} alledem Z_2 | 130_{31} die Wehmuth rauschte mit den Fittigen oftmal getäuschter Hoffnung an den beiden vorüber und weinend Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 131_{15} kleines, nur mit der nöthigsten Nothdurft Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 131_{16} Kämmerlein Z_2 | 131_{19} zur neuen Z_1; zu neuer H | 132_{10} hinunter wehen ... verwehen und verhalten ... des Einen Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 132_{19} Foyer; das Z_1 | 132_{24} tausende Z_1; H streicht e | 132_{25} selbstvergessend Z_1; H streicht d | 133_{18} Freund, fragte Z_1 (H?") | 134_{30} Jüngern Z_1 | 136_3 Liebe, lachte Z_1 | 136_5 nicht von Z_1; nicht gerade von H | 136_7 Körpers gerade geplagt, Z; H streicht gerade | 136_{10} abgeben sollte. Z_1; abgab. H | 136_{26} Freundschaft. Doch...Falben...heranrauschen. Z_1 Z_2; von H nicht geändert | 137_{22} und der entschuldigt Z_1; H streicht der | 138_1 Rede zusammengestellt für Z_1; H ändert in den Wortlaut des Textes | 138_{10} fragte: Z_1 Z_2; Motto Z_2 | 138_{18} Zuschauerrange Z_1 Z_2; Druckfehler statt = raume? (H ändert nichts!) | 138_{23} anscheinend Z_2 | 140_7 beschlossen Z_1; geschlossen H | 140_{15} geordneten Z_1; geord-

netſten H | 140$_{23}$ Dunkeln Z_1; H streicht n | 141$_{22}$ zahlen Z_2 | 142$_{20}$ Künſtlerin ſich bewegend; H streicht ſich | 143$_{9}$ wenn es je ein Z_2 | 143$_{20}$ Füßen, als alte, dumme, reuige Liebe bettelnd Z_1; H streicht als bis Liebe | 143$_{25}$ Graſe, Z_1; Grabe, H | 144$_{15}$ ausreicht; dich Z_1; ausreicht, dich H; Z_2 ohne Interpunktion | 144$_{18}$ nach dem Rechte Z_1; mit dem H | 144$_{21}$ Sühnung Z_1; Sühlung H; Z_2 (Sühlung nicht verstehend) Kühlung (siehe Anmerkung) | 145$_{22}$ gebannt plötzlich Z_1 | 145$_{30}$ das Parquett Z_2 | 146$_{23}$ des Geweſenen Z_1; der G. H | 146$_{29}$ ſchlenderte Z_1; ſchleuderte H | 147$_{11}$ dein Zeugniß...hole es Z_1; deine Zeugſchaft...hole ſie H | 147$_{25}$ zu Grunde Z_1; zum G. H | 148$_{4}$ deſſem Z_1 ||

107$_3$ Deſſoir] berühmte deutsche Schauspielerfamilie; der Vater Ludwig (geb. 1809 in Posen) ein ausgezeichneter Heldendarsteller, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren an der Berliner Hofbühne; die Mutter Therese, Heldendarstellerin, als Gast in Wien gefeiert; der Sohn Ferdinand, jugendlicher Liebhaber und Komiker, Anfang der Sechzigerjahre im Theater an der Wien.

144$_{21}$ Sühlung] von Suhle = Lache; Ort, wo man (sich) suhlt oder sühlt = wälzt.

Die düſtere Grabſchrift. Ein Druck: Z_1 = Feuilleton des „Wanderers", 8. bis 28. August 1867. — Davon ein Exemplar mit eigenhändigen Verbesserungen (K) im Schriftenkasten, I. N. 1675 — die Textgrundlage; vermutlich Druckvorlage für einen zweiten, nicht bekannten Druck Z_2. — Unter dem Titel: Original-Novelle von L. Gruber Z_1. — K streicht Original und ersetzt Gruber durch Anzengruber.

150$_8$ Steintafeln Z_1; K streicht n | 153$_{28}$ „Fünfzig... Opfers —"] K setzt die Anführungszeichen. | 154$_{22}$

Kirchhof Z_1; K fügt e hinzu | 154$_{30}$ stand ein] Kindertischchen, ein Kasten ... Thüre der Küche ... hinauszuschlüpfen, und ein Tisch mit mehren Stühlen; das Z_1; von K geändert | 156$_9$ glatt Z_1; platt K | 157$_{29}$ Mannesvolke Z_1; K streicht e | 157$_{30}$ zu Begriff gemacht werden Z_1; K ändert gemacht in gebracht | 158$_{27}$ und [wischte... der [Trennung in K eingeschaltet | 158$_{30}$ vor an den streicht K und | 159$_{20}$ auch fügt K ein | 160$_9$ K setzt für angeregtes anregendes | 160$_{15}$ Fräuleins anderer Frauen Z_1; von K geändert | 160$_{29}$ in dem Augenblicke] andere Gedanken zu machen, als mit dem Ideengange der anderen Damen gemein sein dürften,... Pensionat Z_1; von K geändert | 161$_6$ wünschte Z_1 wünsche K | 161$_{18}$ haben könnten Z_1; K streicht könnten | können; noch wenn Z_1 doch K | 162$_2$ und wir wollen] nach der edlen Annahme dieses Wohlthäters für Sie hoffen, er werde auch so edel sein, diese Bitte zu gewähren. Z_1; von K geändert | 162$_{10}$ welche Absichten] der Wohlthäter für sich auf spätere Zeiten hinterm Strauch Z_1; von K geändert | 162$_{22}$ des Mädchen Z_1 | 163$_1$ ff. Eine Thräne in dem stolzen Auge (,) folgte, einer nagenden... fürchtend, die Schülerin Z_1; von K geändert | 163$_{16}$ hinausleuchtende Licht nach Z_1; K streicht Licht | 164$_9$ wünschte Z_1; wünsche K | 164$_{15}$ in ihr Leben... was sie war Z_1; von K geändert | 164$_{25}$ länger wohl Z_1; von K umgestellt | 165$_5$ ff. es würde mich so wenig überrascht haben, wie jene, die um Sie gewesen sind, wenn Sie so... als die kleine nemliche Johanna Z_1; von K geändert | 165$_{22}$ selbst von K eingefügt | 166$_4$ Person vergessen,] um deren Zusammentreffen sich mein ganzes gewordenes Selbst dreht Z_1; von K geändert | 166$_7$ mich an Ihrer Z_1; K ändert an in in | 166$_{30}$ drängt Z_1, drängte K | 167$_4$ Herzens mehr rein Z_1; K streicht mehr | 167$_{31}$ Ihrem weiteren Wunsche Z_1; von K geändert | 168$_2$ wollten Z_1;

K streicht t | 16812 als höchstens mit Z1; von K geändert | 16925 die Kapitelüberschrift in Z1 Errungenes Leid ändert K in Errungen! | 1703 wo ein] männliches Herz seine Liebe für selbes [ausspricht Z1; von K geändert | 1706 dunkel mystisch Z1 | 1707 Überlegung: — der Zweifel Z1; von K geändert | 17014 Nach unterbrechend naht.] streicht K in Z1: Rosige Amoretten — denen die Flügeln abfallen, wenn sie sich unserer Atmosfäre nähern und die uns lächelnd, kosend in den Schoß fallen, hilflos, innige Sorge erheischend, — öffnen plötzlich das träumerische Auge der Jungfrau [und voll in die Welt... und ersetzt es durch den vorliegenden Text | 17024 wie die ewig stumme und doch redende Natur, Z1; von K geändert | 17030 Nach Ansicht] streicht K in Z1 der Welt | 1711 Nach hieß sie die] ersetzt K Resignazion (Z1) durch Entsagung | 17123 ff. erschienen ... sollte er werden, das...in der Einheit solchen Glückes Z1; von K geändert | 1721 ff. feuchten Auges...liebend strahlende Auge...und wie fragte...des anderen todten Auges, das...reißen; der aber...rauschte der Vorhang...Z1; von K geändert | 17210 Nach über das der Liebe! (Z1;)] streicht K in Z1: still spielt sich die seligste Zeit des Lebens an uns vorüber, — unausgesprochen und unaussprechbar; — wie ein kleines Gebirgswasser, hinter sich den hastigen Prall und den wogenden Sturz vom Felsen. Gerade die heiligste Zeit im Leben verhüllt sich so häufig vor den Augen der rauschenden, lärmenden Welt, und, — wie um nicht die letzten Thränen verweinen zu müssen über die Verluste Anderer, da wir sonst nicht die eigenen zu ertragen die Macht hätten, so wollen wir uns selbst der Wissenschaft des kleinsten Großen, des süßen, heiligen Einzelnen berauben, das andere verloren, und wenn die Katastrofe eintritt, nur die Summe der Krida wissen und nicht ihr Leiden! | 17224 wuchsen]

herrlich und gesund Z_1; K streicht herrlich und | 172$_{27}$ Zinsen für die Z_1; K ändert für in an | 172$_{28}$ Nach Abendgebete] Z_1 streicht K der Mutter | 172$_{30}$ Nach Amme oft] Z_1 streicht K sorglich | 173$_2$ Nach ohne Leid, ohne Schmerz (Z_1) streicht K:, dessen nicht bewußt, dem sie entgegen blühen, — wie kleine Sterne ohne Wesen auf ihnen, — Spielplätze der Englein im lieben All, von nichts berührt als von dem gewaltigen Hauche Gottes und der Wärme seines Allherzens. | 173$_4$ K streicht in Z_1 nach saß und] so ... nach Dunkelheit] doch ... und schiebt nach Zukunft] zu werfen ein. | 173$_{14}$ auf dem Sekretär lagen, offenbar ... unterbrochen, verlassen Z_1; von K geändert | 173$_{20}$ hinübertönend, läuten; da Z_1 von K geändert; hierauf streicht K in Z_1: Erz ist die Glockenspeise und der Stoff der Lettern, und tönend die Zunge der Beiden. | 173$_{23}$ Nach Lother] streicht K: Gebannt durch diese Aufschrift und schmerzlich bewegt durch die Erinnerung an das furchtbare Verhängniß, das über dem Manne schwebte, der mit den Erinnerungen ihrer frühesten Kindheit so Fleisch und Blut geworden war, ihren Großvater, der sie bettelnd erhielt und den sie so innig liebte; also gebannt und bewegt, sank die schöne Frau gelähmt in den Stuhl und griff nach den Blättern, und ersetzt es durch den vorliegenden Text. | 174$_3$ konnte nun selbst sich] in dessen Geschick Einblick verschaffen und hoffte, wie ihr so der Zufall gnädig, daß jetzt ihr gereifter Einblick ihre kindlichen Träume von ihres geliebten Großvaters Reinheit an dem geziehenen Verbrechen des Mordes [nicht Lügen ... Z_1, von K geändert | 175$_1$ Er behauptet, wie immer allabendlich, auch am Abende des vollzogenen Mordes für seine Enkelin, die er zu erhalten habe, gebettelt zu haben. Z_1; von K geändert | 175$_{19}$ in einem großen Z_1 | 175$_{28}$ Brustnadel Z_1; Busennadel K | 176$_1$ gezogen, ohne sich

ein Rechenschaft über das Recht des Fremden über Leben und Eigenthum des Gemordeten, noch über seine... Z_1; von K geändert | 17626 mehre Z_1 | 17819 sie gar nicht mehr Z_1; K streicht gar | 1814 Nach entehrt,] streicht K in Z_1 des höchsten Mädchenkleinodes beraubt,| 1815 Vater, vorurteilsfreier... die Seinen, der Verführten — so Z_1; Vater, — vorurteilsfreier ... die Seinen, — der Verführten, so K | 18226 Nach Mann hat] streicht K in Z_1 und sehr schmachtet nach meiner nicht anzurechnenden Persönlichkeit. — | 18418 eines Sebastian Marings; nun erzählte er wie Z_1; von K geändert | 1854 Folgen als] Köder zu ferneren Halt bewirkenden Ursache zwischen ihm...schlug er ihr vor, da er nicht geneigt sei und sie, auch im Falle...Partie wäre, sie mit einem Z_1; von K geändert | 18514 Frau, als Z_1 (; — K) | 18524 und willenlos fast mich Z_1; von K geändert | 18531 ff. widerstehlich rohe...aus den belebteren Straßen Z_1; von K geändert | 18618 Arm Z_1; Arme K | 18831 f. können, da viele Z_1; von K geändert | 18923 jeden Allerseelentage an dessen Z_1; K ändert in Allerseelentag ... dessem | 19013 durch sein Thun Z_1; K eigenes | 19025 Leichnam] wies Z_1; gewiesen K | 19210 die den Willen Z_1; die mit dem K | 19225 läsest Z_1 | 1934 Nächte so Z_1; K ändert nicht in Mächte | 1956 nachblickte: Was Z_1 | 1958 Trennung, es Z_1 (; K) | 19518 das heilige Beichtgeheimniß Z_1; K streicht heilige | 19519 überblickend,] die ewige erschauen und hoffen Z_1; von K geändert | 19521 diese werden milde Z_1 | 19523 Kranz] vor jenes Z_1, auf jenes K ||

Ein Unheimlicher. Zwei Drucke: Z_1, Romanbeilage zum Abendblatt des „Wanderer", 1868. (Laut Bettelheims Zeugnis in seiner Biographie; bisher kein Exemplar auffindbar.) — Z_2 = „Heimgarten", II. Jahrgang,

Märzheft 1878. — Das Belegexemplar im Schriftenkasten, I. N. 16875, trägt auf dem Umschlage von Anzengrubers Hand den Vermerk: Gehört auch in die „prähistorische" Zeit. — Unter dem Titel (Z_2): Novellette von L. Anzengruber.

201_5 todt", fragte Z_2 | 202_{23} Aron", fragte Z_2 | 207_{30} sein hohes Leid gesungen Z_2 | 213_{31} sprecht, weiter Z_2 | 219_{17} einsehen? Aber Z_2 |

Die zürnende Diana. Drei Drucke: Z_1 = Romanbeilage zum Abendblatt des „Wanderers", 1868. Davon ein Exemplar mit eigenhändigen Verbesserungen (Kb) im Schriftenkasten, I. N. 16904. Die vielen Druckfehler wurden nur zum Teile verbessert. Z_2 = Feuilletonbeilage der „Zeitung für Stadt und Land" („Rigasches Montagsblatt"), 14. bis 20. Jänner 1879. — Z_3 = „Heimat", 1883, VIII. Jahrg., 1. Bd., Seite 100 ff. — Davon Fahnen mit eigenhändigen Korrekturen, R, im Schriftenkasten, I. N. 16905. — Unter dem Titel: Original-Novelle von L. Gruber Z_1; Novelle von L. Anzengruber Kb Z_2 Z_3. — 221_3 wundervolle lauhinwehende Z_1* | 221_4 die sonst fächelnde Z_1 | 221_6 dunstgeschwängert und Z_1 Z_2 Z_3 | 221_{20} träumend Kb | 222_6 Grab Z_1; Gras Kb | 223_{13} nahm, schwarzes Z_1 | 223_{16} seinen Z_1; feinen Kb | 223_{29} Gange Z_3 | 224_1 Pfähle, Bleß Z_1 | 224_7 dir, der Z_1 Z_2 (R;) | 224_{17} Benimm Z_1; Benehme Kb; Benimm Z_2 Z_3 | 224_{23} über die...Kieseln Z_1; den Kb | 225_2 schien, dies Z_1, : Z_2 | 225_3 einzureiten, plötzlich Z_1 | 225_5 horchte, in Z_1 | 225_{11} an die steinerne Umrandung Z_1, das steinerne Geränder Kb | 225_{14} Pferd Z_1; Pferde Kb | 225_{24} Nach Spiegel streicht Kb erglühend | 225_{28} Stufen, das...unserm (unserem Z_2)...Herz, dort Z_1 Z_2 |

* Fehlt hinter einer Lesart die Sigle Kb oder R, so ist die Änderung nicht handschriftlich bezeugt.

226_1 Venus; wie Z_3 | ſchimmerte Z_1; gleiſte Kb | 226_7 Nach war streicht Kb jetzt | 226_{20} ihm bieten fehlt Z_1; Kb trägt es nach | 226_{28} Gebild wie Z_1; von Kb geändert | 227_1 Nach könnte] streicht Kb und begraben | 227_{15} andern Z_1 | 227_{20} verwenden Z_1 Z_2; K ändert in abwenden ||

228_6 dieſe fehlt in Z_1, von Kb ergänzt | 228_9 hätte, und Z_2 Z_3 | 228_{12} durchzwingen Z_1; ä Kb | 228_{15} wegfege; es Z_1 | 228_{16} wahrhafter; keine Z_3 (K ,) | 228_{18} und andere] Geſchäftsmänner Z_1; Agenten Kb | 228_{23} Stuhl Z_1 Z_2 | 229_1 zerballte Z_1; Kb streicht zer- | 229_2 die freien Brauen Z_1; Kb feinen | 229_{22} Gaſſe Z_2; Goſſe K | 229_{27} Abendroth Z_1; Kb fügt e hinzu | $230_{5,26}$ vergiſſeſt Z_2 Z_3 | 230_{20} ſage aber Z_1 Z_2; K streicht aber | 230_{23} Mann, das Z_1 | 230_{25} verloren und die Erziehung war ganz Z_1 Z_2; K streicht die Erziehung | 231_2 nächſter Z_1 Z_2 Z_3; nächſte Kb | 231_{10} kann, ſei es Z_1 | 231_{13} Väterchen, jedoch Z_2 (; K) | Väterchen", ſagte ſchmeichelnd die Tochter, „jedoch ſehe ich Z_1; wo, d. h. in welcher Druckvorlage der überflüssige Zwischensatz getilgt wurde, ist nicht zu ersehen. | 231_{15} binden; iſt Z_1 Z_2 (, K Z_3) | 231_{19} lernen, das Z_1 | 231_{23} ſagte Z_1; von Kb geändert | 232_8 mögen die es in Z_2; K dies | 232_{10} mißmuthig Z_1; mißtrauiſch Z_2; mißlaunig K | 232_{28} vielleicht, du...dem Balle Z_1; von Kb geändert | vielleicht, Du Z_2 | 233_4 Schritt Z_1 Z_2 | 233_5 „Aber?" Z_3 | 233_6 Tropfen Z_1 Z_2, Tropfe Kb K | 233_{25} lachte, reichte Z_1 Z_2 | 234_{10} Graf von Altheim Z_1 | 234_{11} war beim Militär Z_1; Kb streicht beim | 234_{14} gefalle Z_1 | 234_{15} 1814 mit einer gewiſſen Genugthuung mitgemacht Z_2 Z_3 | 234_{22} ſie zu richten Z_1 Z_2; K vernichten | 234_{23} ihr Urtheil darf nicht das Eines, es Z_1 Z_2; das Urtheil über ſie darf nicht des Einen, [es muß K | 235_1 Nach Gloire] streicht Kb und Nazionalitätenſchwindel | 235_9 in welchem ſich die Ge-

mäldeausstellung befand fehlt Z_1, erscheint aber in Z_2 und Z_3 | 236$_1$ der Graf Altheim Z_1; Kb streicht der | 236$_{17}$ Preißdorf, auch Z_1 | 236$_{19}$ Paradeplatz (= platze Kb) stehen würde Z_1 | 236$_{26}$ erst fehlt Z_2 Z_3 | 236$_{28}$ Vergleiches Z_3 | 237$_4$ erklären, waren Z_1 | 237$_5$ beleidigt sein zu wollen oder Z_1; von Kb geändert | 237$_{12}$ Bilde, die Parquetten Z_1 | 237$_{15}$ den Nahenden], was doch sonst gewöhnlich nicht der Fall ist [, und der Graf Z_1; Wo zuerst gestrichen? | 237$_{20}$ sah; sie Z_1 | 237$_{23}$ als seien fehlt Z_1 | 237$_{26}$ Haut, sie Z_1 | 237$_{29}$ wankten ihr, Z_1 ||

238$_{10}$ worden, als Z_1 | 238$_{16}$ Nach Gebärde] streicht Kb innezuhalten | 238$_{28}$ zu, aber Z_1 Z_2 Z_3 (; Kb) | 239$_2$ hingeworfen fügt Kb in Z_1 ein | 239$_{22}$ handgreiflich fügt Kb in Z_1 ein | 239$_{27}$ sein, nein Z_1 | 239$_{29}$ ab; damit Z_1 | 240$_{28}$ als das, daß Z_1 | 240$_{29}$ magern Z_2 Z_3 | 240$_{31}$ stören, das Z_1 | 241$_2$ Karte, wenn Z_1 | 241$_{23}$ Thüre, gleich Z_1 Z_2 | 241$_{29}$ nachdem er Z_2 Z_3 | 241$_{30}$ auf dem Ruhebette Z_1 Z_2 auf dem Divan K | 242$_{18}$ an ihrer Seite zu sitzen Z_1; wo zuerst geändert? | 242$_{28}$ Wesen, das ich achte und das ich..." Z_1 Z_2 | 242$_{31}$ an sich gekauft Z_1 | 243$_{10}$ Elende sollte Z_1 | 243$_{11}$ Sie es selbst Z_3 | 243$_{27}$ „Sie tödten ihn doch?" rief sie heftig. von Kb in Z_1 eingeschaltet | 244$_{13}$ Glückseligkeit; sie Z_1 | 244$_{14}$ Thränen. Diese Z_1 Z_3 ||

246$_{10}$ Bestellung nicht Z_1 Z_2 Z_3 | 246$_{12}$ Bettler ist blind Z_1 | 246$_{22}$ unverkennbar ein Sohn Z_1; von Kb geändert | 246$_{24}$ Sammtblouse Z_1 | 247$_{16}$ anstarrte Z_1 | 247$_{17}$ bezeugen Z_2 Z_3 | 247$_{21}$ da mußte Z_1 Z_2, dafür K | 247$_{28}$ zu dir her Z_1 | 248$_{1, 14}$ wahrhaft Z_1 | 248$_{28}$ nirgends Z_1; Kb streicht s | 248$_{29}$ glaubbar, das Z_1 | 248$_{30}$, 249$_3$ Griechen; ich...Kindlein; ich Z_2 Z_3 | 248$_{31}$ meinen...den Z_3 | 249$_{15}$ du..., Mensch Z_1 Z_2; von K geändert | 249$_{19}$ urnaiv; nein! Z_2 Z_3 | 249$_{28}$ nichts als

die Göttin fehlt Z_3 (weil in K an anderer Stelle gestrichen) | 251$_7$ behauptete,] auf eine Weise in [die Öffentlichkeit Z_1 Z_2, von K geändert | 251$_{19}$ sein soll Z_1; sein muß Kb | 252$_3$ hiermit Z_2 Z_3 | 253$_{14}$ für alle Fälle; nicht Z_1 | 253$_{24}$ Parkthore] im Gitter gegen das Gehölz, es diene Ihnen zur stillen Genugthuung zu wissen, daß ich von eben dem Thore der exemplarischen Strafe entgegenziehe, durch das ich nach dem Fall ohne Exempel gezogen bin." Z_1; von Kb geändert | 254$_{30}$ Spaß, eben Z_1 | 255$_2$ nichts über als Z_1 | 255$_8$ Ja Ernst, Z_2 Z_3 | 255$_{30}$ bist trägt Kb in Z_1 nach | 256$_9$ nicht möglich Z_1; Kb schiebt un- ein | 256$_{24}$ Tropfen Z_1 Z_2; Kb und K streichen n | 257$_3$ Verwandten, die Z_1; . Die Z_2 Z_3; Kb streicht n | 257$_6$ Leute mit auftauchen Z_1; Kb streicht mit | 257$_{17}$ Ruhlosigkeit Z_1; von Kb geändert | 257$_{20}$ aus, wäre Z_1 | 257$_{22}$ so wären Splitter von mir Z_1; von Kb geändert | 258$_{14}$ ff. Wiesen, fort...Weisung angewiesen Z_1; von Kb geändert ||

259$_3$ Kampfplatz Z_1; Kampfplatze Kb | 259$_4$ Ausfluge Z_3 | 259$_{19}$ dunkel schaltet Kb in Z_1 ein | 259$_{27}$ Wunderliches aus grauen Z_1; von Kb geändert | 259$_{29}$ Licht, sind Z_1 | 260$_2$ Mondlicht Z_3 | 260$_8$ leuchtet dir Gegenwart Z_2 Z_3 | 260$_{16}$ zu töten fehlt Z_2 Z_3 | 260$_{22}$ Eugenie, sie Z_3 | 261$_1$ sie fehlt Z_2 Z_3 | 261$_{16}$ Wort Z_1; Worte Kb | 261$_{28}$ solchen wilden Z_1; Kb streicht en | 261$_{31}$ verronnen! Z_1 Z_2 Z_3 | 262$_4$ Recht geschehen Z_1 | geschehen und was außer den Zeiten lag, gleicht Z_1; von Kb geändert | 262$_{11}$ war es auch Z_1 Z_2; K streicht es | 262$_{15}$ Äste und Z_3 | 262$_{17}$ Dunkeln Z_1; Kb streicht n | 262$_{25}$ Natur, und Z_1 | 262$_{27}$ Nach Heilige,] streicht Kb in Z_1: in Einem, zum nackten Weib, das Heilige, in Einem, zum Andern [hingeworfen für alle... | 262$_{31}$ lauschend, was war das, nah und näher, wer Z_1 | 263$_{12}$ sieht sich befremdet um Z_1 Z_2; von K geändert | 263$_{14}$

und den Schauplatz meines Z_1; von Kb geändert | 263$_{15}$ vor allen Z_1 Z_2 | besucht, ich Z_1 | 263$_{18}$ sein, ich Z_2 Z_3 | 263$_{20}$ würde es erkennen Z_1; Kb streicht es | 263$_{22}$ Wozu eigentlich Z_1; von Kb geändert | 263$_{23}$ Leben, warum Z_1 | 263$_{28}$ Zeit? Oder Z_2 Z_3 | 263$_{29}$ Jahrtausend noch heute Z_1; Kb nach | 264$_{9}$ der Mond erzeugt alberne Gedanken Z_1; von Kb geändert | 264$_{12}$ herum, vielleicht Z_1; Kb schiebt habe ein | 264$_{26}$ wollen von Z_1; Kb schiebt wol ein. ||

265$_{13}$ so, sage Z_1 Z_2 | 266$_{10}$ ins Nichts Z_3 | 267$_{8}$ waren jetzt im Z_1 Z_2; K streicht jetzt | 268$_{15}$ dem Vertrauenden] K verlangt dem Vertrauendem | Hoffnung grinst Z_1; zulächelt Kb | 268$_{27}$ hübsche Rede Z_1; Ansprache Kb | noch einmal Z_3 | 269$_{19}$ Gedanken, all' Z_1 Z_2 Z_3 ||

270$_{3}$ ein leises] Zucken nach dem Anblick dessen, der sie — gesehen wie sie sich Keinem gezeigt hätte Z_1; Verlangen nach dem Anblicke...gesehen, — wie Kb; K schaltet sich regen ein | 270$_{10}$ hörte sie die Tritte auf dem Kies näher gelangen, sie war Z_1; von Kb geändert | 270$_{20}$ Täschchen zurück] und die Pforte auseinander, stieg wieder auf, ritt mit seinem Gefährten Z_1 Z_2; von K geändert | 271$_{30}$ darum schieße ich mich jetzt herum Z_2 Z_3 | 272$_{29}$ dem Herrn Grafen Z_1 | 273$_{19}$ Büsche. Wie Z_3 | 273$_{25}$ könnte Z_3 | 275$_{6}$ herbeigeeilten Z_2; K ändert in herbeigeeilter | 275$_{26}$ nachzukommen.] Sie tödten in solchen Fällen, in den Augen der Beleidigten selbst, einen armen, wehrlosen Irrsinnigen; wenn ihm die Reize Verstand und Betragen rauben, glauben Sie das Weib, das beleidigte, wird ihn eines anderen Fehlers anklagen als des Irrthums? [Eher trägt... Z_1; von Kb geändert | 275$_{27}$ Fall Z_1; Falle Kb | 276$_{8}$ Furcht] und er rannte auf und davon; Raming wollte den Flüchtling einholen und zwingen seine Pflicht zu thun. [Der

Geängſtete aber Z_1; von Kb geändert | 276$_{13}$ Geängſtigte Z_3 | 276$_{21}$ Mähne] und weiten Nüſtern zu dem Leichnam nieder, und drückte dieſelben [faſt an die Z_1; von Kb geändert | 276$_{25}$ Nüſtern — faſt Z_1 Z_2; K streicht — ||

236$_9$ Fornarina] italienisch = kleine Bäckerin, Beiname einer Geliebten Rafaels; das nach ihr benannte Bild im Palazzo Barberini in Rom ist von Rafaels Schüler Giulio Romano (1492–1546).

250$_{10}$ Aktäon] Enkel des Kadmus, sieht (nach Ovid, Metamorph. III/185) Diana im Bade, wird von der erzürnten Göttin in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen. – Der ersten Hälfte der Ovidischen Darstellung scheint das Gedicht Johann Mayrhofers „Der zürnenden Diana" (Gedichte von J. M., Wien, Friedr. Volke, 1824, Seite 158) zu folgen, dessen Schlußwendung (seliger Tod des Schönheitstrunkenen) Anzengruber angeregt haben dürfte.

Der zürnenden Diana.

Ja, ſpanne nur den Bogen, mich zu töten,
Du himmliſch Weib, im zornigen Erröten
Noch reizender. Ich werd' es nie bereuen:
Daß ich dich ſah am buſchigen Geſtade
Die Nymphen überragen in dem Bade,
Der Schönheit Funken in die Wildnis ſtreuen.
Den Sterbenden wird noch dein Bild erfreuen.
Er atmet reiner, atmet freier,
Wem du geſtrahlet ohne Schleier.
Dein Pfeil, er traf — doch linde rinnen
Die warmen Wellen aus der Wunde:
Noch zittert vor den matten Sinnen
Des Schauens ſüße letzte Stunde.

Eine Plauderei. Als Vorrede zum ersten Bändchen (sc. der „Dorfgänge"). — Zwei Handschriften: H_1, I. N. 16841, zwei Bogen; H_2, I. N. 835, $1^1/_2$ Bogen. — Ein Druck: B = „Dorfgänge." Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Mit einer Plauderei als Vorrede. Erstes Bändchen. Wien, L. Rosner, 1879. — Titel: Eine Plauderei (als Vorrede zum ersten Bändchen). H_1 H_2 | Eine Plauderei. Als Vorrede zum ersten Bändchen. B. —

281_{13} Schriftsteller, wer H_1 | 281_{16} wird er ein „Classiker" H_1 | 281_{20} fand,] von Jedem gelobt, aber von Wenigen gelesen zu werden. Erste (gestrichene) Fassung von H_1 | 281_{27} veraltet, Literarhistoriker H_1 | 282_9 Armer Y,] du warst hier gewaltig auf dem Holzwege, heutzutage vermöchte das jeder Schuljunge besser zu sagen. Erste (gestrichene) Fassung von H_1 | 282_{21} Ich wahrhaftig nicht H_1 | 283_{12} zu, wenn H_1 H_2 B | 283_{22} H_1 begann ursprünglich: So wenig ein Mensch in voller Lebenskraft ans Sterben denkt und sich mit dem Gedanken an die Nichtigkeit des Daseins befaßt, so wenig befällt den Autor der Gedan(ke) | 284_8 alle Andere H_1 H_2 | $284_{4\,ff.}$ Die (gestrichenen) Versuche, die Gedanken $284_{4–22}$ zu formen, füllen in H_1 fast eine Bogenseite. Darunter: Und wie dem Liebenden der für seine Göttin schwärmt der nergelnde Freund die Gans (zu ergänzen ein Verb wie weist), so steht auch dem Publikum der Critiker zur Seite und macht es aufmerksam wie wir doch eigentlich etwas zu mager seien oder unschön feist | 285_{17} derjenige B | 286_5 P. d. August 1879 L. A. H_1 |

Auf der letzten (ursprünglich ersten) Bogenseite entwarf Anzengruber die Skizze einer

Vorrede zum ersten Theile:

Indem ich die bisher erschienenen Bauerngeschichten (Skizzen und Erzählungen) dem Lesepublikum vorlege, enthalte ich mich dabei der Phrase, daß ich es nur mit Zagen gethan hätte, ich will dem günstigen Leser keine Unwahrheit sagen und mich von dem ungünstigen nicht der Heuchelei beschuldigen lassen.

Wer hätte nicht auch abgeneigte Leser? Jeder Autor, mehr oder minder — und wo sie in der Mehrzal sind, da erscheint er eben als schlechter Schriftsteller, und wenn er weder geneigte noch ungeneigte findet, so wird er gar kein Schriftsteller, aber wenn die überwiegende Majorität dem Autor geneigt ist, dann wird er ein „Classiker", d. h. er fällt in die (deren?) Behandlungsart, die Minorität schämt sich, ihn nicht zu kennen, aber sie meidet doch seine Bekanntschaft.

Aber allmählich verändert sich der Stoff aus dem er seine Gebilde baute die Sprache, er erscheint erst als ein Mann in altmodischem Gewande, noch später wie ein in Naturlauten redender Wilder, seine Sprache klingt uns unangenehm und seine Gesinnung (?) und Anschauung veraltet. Das Allgemein-Menschliche in seinen Werken interessiert allerdings immer noch, aber es muß von den Forschern der Menge mühselig auseinandergesetzt werden. Schriftsteller leben erst auf, wenn die Sprache in der sie geschrieben todt ist.

Das ist das Schicksal aller Schreibenden, keiner kann sagen, (er) bewahre (?) sich davor, denn Keinem bleibt... erspart, außer die Sprache stirbt.

Der Autor theilt in gewisser Beziehung das Loos der Frauen, er hat seine Verehrer, die Einen ... unleserlich..., weil wir in der Mode sind, die Verleger, Redakteure aus Eigennutz, den Einen sind wir zu mager, den Andern zu feist, den Einen Göttin, den Andern

Gans, und die Bravsten unter uns findet... unleserlich... fad... nur die Jugend schwärmt für Autoren und Weiber im plural.

Soll der Autor denn nicht seine Schönheiten zeigen, Geist (?)... Er wird es, wenn er welche hat, so wenig sie ein Weib verbergen kann, und wie eine Frau die sich vernachlässigt, so trifft sie der Tadel — des sie Liebenden.

Und so kommt der Autor endlich die Jahre durch zu jener Stufe wo man sagt, der muß einmal schön gewesen sein.

Ich habe die chronologische Reihenfolge gewählt um meine Arbeiten vorzuführen, einestheils weil der Leser dadurch gewinnt, wenn er von den ungelenken zu den formvollendeten aufsteigt und zweitens weil es doch für manche interessant sein könnte, den jungen Mann verlegen vor das Publikum treten zu sehen und die Stimme schüchtern sich erheben hört (= hören), die später mit oder ohne Erfolg laut sich vernehmbar zu machen versucht. —

Einzelnes mit Bleistift am Rande näher ausgeführt, das Ganze dann gestrichen. —

282_{29}—283_{8}] Anspielung auf die ‚Wundertaten' des amerikanischen Mediums Henry Slade, die der Leipziger Universitätsprofessor (Astrophysiker) Friedrich Zöllner (1878) beglaubigte und verteidigte. Eines der dem Professor Zöllner unbegreiflichen, d. h. rein mechanisch nicht erklärbaren Wunder war das Schlingen eines Knotens in eine an beiden Enden befestigte Schnur. Slade begründete seine Wunder spiritistisch, durch Mitwirkung von Geistern etc., vermochte aber außer Zöllner keinen Physiker zu überzeugen. — Vgl. auch Brief an Bolin vom 18. März 1879 (Bettelheims Briefe, 2. Band, Seite 39).

Zu Anzengrubers Auseinandersetzung mit dem Spiritismus, vgl. Bd. VIII, Aphorismen 208—224; ferner Castle I, 149; XX, 14. —

Eine Plauderei. Als Vorrede zum zweiten Bändchen (sc. der „Dorfgänge"). Zwei Handschriften: H_1, I. N. 16837, $4^1/_2$ Bogen; H_2, I. N. 3516, $3^1/_2$ Bogen. — Ein Druck: B = „Dorfgänge" (wie oben), 2. Bändchen. (Ein zweiter, Z, Feuilleton der „Presse" vom 25. September 1879, stimmt mit B vollständig überein.) — Titel: Eine Plauderei (als Vorrede zum zweiten Bändchen) H_1 H_2 | Eine Plauderei. Als Vorrede zum zweiten Bändchen B | Eine Plauderei. Von Ludwig Anzengruber Z |

287_{17} Todtschlag, da H_1 | 287_{26} auf dem Weg" H_1 | 288_5 Vermenschlichung, ob H_1 | 288_{18} interessant sei.] Letzteres trifft freilich nicht immer zu, denn Mancher hat die verzweifelte Gabe, es just da zu packen, wo es nicht interessant ist, erste, gestrichene Fassung in H_1 | $288_{27\,ff.}$ lautete in erster, gestrichener Fassung in H_1: Das Leben in den Wolken ist so ziemlich aussichtslos geworden und der Poet ist daher genöthigt herabzusteigen und die ganze Sippe, die ihm bisher dort Gesellschaft geleistet, zurückzulassen und nun soll er [all' seine Gestaltungskraft... Die Versuche, die Gedanken 288_{14-31} zu fassen und zu gruppieren, füllen in H_1 $1^1/_2$ Bogenseiten. | 289_{11} Verklärung des] Alltäglichen H_1; gestrichen; dann Lebens | 290_8 zwischen Beiden H_2 B | 290_{26} herz- und hirnbewegenden H_2 B | 290_{28} in ihm selbst H_1 H_2 | 291_{19} abseits B | 291_{22} Städten, an armen H_1 | 291_{25} Krümmung, nicht H_1 | 291_{27} oder schwerer H_2 B | 292_1 was er] wegüber (? unleserlich) zu hören H_1 | 292_2 der Ungeduldigen ... der Ergebenen H_2 B | 292_{12} das ist ein] gewichtiger (? unleserlich) Grund H_1 | 292_{28} ein einziges Ziel B | 293_3 all ihre H_2 B | 293_{19}

Realiſtiker H_2 B | 293_{27} Perſonen und Verhältniſſe H_2 B | 294_1 aufzutragen als in] angekränkelter Bläſſe zu malen so H_1 in den verschiedenen gestrichenen Versuchen | 294_{28} müſſe, dies H_1 | 295_5 der gleichen] Schule ändern H_1 H_2 in Richtung | 295_{16} niemals B | 295_{17} roſenfarbe (?) H_1 | 295_{24} und unbeſtritten Domäne H_2 B | $295_{29\,ff.}$ auszuſpielen.] Jean Paul folgte einer Geſchmacksrichtung ſeiner Zeit, wenn er ſich in die Himmel aller Überſchwenglichkeit und Herzensdämmerſeligkeit verſtieg, um ſich dort auszuweinen, gelacht hat er aber auf ebenem Boden, in räumlichſter Beſchränkung und in H_1 gestrichen | 296_3 verſuchte, der H_1 | 296_4 war er auf H_2 B | 296_{10} Es fällt ändert H_1 H_2 in fiel | 297_{10} Portion fehlt H_2 B | $297_{13–19}$ Ich klappte ... bis ... ſtände: über eine Bogenseite füllen die gestrichenen Versuche, diesen Gedanken zu fassen. Darunter: Ich klappte beſchämt die Bücher zu und war nahe daran, jede beſſere Empfindung in mir gegen eine ſo ganz vereinzelt daſtehende Leichtfertigkeit aufzurufen, als mir noch rechtzeitig einfiel, daß ich mit der angelſächſiſchen Raçe, ob dies- oder jenſeits des Oceans, eigentlich gar nichts zu ſchaffen hätte | 297_{17} Nach wohlwollender] streicht H_1 kühler, freundlicher, befreundeter [Nordländer... | 297_{29} ſich, im H_1 | 298_2 herum, von H_2 B | 298_8 in der Derbheit,] die mitten hinein ihre Purzelbäume ſchlägt, unbekümmert darum, wenngleich ſie auch Alles damit verdirbt, und dieſe Anſchauung begegnet keiner moraliſch entrüſteten Abwehr. in H_1 gestrichen | 299_{11} Ich dächte,] Sie könnten ſich gegenüber dieſer der menſchlichen Geſellſchaft zur Ehre gereichenden, überraſchenden Organiſation einer ſolchen gegenſeitigen Verſicherung gegen moraliſche Schäden vollkommen beruhigen. in H_1 gestrichen | 299_{18} Auguſt 1879 H_1 ||

„Kalender-Geschichten". Eine kleine Plauderei als Vorrede. Zwei Handschriften: H_1, I. N. 16813, $2^1/_2$ Bogen; H_2, I. N. 16812, $3^1/_2$ Bogen. — Ein Druck: B = „Launiger Zuspruch und Ernste Red." Seite I—IX. — Titel: „Kalender-Geschichten". Eine kleine Plauderei als Vorrede. H_1 H_2 B. — B. läßt die Anführungszeichen fort.

300_{14} Nach erzählenden Teiles] streicht H_1 unter anderm: welcher den Leser zu unterrichten verlangt, denn darauf muß es jede richtige Kalender-Geschichte absehen, hätte sie nicht mehr zu sagen als jede gewöhnliche, brächte sie weiter nichts, als was jede andere, etwa wie sich zwei kriegen oder nicht kriegen, es müßte ein Capitalstück von Geschichte sein, wie einer armen Feder, die unser Einer führt, gar nicht zuzutrauen ist, wenn der Leser, dem die Blätter das ganze Jahr über durch (vorher unter) den Fingern laufen, nicht ihrer herzlich überdrüssig werden soll; sie muß daher | 301_6 Erzähler, der H_1 H_2 B | 301_{14} gern B | $302_{1,\ 16,\ 28}$ und öfter: Kalender-Geschichtenschreiber H_1 H_2 B | 302_{27} Nach nicht zu verlangen] streicht H_1: Aber mitten durch, zwischen dem, was er nicht soll, und dem, was er nicht kann, geht ein hübscher Steig. | 303_{20} mit'n Jahresregenten H_1 | 306_2 der jüngste Gerichtstag H_1 H_2 B | 306_{10} mit Untat B | 308_8 war, Helläugige H_1 H_2 B ||

305_8 Sonnenmikroskop] Vorrichtung, um vergrößerte Bilder kleiner, hell beleuchteter Gegenstände auf einen Schirm, bzw. eine Bildfläche, vielen Zuschauern zugleich sichtbar, zu werfen. —

„Wiener Blut". Ein Druck: Z, Feuilleton des „Fremdenblattes", Wien, 20. Februar 1873. Ein Exemplar mit handschriftlichen Verbesserungen im Besitze Friedrich Schlögls. — Einige Tage später ein Abdruck im „Neuen Pester Journal". —

314_{28} präsentiert, und rein „Strizzow" auf...Terrain können Z | 315_{7} Hand, schreibt der Verfasser, gezählt, gewogen, an Z ||

Strizzow] Freiherr von Strizzow, als typischer Berliner und Salonsteirer die komische Figur in Alex. Baumanns „Versprechen hinterm Herd"; freut sich namentlich über die „urwüchsigen" Ausdrücke und über die „Nationalgesänge" der Älpler.

Die Schriften des Waldschulmeisters. Ein Druck: Z, Feuilleton des „Neuen Wiener Abendblattes" vom 8. Februar 1875.

319_{27} Schulmeisters, bis Z | 321_{7} Rüppel Z | 322_{4} über seine Geschichte so Z; wohl verderbt (aus?) | 323_{15} Gemeinde, der Z | 323_{19} unbestätigsten Z | 324_{26} einem Halter Z | 325_{14} aus, die Z ||

Einbegleitung. Ein Druck, Faksimile der Handschrift, H, vor dem Texte B. Neumanns.

327_{2} redigirtem so H | $327_{11f.}$ ist ein liebenswürdiges, gefälliges] H hatte ursprünglich ist ein recht gefälliges, streicht dann das wohlwollende recht und ersetzt es durch das höfliche liebenswürdiges. Das faksimilierte Vorwort bringt, naiv genug, Streichung und Verbesserung. —

Bücherbesprechungen aus der „Heimat". Textgrundlage für 328_{1}—331_{6}, „Heimat" 1883, I. Halbband, Seite 255; für 331_{7}—334_{3}, „Heimat" 1883, II. Halbband, Seite 495; für 334_{4}—335_{20}, „Heimat" 1883, II. Halbband, Seite 639; für 335_{21}—341_{6}, „Heimat" 1884, II. Halbband, Seite 734.

328_{14} Nestroy-Sansquartiers Meldung] in Louis Angelys Vaudeville „Sieben Mädchen in Uniform" (1825),

einem Lieblingsstücke Nestroys. Schlögl berichtete über Nestroys erstes Auftreten in diesem Stücke in seinem (allerdings erst nach ‚Wienerisches' erschienenem) Buche „Vom Wiener Volkstheater" 1884.

III. Wiener Studien. Textgrundlage für Seite 345 bis 364: Wiener Leben. Chronik der Tagesereigniſſe, Volkswirtſchaft, Theater, Kunſt, Literatur u. ſ. w. Herausgeber S. A. Weiß; IV. Jahrgang 1873. — (Z). Seite 345 bis 351: Nr. 6 vom 9. Februar; Seite 352—356: Nr. 8 vom 23. Februar; Seite 357—364: Nr. 10 vom 9. März.

354_4 is ſchon Z | 356_7 Unſicherheit nicht größer iſt] Sicherheit ? | 358_{30} Samſtag Abend Z | 363_{10} Zeiten! Herr Z | 364_{10} ja die Z |

345_2 In meinem letzten Aufſatze] Vorangegangen waren in Nr. 4 vom 26. Jänner 1873 die autobiographische Skizze „Der Adjutant des Generals Bem" (Bd. I, S. 241) und in Nr. 5 vom 2. Februar 1873 die dramaturgische Plauderei „Moraliſches" (Bd. XV, 3. Teil). Der Hinweis bezieht sich auf „Moraliſches".

352_{26} Indes bewegen ſich] die Klage über den trostlosen Zustand der Wiener (namentlich der Margaretner) Straßen in der Gemeinderatssitzung vom 18. Februar 1873 scheint also sofortige Abhilfe veranlaßt zu haben. —

353_1 Halinas] (kroatisch?) Lodenmantel.

356_{18} Baron Schwarz] Wilhelm Freiherr Schwarz von Senborn, österreichischer Staatsmann, 1873 Organisator und Leiter der Wiener Weltausstellung, wegen seiner sorglosen Geldgebarung vielfach in der Presse angegriffen.

Gräberelend. Eine Handschrift H_1, I. N. 16797, $2^1/_2$ Bogen. Ein Druck: Z_1 = Friedjungs Deutſche Wochenſchrift, Feuilleton vom 25. April 1886. — Unter dem Titel: (Keine brennende Frage.) H_1 Z. —

$36_{5_{10}}$ Gebrauch H_1 | $36_{5_{11}}$ Tages darauf H_1 | $36_{5_{14}}$ oder geringere fehlt Z | $36_{6_{30}}$ und öfter: Gräber-Elend H_1 Z | 36_{7_3} sollen: Schulter H_1 Z | $36_{7_{14}}$ des Dahingeschiedenen Z; H_1 ersetzt des durch der | $36_{7_{18}}$ grub und] des Weiteren (?) H_1 | $36_{7_{19}}$ herunter fehlt Z | $36_{7_{25}}$—36_{8_3} Nach Erde?] füllen die Versuche, den nächsten Gedanken zu formen, eine volle Bogenseite | 36_{8_8} in den Massengräbern Z | Massen-Gräber H_1; ebenso $36_{8_{11}}$ Einzelgräber oder Grüfte, die n später hinzugefügt | $36_{8_{12}}$ können, für H_1 | $36_{8_{17}}$ einen fremden Toten,] der sich's auf (über) den ausgeschaufelten Knochen seines Vorverwesers so bequem in H_1 gestrichen | $36_{8_{23}}$ sei es nun um Z | $36_{8_{31}}$ sei, der H_1 | 36_{9_6} theuerere H_1 Z | 36_{9_8}–$_{29}$ Fremder mit.] Das folgende in H_1 ursprünglich viel kürzer und präziser: Fremder mit, die in einem Hôtel plötzlich verstarben, in tiefer Nacht und aller Heimlichkeit aus dem Gasthofe nach der Totenkammer gebracht und nach telegraphischer Verständigung der Angehörigen auf ebenso anständige, wie kostspielige Weise beerdigt wurden | $36_{9_{29}}$ lassen; die H_1 Z | 37_{0_2} Einwilligung, nicht H_1 ¦ 37_{0_5} aufzusuchen Z; H_1 streicht — zu — | $37_{0_{15}}$ Äußeres Z | $37_{0_{27}}$ unbesehens der Kosten] H_1 dafür ursprünglich besser ohne Knickerei | 37_{1_5} exotischen Pflanzen Z | $37_{2_{16}}$ H_1 ursprünglich: und daß wohlthun, wohlgethan sei |

Anzengruber als Erzähler

Von Dr. Rudolf Latzke

Inhaltsübersicht

1. Die Erzählungen der „prähistorischen" Zeit 409—435

Thron und Fischerhütte 410 — Ludmilla 410 — Japhet, der einen Dümmeren sucht 412 — Romanprojekte: Von der leichten Seite; Pierre de Strass 414 — Novellenskizzen: Diebs-Annele; Aus den Papieren eines Seelsorgers 415 — Jaggernaut 415 — Ein Brief, der tötet 418 — Die düstere Grabschrift 421 — Ein Unheimlicher 423 — Die zürnende Diana 425 — Tod und Teufel 427 — Die Polizze 430 — Früher Tod 432 — Vom Bauer, der vom Pfarrer borgen wollte 434.

2. Die literarische Tradition der Dorfgeschichte 436—491

Vorläufer 436 — Voß, Maler Müller, Jung-Stilling 437 — Pestalozzi 438 — Vereinigung von Aufklärung (Physiokratismus) und Romantik 438 — Die Touristik, die Wandererzählung 439 — Landschaftliche und ethnographische Bedingtheit 440 — Die mundartliche Dichtung 440 — Weiterleben alter Formen 441 — Cl. Brentano 441 — Immermanns Oberhof 442 — Jeremias Gotthelf 445 — Berthold Auerbach 447 — Franz Michael Felder 448 — Lokale Bestimmtheit der österreichischen Dorfgeschichte: Karoline Pichler, Johann Nordmann, Julius von der Traun; Beck, Hartmann; Josef Rank, A. Stifter; Vinzenz Rizzi; Die Oberösterreicher 451—455 — Die Geschichten aus

dem Hochland: Silberstein, Hermann Schmid 455 bis 462 — Adolf Pichler 462 — Die österreichischen Volkskalender 465 — Zusammenfassung 468 — Rosegger 469 — Kameradschaft mit Anzengruber 471—482 — Anzengruber 482—491.

3. Die Dorfgeschichten bis zum „Sternsteinhof" 492—547

Die beiden Bändchen Dorfgänge 492 — Die Vorreden 493—502 — Motive 502/503 — Gänseliesel 504 — Diebs-Annerl 505 — Eine Begegnung 508 — Wie der Huber ungläubig ward 511 — Der gottüberlegene Jakob 513 — Die fromme Kathrin 514 — Treff-Aß 517 — Das Sündkind 517 — Besprechungen der „Dorfgänge" 523 — Zu fromm 525 — Hartingers alte Sixtin 528 — Der starke Pankraz und die schwache Eva 531 — Der Hoisel-Loisel 533 — Der Einsam 537 — Örtler 542 — Grünes Reis unterm Schnee 546 — Eisblumen 546.

4. Die beiden Dorfromane 548—590

a) Der Schandfleck 548—573 — Erste Fassung 548 bis 563; Umarbeitung 563—573; Die Kameradin 563 — Zweite Fassung 569.

b) Der Sternsteinhof 574—590.

5. Die Dorfgeschichten nach dem „Sternsteinhof" 591—617

Langsamer Abstieg 591 — Gott verloren! 592 — Der Verschollene 594 — Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern 595 — Unter schwerer Anklage 597 — Die Wahl im Bösen 598 — Die Körbelflechter-Kathrein 600 — Die Heimkehr 601 — Wissen macht — Herz-

weh 602 — Nit gehn tan tat's 605 — Unrecht Gut 607 — Die Herzfalte 609 — Der Versuchung unterlegen 610 — Wenn einer es zu schlau macht 612 — Liesel, die an den Teufel glaubt 612 — Die Totenbeschwörung 613 — Gestohlenes Gut, gewonnener Mut 614 — Josel und Julie 615 — In der Andreasnacht 616 — Der reiche Haidbauer 616.

6. Die Vorstadtgeschichten; Die Skizzen 618—677

Die Tradition 618—636: Vorläufer: Die Renaissance- und Barock-Landbeschreibung, Pritschmeisterdichtungen, Topographie und Reisebeschreibung 618—619 — Die Aufklärer: Pezzl, Küttner, Nicolai 619—621; Die Biedermeierskizze und die historische Skizze, Lebens- und Genrebilder, Die Feuilletonskizze 621—625 — Der Wiener Volksroman 625—628 — Karl Landsteiner 628—631 — Friedrich Schlögl 631—636 — Anzengruber Mitarbeiter des „Wiener Lebens" 636—637 — Gräberelend 637—638 — Vom „Schandfleck" zur Vorstadtgeschichte und Wiener Skizze 638—639 — Bekannte von der Straße 640—647 — Bilder aus dem Leben einer großen Stadt 647—654 — Skizzen (I) 654—667 — Skizzen (II) 667—677: Wie mit dem Herrgott umgegangen wird 668 — Der Weibfromme 669 — Ein Mann, den Gott liebt 669 f. — Ein Fund 670 f. — Der Sinnierer 671 f. — Die gsprächig Stund 672 — Ein Dorfidyll 672 f. — Das Wünschen 673 f. — Über die Freiheit des menschlichen Willens 674 — Für d' Katz 674 — Der Schatzgräber 674 f. — Im Dienste der Wissenschaft 675 f. — Beglaubigtes und Unbeglaubigtes 676 f.

7. Märchen. — Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo 678—697

Die Märchen des Steinklopferhanns 679—683 — 's Moorhofers Traum 683f. — Teufelsträume 684f. — Pfahlbaute mit Nutzanwendung 685 — Der unangenehme Stein 686f. — Die drei Prinzen 687f. — Annerl, Hannerl und Sannerl 688f. — Aus der Spielzeugwelt 689—691 — Das Ehekräutlein 691f. — Das Weidenweiblein 693 — Die rechte Unrechte 694 — Ein böser Gast 695 — Der Erbonkel 695—696.

8. Bibliographischer Anhang 698—726

Verzeichnis der Erzählungen und Vermischten Schriften in der Reihenfolge der vorliegenden Ausgabe von Band IX—XV; mit Angabe der Entstehungszeit, der ersten Veröffentlichung, der Anzengruberschen Buchausgabe 698—708.

Periodische Druckschriften mit Beiträgen von Anzengruber: 1. Kalender — 2. Zeitschriften und Zeitungen 709—715.

Anzengrubers Buchausgaben 716—725.

Die vorliegende Ausgabe 725—726.

1. Die Erzählungen der „prähistorischen" Zeit

Anzengruber war 21 Jahre alt, seit einigen Monaten karg besoldeter Schauspieler zweiten oder dritten Ranges in Wiener-Neustadt, da ließ er in einem Briefe an Lipka (25. Jänner 1861) — der hatte ihm wohl wieder von vergeblichen Bemühungen für seine Komödien geschrieben — einmal alte Hoffnungen und Ahnungen zu Worte kommen: „Mir bleibt ein lichter Stern, das Bewußtsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen, und die innere Gewißheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgetan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird." — Dieser lichte Stern ist ihm im Dunkel der nächsten zehn Jahre nicht untergegangen. Was diese Jahre auch an Enttäuschungen jeder Art bringen mochten, wie oft er auch in die Gefahr unaufhaltsamen Abwärtsgleitens kommen mochte, wie wenig ihn auch das viele, was er hervorbrachte, befriedigte — den Glauben an sich und sein Glück, d. h. an seine Zukunft, hat er nie verloren. Bald wird er sich darüber klar, daß *sein* Mittel, sich der Welt mitzuteilen, nicht die nachschaffende Kunst des Schauspielers, sondern die frei gestaltende des Dichters ist.

Freilich, die ersten Proben seines Könnens (soweit sie gegenwärtig auffindbar sind) erwecken keine

allzu kühnen Hoffnungen: Die beiden Novellen, mit denen er im Sommer 1861 im „Telegraf" debütierte, sind herzlich unbedeutend. Die erste zeigt, daß er sich — zwei Jahre vorher — die Langeweile des Wiedener Spitalslebens nicht umsonst mit van der Veldes exotischen Erzählungen vertrieben. Die vermeintlich nordische Umwelt der „Erzählung aus dem 17. Jahrhundert, Asmund Thyrsklingurson" muß ihm gefallen haben, er hat sie in „Thron und Fischerhütte" getreulich nachgeahmt. Über Dänemark herrscht König Frod, nachdem er seinen Bruder Halfdan ermordet hat; dessen Söhne Hroar und Helgo* wachsen bei einem Fischer auf, erfahren, herangewachsen, von diesem ihre Abstammung, gehen an den Hof und töten ihren Oheim. Helgo wird hierauf König von Dänemark, sein Bruder durch Heirat (die schöne Fischerstochter Sigrid hat er verlassen) König eines Nachbarreiches. Der Stoff hätte, die nicht uninteressante Sigrid in den Mittelpunkt gerückt, eine Ballade — etwa in der Art der nordischen Fontanes — ergeben können; auf den späteren Anzengruber weist kaum etwas, es seien denn die für ihn charakteristischen Sprachformen heim (= daheim), nehme (Imperativ), inner (= innerhalb), freundgesinnt und ähnliche. — Die Novellette „Ludmilla" vermehrt die Zahl der von Breier und Scheibe und ihresgleichen genügsamen Lesern massenhaft aufgetischten „historischen Novellen" um eine Nummer. Junker Kinski liebt

* Die Namen Helgo und Halfdan können ihm auch aus Tegners Frithjofsage geläufig gewesen sein.

Ludmilla, die Tochter des Braunauer Bürgers Crumlow; auf die hat aber auch der welsche Sekretär der böhmischen Stände, Fabricius, ein Auge geworfen, und Crumlow ist ihm gewogen. Crumlow beteiligt sich an der Bewegung gegen die Verletzung des Majestätsbriefes, wird eingekerkert, Fabricius lockt Kinski in einen Hinterhalt und entführt Ludmilla. Der Prager Fenstersturz bringt den Liebenden Rettung. Die protestantischen Tschechen sind mit Sympathie, der welsche Schreiber ist als schwarzer Bösewicht behandelt, was fünfzehn Jahre früher verständlich gewesen wäre, 1861 aber schon als Anachronismus anmutet.

Am 26. März schrieb Anzengruber aus Krems an Lipka, er habe vom „Telegraf", also offenbar für diese beiden Beiträge, 58 kr., sage funfzigacht Kreuzer, erhalten. Nach Krems war er Ende September 1861 gekommen. Am 26. September liest er im Kaffeehause das „Kremser Wochenblatt" und ist „gewillt, Mitarbeiter dieses Journals zu werden". Es blieb wohl beim Vorsatze, oder das Journal, das gute volkstümliche Erzähler, wie Steinebach, J. N. Vogl, Labrés, Bowitsch u. a. zu seinen Mitarbeitern zählte, nahm von dem kaum beachteten Schauspieler nichts an*. Ob die in witzelndem Bohemientone geschriebene Plauderei (2. November 1861) „Was man sich am Abend selbst erzählt. Aus dem zerrissenen Tagebuche eines dummen Poeten"

* Nur einmal (28. Dezember 1861 in Bergs „Zwei von anno dazumal") wird seine Leistung besprochen: „Herr Anzengruber mußte, einem Chamäleon gleich, alle Augenblicke seine Rolle ändern, wobei er zeigte, daß ihm das dramatische Talent nicht fehle".

von Anzengruber ist, mag dahingestellt bleiben. Dafür versorgte er die handschriftliche Zeitung des in Wiener-Neustadt gegründeten, damals in Steyr versammelten „Götter- und Narrenbundes", der er noch immer als Gott Momus angehörte, mit lustigen Beiträgen. Der umfangreichste ist der Roman: „Japhet, der einen Dümmeren sucht". Das Mitglied des Steyrer Sängerbundes Achaz Triller hat mit einer Kremser Bürgerstochter eine Gartenszene erlebt, die „der geneigte Leser in Bürgers ‚Pfarrerstöchterl von Taubenhain' nachlesen kann", ihr Vater gibt sie ihm aber nur dann zur Frau, wenn ein Dümmerer als dieser Galan gefunden werde, und der findet sich in der Gestalt des Theaterinspizienten Eckert. Der Bummelwitz der Heiratsgeschichte sowohl als des Traumes mit der Enthüllung des Dümmeren reiht den „Roman" den übrigen Momusspäßen würdig an. Der Anfang der Geschichte aber deutet leise auf den im Schmierenschauspieler keimenden Sinnierer. An den Kirchen von Mautern und Krems betrachtet er die Grabsteine* und denkt sich in alte Tage zurück mit ihren Trachten und Sitten, die der Heutige nicht begreift, „und doch den Schlüssel in sich selbst leicht finden könnte". So kommt er in eine echte Totengräberlaune und sucht im Mondenschein den alten Kremser Friedhof auf, bei dessen Kapelle aber das ewige Licht seine romantische Stimmung zerstört. „Licht für Augen, die nicht sehen, das Öl konnte man

* Gehört mit zu Anzengrubers charakteristischen Gewohnheiten vgl. Bd. I, S. 259, S. 297 f.

sparen", brummt er angriffslustig und läßt nun dem Ulk freien Lauf.

Der Titel des „Romans" läßt vermuten, daß Anzengruber im Wiedener Spitale auch Kapitän Marryat gelesen (wahrscheinlich in der deutschen Ausgabe von Hermann Kurtz, die seit 1843 bei Krabbe, Stuttgart, erschien), dessen komischer Roman „Japhet, der einen Vater sucht" besonders beliebt war. Auf mehr als den Titel erstreckt sich die Ähnlichkeit freilich nicht. Immerhin könnte sich Anzengruber ein wichtiges Motiv daraus ad notam genommen haben. Als Japhet seinen Vater, General de Benyon, endlich gefunden hat und von diesem nicht gerade freundlich aufgenommen wird, hält er ihm ungefähr dasselbe vor, was später der Schandfleck Brigitte-Magdalena dem natürlichen Vater, dem Müller, sagt und was den „Schandfleck" mit dem „Vierten Gebot", dessen Skizze ja schon 1865 entstand, verbindet. „Welche Rechte", sagt Japhet, „haben Sie als Vater auf mich? Ein Sohn ist in den meisten Fällen seinen Eltern für die Pflege und Sorgfalt, die sie seiner Kindheit gewidmet haben, für Erziehung, Religion, Unterricht, für Berufswahl und Fortkommen im Leben verpflichtet. Solche Kinder tragen eine schwere Schuld der Dankbarkeit für das, was sie empfangen haben. Auf welchen Grund hin machen Sie Ansprüche auf meine Kindespflicht?"

Was in dem großen Paket Schriften, die er bei seinem Freunde Lipka in Wien liegen hatte (Brief an diesen aus Böslau vom 24. August 1863) oder

in der am 6. April 1865 in Radkersburg aufgegebenen Kiste („sie birgt das literarische Futter") an Erzählungen enthalten war, wissen wir nicht. Daß der projektierte Roman „Von der leichten Seite" (an Lipka, Vöslau, 24. Juni 1863) über den Titel, ein anderer, „Pierre de Strass", über die in dem Marburger Briefe an Lipka (8. November 1863) mitgeteilte Skizze* hinaus gedieh, ist kaum anzunehmen; denn wenige Tage später fragt er (25. November 1863), „soll ich's denn mit Novellen versuchen? Ich bin's fast willens." Auch dieser Versuch, wenn er überhaupt gemacht wurde, scheint kaum zu etwas Ganzem geführt zu haben. Denn der Brief aus Czakathurn vom 1. Juli 1864 spricht „Summa Summarum" nur von Gedichten, 13 Stücken und 32 Notizheften, nicht aber von ausgeführten Erzählungen. Und wenn er im selben Briefe mit einer gewissen Befriedigung meldet, daß sein „Denkkreis", seine „Sprachvergewältigung" sich herausgemacht hat, so dürfte diese Vervollkommnung eben kaum Werken der erzählenden Kunst zugute gekommen sein. Auch der verzweifelte Leobener Brief vom 12. November 1864 spricht nur von Plänen. „... Novellen, Romane liegen mir im Kopfe, stil-

* „Ein Mann wird von seiner Frau betrogen und selbe, den Schmuck ihres Galans tragen zu können, läßt sich von ihrem Gemahl einen falschen Schmuck schenken — sie stirbt, die Echtheit des falschen Schmuckes kommt ans Licht, sowie ihre Falschheit. Die Charaktere des Romanes sind ‚falsche Steine', doch ist die Täuschung eine eingeleitete Rache. Das ist der erste Roman, den ich schreibe, Versuche hatte ich schon mehrere begonnen, aber nie ausgeführt".

Eine Hofgeschichte, „Pierres de Strass", erzählte Florus Retland 1881 in der „Heimat" (S. 710 ff.), sie hat mit Anzengrubers Plan aber nur den Titel gemein.

und inhaltgewaltig . . .", die nicht reifen können, weil er eben — Provinzschauspieler ist. Seinen Notizschatz aber hütet er sorgfältig. „Wenn ich Muse — ernstere Muse finde", schreibt er am 6. Juni 1865 aus Gainfahrn, „hab ich vollauf mit Reinarbeitung meines Notizmaterials zu tun — habe mir vorgenommen, die Novellen ‚Diebs-Annele', ‚Aus den Papieren eines Seelsorgers' fertig zu schreiben." Wie weit diese und ähnliche Notizen gediehen waren, welche späteren Erzählungen in ihnen im Keime vorgebildet waren, wissen wir nicht; vieles mag dem Autodafé (vgl. die autobiographische Skizze „Bis zum Fertigwerden"), mit dem er dieses Entwicklungsstadium abschloß, zum Opfer gefallen sein. Doch liegen noch genug Erzählungsskizzen und -fragmente aus späterer Zeit vor (vgl. Bd. I; XV, 2. Teil), die einen Schluß auf die Form der „prähistorischen" Notizen gestatten.

Nur ein vollgültiges Zeugnis von dieses Provinzschauspielers Denk- und Darstellungskraft ragt aus diesen dunklen Tagen in die späteren lichten hinüber. Wenn der Handschrift zu glauben ist und die verschiedenen politischen Anspielungen so gedeutet werden, daß sie mit dem, was die Handschrift sagt, übereinstimmen, dann steht an der Schwelle des eigentlichen Anzengruberschen Schaffens die gewaltige Vision „Jaggernaut". Ein Rätsel in jeglichem Sinne. Jaggernaut, der Herr der Welt, ist, so philosophiert der junge Dichter, die Welt selber, die Welt als ein ungeheurer, in rücksichtslosem Fortschritt, in ungehemmter Entwick-

lung begriffener Organismus, die Welt im Bilde einer in feierlichem Schweigen einherziehenden gewaltigen Göttin, deren Wagen über die Geschlechter der Menschen, einerlei, ob sie den Fortschritt zu hemmen oder zu fördern suchen, blutig hinwegrollt, über die Geschlechter der Menschen auf der Erde, über die Geschlechter anderer Wesen auf den Sternen, so lange, bis der Stern selber auslöscht und ein Grab mehr bedeutet in dem ungeheuren Friedhof der Welten (vgl. die Aphorismen, Bd. VIII, 70, 72). Zu welchem Ziele geht, um welcher Zwecke willen geschieht das? Das sagt die Göttin nicht —* sie steht ja selbst unter der Botmäßigkeit eines noch Größeren, Unnahbaren, des Fatums. Und nun fünfzehn Jahre später der satirische Epilog: „Mag auch (1880) eine Exzellenz (Taaffe) dekretieren, so wie 1865 eine andere Exzellenz (Belcredi) dekretiert hatte: Jaggernaut ist ein böhmisches Dorf", d. h. das Tschechenland ist die Welt, seiner Entwicklung werden die ungeheuersten Opfer gebracht — „es bleibt wohl dabei: Jaggernaut ist die Welt". Der Anlaß, der diese Gedankenfracht in Bewegung setzte,

* Heinrich Friedjung (in seiner Besprechung der zweiten Auflage von Bettelheims Anzengruber-Biographie „Neues Wiener Tagblatt", 15. Juni 1898) findet allerdings einen tröstlicheren ‚tiefen Sinn' des Jaggernaut: „Das einzelne Leben zählt nichts beim Rollen des Schicksalsrades über die Menschenleiber. Wenn auch viele in körperlichen und seelischen Martern untergehen, die Entwicklung der Gesamtheit schreitet doch mächtig vorwärts und erhebt die Menschheit zu dem ihr innewohnenden Ideale" — wovon in Anzengrubers Text wohl nichts zu lesen steht. Eher in dem (gewiß späteren) Aphorismus, Bd. VIII, 344, nach welchem es die Pflicht des Menschen ist, die als Gesetz erkannte Entwicklung nach Kräften zu fördern. Vgl. auch Bd. VIII, Aphorismen, 341.

war also — politisches Mißbehagen. Aber diese Gedanken selbst, woher stammen sie, woher kam dem Dichter Bild und Einkleidung?

Fürs nächste scheint sich der junge Sinnierer damit beschieden zu haben, seine Welt- und Lebensrätselfragen still in sich zu verschließen; gelegentlich aufzuckende Erkenntnis wird auf einen Aphorismenzettel geworfen — oder sie gibt den Novellen der nächsten Jahre mitunter eine Bedeutendheit, die sie eben doch über die umgebende Journalistennovelle hinaushebt.

War der Sechsundzwanzigjährige schon solcher Gesichte (die „Teufelsträume" weisen ja auch in diese Zeit zurück) und solcher bei aller Unklarheit doch imponierenden Darstellung fähig, dann erscheint Anzengrubers Leben in diesen Sechzigerjahren als ein Kampf von furchtbarer Tragik. — Immer und immer fühlt er sich von dem Berufe, wie er ihn ausüben muß, gehemmt. Theatermüde ist er schon lange. „Gehindert an allem und jedem," so klagt er am Weihnachtstage 1863 in Marburg, „hasse ich das verfluchte Hemmnis, die Komödie, und wende mich zur Dichtkunst"; im Sommer darauf (Brief an Lipka von Sauerbrunn, am 29. Juli 1864) wird diese Müdigkeit, dieser Überdruß zum Ekel. Nicht allein die „Saudirektion", die ihn von Czakathurn dorthin mitgenommen hatte, ist schuld daran, das Komödiantenleben überhaupt ist es. Lieber Diurnist, als Komödiant! Er möchte nach Wien und dort als Episodiste und Dichter hausen. Aber noch manche Station trennt ihn von Wien. Mittlerweile hat er

auch die Theaterliebe kennengelernt. Er gefällt in Leoben (Brief vom 12. November 1864) einer hübschen Lokalsängerin und gesteht dann in seinem Pettauer Weihnachtsbriefe (1864): „Unter uns, ich bin verliebt gewesen, das erstemal in meinem Leben mit starkem Ansatz; dank meinem Genius, der's nie zum Überschnappen kommen läßt, bin ich geheilt", — was sich wohl auf diesen Leobener Flirt beziehen dürfte — — Theaterliebe, über der er die zarteren Beziehungen zu reputierlichen Wiener Bürgermädchen (Marie Wallner, Mathilde Kammeritsch) nicht vergessen konnte. Am 26. August 1865 meldet er Lipka lakonisch: „Ich bin gekündigt", und zwei Tage später rät er: „Wirf über Bord unseren Theaterschwulst, wir sind zu männlich, um da mitzumachen — — nur ein Genie betritt ungestraft diese Bahn der Kunst der Täuschung ..."; er geht nach Wien, um dort als Episodiste zu leben, „an der Quelle zu sitzen und mit der Feder arbeiten zu können" — noch warteten seiner vier dunkle Jahre, die nur zwei „lichte Sterne" erhellten, der Glaube an sich und die Liebe zu seiner treuen Mutter.

Im März 1867 brachte Nordmanns „Wanderer" — unter Beiträgen von Nordmann, Pfundheller, Straube, Mirani u. a. — Grubers Novelle „Ein Brief, der tötet. Aus den Tagebuchblättern eines Komödianten". Wann die Erzählung aufkeimte, wann sie geschrieben wurde, ob sie auch zu den Notizen gehörte, die er gelegentlich fertig schrieb, wissen wir nicht. Eines ist sicher: sie ist der poetische Niederschlag seines Schauspielerlebens, sie

quillt sozusagen allenthalben zwischen den Zeilen der Briefe an Lipka hervor. Der Dichter brauchte nur die Lichter und Schatten eigenen Erlebens — Kollege Gürtler steuerte auch einiges bei — zu verstärken, das verpfuschte Leben des Helden in einer Art zu beendigen, wie sie ihm selber in Augenblicken tiefster Erniedrigung als wünschenswert vorgekommen sein mag — nicht einmal droht er, zu gehen, von wo (= von dort, wo) man ihn nicht braucht —, brauchte nur die Schauspielerstimulanz — echte Aufregung, damit die gemachte umso echter wirke — als movens in die Handlung zu bringen, und das Gerüste dieser Taschenbuchnovelle war fertig.

Der Provinzschauspieler Engelstein erzählt, nachdem er von seinem Direktor die Kündigung erhalten, einem teilnehmenden Freunde im Wirtshause seine Geschichte. Er ist — ein Drechslerbub, wie Raimund — seinem Vater zur Schmiere durchgegangen, die Mutter, schwach und eitel, aber treu, teilte dann sein Elend. Er bedeutet beim Theater wenig, findet aber die Liebe einer ebenso schönen als begabten Kollegin und verbindet sich mit ihr. Sie soll im Residenztheater debütieren, und da ihr Spiel nach einer häuslichen Aufregung immer besonders gut ist, so schickt er ihr einen Brief nach, in dem er sich von ihr lossagt, freilich bald darauf einen zweiten, aufklärenden, der aber die Adressatin nicht mehr findet — und Valentine ist für ihn verloren. — Es scheint, daß Friedrich Uhls 1863 in Wien erschienener Theaterroman „Die Theaterprinzessin"

einzelnes beisteuerte: auch bei Uhl das für das Engagement entscheidende erste Auftreten, entscheidend beeinflußt durch vorangegangene häusliche Aufregung und durch den Schmerz verratener Liebe; auch hier ein Brief, der tötet (der Held empfiehlt seine Geliebte einem Fürsten, daß er für ihr Wiederengagement Sorge trage), und die Karnevalsrede des zum Theaterfeind gewordenen Helden (in den Uhl auch etwelches Eigenpersönliche legte) an Theaterleute und Publikum. — Anzengruber konnte die Sache leicht in seine Umwelt umschreiben.

Nach dieser Geschichte sagt Engelstein seinem Direktor, den Kollegen, dem Publikum grimmigwitzig seine Meinung — eine Alkohol-Groteske, hinter deren Dunst aber des Dichters Theaterklagen an Lipka deutlich hörbar werden. Den Trunkenen bringt sein Freund zur Mutter ins armselige Gelaß, in dem sie hausen — bittere Wirklichkeitsschilderung. Der Theaterdiener kommt, meldet die augenblickliche Entlassung und wird hinausgeworfen. Dann beschließen Mutter und Sohn, in die Residenz zu gehen, und weinen ihr Elend, eines am Halse des andern, aus. In der Residenz nimmt er von seiner Mutter erschütternden Abschied, dann geht er ins Theater, sieht Valentine, jetzt Fibi-Bentheim, spielen, folgt ihr in ihre Wohnung, läßt sie von ihren galanten Gästen weg zu sich bitten und muß seine völlige Verurteilung hören: sein erster Brief — den zweiten glaubt sie ihm nicht — hat sie zur Buhlerin gemacht. Drum jagt sie ihn wie einen Hund davon. Er geht, von wo man ihn nicht braucht

— und seine Mutter? — Die ganze Erzählung ist zu wortreich, die Konflikte sind zu grell, zu unvermittelt, und viel Provinzbühnenpathos hallt in den Reden wider, namentlich in der Verurteilungsrede der umschmeichelten, verlorenen Fibi-Bentheim — und doch: die Novelle ist eine Dichtung. Grauenvolle Möglichkeiten des eigenen Wesens und Lebens wirft der Dichter aufs Papier, und geradezu erschütternd wirkt die abschließende Frage, die den unglücklichen Sohn wohl gar oft gepeinigt haben mag: Was wird denn aus meiner Mutter?

Anzengruber aber schrieb fleißig weiter, d. h. vermutlich, arbeitete seine „Notizen" fleißig weiter aus. Schon wenige Monate später brachte der „Wanderer" eine zweite Novelle von Gruber, „Die düstere Grabschrift". Sebastian Maring, ein bekannter Lebemann, hat Renate Seling verführt und verlassen, Renate stirbt bei der Geburt eines toten Kindes. Ihr Bruder fordert Rechenschaft. Maring gibt sie, indem er frivol-höhnisch die größere Hälfte der Schuld der unglücklichen Toten zuschiebt, und wird dafür von dem Rächenden erschlagen. Anton muß noch in derselben Nacht, als Mitglied eines aufgehobenen freigeisterischen Klubs, ins Ausland fliehen, und ein Bettler, der an der Leiche Marings kniete, wird eingezogen, stirbt aber vor der sicheren Verurteilung; sein Grabstein kündet seine vermeintliche Schuld der Nachwelt. Seling kommt zurück, findet am Allerseelentage am Grab des Unschuldigen die Enkelin, will an ihr seine Schuld sühnen, läßt sie erziehen, nimmt sie zum Weibe und erfreut sich

eines schönen Familienlebens, bis Johanna auf dem Schreibtische ihres Mannes in alten Zeitungen einen Bericht über jene Gerichtsverhandlung findet, der ihr, der scharf Sehenden, mit entsetzlicher Gewißheit zeigt, daß ihr Mann Marings Mörder und die Ursache des ehrlosen Todes ihres Großvaters gewesen. Anton Seling erträgt das Leben nicht länger, seine Witwe geht mit den Kindern nach Amerika, nachdem sie alles vernichtet, was ihres Mannes Schuld hätte erweisen können, und nur ihrem Beichtvater sich anvertraut hat. — Eine Zeitungsnovelle, grell, ohne viel psychologische Feinarbeit, mit etlichen Unwahrscheinlichkeiten belastet, aber gut gemacht. Irgend ein Erlebnis, sei es eine Gerichtsverhandlung, sei es eine Friedhofsbetrachtung, mag die Veranlassung gegeben haben, den hohen Bekenntniswert des „Briefes, der tötet" hat sie nicht. Der echte Anzengruber steckt hier nicht, wie dort, im Stofflichen — eher in einzelnen Motiven* — wohl aber in der Komposition. Mit einer Grabinschriftbetrachtung am Allerseelentage fängt die Geschichte an; die Handlung geht geradlinig fort bis zu jenem verhängnisvollen Oktoberabende, da

* Die jähe Zerstörung des Eheglückes durch einen alten Zeitungsbericht — „Makulatur"; das Hauswesen der Flickschneidersleute, bei denen Johanna aufwächst, — Flickschuster Zeidlhuber im „Schandfleck" (erste Fassung), bzw. in der „Kameradin"; „wie er sich von dieser feilen Kreatur habe loben und hervorheben lassen ..." (XV, 1. Teil, S. 184) — „Sein Spielzeug,', Kap. II; „Wegen Minuten tierischen Kitzels war hier eines lieben Mädchens Leben hingeopfert" — „Getreu dem Feldzeichen!"; die Rechtfertigung des Mordes (nicht dieser, und das hätte deutlicher gesagt werden müssen, sondern die Opferung des Großvaters ist Selings unsühnbare Schuld) — „Die Heimkehr".

Anton erfährt, daß sein Weib hinter das furchtbare Geheimnis gekommen ist, und das Haus verläßt. Eine versiegelte Schrift, die Johanna in seinem Auftrage übergeben wird, enthält sein Geständnis (die große Enthüllungsrede der späteren Dorfgeschichten), das er damals ablegte, als er das Kind der Not entriß; fallweise ward eine Nachschrift hinzugefügt, wenn äußeres Glück wieder vom Gewissen überschrien wurde, bis zum furchtbaren Worte der Erkenntnis. Diese Nachschrift läßt schon ahnen, welche unerschöpfliche Fundgrube poetischer Werte dem Dichter das Motiv des nagenden Gewissens sein wird*, und der Epilog des Geistlichen klingt in vielem, was Anzengruber fürderhin zu sagen hatte, nach: „O arme Menschheit, löschtest du doch von dieser wie von vielen steinernen Tafeln, welche die Gräber der Vergangenheit drücken und quälend in unsere Zeit hineinragen, deinen Spruch und schriebest: Alles ruht in Gott und sein ist das Gericht! Amen."

Die später für Anzengrubers poetisches Schaffen so charakteristische Wellenbewegung — hinauf, hinab — sehen wir schon in dieser Frühzeit. Denn die nächste Erzählung „Ein Unheimlicher" (die Vermutung, daß sie auch im „Wanderer" erschienen, stützt sich lediglich auf Bettelheims Zeugnis) bedeutet einen Schritt zurück. Der Jude Aaron Leeb, der für seinen Freund, den Kaufmann Bergegger, Bankrott macht und dann sich noch des Sohnes des

* Vgl. Bd. XV, 2. Teil (Notaten zu einer Vorlesung über das Sittengesetz).

Verstorbenen annimmt, wie ein Schutzengel alle seine Schritte begleitet, sich geduldig von ihm überfahren läßt, ihm dann erst den aufklärenden Brief und den Wechsel des Vaters präsentieren will —, dieser Sohn, der alle fürsorgende Liebe Aarons mißdeutet und ihn für seinen ärgsten Feind hält, sich nicht die Zeit nimmt, sich von seinem Diener, der alles weiß, über den wahren Aaron Leeb aufklären zu lassen, das Überfahren mit einem Achselzucken abtut, nach des Dieners Bericht aber alsogleich in der Nacht in des Juden Behausung eilt, Brief und Wechsel entgegennimmt und des Juden Tochter zum Weibe begehrt, damit das Geld in der Familie bleibe — —, wenn Anzengruber sich über die von edlen (freilich auch von etlichen unedlen) Juden wimmelnden Volksromane und die Erzählungen der liberalen Volkskalender (vgl. Anton Langers „Bankier und Tänzerin", Steinebachs „Zum Segen Gottes", 1863) sich nach dem Muster des „Mannes im Monde" hätte lustig machen wollen, er hätte die Geschichte nicht anders schreiben können. Aber der darbende Dichter hat's wohl ernst gemeint*, nur hat er in der von der Not des Tages ihm abgerungenen Erzählung weder auf glaubhafte Charakterzeichnung, noch auf eine mögliche Handlung sehen können ... Seine späteren sympathischen Judengestalten (im „Meineidbauer", in „Zu fromm!", im „Sternstein-

* Ja, er sendet, während er die „Düstere Grabschrift" nicht weiter beachtet zu haben scheint, das Manuskript des „Unheimlichen" zehn Jahre später dem Herausgeber des „Heimgarten". Freilich, ohne sich viel zu versprechen; Rosegger möge es, so es ihm nicht „konveniere, sofort retour" senden. Rosegger aber ließ es sich gefallen.

hof") sind aus ganz anderem Holze geschnitzt als dieser „Unheimliche" — anderseits hat sich freilich, als der liberale Volkskalender gegen den Antisemitismus Stellung zu nehmen hatte, Elmar im „Wiener Boten" (1884 „Die Juden-Sali, 1896 „Pfarrer und Dorfjude") noch ganz anderen Judenedelmut geleistet als der junge Anzengruber.

Die „Zürnende Diana" dagegen, die letzte „Wanderer"-Geschichte, war eine anerkennenswerte Leistung. Schon der Stoff dieser Künstlernovelle, deren schönstes Motiv, der selige Tod des schönheitstrunkenen Aktäon, dem Dichter aus Mayrhofers Gedicht, „Der zürnenden Diana" (durch Schuberts Vertonung bekannt geworden), zugeflossen sein kann (vgl. Bd. XV, 1. Teil, S. 392), ist interessant: Einem jungen Maler zeigt das Mondlicht in warmer Sommernacht die wundervollen Formen einer eben dem Bade im Schloßteiche entstiegenen Komtesse. Er hält das Gesehene in einem Gemälde fest, das er dann in die Kunstausstellung sendet. Die Komtesse und ihre ritterliche Begleitung, der Vater und zwei Freier, sehen es und die drei Herren fordern den Törichten vor ihre Pistolen. Zwei fehlen, der dritte, ein Unreifer, dem die zürnende Diana Hand und Herz in Aussicht gestellt, wenn er sie räche, schießt den Maler nieder. Die Komtesse aber, die den Liebesblick ihres sterbenden Aktäon noch aufgefangen hat, wendet sich nun mit Verachtung von dem Rächer ihrer Ehre. Einzelne Unwahrscheinlichkeiten — die Porträtähnlichkeit, der Einfall, das Bild in der unmittelbaren Nachbarschaft auszustellen — zugegeben,

zugegeben auch, daß Denken, Sprechen und Handeln dieser aristokratischen Gesellschaft von mangelnder Gelegenheit, solches selbst zu beobachten, Zeugnis geben — für einen ersten (und letzten) Versuch in der Gesellschaftsnovelle ist die Erzählung recht wohlgeraten. An klassische Künstlernovellen mit verwandtem Stoff — wie Storms „Psyche" oder Davids „Hanna" — wird man freilich nicht denken dürfen; aber ein Problem ist da — die Wandlung der Komtesse von der zürnenden Diana zum bewundernden, liebenden Weibe, und es ist nicht bloß ausspintisiert, sondern glaubhaft erfaßt und anschaulich dargestellt; und es wird bestrahlt von einer Fülle schöner, kleiner Lichter, die der Dichter ringsum aufgesteckt hat: die schöne Männlichkeit Hegelings, dieses echten Künstlers und prächtigen Menschen*, der für seine Torheit so mutig einsteht, aufdrängender Todesahnungen sich nicht erwehren kann, aber alles Grauen vor dem nahen Verderben hinwegphilosophiert und hinwegscherzt und letztwillig nicht nur an seine zürnende, geliebte Göttin denkt, sondern auch an seinen armen Bleß, — die Nebenfiguren, vom treuen Raming bis zum lächerlichen Wundarzt und eben jenem mit besonderer Liebe behandelten Pferde, die sichere Dialogführung, die Bildhaftigkeit einzelner Szenen — (Theatralik und Effekthascherei durfte ihnen gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden) — kein Zweifel, Anzengruber wäre

* Es scheint, daß ihm Anzengruber seine eigene Jugendschwärmerei für die Maler und ihre Kunst (vgl. Bd. I, Nr. 92, 93, S. 292 f.) anvertraut hat.

auch auf diesem Gebiete ein Meister geworden, wenn er sich nur länger hätte in ihm aufhalten wollen.

Auch mit dieser „prähistorischen" Novelle trat Anzengruber noch einmal vor seine Leser. Veranlaßt dazu hat ihn vielleicht ein Machwerk, das in den letzten Heften des ersten Halbbandes der „Heimat" 1882 (mit Beginn des zweiten Halbbandes zeichneten dann Anzengruber als Herausgeber, Rank als verantwortlicher Redakteur) erschien, „Der neue Aktäon" von Alfred Friedmann. Auch hier sieht ein Maler ein schönes Weib im Bade (es ist im Parke von Richmond) und stellt dann sein Kunstwerk aus. Aber die englische Diana läßt sich durch Herodots Gygesgeschichte in ihrer Meinung bestärken, daß solcher Verwicklung beste Lösung die Ehe sei, und ihr Aktäon ist dessen sehr zufrieden. Wie sich Anzengruber zu dieser Malergeschichte — ein Hohn auf die Tragik der seinen — stellte, ist nicht bekannt; genug, das Jahr drauf (im ersten Halbbande 1883) erschien seine reifste Frühnovelle in der „Heimat", als ob der Dichter hätte zeigen wollen, daß die antike Fabel denn doch zu etwas anderem gut sei als zu jener Verballhornung.

Die mit der Todesahnung dem Maler Hegeling sich aufdrängenden Gedanken über Tod und Leben beschäftigen den Dichter weiter und verdichten sich, vielleicht noch im selben Jahre (1868) zu einer eigentümlichen, schon das spätere Diesseitsevangelium vorwegnehmenden Eschatologie, die der Dichter zwei Volksaufklärern in den Mund legt, dem Kammer-

musikus Tod und dem Gerichtsrat Teufel*. Der Tod ist, so lehrt sein Namensvetter, ein personifizierter Zustand, ein Begriff, die Aufhebung des bewußten Lebens. Daher gibt es im Leben und für den Lebenden auch keine Antwort auf die Frage, was der Tod sei. Leben ist Reiz, Genuß, Kampf, Wirken fürs Ganze — wer dazu unfähig ist, dem gibt der Tod den Frieden (vgl. Aphorismen, Bd. VIII, 263). Den Teufel aber bezeichnet der Gerichtsrat als die Unfreiheit, als den Zwang, an Qual zu denken; die Not, die jede Freiheit erdrückt, ist die Filiale der Hölle auf Erden. In einer grotesken, von E. T. A. Hoffmannschen Beleuchtungseffekten gespensterhaft erhellten Situation wird diese Aufklärung gegeben; einem Bauern nämlich, der in eine Ruinenhöhle gerät, wo die beiden Stadtherren Walpurgisnacht feiern und sich dem Ankömmling mit ihren Namen vorstellen, die jener, den Kopf voll Wirtshausdunst und Gespenstergeschichten, für ihre Wesenheit nimmt. Aufgeklärt wird zwar der Bauer durch diese Reden nicht, aber er wird durch allerhand Drohungen bewogen, ein besseres Leben zu führen. Drei Jahre lebt der Bauer unter dem Zwange abergläubischer Furcht, dann sprechen ihn die Wiederkommenden frei: „Wer frei sein will, muß aus sich selbst freudig schaffen lernen, die Frömmigkeit ergibt sich dann von selbst, denn wo ich keinem für mein wohl gemachtes Dasein dankbar zu sein brauche, da werde ich eben den Dank hinaufrichten — an die

* Beides Namen, die in Wien mehrfach vorkommen.

richtige Adresse." Beten aber heißt, voll Arbeits- und Lebensfreudigkeit und Hoffnung dankbar aufblicken, und Frommsein heißt, in solcher Freudigkeit den süßen Schauer der Gottesnähe empfinden, — Worte des Herrn Tod, die wohl seinen Freund begeistern — — „Tod, genialer Tod, werde du Feldprediger der Arbeit und des freien, menschlich schönen Lebens durch sie, und ich und alle Gerichtsräte der Welt und alle Assisen und Tribunale, wie sie heißen, verbrennen unsere Gesetze" —, die aber der Bauer wieder nicht versteht, obwohl er ihnen bereits gewohnheitsmäßig nachzuleben begann. In den Preis Josefs II. klingt die Geschichte aus. Die Skizze aus dem Dorfleben, die diese Lehren verbindet und einrahmt, bedeutet einen vielversprechenden Anfang: das streitende Ehepaar (es taucht in der „Schweren Anklage" wieder auf, wo aber das Weib auch schon ihren Teil Schuld hat), der leicht hingeworfene Wunsch, Tod und Teufel soll dreinfahren*, die Wirtshausunterhaltung, der Heimweg des Trunkenen, die Heimkehr nach der Spukszene, der neue Lebenswandel, Freude an Besitz und Familienbehagen — in allem sehen wir schon mehr

* Die übliche Aufforderung an den Teufel scheint zu Anzengrubers Kernworten gehört zu haben. So beginnt ein (nicht datierter und in Bettelheims Briefen nicht enthaltener) Brief an Rosegger temperamentvoll: in „Mich soll der Teufel holen, über kurz oder lang besorgt er ohnedies dies Geschäft, es ist also viel weniger Vermessenheit dabei, als es scheint, ihn dergestalt aufzufordern — mich soll er holen, wenn ich eine Silbe derzeit von dem weiß, was ich Ihnen für den ‚Heimgarten' schreiben werde". Und am 21. Juni 1880, als er noch unter den Folgen des Beinbruches litt, an Bolin: „Gäbe es einen Teufel, der Kerl fände jetzt bei mir Beschäftigung, er hätte alle Augenblick was zu holen, ob lohnend für ihn, weiß ich nicht."

Wirklichkeitsdarstellung als in der — wohl gleichzeitigen — „Polizze". Freilich ist die Verbindung des Rahmens mit dem Bilde noch recht lose, noch werden die „Ideen in den Stoff hineingetragen", und Stadt und Land stehen sich wie Lehrer und Schüler gegenüber. Bis der Dichter zu der schönen Einheit der Lehrmärchen des Steinklopfers kam, mußten noch einige Jahre vergehen. Immerhin: die Wendung zur Dorfgeschichte war gemacht.

Ob die „Polizze", die die Jahreszahl 1868 trägt, voranging oder folgte, wäre gut zu wissen; müßig aber, die Abfolge konstruieren zu wollen. Sie ist eine echte, runde Dorfgeschichte, aber noch so ganz in der Art der zeitgenössischen Kalendergeschichten vorgetragen, noch so ganz Silbersteinisch, daß die Realistik der Rahmenhandlung von „Tod und Teufel" dagegen wie ein Fortschritt erscheint. Hans und Liese, die Namen sind nicht weit hergeholt und bekunden keine besondere Hochachtung vor dem zu erörternden Fall; Hans gerät in Versuchung, um eines Versicherungsbetrages willen, das Leben des von seiner Liese treulich gepflegten Nachbarn dadurch abzukürzen, daß er den Doktor zu spät ins Haus bringt, überwindet sie aber, als ihn das Mitleid mit dem von Todesfurcht Gepeinigten packt, und er verbrennt den Versucher, die Polizze. Der Gevattersmann Auerbach hatte solche lehrhafte Geschichtlein erzählt, lange vor ihm schon der Hausfreund Hebel, und Silberstein hatte dazu die Kulissen der ländlichen Szene gestellt.

Die Führung der Handlung ist einfach: nach Ex-

position und Vorgeschichte entwickelt sie sich ohne irgendwelche Umschweife in zwei knappen und einer ausgeführteren Szene. Unreifes stört: weniger die die Erzählung ein- und ausleitenden Posthornklänge in klarer Sternen- und Vollmondnacht, Stimmungsakkorde aus romantischer Zeit; mehr die an die Familienblatt-Dorfgeschichte erinnernden Stilwidrigkeiten — der schlichte Hans, der doch echt bäuerlich denkt (vgl. das „so ist's Gottes Wille"), spricht ein andermal von den Tränen, die wir um andere weinen — und die althergebrachte Süßlichkeit — das Weibchen und die Leutchen — und Empfindelei — der schwerkranke Kagerbauer sehnt sich nach Vogelsang, u. a. Daneben doch wieder — gerade in Eingang und Schluß — unzweifelhaft Reifes. Möglich, daß am Anfang der Gedanke war und nicht die Anschauung, dargestellt ist es so, als ob der Dichter von der Anschauung ausgegangen wäre, wenigstens von der des Lokales. In klarer Mondnacht sieht der Postwagenreisende zwei Hütten an der Straße, eine kleine, dunkle und eine größere, beleuchtete. Also: kranker Reicher, pflegende arme Nachbarn; wie arm, sagt das winzige Küchenfenster, das über den Hof nach den Feldern schielt, ob sie denn wirklich dieses Jahr das bißchen Hausbedarf wieder liefern werden. Das Schlußbild zeigt später einmal vorüberkommenden Nachtreisenden die beiden Hütten „still und friedlich", der Gegensatz ist ausgeglichen. Dazwischen liegt die Geschichte „einfach erzählt". Der Dichter mengt sich auch wirklich wenig ein; nur einmal, als er der uneigennützigen Pfle-

gerin ein gutes Gewissen zuerkennt, und als seine Diesseitsmoral findet, dies sei der einzige, schönste, weil natürliche Lohn einer guten Tat.

So ist die „Polizze" noch recht „prähistorisch"; anderseits gab ihr Anzengruber doch so viel Eigenes, daß er sie elf Jahre nach ihrer Entstehung in den ersten Sammelband aufnehmen konnte, wenn auch nur, um auf dem Treppengange seiner Entwicklung als Dorfgeschichtenerzähler die unterste sichtbare Stufe zu zeigen.

Es scheint gewagt, auch den Entwurf der „Novellette" „Früher Tod" in diese Zeit zu verlegen. Vollendet wurde sie, wie die am 7. Jänner 1884 an Bettelheim gesendete „chronologische Tabelle meiner literarischen Wirksamkeit" aussagt, am 22. Dezember 1872, und zwar mit einer Kunst in Linienführung und Diktion, die es gestatten würde, sie ohneweiters in die zeitliche Nähe der „Herzfalte" zu rücken; eine jener Unbegreiflichkeiten, die die Konstruktion einer Entwicklungsgeraden oder -kurve im Schaffen Anzengrubers so schwer macht. Was im Dezember 1872, also zwischen dem „Gänseliesel" und dem „Märchen des Steinklopferhanns", „vollendet" wurde (Anzengruber war damals mit Arbeit überhäuft), war wohl nichts anderes als eine jener alten, für bessere Tage aufgesparten, oft aber schon, wie „Jaggernaut" zeigt, sehr weit gediehenen Skizzen oder „Notizen". Stofflich setzte die Skizze die Linie „Zürnende Diana"—„Tod und Teufel" fort: Todesahnung — Begriffserklärung — und nun der Tod selbst mit seinem grandiosen Urschöpfungs-

und -vernichtungswort: „Komm in die Elemente!“ Ein Todkranker hat aus dem Gespräche des Arztes mit seinem Vater sein Todesurteil vernommen. Die Schuld- und Schicksalsstunden eines verfehlten Lebens ziehen nun in der letzten Lebensstunde an ihm vorüber. Versagte Liebe zu einer Würdigen hat ihn zum Militär getrieben, dort ergab er sich hemmungslos der Lust und ward zu einem frühen Tode reif. In grausiger Bilderflucht laufen seine Sünden an ihm vorüber, immer rückwärts weisend, vom Kindesmord der letzten zur Verführung, dann zur vorletzten und so immer weiter zurück bis zur letzten Regung noch reinen Empfindens, da er aus dem Freudenhause voll Ekel fortlief — und weiter zurück zu seiner Hanne und zu seinen Knaben- und Kinderjahren, aus dem Dämmern ins Dunkle des Nichts — „Vor der Wiege, nach der Bahr sein wir all von einem Orden“ —, da er aus den Elementen kam, in die ihn im selben Augenblicke der Tod wieder ruft. Schöneres hat Anzengruber nie geschrieben. Die Komposition ist der von „Tod und Teufel“ verwandt. Ein Bild, d. h. eine Bilderflucht, in einem ländlichen Rahmen: eine Hütte mit glücklichen und benachbart ein stattlicheres Haus mit unglücklichen Bewohnern — wie auch in der „Polizze“; nur nicht in romantischer Mondbeleuchtung, sondern, um der stärkeren Kontrastwirkung willen, im wohligen Glanze der Maiensonne. Erstaunlich ist auch die Fülle der keimkräftigen Motive. In jedem der wie mit Scharnieren an einander hängenden Bilder steckt eine Geschichte, manche wurden

auch später sorgsam ausgeführt. Solchen Reichtum aber verschwenderisch ausschütten, ist wohl bei jedem Dichter ein Beweis des „Prähistorischen". Anzengruber wurde bald sparsamer.

In die letzten Sechzigerjahre fällt wohl auch noch die 1872 nach der „Polizze" und der Geschichte von „Tod und Teufel" im „Gemeindeboten" veröffentlichte „kleine Dorfgeschichte, ‚Vom Bauer, der vom Pfarrer borgen wollte'". Sie zeigt köstlich, wie sich in der Hand des geborenen Satirikers der Auerbachsche Biedermannston zu kleinen Bosheiten verwenden läßt. Da wird erzählt, wie das arme Bäuerlein zum Pfarrer kommt, der so schön von Vergeltung irdischer Armut im Jenseits gepredigt hat, den Vorschlag, sich einigen Gutes im Hinblick auf die jenseitige Kapitalsanlage zu entäußern, aber schlau ablehnt. Das „Wasser predigen und Wein trinken" konnte nicht besser in einer Fabel zu anschauender Erkenntnis gebracht werden, und der große Vorzug der kleinen Geschichte ist der, daß über den scharfen Witz des Problemas der Humor der Darstellung die Oberhand gewinnt.

Dies ist der Weg, den der „prähistorische" Anzengruber nahm: Von der Übung im Nachbilden schlechter Muster zu Zeitungsnovellen, deren erste die Bruchstücke seiner großen Konfession einleitet und deren zweite und vierte der Lebens- und Gedankengehalt hoch über ihre Nachbarn hebt; dazwischen Arbeit ums tägliche Brot; dann die jähe Wendung zur Dorfgeschichte, deren erste Probe allerdings noch starke Abhängigkeit von Vorbildern

zeigt. Dabei hat man die Überzeugung: Was veröffentlicht wurde, war lange nicht das beste. Die eigentlichen Offenbarungen seines Ringens um eine Weltanschauung und um ihre Darstellung in dichterischer Form blieben wohl in Notizen und Fragmenten stecken. Welcher Begabungsproben der junge Stürmer und Dränger fähig gewesen wäre, war ihm nur ein erträgliches, nicht ein wohliges Dasein beschieden, zeigt „Jaggernaut". Der große Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld" weist den Dichter zunächst auf eine andere Bahn, vor der „prähistorischen Zeit" fiel am 5. November 1870 der Vorhang. Für den Erfolgseligen, der nun den geraden Weg vor sich sah, war's ein eiserner, für uns Heutige ein dünner Schleier; denn alle hinter ihm blitzenden Lichter leuchten in die neue Zeit, auf die neue Bahn herüber. — Die Märchen- und Traumdichtung, die mit den „Teufelsträumen" wieder einsetzt, knüpft unmittelbar an „Jaggernaut" an. Die Dorfgeschichten haben freilich zunächst aus dem gewaltigen Bauerndrama ihre Kraft gesogen, doch leben die Motive der ersten Versuche bald wieder auf.

Zunächst aber gilt es, Anzengrubers Dorfgeschichten mit ihren literarischen Vorfahren in Verbindung zu bringen und ihre Eigenart aus Anzengrubers Wesen und Wollen und seiner Stellung zum Menschentyp „Bauer" und zur Lebensform „Dorf" abzuleiten.

2. Die literarische Tradition der Dorfgeschichte

Den Begriffsinhalt der seit Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843) von der Literaturgeschichte aufgenommenen Gattungsbezeichnung „Dorfgeschichte"* zu erfassen, ist nicht leicht. Denn allzu Verschiedenartiges kommt hier zusammen. Alt ist die Gattung nicht, der Zusammenschluß der beiden Hauptbestandteile, Dorf und Dorfbewohner, zu einer literarischen Einheit vollzog sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Jeder für sich hatte sein poetisches Vorleben. In der Geschichte des deutschen Gemütslebens, somit auch in der deutschen Lyrik und im Lehrgedicht, spielt die Entwicklung des Verhältnisses zur Landschaft — vom dunklen Gefühl der Lust oder Unlust bis zur romantischen und dann zur klaren Anschauung und ihrer Verwertung — und die des Verhältnisses zur Siedlungsform Dorf eine große Rolle; und der Bauer war als Vertreter einer bestimmten geistigen und moralischen Artung, als Personifikation des

* Das Wort selbst findet sich schon in Gotters Lustspiel (Ausgabe von 1788, Seite 220) „Der schöne Geist oder das poetische Schloß", und zwar in geringschätzigem Sinne. Die Amtshauptmännin will der Baronin eine lustige Geschichte von ‚einer Frau aus unserem Orte' erzählen, wird aber unterbrochen und kommt nicht mehr dazu. Die Baronin äußert sich dann zu einem Herrn ‚gottlob, daß wir von der Dorfgeschichte loskommen'.

Derb-Sinnlichen, Dörperhaften, Pfiffigen den Teniers und Ostade aus dem Rahmen gestiegen und war in Idylle, Genrebild und Lehrgedicht entweder geplagt und demütig geworden oder einfältig-bieder. Daneben gab es noch immer Nachfahren des Neidhart, die den Bauern, den sie gut kennen, den ritterlichen oder gelehrten Standesgenossen zur Belustigung aufweisen, sowie anderseits auch der überlegene Laienverstand im Bauern Gestalt gewinnt — in des Eipeldauers hohen und niederen Vorfahren, die in die Stadt kommen, sich über den hier gesehenen Sinn und Unsinn groß wundern, auch wohl helfend eingreifen — mit Schlauheit und Geld —, um Verbogenes gerade zu richten.

Um 1775 entstehen mit den Idyllen Voßens und Maler Müllers sowie mit Jung-Stillings Jugendleben die ersten Dorfgeschichten; die genannten drei Dichter, von Theokrit, der Malerei, der Heimatsehnsucht aufs Land geführt, bringen den Leser in die Nähe wirklicher Bauern und zeigen ihm — der Bildungsmensch dem Bildungsmenschen —, wie die sich gehaben. Der für die Genieperiode charakteristischen Wendung zum Realismus verdankt die Dorfgeschichte ihre Entstehung. Ländliches Genrebild (Voß), bäuerliches Liebesidyll, eingerahmt von bäuerlichem Tun und Meinen (Maler Müller) treten mit Geßners biblisch-antik-arkadischen Idyllen in Wettbewerb und Jung-Stilling bindet den empfindsamen, beziehungsweise den biographischen Roman an eine bestimmte, klar aufgefaßte Tatsache: an die in einem Dorfe durchlebte Jugend,

zu der religiöse und Naturschwärmerei den jungen Arzt immer wieder zurückleiten.

Entstehen diese Typen ländlicher Geschichten aus der Absicht, altbewährte literarische Gattungen lokalen Bedingungen zu unterwerfen, so stellt die nächste deutsche Dorfgeschichte, Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ (1781), den gelungenen Versuch vor, aus der Volkserziehungsschrift, wie solche die Schweiz, das klassische Land des Physiokratismus, schon vielfach geliefert hatte, durch Anschwellen des epischen Teiles zum Volksroman zu kommen.

So strebt in der Dorfgeschichte die Romantik zum Realismus, die Aufklärung zum Idealismus, die alten Gegensätze unserer Literatur scheinen sich in dieser Gattung und auf diesem Boden begegnen und versöhnen zu wollen. Der Romantiker sieht im Dorfe das Naturwahre, Einfache, Originelle, kurz, die Bedingungen eines Glückes, das im Zustande verfeinerter Kultur verloren gegangen ist, er sieht die Idylle, in die er sich hinein- (siehe die Schulmeisteridyllen Jean Pauls) oder zurückträumt, oder aus der er Charaktere, Volksgebräuche u. s. w. holt, die in dem ihn umgebenden Kulturleben nicht mehr zu finden sind. Die Idylle kann sich kräftiger niederländischer Farben bedienen und mit alten Motiven, wie — das Lob Gottes aus der Natur zu singen —, vereinigen: Haydns „Jahreszeiten“ (1800), das volkstümlichste aller deutschen Dorfgenrebilder, haben auch literaturgeschichtliche Bedeutung. Der Aufklärer hinwieder hat sich das nationalökonomische Dogma des Physiokratismus, das von Frankreich

her über die Schweiz den Weg in die übrigen deutschen Länder gefunden hatte, zu eigen gemacht: Der Staatswohlstand beruht in dem Erträgnis der bebauten Bodenfläche — also Bauernaufklärung, Musterwirtschaften, Musterdörfer, Lehrer für das Landvolk! Der Gutsbesitzer, Gutsbeamte, der abgedankte, vielerfahrene Soldat als Lehrer bringen Ordnung in verwahrloste Zustände, schaffen Wohlstand und damit die Vorbedingungen zu höherer moralischer Lebensführung.

Der Volkswirtschaftler geht nur auf gebahnten Wegen; ungebahnte beschreitet seit den ersten großen Entdeckungsfahrten in die Schweizer Gletscherwelt, also seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, der Tourist, und er eröffnet mit den neu erschauten Gebirgslandschaften, die nicht mehr als „unlustig", weil unfruchtbar, nicht mehr als Schrecken oder als Naturwunder, sondern als reine Schönheit empfunden werden, der Literatur ein unermeßliches Gebiet: das Hochland. Diese Wanderer schütteln über die „Eingeborenen" zwar meistens den Kopf, lassen sich aber gern in ein Gespräch mit ihnen ein, am liebsten mit einem Dorfältesten oder einem Dorfwirt, und erfahren seltsame Dinge, Abenteuer, Leidenschaften, Liebeshändel mit traurigem Ausgang u. s. w. — Die Wandererzählung entsteht und wird sehr eifrig gepflegt, so daß sie zeitweise die ganze Gattung beherrscht. — So sucht der physiokratische Aufklärer im Dorfe das Erziehungsobjekt, er sucht also eine Gesamtheit, die Dorfschaft, der Romantiker in einem

kleineren Ausschnitte aus jener die Idylle, der Wanderer (Dorfgänger) das Einzelwesen, die interessante Person oder das interessante Geschehnis.

Alle Landschaften steuern dazu ihre lokalen Eigentümlichkeiten bei. Denn die von dem romantischen Geiste befruchtete Wissenschaft setzt, was einzelne Josefiner (Rohrer z. B.) begonnen, systematisch fort. Man interessiert sich für Stämme und Gaue. Volksgebräuche, Äußerungen des Volksglaubens werden gesammelt; ebenso Volksmärchen und -lieder, die in ihrem realen, beziehungsweise epischen Kerne bäuerliches Leben und Denken oft recht getreu vor Augen führen. Aus allen diesen Sammelergebnissen zieht man auch die Folgerungen auf die Eigenart kleinerer nationaler Verbände, die ethnographische Bestimmtheit nimmt, gefördert auch durch das immer klarere Erkennen des Landschaftsbildes und der Abhängigkeit des Volkscharakters von der Landschaft, gefördert auch durch die zeitgenössische Genremalerei, stetig zu.

Auch die mundartliche Dichtung trägt ihr Scherflein bei: Maurus Lindemayer hatte sie, wie seine Vorgänger, noch halb und halb vom Neithart-Standpunkte aus gepflegt, Voß nahm die Sache ernster, und bei Hebel wird das Verwenden der Mundart hohes Stilprinzip. Die Mundart schafft erst die Einheit von Stoff und Form. Ganz kann das Volk nur erkannt und fixiert werden, wenn es seine Muttersprache sprechen darf. Bei den Österreichern sodann (bei Castelli, Seidl) wird die Mundart zum Ausdruck der österreichischen Gemüt-

lichkeit schlechtweg, bis dann Stelzhamer zu Hebel zurückleitet.

Daneben leben fürs erste alte Formen weiter: das Dorf (in des Wortes weitestem Sinne) als Schauplatz einer Handlung — in Sagen, Geschichten aus der Vorzeit, Taschenbuchnovellen, Bildungsromanen; und der Bauer als Charaktergestalt — namentlich im historischen Roman, wie er in Nachfolge Scotts zu gedeihen, bald auch, als pseudohistorischer Volksroman, zu entarten begann; der alte Reiseroman der vorklassischen Zeit, der nun mit der des Idylls langsam überdrüssig werdenden Landschaftsmalerei Hand in Hand geht und mit seinen realistischen Land- und Volksschilderungen der immer stärker aufquellenden Alpenempfindsamkeit Widerpart leistet (Ulrich Hegener). Und fürs zweite schafft gelegentliche Laune eines echten Romantikers eine Art Dorfgeschichte. Freiligrath gedachte ihrer rühmend in seinem im Spätherbste 1843 in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Jubelgedicht über Auerbachs erste Sammlung nach Jung-Stillings Jugendleben und Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" als der dritten Vorläuferin der Geschichten seines Freundes —, es ist die „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" (1817). Eine Dorfgeschichte ist es freilich nur insofern, als die beiden Hauptpersonen (Titelhelden) vom Dorfe stammen, ein Teil der Handlung auf dem Dorfe spielt und der Bericht der alten Bäuerin ohne irgendwelche Landschafts- oder Lokalschilderung, lediglich durch den Volkston die

ländliche Umwelt dieser Geschehnisse anschaulich machte. Ihre Hauptmotive aber, Verführung und Kindesmord, Heimkehr eines Soldaten und Selbstmord aus übertriebenem Ehrgefühl, sind allgemein menschlich, besser gesagt, konventionell, gehörten sie doch zu dem festen Motivenbesitzstand des Sturm- und Drangdramas. Brentanos Erzählung ist mehr eine Volksgeschichte als eine Dorfgeschichte, wie ja auch Volkslieder es waren, denen der Romantiker seinen Stoff verdankte, und wie sich unter den erzählenden deutschen Volksliedern noch manche solche Dorfgeschichte finden wird.

Durch den Zusammenschluß solcher Kräfte und Bedingungen wächst in der Zeit des beginnenden poetischen Realismus, also in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts, die ethnographisch bedingte Dorfgeschichte zum Kunstwerk. Der Kunstwert hängt ab von der Wahrheit der Person oder des Problems. In diesem Sinne war Immermanns westfälischer Hofschulze das Werk eines großen Künstlers. Der „Oberhof" ist genau genommen ebensowenig eine Dorfgeschichte als etwa Alexis' „Isegrim"; der Bauer ist nur wieder eine Charaktergestalt in einem Zeitroman, die Nebenfiguren — den Spielmann ausgenommen — sind durchaus Relief, die Bauernhandlung wird nicht zu Ende geführt; aber der Hofschulze, aus einem prachtvollen kulturgeschichtlichen Rahmen hervortretend, ist eine Charaktergestalt von so imponierender Größe, daß der ganze Zeit- und Liebesroman von ihr gelegentlich in den Hintergrund

gerückt, wo nicht an die Wand gedrückt wird. Ebenso wichtig wie dieser Vollmensch ist die Abstraktion, ist das, was wir im „Münchhausen" über des Bauern Wesen und Eigentümlichkeit zu hören bekommen. Sehen wir vom Hofschulzen ab, so besteht die ganze Dorfgeschichte ja eigentlich nur in einer Hochzeit, ihren Vorbereitungen und ihrem Ausklange. Ein Hochzeitsgast, der Exzellenzherr, wird dem Hofschulzen und seinen bäuerlichen Gästen gegenüber leutselig, wie nur irgend ein wohlaffektionierter Gutspatriarch es in der Zeit des aufgeklärten Despotismus seinen getreuen Untertanen gegenüber werden konnte.

„Wie freut man sich", rief er im biedersten Hoftone, „wenn man immer in Zwangsverhältnissen leben muß, darf man einmal unter euch gemütliche, von jeder Fessel der Konvenienz entbundene Naturmenschen treten!" Der Diakonus widerspricht. „Gemütlich sind die Bauern gar nicht, Exzellenz, die Leute haben keine Zeit zum Gemüt. Gemüt kann man nur haben, wenn man wenig zu tun hat; der Bauer aber muß sich zu viel placken und schinden, um sich auf das Gemüt legen zu können. Er ist durch und durch gerader Verstand, Ernst, Eigensinn und erlaubter Eigennutz. Weil diese Mischung nun aber wie für die Ewigkeit bei ihm zu sein scheint, so hat sie etwas Ehrwürdiges, etwas so Ehrwürdiges wie der Granit, der, auch hart und schwer, die Erde hält. Der Bauernstand ist der Granit der bürgerlichen Gemeinschaft."

„Sie müssen sie besser kennen. Wenigstens aber

hatte ich darin recht, daß ich sie von den Fesseln der Konvenienz gelöste Naturmenschen nannte."

„Im Gegenteil — Exzellenz verzeihen — der Bauer ist zwar viel im Freien, aber nichts weniger als ein Naturmensch. Er hängt so sehr von Konvenienz, Herkommen, Standesbegriffen und Standesvorurteilen ab wie nur die höchste Klasse der Gesellschaft. Im Mittelstande allein gibt es die Freiheit des Individuums; in diesem Stande fließt einzig der Strom der Selbstbestimmung nach Charakter, Talent, Laune und Willkür. Der Bauer denkt, handelt, empfindet standesmäßig und althergebrachter Weise. . . . Bauer und hoher Aristokrat gehören weniger sich als ihrer Gattung, sind zuvörderst Bauer und Aristokrat und erst nachher Mensch."

Jedes Wort des Diakonus ist für die Literaturgeschichte gesprochen: Darin eben besteht der Gegensatz zwischen dem realistisch gesehenen Dörfler des 19. Jahrhunderts und dem romantisch oder aufklärerisch gesehenen des 18. Jahrhunderts, daß er nicht der in glücklicher Naturnähe, frei von den Fesseln städtischer Kultur lebende Mensch ist, sondern in seinen Standesanschauungen gebundener erscheint als der Kulturmensch. Eine Einschränkung freilich müßte sich der Diakonus gefallen lassen. Was er sagt, gilt zur Gänze nur vom Bauernaristokraten, der dörfliche Proletarier, sei er nun Dienstbote oder Handwerker, Holzknecht oder Kohlenbrenner, Fuhrmann oder Taglöhner, ist denn doch wieder anders geartet, und auch die

Buben und Dirndln müssen in die Lebensanschauung ihrer Bauerneltern erst hineinwachsen. Arm und reich stehen, auch vom Standpunkte der charakterisierenden Kunst aus gesehen, unter verschiedenen Gesetzen. Immerhin liegt in den Worten des Diakonus eine große Fülle von Problemen für künftige Großbauern-Charakterdarstellung, es liegt in ihnen aber auch die wichtige Mahnung, man möge es mit den Dorfgeschichten nicht allzuleicht nehmen — wer den Bauern nicht kennt oder sich zu sagen scheut, was er in ihm und um ihn gesehen, der lasse die Hand von ihm; und wäre die Mahnung beherzigt worden, so wäre die Dorfgeschichte nicht zu drei Vierteilen der Unterhaltungsliteratur anheimgefallen, wie es eben wirklich geschah.

Zu der Zeit, als Immermann den Deutschen seinen „Münchhausen" schenkte (1839), war in kleinerem Kreise schon Jeremias Gotthelf bekannt geworden. Der brauchte für das Bauernproblem freilich nicht nach einer Formel zu suchen wie der königlich preußische Landgerichtsrat, ihm waren die Bauern gar keine Probleme, er lebte unter ihnen und kannte sie wie sich selbst. Volkserziehung durch den Volksroman, das ist seine Absicht, schon der genius loci verpflichtete ihn dazu, mehr noch sein Temperament. Die radikal-liberale Berner Regierung hatte dem streitbaren — christlichsozialen, würden wir heute sagen — Pfarrer das oppositionelle Predigen untersagt, so nimmt er den Kampf mit der Feder auf. Schule, Armenwesen, Gemeindeverwaltung, Bauernorganisation — auf

diesen Gebieten schafft er unermüdlich und ihnen widmet er auch seine literarische Tätigkeit. Über den herkömmlichen Schlendrian im Wirtschaften, über die Phrasen und Doktrinen politischer Agenten, über Geistes- und Herzensroheit hinaus zu geordnetem Wohlstande, zur Kenntnis der ihnen eigentümlichen Lebensbedingungen und -notwendigkeiten — und zur fruchtbarsten aller Tugenden, zur Nächstenliebe, zu kommen, beziehungsweise zu leiten, alles das auf dem Boden des wahren Christentums, das ist ihm eine dankbare Aufgabe, und er löst sie vortrefflich. Nach poetischer Wirkung strebt er zunächst nicht. Aber in einem ist er — von vielem anderen ganz abgesehen — ein echter, großer Dichter: er gibt unendlich viel an Charakteren, Lebensbildern, an großen und kleinen Dingen aus der Umwelt des Bauern und läßt ahnen, daß dahinter noch viel mehr Schätze liegen, an deren Hebung künftige Dorfgänger ihre Kräfte üben könnten; und arbeitet unserem Anzengruber als echter „Realistiker" vor, wenn er seinen Lesern wahrlich nichts erspart, keinen wehen Schrei des Jammers und keine Berührung des Häßlichen und Gemeinen. Literaturhistorisch genommen, bedeutet er den Abschluß der großen, mit Pestalozzis Vorgängern beginnenden Reihe der Schweizer Volkserzieher und Erzähler — und hat darum eigentlich nicht Schule gemacht.

Gotthelfs Ruhm wurde, bald nachdem er mit seinen Uli-Romanen (1841) den Weg von der pädagogisch-sozialen Volksschrift, die sich vornehmlich

Bauern als Leser dachte, zur eigentlichen Dichtung, die sich auch an die Kreise der Gebildeten wandte, gefunden hatte und über die Schweiz hinaus zu wirken begann, alsbald verdunkelt durch den der Schwarzwälder Dorfgeschichten (1843) Berthold Auerbachs. Ihr Verdienst, ihre beispiellose Wirkung lag nicht in der Originalität, in dem Kunstwert der einzelnen Erzählung, sondern in der Masse, das heißt in ihrer großen, im einzelnen so mannigfaltigen Einheit. Und der fürs Dorfwesen sich interessierende, aber für Gotthelfs Realismus noch nicht reife Leser griff umso begieriger nach Auerbachs Dorfgeschichten, als in ihr jegliche Tendenz zunächst hinter der großen, farbenreichen Anschauung ganz zu verschwinden schien. Dorfgestalten aller Berufsarten, Bildungs-, Vermögens- und Altersstufen, Charaktere von weiß bis schwarz, Weltanschauungen von der äußersten Rechten zur äußersten Linken, alle aber zeitlich und örtlich gebunden, alle in derselben Tracht, alle womöglich aus demselben Orte, Nordstetten, lebend unter den gleichen lokalen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und abgeschildert von einem ihresgleichen, wenn anders ein Jude, der der Lösung der großen Frage der Assimilationsmöglichkeit in solchem Grade nahegekommen ist, als „ihresgleichen" aufgefaßt werden kann. Ob die in weicher Heimatsehnsucht von einem auf dem Wege zu umfassender Bildung, ja Gelehrsamkeit und selbständiger Weltanschauung gekommenen, immerhin heimatfremd, ja Kosmopolit gewordenen Lands-

mann gesehenen Schwarzwälder Dorfgeschichtenleute wirklich ihre alemannischen Stammeseigentümlichkeiten zeigten, ist gleichgültig; gleichgültig auch, daß Auerbachs allzu subjektive Erzählungsweise, daß sein Bedürfnis, sich selber mitzuteilen und einzelnen Gestalten (nicht allen) in ihrem Denken und Handeln diesbezüglich eigenpersönliche Aufträge zu geben, einen Familienzug in seine Geschöpfe brachte, den man allgemach als störend empfand — zunächst war ein Gau der allgemeinen Kenntnis und Liebe gewonnen worden, und das bedeutete den Deutschen etwas.

Vor Auerbachs Dorfgeschichten, die aus allen Wurzelfasern ihrer Gattung gesaugt zu haben schienen, was sie brauchten, die Idylle und Genrebild, Erziehungsschrift, ethnographisch bestimmtes Sittenbild geschmackvoll vereinigten, deren Hauptgestalten auch für den, der nicht allzu genau zusah, den strengen Forderungen des Immermannschen Diakonus zu entsprechen schienen, trat zunächst alles in den Hintergrund, was größer, reicher, ursprünglicher gewesen war —, insbesondere, wie gesagt, Jeremias Gotthelf; und alle Dorfgeschichtenschreiber aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannten, von Auerbach ihre Anregung empfangen zu haben, auch solche, die in ihrem Wesen mit Auerbach wenig zu tun hatten. Dies war insbesondere der Fall bei dem Vorarlberger Bauern Franz Michael Felder (1839—1869). Er war aus seinem Kreise nur innerlich herausgetreten, durch seinen Bildungshunger, durch seinen Drang nach

Licht und Wissen und durch die Art, wie er ihn befriedigte, äußerlich aber das geblieben, wozu das Schicksal ihn bestimmt hatte, — Bauer im Bregenzer Wald. Er selbst bekannte, von Auerbach den Anstoß zum und das Rüstzeug für das Abkonterfeien der Sitten, Charaktere und des Lebens seiner Schoppernauer erhalten zu haben. Später erst findet er den Weg zu dem seiner Natur gemäßeren Pfarrer von Lützelflüh. Seine drei großen Erzählungen zeigen, was den Dörfler bewegt: den Landproletarier — das Bestreben vorwärts und aufwärts zu Wohlstand und Ansehen — „Nämmamüllers und das Schwarzokasperle" (1863); den Dorfverband — das Bestreben, Sonderlingswesen, gibt es sich wie immer, allzu konservativ oder allzu fortschrittlich, auszuscheiden oder sich mit dem Brauchbaren und Bleibenden in ihm durch Anpassung hüben und drüben auszugleichen — „Sonderlinge" (1867); den Landbewohner überhaupt — der alle materiellen und ideellen Verhältnisse auf dem Dorfe bestimmende Gegensatz zwischen arm und reich, also das soziale Motiv — „Reich und arm" (1868). „Das Geld ist der einzige Prüfstein, Nutzen und Schaden ist zum Gewissen des Menschen geworden. Der Reichtum ist die sichtbar gewordene Gestalt aller menschlichen Tugenden und Vorzüge. Daher der Kampf des selbstgewaltigen Reichen gegen den Trotz des Armen, der zum Kriechen zu kräftig — und zu gebunden ist, um frei zu gehen. Nur die Bildung bietet dem, der fähig ist, die Kluft zwischen arm und reich zu übersehen, einen Notsteg mit

schützendem Geländer; freilich nicht das nur zu Beamtenehrgeiz oder geistlichem Hochmut führende Studium auf höheren Schulen, sondern die Bildung, die durch ruhige Welt- und Menschenbetrachtung gewonnen wird und die befähigt, auf dem Dorfe Nutzen zu schaffen." Mit einer Sachkenntnis ohnegleichen hat Felder diese Probleme behandelt; in einer bei aller sprachlichen Meisterschaft im einzelnen doch recht ungelenken Form — die beiden Romane sind schwer lesbar —, aber mit einer Kraft, Tiefe und Folgerichtigkeit, die diese Werke hinter denen des großen Berner Vorbildes nicht gar weit zurückstehen läßt, und mit einem sittlichen Pathos, das aus einem Menschen kommt, der — in einer klassischen Selbstbiographie hat es Felder aufgezeigt — sich in harten Kämpfen mit seiner näheren und weiteren Umgebung und nicht zuletzt mit sich selbst von allem Sonderlingswesen befreit hat und doch, obwohl mitten in der Dorfschaft stehend, ein eigener geblieben ist — — viel liebenswürdiger und imponierender zugleich als der recht eitle Konrad Deubler. Freilich, Unterhaltungslektüre sind Felders Bauernromane nicht, und so ist denn auch die Entwicklung der Gattung an ihm vorbeigegangen. Wann wird ein Schatzgräber diesen Reichtum heben mögen!? Nicht einmal auf die ostalpenländische, also österreichische Dorfgeschichte im engeren Sinne hat Felder irgendwie gewirkt. Hatte ja Felder selbst mit dem österreichischen Staate kaum einen Zusammenhang. „Der Staat ist in Wien", heißt es in den „Sonderlingen"; und Wien war weit.

Anzengruber, der Vielbelesene, kannte ihn wohl kaum, und er hätte doch in vielem einen trefflichen Gesinnungsgenossen in Felder gefunden. Nicht im Religiösen, denn Felder blieb wohl auf dem Boden des positiven Christentums stehen. Aber in der Art der Betrachtung des religiösen Lebens auf dem Dorfe. Schon bei Felder finden wir den dann in der liberalen Ära typisch gewordenen Gegensatz zwischen dem alten, milden Pfarrer und dem jungen, eifernden Kaplan — jener ein „Konstanzer", dieser ein „Brixener", das sagt alles. Der Brixener bringt mit seinen Tugendbünden und Bruderschaften das ganze Dorfleben in Verwirrung. Alles läuft in die Kirche und vergißt auf die Besorgung des Häuslichen, auch die Kinder werden vernachlässigt und das Gemeinwesen leidet Schaden. Dabei wird alles Religiöse ohne Gefühl betrieben, es ist bloßer „Knechtsdienst beim Herrgott. Man betet nicht mehr, man arbeitet bei Gott im Stücklohn". Der Kaplan sieht endlich seinen Irrtum ein und tritt auf die Seite des Pfarrers, und es soll dann wieder besser werden.

Die österreichische Dorfgeschichte beschritt andere Wege. Sie bekommt in dem Maße, als die Kronländer sich als geschichtlich, geo- und ethnographisch bedingte Individuen zu fühlen und den romantischen Historismus in Lokalpatriotismus auseinanderzulegen beginnen, immer mehr provinzielles Gepräge. Viel Anteil daran hat auch die Spätromantik des Vormärz mit ihren Sagen und Sagennovellen, Legenden, Volks- und Jugendschriften, „histori-

schen" Volksromanen, ihren „Alpenrosen" und Wanderbildern, Wallfahrten zu Burgen und Ruinen u. s. w. Die Wandererzählung gedeiht. Schon im „Husarenoffizier" (1820?) der Karoline Pichler erzählt die Wirtin einem Alpenwanderer die romantische Geschichte von einem Schullehrersohne, den unglückliche Liebe in die Ferne getrieben; die (freilich erst nach der Lektüre Immermanns und Auerbachs entstandenen) Dorfgeschichten in Johann Nordmanns „Novellenbuch" (1846) haben dieselbe Einkleidung; und Julius von der Traun spürt auf seinen Alpenfahrten dem Wesen des alpenländischen Sonderlings nach und läßt sich auf dem Weg vom Steyr- ins Ennstal die merkwürdige Geschichte vom „Gebirgspfarrer" erzählen: die Geschichte des Pfarrers von Mitterstoder, der, sonst immer pflichtgetreu seinem Worte lebend, einmal — in gemütlicher Weihnachtsstimmung — zu einem Versehgange sich allzulange Zeit läßt und auf dem Wege verunglückt, was dann Anlaß zu dem Glauben gibt, er sei in ein Gespenst verwandelt worden — — in ihrer hochalpinen Weihnachtsstimmung, frei von aller gemachten Romantik und Sentimentalität, wohl die beste österreichische Dorfgeschichte des Vormärz. Doch hatten diese und ähnliche Erzählungen außer dem Schauplatz der Handlung kaum etwas, was sie als Angehörige einer besonderen Gattung hätte erscheinen lassen. Die große Aufgabe, die der Berner dem Bauernroman gestellt hatte, fehlte ihr, die tiefe Auffassung vom Bauerntum, die die Rede des Immermannschen Diakonus bekundete, fehlte

ihr auch; es fehlte ihr die nationalökonomische Grundlage* und es fehlte vor allem das starke Talent. Wohl schlug Beck in der kurzen, aber sehr inhaltsreichen Vers-Dorfgeschichte „Knecht und Magd" das soziale Thema an und Hartmann in seinem „Krieg um den Wald" eines der Urmotive aller Bauerndichtung, das vom Kampf gegen Behörde und Gesetz, gegen die „Herren". Aber Beck ließ es bei der poetischen Skizze bewenden, Hartmann kam vor Tendenz und Romantik nicht zu dem Realismus, den sein Stoff verlangte, auch waren beide vereinzelte Erscheinungen; so haftete das Interesse für die „Dorfgeschichten" — noch hießen sie nicht so — am ethnographischen Detail, wie bei Rank oder später bei Kompert. Josef Rank (1816 bis 1896) wagte vom Böhmerwald-Sittenschilderer den Schritt zur Böhmerwald-Dorfgeschichte („Aus dem Böhmerwalde", 1843, 1851) und wollte aus seinem Heimatsdorfe Friedenthal, dem Küßüben seiner Erzählungen, ein Nordstetten machen, kam aber damit nicht weit. Er gab gut gemeinte Schilderungen, sobald er aber die Volkstypen in Handlung gegen einander führen wollte, kam immer unverdaute jungdeutsche politische Weisheit zu Worte, und er wurde, zumal er ja auch wirklich ein schlechter Erzähler war, mitunter ganz ungenießbar. Auerbach

* Siegmund Feldmann („Anzengruber als Erzähler") geht wohl zu weit, wenn er behauptet, der realistischen Dorfgeschichte mußte die Emanzipation des Bauernstandes vorausgehen, erst dann habe der Bauernstand Individualitäten hervorbringen können. Das gilt eben nur für den Bauern als Standesperson, nicht für den Bauern als „Vertrauensmann der Natur".

war ein klarer Kopf, Rank nicht. Die Dorfgeschichte des Böhmerwaldes hat nicht er gegeben, J. Meßner, der in den „Handwerksburschen" den volkstümlichen Erzählton so meisterlich getroffen, auch nicht... die einzigen, freilich klassischen Dorfgeschichten des Böhmerwaldes sind Stifters „Heidedorf" (1840) und „Die Mappe meines Urgroßvater" (1841).

Im Nachmärz war es zuerst ein Kärntner Priester, Vinzenz Rizzi, der in seiner Villacher „Deutschen Monatsschrift" (1849—1851) als Literarhistoriker zur Dorfgeschichte Stellung nahm. Seine kleine Abhandlung „Dorfgeschichtenliteratur" sagt über Auerbach, Immermann, Gotthelf so viel Wahres, daß es heute noch unbedenklich abgeschrieben werden könnte. Von Auerbach angeregt, versucht er sich auch selbst in der Gattung. Seine beste, „Nannele", ist freilich keine Dorfgeschichte im Auerbachschen Sinne: Das Leben eines von einem kinderlosen Gutsbesitzerpaar angenommenen Mädchens auf diesem Gutshofe wird uns vorgeführt und damit eine Charakterentwicklung, deren Herbheit einem ganz Anzengruberisch anmutet — soweit ist sie von aller romantischen Sentimentalität und blauäugigen Idealisierung entfernt. Auf den Gutshof kommt auch ein Schriftsteller, Mohl. Er schreibt auch, von Auerbach angeregt, Dorfgeschichten, will aber über diese Form der Dorfnovelle hinausgehen. Der Held, ein Bauer, soll mit weiteren Kulturkreisen in Berührung kommen, und es sollen ernste politische und soziale

Fragen angeregt werden. Nun sucht er wohl das Leben der Landleute näher kennen zu lernen, aber es ist zu vermuten, daß er, wie sein Ebenbild und Autor Rizzi, im Literarischen stecken bleibt. Wie Nannele nach dem Tode ihres Liebsten, den ihre Pflegemutter unter die Soldaten gebracht, alle Romantik verabschiedet, den alten, ihr längst von jener als Gatten bestimmten Müller nimmt und sich bescheidet, gemahnt an Stelzhamers „Ahndl" (1851), die auch von den empfindsamen Dorfgeschichtendichtern sich nicht das Recht, ihre Enkelin nach ihrem Willen zu verheiraten und damit glücklich zu machen, nehmen läßt.

In Oberösterreich tritt dann von den Fünfzigerjahren an die Dorfgeschichte — Salfinger, Kaltenbrunner, Purschka wären hier aus den vielen zu nennen, die sie pflegen, in verschiedenen Formen vom Roman bis zum Vers-Genrebild — in den Dienst des spezifisch oberösterreichischen Konservativismus und ist in der Geltung und Wirkung ihrer Motive auf ihr Land beschränkt geblieben; als Dialektliteratur — neben Purschka wäre hier noch der Idylliker und Satiriker Moser zu nennen — hat sie freilich alle Freunde echter Mundartdichtung nachhaltig interessiert.

Mittlerweile war der Dorfgeschichte eine neue Lebensgrundlage gegeben worden. Wie die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von kühnen Bergsteigern begonnene Erschließung der Hochalpenschönheit von der Wanderlust und dem volkskundlichen Interesse der Romantiker abgelöst wor-

den war, so folgte diesen wiederum — um die Mitte des 19. Jahrhunderts — eine durch die Neugestaltung des Verkehrslebens mitverursachte eigenartige Steigerung der Lebensbedürfnisse immer breiterer Volksschichten: die alpine Sommerfrische. Mit ihrer rasch wachsenden Beliebtheit wird alles Älplerische interessant, und der Berliner Freiherr von Strizzow, der sich in Alexander Baumanns „Versprechen hinterm Herd" (1848) jede urwüchsige Wendung der Nandl in das Notizbuch schreibt und für Steirer Tänze und Nationallieder schwärmt, wird zum Typus, ja zum Symbol. Älplertracht wird in der Literatur Mode, die von Immermanns Diakonus zu Grabe gesungene Romantik steht fröhlich wieder auf und damit wieder alle Sehnsucht und Empfindelei, jene „letschade Art und latschade Weis", die Stelzhamer schon den Seidl und Kaltenbrunner und anderen grimmig vorgeworfen hatte. Mit Hermann Schmids ersten Geschichten aus den bayrischen Bergen und Silbersteins „Alpenrose von Ischl" setzt diese Gattung um die Mitte der Sechzigerjahre ein — ein Echter, Adolf Pichler, murrt dagegen und setzt unwahrer Bauernverhimmlung sogleich seinen Realismus entgegen, in Maximilian Schmidts bayrischen Geschichten (vom Ende der Siebzigerjahre an; ihre Betrachtung fällt also schon außerhalb des Rahmens dieser Skizze) erreicht sie ihren, freilich keine Kunsthöhe bezeichnenden; Höhepunkt.

Der Pester Jude August Silberstein (1827 bis 1900) hatte ein richtiges Gefühl dafür, was der Leser

besserer Unterhaltungsliteratur in den Sechzigerjahren verlangte: keine Politik, etwas Auerbach und viel Bergluft.

Während der Böhmerwäldler Josef Rank von seinem jungdeutschen Wesen niemals loskam, machte Silberstein reinen Tisch damit, die fünf Jahre Festungshaft, die dem Wiener Philosophiestudenten für seine publizistische Teilnahme an der Achtundvierzigerrevolution diktiert worden waren und von denen er hatte zwei absitzen müssen, hatten es bewirkt; und wohl auch seine reine Alpenfreude, der er sich nun ergab — Sommerfrischlerfreude, wie bei Kaltenbrunner, dem er besonders nahestand.

Sein Ruhm beruht auf den „Dorfschwalben aus Österreich" (1862) und der „Alpenrose von Ischl" (1866); die späteren Kalendergeschichten und Sammelbände ertrugen den Vergleich mit Rosegger und Anzengruber nicht mehr — sein „Herkules Schwach" ist freilich heute noch lesenswert, ging aber andere Wege. — Silberstein wurde oft der Auerbach der österreichischen Alpenländer genannt, mit Unrecht. Seine Geschichten sind weder gedankenbeschwert noch haben sie sich in Hebelnachahmung gefallen. Aufklärer, das heißt Volkserzieher im Sinne des Physiokratismus, ist er wohl mitunter, zum Beispiel in dem „Ziertalerhof", der Rosegger besonders zusagte, gewöhnlich aber romantisch-sentimental-treuherzig, und seine natürliche Liebenswürdigkeit muß für den Mangel an innerer Wahrheit aufkommen. Aber Land und Leute im österreichischen Alpengebiete hat er sich gut angesehen,

er ist mit bäuerlichem Wesen und Gehaben wohl vertraut, und seine Landschaftseingänge (zum Beispiel im „Ausgeding") sind sauber, bildhaft und durchaus nicht konventionell. Rosegger und Anzengruber empfingen von ihm mancherlei Anregung, und jener hat ihm das warm gedankt (Nekrolog im Aprilheft des „Heimgarten", 1900, 24. Bd.). Sie ging freilich über das rein Stoffliche nicht hinaus. Da erzählt Silberstein beispielsweise im ersten Bande seiner „Dorfschwalben" die Geschichte vom „Urlauber": Der Kaiserjäger Hans Mosner kommt in sein Heimatsdorf auf Urlaub. Dort erwartet den mit Sehnsucht und Heimatsfreude Einziehenden eine herbe Enttäuschung: seine Mutter ist gestorben, das Haus ist verkauft, seine Liebste, Annamirl (am selben Tage), mit dem alten Eggering getraut worden. Eine alte Zither findet sich noch, und in rührenden Klagen strömt der Urlauber allabendlich auf dem Grabe seiner Mutter seinen Schmerz aus — die Zitherklänge dringen auch in Annamirls Zimmer und bringen das arme Weib um Ruh und Frieden u. s. w. — Das ist konventionelle Heimkehrersentimentalität. Wie überzeugend wirkt dagegen Anzengrubers Realismus, etwa im fünften Kapitel des „Diebs-Annerl", bei ganz gleich bleibenden äußeren Umständen!

Silbersteins Wirkung und Bedeutung blieb lokal beschränkt; das Verdienst, der alpenländischen Dorfgeschichte ein Publikum, „soweit die deutsche Zunge klingt", gewonnen zu haben, gebührt dem Bayern Hermann Theodor von Schmid (1815 bis

1880). Jurist von Beruf, widmete er sich, infolge seiner Bemühungen um Ronges deutsches Kirchentum früh pensioniert, ausschließlich der Schriftstellerei und trat, nachdem er schon in den Vierziger- und Fünfzigerjahren als Dramatiker Beachtung gefunden, von den Sechzigerjahren an, mit Romanen und Sammlungen von Erzählungen hervor, die zuerst in deutschen Zeitschriften, vor allem in Keils „Gartenlaube", erschienen und mit dazu beitrugen, diese Zeitschrift im guten und schlechten Sinne zum „deutschen Familienblatte" schlechthin zu stempeln. Von 1867 an gab der „Gartenlaube"-Verlag Schmids gesammelte Schriften heraus, die schon 1873 32 Bände zählten und es endlich (die „Neuen Folgen" erschienen erst nach seinem Tode) auf 50 brachten. — Land und Leute des bayrischen Oberlandes und die bayrische Geschichte boten den Stoff —, die eigentliche Hochlandsgeschichte und mit ihr die Lederhosenromantik trat auf den Plan. Literarisch fruchtbar gemacht hatten Schmids Vaterland schon vorher der Reiseschriftsteller Ludwig Steub („Das bayrische Hochland", 1860, „Wanderungen im bayrischen Gebirge", 1862) und der Maler Josef Friedrich Lentner mit seinen trefflichen „Geschichten aus den Bergen" (1851*, in Skizzen- und Anekdotenform), beide Hermann Schmid auch in der Betonung eines gelegentlich kampffreudigen Liberalismus nahe verwandt. Das große Interesse, das Max II. (regierte 1848—1864) als Kronprinz und König an Bayerns Land und

* 1875 von Rosegger neu herausgegeben; vgl. „Heimgarten", I, 244.

Volk, namentlich an der Bewahrung und Darstellung alter Sitten und Bräuche nahm, ist allen dreien zugute gekommen. — Hermann Schmid bestätigt es dankend, wenn er unermüdlich den „Kini" als deus ex machina Versöhnung und ersehnte Heirat stiften läßt. Und so geben Schmids Geschichten wirklich eine Musterkarte von Menschen, Zuständen und Geschehnissen, wie der Dichter sie tatsächlich oft gesehen oder erlebt haben konnte, ohne daß er allzutief in Charaktere und Schicksale hinein zu sehen oder zu leuchten vermochte. Die echte Tracht ist ihm wichtiger als der echte Mensch. Die Jäger und Wildschützen, Räuber und Schwärzer, Lumpen und Virtuosen aller Art (Loder), abgehauste oder aufstrebende Bauern, Altständigkeit im Guten und Schlechten, treue Liebesleute, widerspenstige Eltern, Eigenwillige und Besondere, dazu Volkes Glaube und Brauch, alles eingebettet in die romantische Lieblichkeit oder romantische Schrecknis des südbayrischen Seen- und Alpengebietes — Bauerntheater in jedem Sinne, aber eben darum nicht zu unterschätzen. Die Wirkung Schmids kam fast der Auerbachs gleich, Bayern wurde Mode, die Herzen der „Gartenlaube"-Leser waren die zehn Jahre vor und nach dem Deutsch-Französischen Kriege im Hochland. —

Auch Anzengruber, soweit er von Schmids Optimismus, Sentimentalität und Romantik entfernt ist, sieht seine Bauern zunächst im bayrischen Gewande und verlegt die Handlung der drei ersten Meisterdramen und des „Gänseliesels" ins Bayrische. Auch

motivisch scheint er beeinflußt. Was sein „Pfarrer von Kirchfeld" dem „Dorfkaplan", sein „Meineidbauer" dem „Schwalberl", seine „Trutzige" der „Zwiderwurzn" verdankt, darüber vgl. Rommel, Band II. Für die Erzählungen kommt außer gewissen stehenden Motiven der volkstümlichen Literatur — der alte milde und der junge eifernde Geistliche („Süden und Norden"); glaubenslos werden, wenn „keine Hand vom Himmel heruntergreift" („Der Holzgraf"); Geschwisterliebe, die Aufdeckung von dem Mädchen ertragen, vom Manne nicht („Ein treuer Mann"); die Wendung ins Kriminalistische, Bedeutung eines corpus delicti („Die Gasselbuben") und anderes dergleichen — vielleicht am ehesten die Anlehnung von Anzengrubers „Einsam" an Schmids „Eigener Herd" in Betracht: Die Handlung spielt um 1820 (König Max Josef) in dem Gebirgsdorfe Seekirchen. Das Ehehinderungsgesetz, das die Errichtung einer eigenen Feuerstelle an einem bestimmten Mindestbesitz knüpft, macht die Ehe zweier armen Liebesleute, des Zimmermannes Balthes und der Magd Loni, vom Votum der Gemeinde abhängig. Diese wäre, vom milden Pfarrer beeinflußt, für günstige Erledigung, wenn nicht der Dienstherr der Loni, der alte Müller, der ein Auge auf seine Magd geworfen, hinterrücks alle umzustimmen wüßte. Die Entscheidung fällt also ungünstig aus, und die beiden verlassen das Dorf. In den Trümmern einer Ruine baut sich nun Balthes eine Wohnung und haust dort mit Loni. Das Kind wird krank, Balthes holt

den Pfarrer in der Nacht über den See und bittet dann um die Einsegnung seiner wilden Ehe. Der Pfarrer muß sie verweigern; er begreift die Handlungsweise der beiden, billigt sie aber nicht: „Wer in der menschlichen Gesellschaft leben will, muß ihre Gesetze achten.“ Balthes: „Wir leben nicht in der menschlichen Gesellschaft und wollen's nicht.“ Durch den Mesner wird die Sache ruchbar, der Bürgermeister, obrigkeitlicher Scharfmacher, ächtet Balthes und läßt ihn von Bauern und Gendarmen belagern. Balthes setzt seine Höhle in Verteidigungszustand, und das erste Aufgebot der Bauern, Gerichtsdiener und Gendarmen muß abziehen. Nun kommt das zweite Aufgebot mit einem Gerichtsassessor an der Spitze, und es käme zum Blutvergießen, wenn nicht Loni, die sich inzwischen an den König gewendet, rechtzeitig mit einem Gnadenakte des Königs erschiene, der den beiden, ungeachtet dessen, daß sich Balthes mit einem geladenen Gewehr gegen Recht und Gesetz gewehrt hat, ein Bauerngut im Dorfe verspricht und so die Möglichkeit der Ehe schafft.

Was hat Anzengrubers Tendenz, Seelenkunde und unerbittliche Tragik aus diesem Materiale geschaffen!

Dasselbe Jahr 1867, in dem das erste Geschichtenbuch von Hermann Schmid erschien, brachte auch die — anfänglich freilich weniger beachteten — „Allerlei Geschichten aus Tirol“ von Adolf Pichler (1819—1911). Und wie für Hermann Schmid die ethnographischen Schilderungen Ludwig Steubs und Leutners in gewissem Sinne die stoffliche Voraus-

setzung waren, so für Pichler seine eigenen, sechs Jahre früher erschienenen Wander- und Sittenbilder „Aus den Tiroler Bergen". Pichler ist Naturforscher, Geologe, und wie ein Naturforscher sieht und zeichnet er auch Land und Leute in den Kalk- und Uralpen rings um Innsbruck, nämlich mit großem, sachlichem Verständnis und Interesse, ohne alle Weichlichkeit und Empfindelei. Ein kecker Geißhirt ist ihm lieber als all das „sentimentale Gesindel" bei Geßner; über das von den Dorfgeschichtlern parfümierte Volk lacht er, er kennt seiner Landsleute Unschuld und Friedfertigkeit, Tugend und Kraft, er lacht über die norddeutsche Idylle vom lustigen Tiroler Buben und hat auch sonst manches gegen die Berliner Spötter auf dem Herzen. Er konstatiert die allmähliche Änderung des Volkscharakters und ist über diese Tatsache nicht so betrübt wie Rosegger und nicht so gottlos gleichgültig wie Anzengruber in den „Örtlern", er forscht ihren Gründen nach und möchte ein paar Originale noch am Abende, ehe sie zur Ruhe gehen, abschildern. Am Ende seiner letzten und bedeutendsten Dorfgeschichte (dieser ersten Zeit), im „Brautpaar", kommt er Anzengrubers Meinung recht nahe. „Man entschlage sich aller unreifen Ansichten und halte an dem einen fest: die Menschen sind überall Menschen, wenn auch Beschaffenheit und Charakter von den Verhältnissen, in welchen sie leben, abhängig sind. Darum weg mit aller falschen Romantik, nimm die Dinge überall, wie sie sind, und glaube ja nicht, daß sich die natürlichen Voraussetzungen des

Menschendaseins und somit das Wesen desselben deinen Träumen zuliebe ändern. Daher erlauben wir uns, den fanatischen Dorfgeschichtlern gegenüber zu sagen, daß uns der Bürgerstand auf einer weit höheren Stufe zu stehen scheint, wir halten ihn für ein bedeutsameres Glied in der Kette der menschlichen Entwicklung und glauben, daß ein Fortschritt zum Besseren vorzüglich durch ihn möglich wird und bis jetzt angebahnt wurde." Doch läßt er auch dem Älpler sein Recht widerfahren: „Frisch und vollsaftig ist er — mit all den Verirrungen derber Sinnlichkeit, weder von der Kirche noch vom Landesgericht gebändigt — aber ein fester Kern gediegener Mannhaftigkeit ist vorhanden." Nahe steht er Anzengruber in seiner Stellung zu Klerus und Kirchentum: soviel Hochachtung er vor dem welt- und menschenerfahrenen Bergkuraten hat, dessen Berufsausübung mit soviel schwerer Selbstverleugnung verbunden ist, soviel Abneigung gegen den Frömmler und Zeloten und antiliberalen Politiker und gegen die Betschwestern und heiligen Bruderschaften. Das Äußerliche, Materielle des bäuerlichen Gottes- und Heiligendienstes gibt ihm zu Bemerkungen gerade keinen Anlaß, aber die Logik seines Bauern, der auf die Frage, warum er für sein Vieh zum heiligen Leonhard und nicht zur Absamer Muttergottes gehe, antwortet: Wenn Euch ein Zahn weh tut, geht Ihr nach Wien zum Kaiser und seiner Mutter — oder geht Ihr zum Bader? reicht an die Gottüberlegenheit des Anzengruberschen Jakob Wiesner völlig hinan.

Noch näher steht er Anzengruber in der Form der Darstellung. Pichler ist der richtige Dorfgänger, alle seine Tiroler Geschichten (von 1867) sind Wandererzählungen. Immer trifft er auf seinen Steinklopferfahrten einen redseligen Alten, einen Hirten, eine Wirtin und läßt sich erzählen, redet auch dazu, ja, läßt sich, allzu ungeniert, bei seinem Namen anreden und legt seine Ansichten oft den Erzählern in den Mund, um als Zuhörer bestätigend zu nicken (vgl. „Hofdame und Sennerin"). Was erzählt wird, sind meist Erinnerungen aus dem Neunerjahr, Liebes- und Heiratsgeschichten (die schöne Erbin zwischen dem armen und reichen Werber), Wildschützen- und Schmugglerhistorien.

Und schließlich berührt er sich noch mit Anzengruber mitunter in dem, was an ihm vor allem auszusetzen ist: aus Scheu vor aller Sentimentalität vermeidet er es auch, irgendwelche innere Anteilnahme an dem Schicksale seiner Helden kundzugeben, es fehlt die Wärme des Gemütes und das Übertragen des Stimmungsgehaltes seiner Naturbilder auf die Staffage, auf die Menschen, die in dieser Natur leben.

Endlich werde noch der kleinen Dorfgeschichtenmagazine in den Fünfziger- und Sechzigerjahren gedacht — einiger österreichischen Volkskalender, die den hohen Aufträgen, die ein Johann Peter Hebel und Auerbach diesen wichtigsten aller Volksbücher gab, nicht ohne Glück gerecht zu werden suchten. Den alten, feinen Taschenbüchern, Albums, Almanachen gab J. N. Vogl in seinem „Volks-

kalender", 1844—1858 bei Leopold Sommer erschienen, einen volkstümlichen und vor allem billigen Seitengänger und Nachfolger. Der Kalender war bestimmt, „Momente wissenschaftlicher Bildung unter dem Volke zu verbreiten und dessen Empfänglichkeit für geistige Genüsse zu steigern; er sei hervorgegangen aus der Verbindung von Wissenschaft und Leben." Der Inhalt war bunt, der Kalender hatte noch keinen Stil, er war ja nur der Ableger einer Zeitung, des Österreichischen Morgenblattes. Das Titelbild zeigt eine lesende Familie (gebildeter Bürgerstand) am Abendtische.

Der zweite Band sollte eine „universell-rationelle vaterländische Färbung" bekommen; der Zeitungscharakter blieb, das Titelbild zeigte einen Lesesaal für Männer der gebildeten Stände. Vom dritten Jahrgang an wendet sich der Herausgeber, 's war Mode just, ins Hochland. Dem zweiten Titelbild (Jäger und Sennerin, Liebesszene) entspricht der Inhalt: neben den bisherigen Anekdoten, Wander- und Geschichtsbildern und anderem Unterhaltlichen und Belehrsamen aus allen Gauen Österreichs — insbesondere Alpenromantik. Von 1848 an dann die typischen zwei Titelbilder, das erste — vornehme Lesegesellschaft im Gartenzimmer — deutet auf das Publikum, das zweite — Buben und Dirndl, Zither, Liebesszenen — auf den Stoff.

Vogls Balladen und Dorfgeschichten treten immer mehr in den Mittelpunkt, daneben erzählt Bodgorschek seine ansprechenden Wandergeschichten aus dem Burgenlande weiter, Steinebach und Puff,

Labrès und andere treten als Erzähler hervor. 1857 ging Vogl zu einem anderen Verleger über, und bei Tendler & Comp. erschien 1858 in neuer Ausstattung und mit neuem Titelbilde (Alpendorf, unter einem Baume lesende und plaudernde Älpler) „Joh. Nep. Vogls Volkskalender", 14. Jahrgang, bei Sommer im selben Jahre der 14. Jahrgang des „Österreichischen Volkskalenders", herausgegeben von A. Silberstein*. Die beiden Kalender gingen nun neben einander her und bestrebten sich, schon aus Wetteifer, immer mehr wirkliche Volkskalender zu werden. Vogl schrieb seinen Kalender zum großen Teile selbst, gab aber seinem Mitarbeiter Steinebach immer mehr Raum. Silberstein tat für seine 1848er Sünden Buße und gewann die durchaus konservativen J. Proschko und Kaltenbrunner als Mitarbeiter; dieser letztere und namentlich Stelzhamer geben denn auch dem Kalender ein mehr literarisches Gepräge. Vogls Kalender kam nach des Herausgebers Tode (1866) an den Verlag Fromme; Steinebach (literarischer Volksaufklärer), Huybenß und andere taten das ihre redlich, angesehen wurde er aber erst wieder, als Silberstein sich 1877 (?) von seinem „Österreichischen Volkskalender" beziehungsweise dessen Verleger trennte und die Leitung des Voglschen übernahm. Der „Österreichische Volkskalender" kam dann (1879) als „Illustrierter Österreichischer Volkskalender" in den Verlag von Moritz Perles und unter die Lei-

* Vgl. Roseggers lesenswerte Studie über die österreichischen Volkskalender im Dezemberheft des fünften Heimgartenjahrganges.

tung des tüchtigen Friedrich Petz (V. K. Schembera), der sogleich seinen Freund Anzengruber als ständigen Mitarbeiter gewann; daneben Moritz Bree, Obermüllner, Ada Christen, Reinhold Scheffel, später auch Steinebach.

Vogls Kalender war deutschnational, trug aber auch dem österreichisch-vaterländischen Standpunkte Rechnung; schärfer betonte den freiheitlichen Charakter Steinebach; Silberstein war versöhnlicher gestimmt. Entschieden antiklerikale Tendenz verfolgt Elmars „Wiener Bote", im Verlage Waldheim seit etwa (?) 1870 erschienen. Er bringt vorwiegend Dorfgeschichten; in der Tendenz sind sie, außer wenn Elmar einmal zu stark philosemitisch aufstreicht, denen Steinebachs ähnlich: Mahnung an die Bauern, sich vor gleißenden Hochstaplern und ihre Töchter vor lockeren Verführern zu hüten, arbeitsam, sparsam, bodenständig zu bleiben, den unsoliden Spekulationsgeist fahren zu lassen. Die Autoren sind anfangs meist nicht genannt, selten nur zeichnet Elmar. Beiträge von Anzengruber erschienen von 1886 bis 1891.

Fassen wir zusammen: Bis 1870 ist die ostalpenländische Dorfgeschichte in das Bereich der eigentlichen Kunst nicht hinaufgediehen. Sie hat die Kenntnis von Land und Leuten wesentlich bereichert; sie hat die von der Vorstellung „Alpen" getragenen Gefühle zu unverlierbaren Bestandteilen des deutschen Gemütslebens gemacht; sie hat der Volksaufklärung große Dienste geleistet und auch dort, wo sie durchaus konservativ blieb, das

Niveau der Unterhaltungsliteratur wesentlich gehoben. Felder brachte ein großes Wollen und einen großen, immer und allgemein gültigen Stoff, blieb aber in der Kunst der Darstellung zu viel schuldig; Silberstein und Hermann Schmid reichten über den Durchschnitt guter Kalender-, beziehungsweise Familienblattgeschichten nicht hinaus, und Adolf Pichlers, des Naturhistorikers, Wandererzählungen sind doch mehr vom volkskundlichen Standpunkte aus interessant als vom künstlerischen befriedigend. — Die Forderungen des Immermannschen Diakonus nach Darstellung konventionell gebundener Kastenmenschen waren bislang unerfüllt geblieben; es fehlte das echte, volle Menschentum, und es fehlte die Betrachtung des Dorflebens von einem, der, Naivetät und Bildung, Natur und Kultur in sich vereinigend, Bauer und Künstler zugleich war. Die letzten beiden Ansprüche wurden in den Siebziger- und Achtzigerjahren befriedigt, die letztgenannte von Rosegger, die vorhergenannte von Anzengruber; den Wünschen des Diakonus ist erst die spätere, die modern-realistische Dorfgeschichte gerecht geworden.

Rosegger war aus Alpl nach Graz gegangen, aus der Waldheimat in die Provinzhauptstadt, war aus einem Bauernschneider Schriftsteller geworden. Die Stärke seines dichterischen Schauens war erstaunlich, seine Darstellungsgabe in seinem Bezirke schier jedem Problem gewachsen. Er hatte viel zu sagen, und er konnte es auch. Aber einer gewissen Sentimentalität und Verklärungssucht wurde er

niemals Herr; sie war tief in seinem Werdegang begründet, in der ewigen Sehnsucht nach dem Paradiese, aus dem ihn sein Bildungshunger vertrieben und in das er, sehend, mündig, reflektierend geworden, nie mehr zurückfinden konnte. Diese Empfindsamkeit, die durchaus subjektive Weltbetrachtung hinderte ihn, das Höchste in wahrer Menschendarstellung zu erreichen. Sonst hatte er alles. In seinen Dorfgeschichten — die Fülle seiner Schöpfungen läßt sich in diesen Gattungsbegriff freilich schwer hineinzwängen — treten die Typen und Sonderlinge des obersteirischen Wald- und Berglandes in ungeheurer Mannigfaltigkeit auf, alle einzeln und alle wieder mit einander, zum Stande, besser gesagt, zu einer bestimmten Lebensgemeinschaft sich zusammenschließend. Er heimst „Gestalten" ein, entwickelt Zustände, Handlungen, Schicksale und geht endlich zu großen Bauernproblemen (Kampf ums Recht, um die Scholle, um die Heimat) über. Er setzt die Arbeit der Stifterschen Pioniere (im „Heidedorf", in „Brigitta", in der „Mappe meines Urgroßvaters") fort und führt — Schiller hatte im „Spaziergang" das große Beispiel gegeben — die Natur zur Kultur („Waldschulmeister"), diese zu Schuld- und Schicksalserfüllung und dann wieder zur Natur zurück („Gottsucher", „Jakob der Letzte", von den späteren ist in diesem Zusammenhange abzusehen). Die Zeichnung der Umwelt führt er zur höchstmöglichen Vollendung, und seine Naturbeseelung bleibt hinter den edelsten Gaben der deutschen Lyrik kaum zurück.

Den Menschen, wahr in strengstem Sinne dieses Wortes, gab Anzengruber dazu. Zwanzig Jahre gingen die beiden als gute Kameraden mit einander, es waren gesegnete Jahre für die deutsche Dorfgeschichte.

Die Geschichte des Freundschaftsbundes zwischen Anzengruber und Rosegger wird noch geschrieben werden. Ihre Hauptquellen sind Roseggers Berichte im „Heimgarten" — Aprilheft 1892 (XVI, 515), in erweiterter Form aufgenommen von dem Buche „Gute Kameraden", 1903; Maiheft 1896 (XX, 634): Besuch bei Anzengrubers Grabe; Februarheft 1902 (XXVI, 356): Besprechung der Bettelheimschen Briefausgabe; Septemberheft 1905 (XXIX, 925): Anzengrubergeschichten „Aus alten Erinnerungen" — und die zwischen den beiden Dichtern gewechselten Briefe, von denen sich die Roseggers im Schriftenkasten, die Anzengrubers im Besitze der Familie Rosegger in Graz befinden. Von diesen letzteren veröffentlichte Rosegger einen großen Teil im „Heimgarten" (XV, 29, 112, 195; (XVI, 946; XX, 279; XXV, 435), darnach dann Bettelheim 1902 in seinen „Briefen von Anzengruber". Die Briefe geben* ein getreueres Bild von den Beziehungen der beiden Männer als Roseggers in verklärender Rückschau auf den Ton einer idealen Freundschaft gestimmten Erinnerungen.

* wiewohl Bettelheims Ausgabe die Anzengrubers nicht vollzählig bringt, die aufgenommenen manchmal ohne erkennbaren Grund kürzt und den Text nicht selten entstellt wiedergibt.

Roseggers Enthusiasmus für den „Pfarrer von Kirchfeld“ und Anzengrubers Dankbarkeit für des Grazer Poeten werktätige Förderung hatten den Bund geknüpft. Die beiden sahen sich als Weg- und Gesinnungsgenossen: aus dem Volke stammend, über die Marke seines Denkens und Meinens aus eigener Kraft sich erhebend, ihm als Führer zur Freiheit des Geistes und Gewissens vorangehend. Die Sache der Volksaufklärung war es, die zunächst die beiden an einander band; und sie fanden bei der Gelegenheit einer im andern soviel menschlich Wertvolles, daß sie beisammen blieben. Roseggers liebenswürdige Persönlichkeit, seine warmherzige Begeisterung und neidlose Bewunderung machten Anzengruber bald warm, und Anzengrubers Offenheit und unbeirrbare Wahrheitsliebe, zunächst freilich des Wieners derber Humor nahmen Rosegger, dem die angebotene Freundschaft des Älteren, Gefeierten schmeicheln mußte, sogleich gefangen. Rosegger setzte sich für Anzengruber, dessen Stücke er ebenso genau verstand, als er sie selbst nicht schreiben konnte, in der Presse immer kampfbereit ein, verschaffte ihm dadurch nicht nur Aufführung und besseres Verständnis im Publikum, sondern 1886 auch den Grillparzerpreis — und gab dem später so Zagen früher gespendeten Trost und Mut mit Zinsen zurück. Die Freundschaft dauerte denn auch bis zu Anzengrubers Tod. Äußerlich ungetrübt — aber vielleicht doch nur Kameradschaft.

Viel Trennendes war da, das nicht übersehen werden darf. Anzengruber tritt, zu einer Zeit, da

der Grazer eben flügge geworden war, als fertiger Meister vor ihn. Darum galt Roseggers Begeisterung zunächst dem Dichter, dessen Stoffgebiet er sich so vertraut fühlte, Anzengrubers Teilnahme dem höchst originellen Menschen, der eben eine interessante Entwicklung zum Schriftsteller durchmachte. Deswegen nie ein uneingeschränktes Lob aus des Älteren Munde, immer nur ein bedingtes, das aufmunterte, tröstete, vorwärts trieb, der wirklichen Artung und Leistung des Jüngeren aber kaum gerecht wurde.

Wenn Anzengruber in seinem ersten Briefe an den Grazer Lobredner des „Pfarrers von Kirchfeld" ihn als „unsere Spezialität für Volkscharaktere des deutschen Hochlandes" anredet, so will das nicht viel besagen; die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande" rechtfertigten das Kompliment kaum. Als Anzengruber zur fünfundzwanzigsten Aufführung des „Pfarrers" in Graz weilte (Anfang Mai 1881) und mit Rosegger nun auch persönlich bekannt wurde, gab ihm dieser seine nicht lange vorher erschienenen „Geschichten aus Steiermark" mit. Das Urteil (vom 12. Mai) lautet wohlwollend: ureigentümliche Gestaltungskraft, aber noch kein persönlicher Stil, Stifters und Auerbachs Schreibweise sei verquickt, die Lektüre des genialen Kleinmalers Otto Ludwig dringend zu empfehlen. Rosegger müsse sich mit allen Stilarten vertraut machen, um dann ganz Original zu werden. Rosegger gibt fröhlich alles zu und ist voll guten Mutes. Über des Steirers Absicht, ein Jugendbuch

herauszugeben, muß der Wiener sehr lachen. — — Rosegger, über dessen „Hebmutter" Friedrich Schlögls keusches Empfinden sich so beunruhigt hatte, Kinderschriftsteller!! „Sie werden nie mein Konkurrent!" Härter traf Rosegger Anzengrubers kühles Urteil über die „Einöde" — und dies umsomehr, als er sich, was Anzengruber ausstellte und bei der Gelegenheit im allgemeinen sagte (Brief vom 27. Oktober 1872, insbesondere vom 3. März 1873), wohl selber sagen mußte und wohl auch schon gesagt hatte. Richtig erkannte Anzengruber die Gefahr „forcierten Produzierens", das ein Erlebnis gar nicht ausreifen lasse, sondern sofort dichterisch gestalte, daher den Dichter nicht dazukommen lasse, über dem Stoff zu stehen, die Arbeit von oben zu überschauen. Vor und nach diesen „Einöde"-Enttäuschungen hatte sich Rosegger um den „Meineidbauer" große Verdienste erworben, was schon zu Neujahr 1872 besonders herzliche Freundschaftsversicherungen nach Graz zur Folge gehabt hatte. Freundlicher lautete das Urteil (3. Februar 1874) über die „Geschichten aus den Alpen", an denen Anzengruber nur wenig — es bezieht sich auf die Gestalt des Wagner-Faltl im „Adel im Dorfe" — auszusetzen hatte und dessen Schlußprophezeiung und Wunsch so schön in Erfüllung ging: „Schaffen Sie freudig weiter und mutig, vor Ihnen liegt ein großer Weg, jedes neue Buch von Ihnen ist ein Zeugnis Ihres Fortschrittes, jedes ist ein anmutiges Raſtplätzchen, zu dem die Leserwelt auch dann noch immer zurückkehren wird, wenn Sie auch

schon sehr weit vorgeschritten sind, denn Sie gehen einen recht schönen, hübschen, geraden Weg, müde werden Sie nicht so bald, lieber Bergsteiger, so wünsche ich Ihnen für allzeit nur das beste Wetter, einen heiteren häuslichen Himmel dazu."

Am meisten freute sich Rosegger, der den brennenden Ehrgeiz besaß, von der Wiener Kritik beachtet zu werden, Anzengrubers Waldschulmeisterkritik, die Friedrich Schlögl am 8. Februar 1875 im „Neuen Wiener Abendblatt" unterbrachte. Trotz Roseggers Freude scheint sie uns völlig verfehlt. Anzengruber war kein Kritiker, wenn anders es Sache der Kritik ist, ein Kunstwerk nicht nach absoluten — nicht einmal ästhetischen, geschweige denn ethischen oder politischen — Maßstäben zu messen, sondern aus seinen Bedingungen heraus zu verstehen und verständlich zu machen. Anzengruber hätte von seinem Standpunkte in Dingen der Weltanschauung weit abrücken müssen, wollte er dem Werke gerecht werden, d. h., er hätte Roseggers sittliche und kulturgeschichtliche Überzeugungen verstehen müssen: daß Kirche und Schule eben der Kristallisationsmittelpunkt einer entstehenden Waldgemeinde sind und bleiben. Dafür hat aber Anzengruber nur ein bedauerndes Achselzucken, wie für alles, was an Kirche und Christentum gemahnt. Damit hatte er's aber in der Hauptsache versehen, und es bedeutet wenig, daß er die Lebensbilder aus dem Waldlande und die Waldlilienepisoden mit hohem Lobe bedachte. — Über den „Gottsucher", über „Jakob den Letzten" kein Wort;

kein Wort über die poesievollen Waldheimaterinnerungen und die köstlichen Bauerngeschichten der Achtzigerjahre. Als Dichter im pathetischen Sinne des Wortes galt Rosegger dem Wiener, so sehr dieser auch jenes Begabung zu schätzen beteuert, wohl kaum in dem Grade, als er es verdiente. Er nahm ihn als Sittenschilderer, als den schreibenden Bauern schlechtweg. Seine wahre Meinung über Rosegger kommt wohl nur in jenem Briefe vom 23. November 1881 an Bolin (dem die ersten Bände der Hartlebenschen Ausgabe zugekommen waren) zum Ausdruck: „Was er uns von den Sitten, Bräuchen, der Häuslichkeit und dem Verkehr der Bauern schreibt, ist unbezahlbar, welche Details nur bei ihm zu finden und nur von ihm richtig gesehen, weil so mancher gar nicht das Auge dafür hat, oder der Bauer es vor dem Auge des Fremden zu verbergen, wenigstens den Eindruck zu fälschen versucht. — Er wird den Bauer wohl nie los, das ist richtig, aber in manchem leistet er eben, was nur der schriftbegabte Bauer leisten kann; mag das allerdings wenig verschlagen, ob unsereiner, der in solchem Fache produziert, manches nicht weiß, so ist es doch kulturhistorisch sehr wissenswert und die Erscheinung dieses Autors eine ebenso originelle wie in ihrer Art bedeutende." — Freilich, als ein Dutzend Hartleben-Bände erschienen waren, will er sich (an Rosegger, 3. April 1882) als Zeitgenosse davon nicht einen nehmen lassen. Aber wenn er in diesen zwölf Bänden zwei Bücher findet, „die spätere Zeiten mit dem Besten aufbehalten werden,

was unsere Tage hervorbrachten, das eine — die Schilderungen von Leben, Bräuchen und Sitten des steirischen Landvolkes — von bleibendem kulturhistorischem Werte, das andere — die kurzen, knappen Bilder voll Gemütstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Musterstücke dichterischer Leistungen" — mit dem ersten ist das „Volksleben in Steiermark" gemeint, mit dem zweiten wohl die „Sonderlinge" oder die „Älpler" — so sind das eben auch nur Werke des „schreibenden Bauern!"

So stand Rosegger zeitlebens im Banne des großen Dramatikers, des imponierenden Menschen. Anzengruber hinwieder hatte seine Freude an einem schreibenden Bauern und einer aufopferungsfähigen, liebenswürdigen, originellen Persönlichkeit. Im Wesen, in der Weltanschauung und damit in ihrem Verhältnis zu demselben Stoffe waren sie grundverschieden. Rosegger schlank, schmächtig — Anzengruber behäbig, unbeholfen; jener ein unermüdlicher Wanderer, Bergsteiger, Freund der Natur in jeder Form — in Form der Landschaft und der Dorf-, Wald- und Gebirgsleute, der Stadt und den Städtern je länger, je lieber den Rücken kehrend — dieser ein Stubenhocker, Schreibtisch- und Großstadtmensch — „bergsteign mog i net" — die Landschaft und die Bauern lieber nach Erinnerungsbildern und aus der Phantasie schaffend als nach ewig wiederholten Anschauungen. Den Wiener interessierte im Bauern einzig und allein der Mensch, dem er ein Standeskleid umhing, um

ihn glaubhaft zu machen, den Steirer der Stand, der seine eigenen Bedingungen und Rechte hatte und zu dem er, der Flüchtling aus der Waldheimat, sich zeitlebens zurücksehnte. Diese Sehnsucht machte den Aufklärer bald sehr konservativ. War es zuerst sein Streben, den Bauern vom Glaubens- und Gewissenszwang mitbefreien zu helfen, ihn in die Schule zu locken und zu treiben, Bildung zu verbreiten, so sah er bald ein, daß mit dem modern werdenden Bauern der altständige, originelle verloren gehe, und dieser Verlust tat ihm mehr leid als ihn der Fortschritt erfreute. Für diesen Konservativismus hatte Anzengruber kein Verständnis, ja, wo er sich auf das Kirchliche erstreckte, nur Ablehnung. In den letzten Heften des dritten „Heimgarten"-Jahrganges (Sommer 1879) war die schöne Legende Roseggers „Der Fischer von Bethsaida", seine Plauderei „Vom Kultus in der Dorfkirche", ein Bericht Fr. Perkmanns über die Tätigkeit der Jesuiten in der Neuen Welt und anderes dergleichen zu lesen. „Da muß ich es Ihnen denn ganz offen gestehen", schrieb Anzengruber am 28. September 1879 nach Graz, „daß es mich einigermaßen mit Befremden und Sorge erfüllt, Sie einen Weg einschlagen zu sehen, der den ‚Heimgarten' nach und nach zu einer Monatsschrift für die katholische Bevölkerung Steiermarks machen wird. Daß Sie sich jetzt mehr und mehr denjenen zuneigen, die einen Konservativismus in Staat und Glauben für das Volk zuträglicher halten, das will ich Ihnen nicht für übel nehmen, rühren Sie also an alledem nicht, was Sie

anzutasten für abträglich halten, aber, Bester, machen Sie nicht, guten Beispiels wegen, das Kreuz*, das Ihnen ja doch nichts zu bedeuten hat" — wie wenig kannte doch Anzengruber seinen Freund!

Und endlich: Dem mit zunehmendem Alter immer jünger werdenden Waldbauernbuben, der stets geneigt ist, sich, das heißt sein Inneres, lückenlos, hüllenlos aufzuzeigen, ist sein ganzes Dichten eigentlich ein Darlegen der tausend und tausend Wirklichkeiten und Möglichkeiten des eigenen Ich, ein großes Bekennen, von der schlichten Wahrheit seiner vielen autobiographischen Skizzen über die Dichtung und Wahrheit seiner Waldheimaterinnerungen zur Dichtung seiner poetischen Abbilder. Anzengruber dagegen sieht in seine prähistorische Zeit ungern, in die Jugend freilich lieber zurück, sieht aber ein Abschildern derselben fürs Lesepublikum eher als eine Profanation an. Wie trinkt Rosegger sein Leben lang aus dem nie versiegenden Freudebecher seiner Waldheimaterinnerungen, wie hängt er an jeden Menschen, den er dort kannte, ein „Stück seines kindischen Herzens", wie wird ihm Haus und Hof, Berg und Schlucht, Baum und Fels zu Jugendfreunden, die ihn nie verlassen, wie kann er, unbekümmert um das, was sich wirklich begab, sein Sehnen und Träumen in seine Jugend hineinfabulieren, während Anzengruber resigniert feststellt, daß man sein Werden weder sich noch andern erklären kann, daß es keinen Kommentar zur eigenen Entwicklung gibt, daß den

* Vgl. dagegen Bd. VIII, Aphorismen, 409.

Rückschauenden immer und überall sein heutiges Ich einengt, daß das Leben aus lauter Bildern besteht, deren keines sich wiederholt, daß man sich sein Jugendbehagen nicht mehr rekonstruieren kann, daß nichts von alter Lieb und Freundschaft für das Leben vorhält! Tiefe Wehmut, Entsagung ist das ständig wiederkehrende Ergebnis gelegentlicher Rückschau*.

So behält er scheu sein Ich für sich — auch Bekenntnisbriefe sind selten — und stellt sich auch in seiner epischen Darstellung lieber, objektiv berichtend, über den Stoff oder nähert sich ihm gelegentlich äußerlich als Dorfgänger oder Wiedererzähler.

*

Sechs Jahre vergingen in guter Kameradschaft. Als aber Anzengruber dem österreichischen Schrifttum Norddeutschland gewann, als er zu Lindau und Duboc und vor allem zu Bolin in Beziehung getreten war, gehörten diesen nicht nur die besten Erzeugnisse seiner Feder, sondern auch seine Klagen und gelegentlichen Beichten und Bekenntnisse. Rosegger war Anzengrubers Ressortminister für bäuerliches Leben, aber doch eigentlich nicht der Vertraute seines Herzens. Roseggers Begeisterung aber für den großen Dichter erkaltete nicht**; so sehr sich auch der immer mehr zu einer

* Vgl. Bd. I, S. 259 f.; Nr. 2, S. 263; Nr. 3, S. 264; Nr. 19, S. 269; Nr. 23, S. 271; Nr. 34, S. 275; Nr. 103, S. 298.

** Vgl. außer den Seiten 716, 717, 719 angeführten Besprechungen noch die des „Doppelselbstmordes", Heimg. I, 124, des „Jungferngiftes", Heimg. II, 710, des „Heimgfunden", Heimg. XI, 387.

gewissen Verklärung des Bauern und des Bauernlebens neigende Steirer von des Dorfgängers folgerichtigem Realismus verletzt fühlen mußte, in den Erzählungen die Gemütswärme vermißte und für den „Sternsteinhof" endlich nur mehr kalte, zweifelnde, ja schaudernde Bewunderung übrig hatte, war doch der Herausgeber eines Kalenders* und einer Monatsschrift emsig bemüht, Anzengruber, den freilich die geringen Honorare, die jener zu bieten hatte, schreckten, als Mitarbeiter sich zu erhalten. Die beständigen Bitten um Beiträge seitens Roseggers, das beständige Hinhalten, Vertrösten oder Abwinken seitens Anzengrubers füllen denn auch die späteren, an Umfang immer kleiner werdenden Briefe und Postkarten fast vollständig aus. Menschlich aber bleiben sie sich nahe. Stets unterrichtet der eine den andern über die freud- und leidvollen Vorkommnisse im Familienleben, rührend ist Anzengrubers Sorge um Roseggers Wiedergenesung nach dem Tode seiner ersten Frau, um Roseggers schwankende Gesundheit. Und daß sie bei den häufigen Zusammenkünften in Wien, von gelegentlichen Feanzlereien Anzengrubers abgesehen, die aber immer a tempo brieflich richtiggestellt oder abgebeten wurden, in den verschiedentlichen Bier-, Wein- und Kaffeehaussitzungen einander manches gute Wort sagten, das ein Eckermann hätte aufschreiben sollen — das ist selbstverständlich.

* Anzengruber schlug ihm Anfang 1872 vor, einen Kalender zu gründen; Rosegger hatte aber damals schon das „Neue Jahr" mit Heckenast vereinbart, und Anzengruber wurde nie sein Mitarbeiter.

Beide waren als Menschen und Dichter viel zu selbständige Naturen, als daß von einer direkten Beeinflussung viel gesprochen werden könnte. „Wir standen", bekennt Rosegger, „jeder für sich. Keiner von uns beiden hat wohl je den leisesten Hang verspürt, in die Fußtapfen des anderen zu treten. Außer ein paar Schwankideen, die wir seinerzeit einander geschenkt und außer der gegenseitigen Mitarbeiterschaft an den von uns herausgegebenen Zeitschriften haben wir uns gegenseitig literarisch nicht fördern können. Doch als Mensch habe ich durch ihn gewonnen und er hat hoffentlich durch mich nicht verloren." Daß Anzengruber sich stofflich mit Rosegger oft berührt (vgl. die späteren Ausführungen), liegt in der Natur der Sache. Bauerngeschichtenmotive fliegen beständig hin und her, ohne daß gerade immer direkte Entlehnung angenommen werden müßte*. Freilich liegt es auch in der Natur der Sache, nämlich der Literaturgeschichte, das häufige post ea als ein propter ea auszudeuten, also mindestens Anregung anzunehmen. Nur insofern eine gegenseitige Beeinflussung in der Weltanschauung und damit in dem eigentlichen Kern ihres Dichtens von vornherein gänzlich ausgeschlossen war, läßt sich Roseggers „Wir standen jeder für sich" in vollem Umfange aufrecht erhalten.

*

Betrachtet man nach dem, was bis 1870 im Bereiche der ostalpenländischen Dorfgeschichte voraus-

* Erwähnenswert „daß Anzengruber sich einmal das Hauptmotiv des Roseggerschen ‚Waldstreit' als Thema notiert". Bd. I, Nr. 175, S. 417.

ging, Anzengrubers Dorfgeschichten, so fühlt man sich in die Zeiten der beginnenden neueren Bildnerei versetzt, da nicht mehr bloß Antlitz und Ornat gemalt wurde, nicht mehr, den Menschen sich in diesem zu denken, der Phantasie überlassen blieb, sondern zuerst das Muskelspiel des nackten Menschen von der Natur abgeschrieben wurde, um ihn dann mit dem Faltengewebe zu bekleiden, der künstlerischen (religiösen 2c.) Idee dienstbar zu machen und dann in die Gruppe oder in die Landschaft zu stellen. Zuerst Anatomie, dann Idee, dann Architektonik (Gruppierung), dann Hintergrund — das heißt zuerst Psychologie, Charakterdarstellung in Zustand, Handlung oder Schicksal, dann die Tendenz, dann, angedeutet, das Verhältnis zur Umwelt.

Es war wohl nicht allein die aufklärerische Tendenz der von ihm „hochgehaltenen Auerbachschen Dorfgeschichten", was Anzengruber, wie er in seiner Lebensbeichte an Duboc (30. Oktober 1876) gesteht, „in Versuchung führte, derlei Konflikte und Charaktere auch auf der Bühne zu verwerten". Es war wohl auch die freilich mehr aus der eifrig betriebenen Lektüre Auerbachs als aus den bisherigen Volks-(Bauern-)stücken gewonnene Überzeugung, daß natürliche, ursprüngliche Charaktere und Leidenschaften in ihrem Entstehen und in ihren Wirkungen im Bauern besser erkannt und dargestellt werden können*, als in dem Bildungsmenschen, den „ein

* Vgl. dazu Bd. VIII, Aphorismen, 807. — Der volle Gegensatz zu Immermanns Anschauung. Bei Immermann der Bauer konventionell gebunden, bei Anzengruber in diesem Belange frei.

doppeltes Gehäuse umschließt und Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben". Mochte auch Auerbach seine Bauern um einen Zug verzeichnet haben, um den Zug nämlich, den sein Bedürfnis, das Geschaute zu kommentieren, dazutat, im ganzen genommen hatte er doch eine Welt aufgezeigt, in der sich wohnen und schaffen ließ. Und wenn Anzengruber in dem erwähnten Briefe weiter gesteht: „Ich habe mir zuerst den idealen Bauern konstruiert aus hunderten von Begegnungen und Beobachtungen heraus und dann realistisch variiert nach all den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griffe" — so wird für diese Beobachtungen — wo können sie gemacht worden sein? Wohl eher in den Schauspielerwanderjahren als in Breitenfurt und Wolkersdorf* — wohl das schon im Sallmayerschen Buchladen, wo die erste, zwanzigbändige Gesamtausgabe Auerbachs (1858) sicher zu haben war, begonnene und später fortgesetzte Lesen Auerbachs den Blick wesentlich geschärft und auf ein bestimmtes Ziel gerichtet haben.

Die von Auerbach ausgehende Anregung wirkte nur umso nachhaltiger, als sich Anzengruber auch von Auerbachs Weltanschauung, eben der „aufklärerischen Tendenz", angezogen fühlen mußte. Anzengruber fand bei Auerbach, der Autodidakt beim systematisch geschulten Denker, vieles in ein System gebracht, was er auch so empfand; und so-

* Vgl. Aphorismen, Bd. VIII, 806.

weit sich Anzengrubers starre Folgerichtigkeit von Auerbachs Neigung, Kompromisse zu schlichten, entfernen mochte, den Drang, die Vernunft über das Dogma zu setzen, sich das Recht, mit den metaphysischen Bedürfnissen sich selbständig auseinanderzusetzen, von keinem System und keinem Vertreter eines solchen verkümmern zu lassen, den hatten beide (und Rosegger mit ihnen) gemein. Das Gemeinsame oder Ähnliche der Weltanschauung, der Tendenz, kommt denn auch in einer Reihe gemeinsamer Motive (zum Beispiel die pantheistisch-mystische Sehnsucht nach dem Aufgehen im All) zum Ausdruck, wie es ja auch hier in der Natur des Stoffes liegt, daß sich ähnliche Charaktere und Situationen ergeben, ohne daß an Entlehnung oder Beeinflussung gedacht werden müßte. Daß die eigentlichen Bekenntnisgeschichten Auerbachs, „Ivo" (1843) und „Luzifer" (1849), auf Anzengrubersche Dramengestalten abfärbten, hat schon Bettelheim beobachtet; des weiteren vergleiche Rommel im zweiten Band. Für Parallelversuche ist hier überhaupt ein ergiebiges Feld; die späteren Ausführungen bringen nur eine kleine Auslese.

Am weitesten läßt der Jüngere den Älteren, der Vollender den Anreger zurück im eigentlich Schöpferischen, in der Kunst der Menschendarstellung.

In Anzengrubers Dorfgeschichten handelt es sich nicht um den Bauern, nicht um die Bauernschaft, nicht um das Dorf — es handelt sich einzig um Charaktere und ihre Geschicke: Menschen sucht unser Dichter auf der breiten Straße des Lebens.

Und da er der Meinung ist — und diese, wie oben erwähnt, bei Auerbach bestätigt fand — das Allgemein-Menschliche stelle sich im Denken, Reden und Handeln von einfachen Leuten, die nicht durch Standesrücksichten gebunden und nicht durch höhere Bildung auf sich selbst zurückgeworfen, die also unbefangen sind, am reinsten dar, so läßt er sich auf der Straße gern ins Dorf, besser gesagt, bis zum Dorfe leiten. Denn vor der ersten oder letzten, schon außerhalb der Dorfzeile liegenden Hütte macht er gewöhnlich Halt. Eine einsame Hütte an der Straße, meist ohne Nachbarschaft, ein einsames Gehöft, dort hält er sich am liebsten auf, wenn er nicht gerade im Pfarrhof oder im Wirtshause bei der Kirche zu tun hat. Es ist, als ob er sich nicht unter die Leute traue, als ob er sich fürchte, von dem Dorfe, das auf Stand und Gattung die von Immermanns Diakonus klargelegte und begründete Rücksicht zu nehmen fordert, in seinen Beobachtungen des Einzelwesens gestört zu werden. „Ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Standeskleid um, und dann gebe ich ihm soviel von der gewöhnlichen lokalen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt."

Einfache, scheinbar einfache Probleme einfachen Menschentums sind es denn auch, die ihn beschäftigen: eine überwundene Versuchung und ihre Auswirkung („Polizze"); die Auseinandersetzung mit den unbegriffenen Mächten einer anderen Welt („Gänseliesel", „Wie der Huber ungläubig ward", „Der gottüberlegene Jakob", „Sündkind", „Gott

verloren!") und mit Recht, Gesetz und öffentlicher Meinung auf dieser Welt („Einsam", „Wissen macht — Herzweh", „Unrecht Gut", „Nit gehn tan tat's", die Kriminalgeschichten); das Gewissen („Früher Tod", „Der Versuchung unterlegen", „Herzfalte"); die Ehebrecherin und ihr Kind und dessen beide Väter; der siegreiche Kampf einer Schönen, die ein freigeborenes Gewissen hat, um die Macht, um den Sternsteinhof; der Ehezwist („Unter schwerer Anklage"); der Widerspenstigen Zähmung („Totenbeschwörung", „Gestohlenes Gut"); die aufopfernde Selbstverleugnung („Die fromme Kathrin", „Haidbauer"); Liebesgeschichten und Heiratssachen („Der starke Pankraz", „Nit gehn tan tat's"); die Gefallene („Hartingers alte Sixtin", „Die Heimkehr", „Liesel, die an den Teufel glaubt"); für diese Welt leben, und zwar arbeitsam und ehrlich („Treff-Aß", „Zu fromm", „Hoisel-Loisel") — von diesen und ähnlichen Meinungen und Geschehnisse im Dorfe hört der Dorfgänger. Diese alle glaubhaft darzutun, alles, was geschieht, aus den gegebenen Verhältnissen und den Charakteren der Hauptpersonen abzuleiten, nichts dem Zufalle oder einer „Fügung" zu überlassen, alles als natürlich und notwendig und in der gegebenen Situation als einzig möglich hinzustellen, darin sieht er seine Aufgabe. Einzig darauf kommt es ihm an, gesteht er einmal (Aphorismen, VIII, 808), „ob diese künstliche Maschine, Mensch genannt und einrangiert in die Abteilung „Bauer", unter angegebenen und angenommenen Verhältnissen so

handelnd angenommen werden darf, wie der Autor sie hinstellt. Das ist die innere Wahrscheinlichkeit, die muß aufrecht erhalten werden, sowie die äußere, die aber auch zu weiterem nicht dienen soll, als den angenehmen, spielenden Schrei der Wirklichkeit zu erwecken.

Die Wirklichkeit ist nicht mit allen Künsten mit und durch einander darzustellen, und soll diese Wirklichkeit uns etwas lehren, so schälen wir ja auch aus dem Gewirre von Vorfällen nur eine Folge von wenigen heraus, einen Vorgang, den wir noch obendrein mit unserem Auge und von einem gewissen Gesichtspunkte betrachten."

„Für die lokalen Verhältnisse und Umgebungen", heißt es in dem Briefe an Duboc weiter, „habe ich immer einen Blick gehabt, der das Nebensächliche, so breit es sich auch machen wollte, sofort aus dem Bilde ausschied und das Unscheinbare, das zierte, rasch ausfand und in das geeignete Licht rückte." Alles dient dem Problem, vor allem die Orts-, Zustands- und Menschenbeschreibung. Es geht alles einfach, nüchtern, wie selbstverständlich zu; und ebenso nüchtern sind die Örtlichkeiten, die Behausungen, die Menschen. Nirgends eine Naturschilderung um der schönen Schilderung willen. Staubige oder kotige Straßen, uninteressante Ebenen, zerlatterte Zäune, ein stinkender Bach, Regentage, ungemütliche Winterabende, heißer Mittag — da gibt's kein frohes Wandern, kein wohliges Rasten. Wenn er's braucht, kann er freilich auch „schön schildern". Die schöne Aussicht der frommen Kathrin

vom Armenhause aus oder des Randinger vom Bühel, die Mondabende in der ersten Liebesepisode des „Schandfleck", die Mondnacht im „Starken Pankraz", die Sturmnacht beim Selbstmorde des Rohrhofer („Unrecht Gut"), der reiche Hausrat des Sternsteinhofes — solches dient immer höheren Zwecken.

„Als Schriftsteller verwebe ich das Nebensächliche, wo es der Treue der Schilderung wegen nicht umgangen werden kann, in die großen Züge des Gesamtbildes, und das unscheinbar Zierende bringe ich, so bescheiden wie es an sich ist, an passender Stelle zur Anschauung" — so beendet Anzengruber in dem Briefe an Duboc den „ziemlich langatmigen Versuch", sich aus sich selbst zu erklären. Vielleicht ist es auch ein klein wenig ein Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen. Er hält wohl zuviel für „nebensächlich" und geht über die Tatsache hinweg, daß des Bauern Kleidung, Hausrat, kurz, der ganze fundus instructus mit zu seinem Ich gehört. Sobald er von der Straße weg in einen Hof, in den Garten, in die Stube tritt, wird er unsicher. Das von ihm allgemein für gewöhnliche Bauernhäuser verwendete Wort „Hütte" zeigt, wie der Großstädter ländliche Raumverhältnisse auffaßt. Aber auch von den großen Höfen, vom Reindorferhof, von der Mühle im Wassergraben und anderem lassen sich nur schwer deutliche Vorstellungen gewinnen; vom Sternsteinhof empfangen wir einen allgemeinen Eindruck, aber kein Bild, wogegen es ihm gelingt, einen Kirchenhügel, einen Friedhof,

eine Wirtsstube, einen Wirtshausgarten mit ein paar Strichen bildhaft hinzustellen.

Nie sehen wir die Leute bei der Arbeit. Daß sie fleißig und hart arbeiten, „schaffen" sagt Anzengruber, hören wir zwar oft — von den Neumayerschen Eheleuten, von den Leuten auf dem Hofe des Grashofbauern, von den beiden Winzer-Simandeln u. s. w. — aber was sie machen, sehen wir selten, am ehesten noch in den „Ortlern". Dem Dichter genügt es, daß das Standeskleid paßt, daß der äußere Rahmen, in den er seine Charakterbilder spannte, soweit richtig ist, daß kein Formfehler stört. Es bleibt immer noch verwunderlich, daß er sich von den flüchtigen Einzelbeobachtungen — auf genauere Studien läßt er sich ja nicht ein — so vieles richtig merkte, und daß die Umweltschilderung, wenn sie auch anschaulicher Details entbehrt, doch im ganzen und großen stimmt. Noch verwunderlicher, ja geradezu verblüffend ist aber die Echtheit der Bauernsprache und des Bauerndialogs. Mundart hin — Mundart her — die Hauptsache ist doch wohl, daß, wie Anzengrubers Bauern reden, als unbedingt richtig und immer zur jeweiligen Situation passend empfunden wird. Hier ist der Großstädter Anzengruber allen „schreibenden Bauern", Felder zumal, auch Rosegger, wenigstens dem jungen Rosegger, weit überlegen, ganz zu schweigen von den Erzählern von Hochlandsgeschichten für Kalender und Familienblätter. Macht es die Bühnenpraxis? Gründet sich's auf Beobachtung? Oder kommt es nur darauf an, daß

Menschen richtig modelliert, Charaktere physiologisch richtig erfaßt werden, deren Sprache mit der Anschauung ihres Wesens gegeben ist? Anzengrubers Sprache ist nie so weich, so geschmeidig wie die Roseggers, auch fehlt — das fiel Rosegger auf — die Wärme, das Gemüt, gleichwohl spielt er auf seinem Instrumente mit unerhörter Meisterschaft. Eine genaue Betrachtung seiner Sprache, zum Beispiel die Beobachtung, wie er die Sprache modelt, je nachdem er sich selbst in größerem oder kleinerem Abstande von der jeweiligen Situation befindet, führte zu interessanten Ergebnissen.

Das Dorf spricht, wie oben angedeutet, in das Einzelschicksal direkt nicht hinein. Es bedeutet dem Dichter nur die öffentliche Meinung. Die kommt nun freilich fast in allen Dorfgeschichten Anzengrubers zu Worte, wundert sich, billigt, mißbilligt, lobt, tadelt, oft zur unrechten Zeit oder aus irriger Meinung heraus — es ist die Stellungnahme des „Volkes", das heißt des Chores oder der Komparsen zu dem, was sie auf der Bühne des Lebens sich abspielen sehen.

3. Die Dorfgeschichten bis zum „Sternsteinhof"

Die erste Anregung, einen Band Erzählungen herauszugeben, erhielt Anzengruber „von draußen"; sie betraf die Zusammenfassung der vier in „Nord und Süd" erschienenen „Skizzen": „Wie der Huber ungläubig ward", „Der gottüberlegene Jakob", „Die fromme Kathrin" und das „Sündkind" und begegnete seinem Wunsche, des Verdienens halber nun von Zeit zu Zeit „Gesammeltes" auf den Büchermarkt zu werfen (Bettelheims Briefe, an Rosner, 1. und 10. Juni 1879), ja der Gedanke an eine Gesamtausgabe lag ihm damals nicht fern. Anzengruber dachte an eine illustrierte Prachtausgabe im Verlage Rosner, ließ sie aber, da Rosner abwinkte, „in den Brunnen fallen". Gleichzeitig schlug er einen zweiten Band vor, enthaltend die „Polizze", „Gänseliesel", „Diebs-Annerl" und die „Begegnung". Die acht Geschichten zu mischen, widerriet er des eigenartigen Gepräges der in „Nord und Süd" erschienenen wegen; außer es käme *ein* Band in chronologischer Reihenfolge „Gesammelter Dorfgeschichten" zustande. Ebenso widerriet er die von Rosner vorgeschlagene Aufnahme von „Treff-Aß" in den ersten Band; das sei „Kalender" und komme einmal in eine Sammlung Kalendergeschichten. Zu diesem einem Bande will

er dann (Bettelheims Briefe, an Rosner, 19. Juni 1879) eine kleine Vorrede schreiben, „insbesondere mit Hinblick auf die uns Realisten häufig gemachten Vorwürfe, daß wir dem sogenannten Schlüpfrigen nicht ganz aus dem Wege, ja sogar oft nachgingen".

Ein dürftiger Gedanke, der das, was ihm dann im August zuströmte, als ziemlich nebensächlich erscheinen läßt. Am 27. September 1879 meldet er dann Bolin, daß „letzter Tage" die zwei Bändchen Dorfgänge bei Rosner herausgekommen seien, jedes mit einer Plauderei als Vorrede, welche zwei Aufsätze er besonders seiner freundlichen Durchsicht empfiehlt.

Es sind eigentümliche Vorreden. Sie handeln weder von der Gattung „Dorfgeschichte" noch berichten sie über Veranlassung und Entstehung, über Stoff, Motive und Form der vorliegenden Erzählungen. Es sind Plaudereien des Dichters mit dem Leser, ohne bestimmte Beziehung auf das einzelne oder nächste; sind aber dort, wo sie zu straffem Urteil in literarischen, zum persönlichen Bekenntnis in ethischen oder ästhetischen Fragen sich verdichten, gültig für alle großen und kleinen Erzählungen, ja für das gesamte Werk des Autors. Wer anno 1879 über die Eigenart Anzengrubers, nach allem, was bisher von ihm durch Bücher und Kalender und „Nord und Süd" bekannt geworden, noch nicht im klaren war, mußte es sein nach der Lektüre des umfangreichsten Bekenntnisses, das wir von Anzengruber haben, der „Zweiten Plauderei als Vorrede".

Die erste ist wirklich nicht mehr als eine Plauderei. Ein einziger Gedanke wird darin unter all dem Gebrumm und Genörgel und Gewitzel, was Anzengruber plaudern nennt, vorgetragen. Er stammt direkt aus Anzengrubers Diesseits-Evangelium und -Moral: der Glaube an ein Jenseits trägt zur Hebung der Moral in der „Zeitlichkeit" ebensowenig bei als der Mangel dieses Glaubens ihr abträglich ist — und wird sogleich ins Literarische gewendet. Der Verzicht auf alle Nachwelt und ihre ausgleichende Gerechtigkeit macht die Autoren von heute nicht fahrlässiger; ein echter, richtiger Autor schreibt, weil er muß, nicht weil er von Nachwelt und Literaturgeschichte etwas erwartet*, er schreibt, wie er muß, und denkt nicht an Veralten, Verflüchtigen, Vergessenwerden. Wie ein ihrer Schönheit bewußtes Weib nicht ans Verblühen denkt, wie kein wahrhaftes Weib sich vernachlässigt, so bringt das auch kein wahrer Dichter zustande. Seine Gewissenhaftigkeit hängt nicht ab von dem Glauben (oder Unglauben) an das literarische Jenseits — die Literaturgeschichte.

Auf die im ersten Bändchen gesammelten vier Erzählungen übergehend, gesteht er, keinerlei Überarbeitung des bereits vorliegenden Textes vorgenommen zu haben, und erklärt die Abfolge in der zeitlichen Ordnung des Entstehens aus dem üblichen, naheliegenden Grunde: so könne der Leser das Reifen des Dichters verfolgen. Alle anderen

* Vgl. dazu Bd. I, Nr. 195, 198, S. 423 f.

Ansinnen, etwas zu rechtfertigen oder irgend ein Zagen zu verspüren, lehnt er ab.

Viel tiefer schürft er in der zur selben Zeit entstandenen Vorrede zum zweiten Bändchen. Es ist wieder eine Übertragung seiner Art, Welt, Menschen, Leben zu betrachten, aufs literarische Gebiet, aber eben nicht mehr auf einen Gedanken beschränkt. Nirgends hat die große Einheit von Anzengrubers ethischen und ästhetischen Anschauungen einen so überzeugenden Ausdruck gefunden wie hier, in dieser großen Rechtfertigung des eigenen Schaffens, in dieser Apologie des poetischen Realismus, jener Art nämlich des poetischen Realismus, die von dem gemeiniglich so genannten Naturalismus kaum mehr ein schmaler Grenzrain trennt.

Anzengruber unterscheidet zunächst zwei große Stoffgebiete: das frühere, unbeschränkte, romantische — und das jetzige, auf das wirkliche Leben beschränkte; und zwei Arten der Behandlung des aus dem vollen Menschenleben Aufgegriffenen, die verklärende („tragantene") und die wahre. Was er unter Romantik versteht, deckt sich freilich mit keiner der verschiedenen Deutungen, die die Literaturgeschichte und die Ästhetik von Friedrich Schlegel bis Josef Nadler diesem Begriffe gegeben haben. Er versteht unter Romantik ungefähr das, was Dilthey unter der Phantasiekunst versteht — Gestaltung der Welt nach inneren, von den Bedingungen des örtlich und zeitlich gebundenen Seins unabhängigen Gesetzen —, drängt aber in den Um-

fang dieses Begriffes, unbekümmert um literarhistorische Grenzbestimmung, noch die ganze klassische und klassizistische Ideendichtung. Den Autor, der sich für sie entscheidet, interessiert weniger der Stoff — ihm immer etwas Widerstrebendes, zu Bewältigendes, ihn interessieren die Gedanken, die er in ihn hineinträgt, die Technik, die er an ihn wendet. Er reinigt den Stoff zuerst von allem Tatsächlichen, Individuellen, von allen Erdklümpchen, läßt eigentlich nur ein Stoffschema gelten und bemüht sich, indem er dieses Schema wieder auffüllt, ein vom wirklichen Leben verschiedenes aufzuzeigen, in das man jederzeit bequem flüchten kann, wenn man nur über die nötige Gedankenlosigkeit und Wahrheitsscheu verfügt. Daß dabei die eigentliche Kunstwirkung, die Illusion in des Wortes höherem Sinne, ebenso ausbleibt wie bei einer Tigerjagd aus Tragant, kümmert solche Autoren und ihre Leser nicht.

Den andern dagegen, den Wahrheitsfreund, interessiert in erster Linie der Stoff, mit allem Kleinen und Kleinlichen, Tatsächlichen, Individuellen, mit allen Erdkotklümpchen, der Stoff, in den nichts hineingetragen werden muß, da ja alles in ihm steckt, alles, was Herz und Hirn bewegt. Er glaubt an die Wirkung des rein Menschlichen auf das menschliche Gemüt, er glaubt, daß im Grunde keinem Menschen Menschliches fremd sei. Ihm ist gewiß nichts Menschliches fremd, und nichts Menschliches erspart er seinem Leser, keine Wildheit in Leid und Lust, Elend und Laster*. Er führt

* Vgl. Bd. VIII, Aphorismen, 792.

auf die breite Straße des Lebens, wie sie durch Landschaft und Siedelung zieht, rauh, steinig; er sieht sich die Waller an und zeigt sie auf in ihrer Kraft und Ohnmacht, Geduld und Ungeduld, das Ziel erreichend — oder vor ihm zusammenbrechend, wenn ihnen weder die himmlische noch die irdische Straßenpolizei den Weg gangbar gemacht hat.

Er dient der Wahrheit — gelegentliche Abweichungen in Form eines farblosen Zugeständnisses, einer lachenden Lüge widersprechen dem nicht — und glaubt an die Mythe vom goldenen Zeitalter in der Zukunft, an ein „einiges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werktätigen Strebens"; und alle Schauer und Krämpfe des Lebens und Todes deutet er als des Schmerzes letztes Anrecht auf den Menschen, als den Zoll am Eingange in die heilige Nacht des Todes.

Vielleicht ist das alles nicht poetisch im üblichen Sinne des Wortes. Trotzdem „Laßt mir den Realistiker gelten, laßt mich gelten*!" Fort mit der unberufenen Kritik der Rosabrillenträger!

Die Notwendigkeit, die Handlung oft in die sogenannten niederen Lebenskreise zu verlegen, bedingt eine andere: Lokalfarben kräftig aufzutragen, lokalsprachliche Ausdrücke zu verwenden.

---

* Auerbach dagegen wollte (Briefe an seinen Freund Jakob) die Naturwahrheit stilisieren, die Realistik folgerichtig in reine Kunsthaltung bringen. — Auch Rosegger machte den unbedingten Realismus nicht mit, dafür setzte er sich öfters energisch für die arg befehdete Gattung Dorfgeschichte ein: Heimgarten, VII, S. 872; XII, S. 143; XVIII, S. 609.

„Aber Dialektdichter bin ich eigentlich nicht, kann es schon als Dramatiker nicht sein. Ich halte nur im poetischen Schauen und Hören Begriffenes mit mundartnahen Wendungen fest, einfältig glaubend, der Leser müsse aus ihnen das der Situation Gemäße hören und sehen. — Als Realistiker bin ich auch Humorist. Freilich nicht im Sinne Jean Pauls, dessen herzensdämmerseliger Idealismus übrigens mehr Modekrankheit als wahres Wesen war*. Im Grunde genommen, ‚auf ebenem Boden' war er auch Realistiker, hatte also wirklichen Humor. Freilich hat man meinem Humor erotische Neigungen vorgeworfen. Früher war man dagegen recht nachsichtig, sogar noch im 18. Jahrhundert, die neueren Amerikaner und die norddeutschen Humoristen halten sich wirklich fern davon. Die Süddeutschen sind nun einmal sinnlicher, in puncto sexti nachsichtiger und meine Schilderungen von Land und Leuten konnten darüber nicht hinweggehen. Gemeinheit, Gemütsroheit oder Raffinement wird sich wohl nie bemerkbar machen — das liegt naiven Sinnenmenschen ferne. Übrigens

* Daß Anzengruber Jean Paul gut kannte, scheint außer Zweifel; und zwar nicht nur den „Realisten" Jean Paul, den Dichter des „Quintus Fixlein", „Siebenkäs", „Leben Fibels", sondern auch den „überschwenglichen", den Dichter des „Hesperus", „Titan", der „Flegeljahre" u. s. w. — Merkwürdige Parallelen finden sich häufig, namentlich im „Titan", vgl. z. B. Schoppes Mitternachtspredigt im 121. Zykel, das Spielen mit der Möglichkeit einer Geschwisterliebe u. s. w., dieses auch im „Hesperus". — Anzengruber kannte Jean Paul wohl aus der Bändchen für Bändchen (in der Reihenfolge des Erscheinens) bezogenen und gelesenen Reclamschen Universalbibliothek. — Überhaupt dürften aus der Erscheinungszeit dieser Bändchen interessante Schlüsse auf motivische Anregungen zu ziehen sein.

ist man gewöhnlich nur um die Moral der andern besorgt; also braucht es niemand zu sein."

Der wesentliche Inhalt dieser Vorrede ist also ein Preis der realistischen Darstellungsform, ja, eine Verteidigung derselben; denn die Mehrzahl der Leser holt Erquickung, Trost und Erbauung aus dem Honigtöpflein schönfärberischer Familienblattlektüre und murrt wider die Autoren, die ihnen mit ihrem Essig dieses Vergnügen stören wollen. Worin sieht also Anzengruber das Wesen des Realismus? Vor allem in der Achtung vor der Individualität des Stoffes schlechthin, vor dem Stoffe, der sich die Form und die Gedanken selbst schafft; in der ungeschminkten Darstellung sodann des Lebens, auch in seinen leidenschaftlichsten und abstoßendsten Äußerungen; in der Achtung vor der Wahrheit überhaupt und vor der Wirklichkeit alles Seienden, vor der Diesseitswelt; Beigaben sind die den behandelten Lebenskreisen gemäße Lokalsprache und eine gewisse von jeglichem Raffinement freie Sinnlichkeit.

Von vornherein gibt er, der ja doch als Dichter jedem Programm, jedem System abhold sein und sich von der Gewalt der Anschauung und Stimmung tragen lassen mußte, zu, daß auch Zugeständnisse ihm entschlüpfen könnten, also wohl Gestalten, Situationen, Gedanken, die eher der anderen Weltanschauung und dem ihr gemäßen Stile entsprechen. Er nennt sie, als kampflustiger Vorredner, lachende Lügen. Nu versprich ez niht ze sêre! Die Folge wird lehren, daß er solcher frommen Augenblicke

mehr und inhaltsvollere hatte, als er es hier Wort haben will.

Daß diese hochgewölbte Vorrede für die vier kurzen Geschichtlein ein viel zu großes Tor war, ist klar. Sie ist vielmehr, wie schon gesagt, eine Programmschrift für Anzengrubers gesamtes Schaffen, eine Art Zueignung für eine Sammelausgabe der bisherigen Schriften, an die nach zehn Jahren fleißiger Arbeit wohl gedacht werden konnte; es ist eine Legitimierung der geborenen und der noch ungeborenen Kinder, eine Rechtfertigung des bereits Vorliegenden, der Dramen vor allem, des „Diebs-Annerls", des „Sündkindes" und des „Schandfleck", und eine vorweggenommene Rechtfertigung dessen, was noch in unbestimmten Umrissen sich vor ihm bewegte, von Geschichten also in der Art des „Sternsteinhofes".

Seine dritte und letzte Plauderei als Vorrede schrieb Anzengruber im Frühjahr 1882 zu einem Sammelbändchen, das noch im Spätherbste desselben Jahres bei Schauenburg in Lahr, dem Verlage des „Hinkenden Boten", erscheinen sollte, zu „Launiger Zuspruch und ernste Red". Ihr Zweck war wohl der, auf das Gemeinsame der äußerlich so ungleichartigen Geschichten — es sind Märchen, Plaudereien, Dorfgeschichten und Kriminalgeschichten — aufmerksam zu machen (was unnötig war, das Einigende liegt endlich im Autorennamen), nämlich auf das Deutsame dieser Geschichten, die wohl öfter gelesen werden und zu allerhand Gedanken anregen könnten; nicht aber der, die

Kalendergeschichten als eine eigene Gattung mit besonderen Merkmalen zu bezeichnen; dem widerspräche schon, daß die Geschichten in allem, was bei ihrer Vergleichung in Frage kommen könnte, ganz verschieden sind. Kalendergeschichten, nämlich zuerst in Kalendern veröffentlichte Geschichten, waren ja auch viele Stücke der früheren, gleichzeitigen und späteren Sammelbände. Das in der dritten Plauderei von den Kalendergeschichten Gesagte gilt eben wie die Ausführungen der zweiten Plauderei so ziemlich für alle Geschichten Anzengrubers, nur daß es hier mit der Eigenart und dem Zwecke des Kalenders in Zusammenhang gebracht wird. Jeder Kalendergeschichte „hängt das Belehrsame an", jede Kalendergeschichte muß auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten des jeweiligen Leserkreises — auf Land und Leute kommt's an — billige Rücksicht nehmen, jedenfalls aber im Dienste der Humanität stehen. Anderes kümmert den Dichter nicht. Es muß ihm die Freiheit gewahrt bleiben, zu Zeiten den Leuten nach dem Sinne zu reden, d. h. zu zeigen, daß er um der Leute Denken und Fühlen Bescheid weiß. Und was den aus den Steinklopfermärchen etwa sich ergebenden Vorwurf der Glaubenslosigkeit angeht, nun, so steht dem Dichter über der Glaubenssatzung das Sittengesetz, über dem Frommen der Mensch. — Dieses etwas weitschweifig abgelegte, übrigens nichts Neues bringende Bekenntnis paßt, wie schon angedeutet, auch auf die in der vorliegenden Ausgabe im zweiten Bande der „Dorfgänge" vereinigten Dorfgeschichten,

die ja tatsächlich großenteils zum erstenmal in Kalendern erschienen.

Zwischen der „Polizze" und dem „Gänseliesel"* liegen die fünf bedeutsamsten Jahre in Anzengrubers Werdegange. Der Dichter ist nun durchaus selbständig geworden, er hat sich sein Bauerndrama geschaffen und schafft sich nun auch seine Dorfgeschichte. Er fährt nun nicht mehr in der Nacht am Dorfe vorbei und denkt sich bei einem Nachtbilde, was es wohl bedeuten könnte — er geht am hellen, lichten Tage aufs Dorf und durchs Dorf und sieht und hört. Er sieht das halbblöde, aber körperlich wohlgestalte Hirtenmädchen, das in seiner Hilflosigkeit die Beute leichtsinniger Begehrlichkeit werden muß und dann in seiner Schwärmereinfalt und Herzensbedrängnis Hilfe sucht, wo es andere Hilfe suchen sieht, bei der Holzstatue der Gottesmutter, und, ohne Trost gelassen, Glauben und Verstand verliert; er hört von einer anderen Gefallenen, dem Diebs-Annerl, das sich nach Schuld und Leid und Mühsal redlich weiterbringen will, dem Ansinnen ihres Verführers, der als armer Krüppel vom Militär heimkommt, ihn bei sich aufzunehmen, harten Widerstand entgegensetzt, endlich aber nachgibt und nun sich und den Ihren, ihrem Unnamen zum Trotz, ehrlich weiterhilft und erst verzweifelt, als sie in ihrem Kinde die unselige Erbschaft, das Gelüste nach glänzenden Dingen, das

* Am 23. Februar 1872 an Rosegger für den „Heimgarten" gesendet.

schlechte Erziehung, Unverstand und Schmutzerei zur unseligen Gier nach fremdem Gut gesteigert hatten, wieder aufleben sieht; er läßt sich die Lebens- oder Leidensgeschichte eines von seinem Bruder um alles irdische Gut rechtlich betrogenen Bauern erzählen; oder die der frommen Kathrin, die ihrer Schwester alles freiwillig geopfert hat und nun, von der Sonnenseite des Armenhauses her, die Welt um sich betrachtet; oder die Geschichte eines unehelichen Kindes, das die Sünde der Mutter als Priester sühnen soll, aber nicht kann, weil der Mutter Blut auch in seinen Adern rollt; er sieht den um seine kranke Kuh bangenden Jakob sträflich-fromm Gott und die Heiligen drangsalieren, überlisten und den Huberbauern beim Lesen von Friedhofstafeln sein bißchen Unsterblichkeitsglauben ohne besonderen Kampf aufgeben. Das sind die Stoffe, beziehungsweise die Helden der ersten Dorfgeschichten Anzengrubers. Unter diesen ist nur ein „romantischer", d. h. einer, der um der Tendenz willen erfunden wurde oder erfunden worden sein kann („Das Sündkind"); die anderen Hauptpersonen sind Leute, wie sie jedem Dorfgänger täglich begegnen können: entweder Sonderlinge oder Alltagsmenschen, die aus ihrer Umgebung nur durch einen stark betonten Zug des Gattungscharakters oder durch ein bedeutsames Erlebnis hervortreten.

Am liebsten hält sich Anzengruber am Dorfrande oder Dorfende auf. Dort, unter den in das Gemeinleben der Dorfschaft weniger Hineinragenden, Vereinzelten, Verwahrlosten, Enterbten, dort findet er,

was er braucht: Gestalten und Schicksale, bei denen zu verweilen der Mühe wert ist.

Auf dem Weideanger vor dem Dorfe, wo das Vieh sich tummelt — aus seinem Auge leuchtet, so präludiert Anzengruber, das allgemeine Elend aller Kreatur — findet er das Gänseliesel. Eine „Minderbegabte", wie die Amtssprache sie nennen würde, eine, die weniger weiß und kann und hilfloser in jedem Belange ist als alle um sie herum; der deswegen alles um sie voller Rätsel und Wunder und Geheimnisse ist, denen sie, das ist eben ihr Seltsames, auf den Grund kommen will. Um wieviel glücklicher als sie ist doch Auerbachs Gänsehirtin, das Barfüßele Amrei, die (schon der junge Ivo hatte die Seligkeit des Beseelens der Kleinwelt um ihn auf Feld und Flur genossen) auf ihrer Gänseweide, dem Holderwasen, die Offenbarungen des Stifterschen Heideknaben erlebt. Seliges Schauen wandelt sich ihr zu qualvollem Fragen nach Sinn und Zweck. Namen und Daseinszweck der Dinge um sie will sie erkunden; in Not und Schande verlassen, zermartert sie sich, da ihr Fleischerfritz nicht zurückkommt, den armen Kopf mit Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Mit Welträtselfragen ist sie geplagt wie ihr Autor selber; und wie dem die Religion keine Antwort gibt, so wartet sie umsonst auf die gehoffte Erleuchtung nach der ersten Kommunion und wartet umsonst auf die Hilfe der Himmlischen. Nach jener ersten großen Enttäuschung schluchzt sie laut auf — Roseggers Jugendpathos hatte für den ähnlich leidenden Wurzelgraber

Martin im „Reich Gottes“ das Wort gefunden: „So weint der ringende Menschengeist, dem das Wissen verschlossen und das Forschen verboten ist“ — und nach ihrer letzten vor dem Marienbilde fällt sie völliger geistiger Umnachtung anheim. Alle „metaphysische Unruhe des Menschentums“ zieht an uns vorüber*. Im Dorfe drinnen aber geht das Leben seinen Gang weiter: die Wirtstochter wird ob des Todes ihres Verlobten nicht hintersinnig, und die Geigen und Pfeifen lärmen zur Hochzeit mit dem Kramerjackl.

Das ist alles andere eher denn Schönfärberei; immerhin — Sonderlingswesen. Den Schritt zum Alltag, zum Allgemein-Menschlichen macht der Dichter mit dem „Diebs-Annerl“**. Ein Stück Lebensgeschichte der Heldin, und zwar, wie beim Gänseliesel, von der Jugend bis zur entscheidenden Krise; und wie beim Gänseliesel das Leben einer ganz Armen, Gemiedenen, Glücklosen. Im Kind der letzten, ärmsten Hütte des Dorfes hat sich die Begehrlichkeit, die Unzufriedenheit der Eltern zu krankhafter Diebstahlsneigung gesteigert, des Kindes Erlebnis mit einem filzigen Grobian hat etwaige moralische Hemmungen entfernt und so wird das Diebs-Annerl eine viel beachtete Person im Dorfe; und vollends verachtet, als sie, herangewachsen, mit

---

* Siegmund Feldmann, „Anzengruber als Erzähler“.

** Diese „Novelle“ stak als Skizze schon in dem Notizmaterial (Bettelheims Briefe, an Lipka, aus Gainfahrn, 6. Juni 1865) und sollte, wenn er „ernstere Muse“ finde, rein gearbeitet, fertig geschrieben werden; aber erst am 23. April 1875 teilt er Rosegger mit, daß er sie „dieser Tage“ abgeschlossen habe und sie ihm gern vorgelesen hätte.

ihrem Eder Leopold zu Falle kommt, das Kind aber in Kost geben muß, um eine Diebstahlsstrafe abzusitzen. Dann aber beginnt die aufsteigende Linie. Weniger die schöne Rede, die der Bürgermeister an die Heimgekehrte hält, als der Drang, ehrlich zu werden, die Liebe zum Kinde, das vor gleicher Schuld und gleichem Los bewahrt werden soll, geben den Anstoß. Schwer macht ihr das Beharren ein anderer Heimkehrer: die bittere Erfahrung, daß der verabschiedete Krüppel von ihr und seinem Kinde nichts wissen will, bleibt ihr nicht erlassen. Aber sie macht sich bezahlt, als der Heimgekehrte, dem auch vom Schicksal kein guter Empfang bereitet worden — die Eltern sind gestorben, Haus und Hof in fremden Händen* —, da ihm nichts anderes mehr übrig bleibt, bei ihr Zuflucht sucht. Hier erspart uns der Dichter wirklich nichts, und der endlich dem Kinde zuliebe geschlossene Friede ist teuer erkauft. Noch hat der Dichter der Möglichkeit eines Rückfalles des Diebs-Annerl in ihre alte Krankheit sowie der Möglichkeit der Weitervererbung Rechnung zu tragen — aber schließlich werden auch diese Feinde aus dem Felde geschlagen, und die ehrliche, arbeitsame Familie erzwingt sich die Achtung des Dorfes. Mit dem „Diebs-Annerl" (1875) steht Anzengruber auch als Erzähler als völlig Fertiger vor uns. Er muß auch viel von dieser Erzählung gehalten haben — denn auf sie vor allem paßt jene Programmrede zu dem

* Vgl. oben Seite 458 Silbersteins „Urlauber".

zweiten Bande der „Dorfgänge", die auch ganz gut als Nachwort zum ersten Bande aufgefaßt werden könnte. Der Hauptgedanke ist im fünften Kapitel schon angedeutet, in der Betrachtung, die der Dichter anstellt, als sich Annerl von dem heimkehrenden Stelzfußpoldl verleugnet sieht. So etwas weicht von den herkömmlichen Heimkehrerempfindungen weit ab, aber es ist so. Und die Wahrheit hat ein Recht, erzählt zu werden, und der Autor hat das Recht, das Wirkliche zu vertreten gegen das Ungewohnte, vor allem gegen die unwahre Welt der Bücher (vgl. Aphorismen, Bd. VIII, 233) — und der Familienblattbilder, hätte der spätere Familienblatt-Schriftleiter hinzugefügt. Denn das wichtigste ist, den Schlüssel zum menschlichen Herzen zu suchen, die Handlungen des Menschen verstehen zu lernen, ganz gleichgültig, ob solches Erkennen dem Leser paßt oder nicht. Hier haben wir den aus rauhester Wirklichkeit genommenen Stoff, der sich selbst die Form und die ihn tragenden Gedanken schafft; den Stoff, den sich der Dichter aus den Niederungen des Lebens holt, wo die Sorge den Menschen zu Tode hetzt und der Mangel an allem das neidvolle Begehren fremden Gutes ebenso entschuldbar macht, wie die Sorge eines heimkehrenden Krüppels um seine Zukunft das feige Davonlaufen vor der Geliebten und dem eigenen Kinde. Die ganze Entwicklung: Sünde und Schande als Schicksal und Schuld, das Aufwärtsklimmen aus eigener Kraft, der Haß gegen den Vater des eigenen Kindes, dann das resigniert nachgebende

„Versuchen wir's mit einander!", das Gelingen dieses Versuches, letzte Krise — das alles ist gesehen, ist aufgegriffen auf der breiten Straße des Lebens.

Wirklich leitet uns auch der Dichter auf der Straße daher, biegt dann von ihr in einen Feldweg ein, um uns dann ins Dorf und in die Handlung einzuführen. Die Handlung beginnt mit einer Kinderszene — im „Schandfleck" und im „Sternsteinhof" finden sich ähnliche, auch fast allzu beziehungsvoll auf die Zukunft deutende —, führt dann nach einem in den Rahmen eines Volksstückes recht wohl passenden lustigen Zwischenspiel — der Wirt mit dem groben Gast — langsam ansteigend zum dramatischen Höhepunkt, der Auseinandersetzung zwischen Mann und Weib, und weiter zur melodramatischen — übrigens nicht ganz klaren — Schlußszene; Rückfall und letzte Sühne an der alten Richtstätte gehen unter Donner und Blitz vor sich. Sonst mengt sich die Natur wenig ein. Nur am Ende des vierten Kapitels will der Mond — die stille, helle Nacht erinnert an die Rahmenbilder der „Polizze" —, der alles, Kirche, Hof und Hütte, gleichermaßen verklärt, wie es scheint sagen, daß, was sich begab, abgetan sei, das Vergangene vergangen bleiben und alles noch gut werden könne.

Die Einkleidung der kleinen Erzählung „Eine Begegnung"* mag den Sammeltitel „Dorfgänge"

* An Rosegger, 2. März 1877: „Mitfolgende ‚Begegnung' halte ich, für meine Person selbst, als gar nicht übel, aber Sie müßten sie jedenfalls in einer Nummer geben". — Die „Verfluchte Wirt-

nahegelegt haben. Der Ich-Erzähler sitzt in behaglichster Sonntagvormittagstimmung im Wirtshause an der Straße, schließt sich, als er nach Beginn des Gottesdienstes nichts mehr eingeschenkt bekommt, einem alten, armen Bauern auf seinem Botengange zu einem benachbarten Hofe an — und erhält so einen Beitrag zu seiner Psychologie der Bauern. Der Alte erzählt dem Begleiter aus seinem Leben: All das Traurige, das ihn ein böses Schicksal und seines hartherzigen Bruders böser Wille hat erleben lassen, hat sein Vertrauen auf Gott nicht mindern können. Besser gesagt, Gottes Vertrauen auf ihn: denn ihm vertraut Gott — er weiß, der Martel bleibt fromm und rechtschaffen, wenn er's ihm auch noch so schlecht gehen läßt; vor seinem Bruder aber muß unser Herrgott auf der Hut sein, mit ihm muß er heikel umgehen wie unsereins mit einem ungeratenen Kinde, ihm muß er alles zum Guten ausschlagen lassen, damit der nicht Anlaß, schlecht zu werden, bekommt. Georg, schon als Junge ein Tierquäler — „Sage mir, wie du mit deinem Spielzeug umgehst und ich will dir sagen, was an dir ist", meint Anzengruber später in der Einleitung zu „Man kann nicht wegbleiben", — hinterhältig und boshaft wie sein gewalttätiger Großvater, der das große Nachbaranwesen mit dem kleinen eigenen vereinigt, das Erbe geteilt, die Teilung aber grundbücherlich nicht hat durchführen

schaft" im „Wiener Boten" 1873 hatte ein ähnliches Motiv behandelt, aber mit verkehrt fallenden Schatten. Dort glaubt sich der eine (böse) Bruder von dem andern (guten) um Weib und Hof gebracht und wird darob zum Erpresser und Verbrecher.

lassen: dieser Georg bringt den Bruder zuerst um die Braut, dann nach dem Prozeß, den dieser um das halbe Erbe führt, um Haus und Hof, und das Schicksal setzt Georgs Tun fort, indem es diesen vom Militär befreit, den Sohn später aus dem Kriege heil heimkommen läßt, dem Martel aber Weib und Kinder nimmt — eine Fülle von Motiven schüttet hier der Dichter aus, die er dann später einzeln wieder aufnimmt: den alten Bauern, der nicht „übergeben" will, in den „Örtlern", das folgenschwere Unterlassen grundbücherlicher Richtigstellung in „Unrecht Gut", den ganzen Georg im Florian Traidmann, „den Gott liebt", und im alten Haidbauer, der auch „von unserem Herrgott keine Strenge verträgt". Insbesondere aber die Moral von der Geschichte im „Sternsteinhof": Die Dorfschaft erboset sich zwar anfangs sehr über Georgs Glück, gewöhnt sich aber allgemach daran, läßt sich vom Erfolge imponieren — und Görg ist der ehrengeachtete Großbauer, der mit den Seinen stolz allsonntäglich zur Kirche fährt, und Martel der arme Schelm, dem man mitleidig einen Botengroschen gibt, mehr nicht. „Ja, mein lieber Herr" — tröstet sich der Martel (weiter sinniert er nicht, enthält sich auch jeglichen Epilogs) — „es scheint völlig, Gott nimmt das Glück der guten Menschen und legt es den schlechten zu, damit die weniger Ursach haben, arg zu sein"*. Der Dichter widerspricht nicht; er verzeichnet den Fall wohl lediglich als Beitrag zur Sammlung von Musterbeispielen:

* Vgl. Bd. I, S. 545, Nr. 539.

wie der Bauer für das Ergebnis mechanischer Kräftewirkung eine Ursache in dem bewußten Willen Gottes sucht, oder wie mit dem Herrgott auf dem Dorfe umgegangen wird.

Als zweiter Beitrag folgt etliche Tage später die Friedhofszene „Wie der Huber ungläubig ward". Schon am 10. Februar 1877 (Bettelheims Briefe, I, S. 303f.) hatte er Lindau eine Skizze davon mitgeteilt: „Was ich geben will, ist eigentlich keine Novelle, es geschieht nichts, was einer Handlung gleich sieht, es sind Vorgänge in der Seele eines Bauers. Dieser Haupt- und einzigen Figur stirbt sein Weib, und über die verschiedenen Grabkreuzaufschriften, welche den einen Toten in Frieden ruhen, den anderen im besseren Jenseits sein lassen und den dritten die Auferstehung verkünden 2c., kommt er ins Grübeln und verliert den Glauben — und weiter nichts. Der stramme, rüstige Bauer, in dessen Seele diese Vorgänge spielen, wird selbstverständlich von realistisch gezeichneter Dorf- und Hofstaffage umgeben sein. Es ist also eine Art Genrebild, doch habe ich die Absicht, gar keine Bezeichnung unter den Titel zu setzen, den ich bisher etwas weitläufig mit ‚Wie der Huber ungläubig ward' angesetzt habe. Könnte aber auch kurzweg ‚Der Ungläubige' heißen und dann meinetwegen darunter ‚Ein Bild aus dem Dorfe'".

Der Huber, der sich die Grabsteininschriften so genau besieht und keine stehende Phrase dieser eigenartigen Volksdichtung unbeanständet läßt, ist ein Geistesverwandter seines Autors; auch der hat sein

lebelang allerhand geflügelte Worte, namentlich aber die in Sprüch- und Wahrwörtern niedergelegte Volksanschauung und Volksdidaktik unter die Lupe genommen. Solcher Kritik bot die kleine Sammlung von „Volksdichtung auf Grabkreuzen", die Rosegger wenige Monate vorher — im Novemberheft des „Heimgarten", 1876, S. 137 ff. — veröffentlicht hatte, ein ergiebiges Feld, und beim Lesen dieser Verse mag ihm wohl die Anregung zu seiner „Novelle" gekommen sein*. Im übrigen ist der Huber ein Rätsel. Daß ein Bauer, der aus irgend einem Grunde seinen Glauben an Gott und die Unsterblich-

* Vgl. Rosegger, S. 138:

Liebe Kinder, tut nicht weinen,
Daß wir schon gestorben sein,
Wir sind nur vorausgegangen,
Um bei Gott euch zu empfangen.

mit Anzengruber, S. 132_{23} ff.:

Teure Kinder, müßt nit weinen,
Bleibet rechtlich, fromm und bieder,
Lächelnd blick ich auf die Meinen
Von dem Himmelreiche nieder.

ferner Anzengruber, 131_9: „Die sitzet nun im Himmel drin" mit Rosegger, 137: „Ich bin von allem Übel frei Und leb bei der heiligen Dreifaltigkeit Von nun an bis in Ewigkeit"; desgleichen Anzengruber, 131_{21} ff.: „Hier ruhen in einem süßen Fried .... bis zum Auferstehungstage" mit Rosegger, 138: „Hier in diesem Rosengarten, Wo der Leib des Menschen ruht Muß .... an die Auferstehung warten, Bis der Posaunen Schall sie ruft" und auch das berühmte (Anzengruber, 136_{3-6}):

Vor der Wiege, nach der Bahr
Sein wir all von einem Orden,
Was ich einst gewesen war,
Bin ich jetzo wieder worden.

ist nur eine tiefsinnige, von Feuerbachs „Todesgedanken" (vgl. Rommel, Anmerkung zu Aphorismen 259) beeinflußte Variante des allenthalben üblichen (Rosegger, 138):

Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das müßt ihr werden,
Alle Blümlein wohl verwesen
Und du wirst zu Staub und Erden.

keit verloren hat, sich in Ermanglung anderer testimonia auf solche angeblich unvereinbare Glaubenswidersprüche etwas zu gute tun, daß er sie als willkommene Belege für die Richtigkeit seiner Überzeugung anführen wird, mag vorkommen; aber daß der Unglauben eines, der bislang „eine der christlichsten Seelen des Kirchspieles war", von diesen Inschriftenrätseln, die ihm jeder Pfarrer aufhellen kann, seinen Ausgang nehmen soll, ist schwer zu glauben. Und ferner: Unglaube ist ein Affektergebnis (vgl. „Gott verloren!") oder (wie bei Konrad Deubler) das Resultat langen Sinnierens oder langjähriger Gleichgültigkeit. Und wenn sich schließlich der Huber alsobald die schöne, aber bäuerlichem Empfinden nicht so leicht zugängliche Diesseitsethik Anzengrubers: „kreuzbrav und grundehrlich sein auf dieser Welt, dann braucht man kein Gebet und braucht nichts zu fürchten", zu eigen macht, so zeigt das wohl, daß er mehr ein Beauftragter Anzengrubers als ein bäuerlicher Sonderling ist (vgl. Aphorismen, Bd. VIII, 143).

Da ist der gottüberlegene Jakob ein ganz anderer Kerl! Nicht bald ist die bloße Lippenfrömmigkeit und die grob-materielle Auffassung von Gebet und Fürbitte, von der Stellungnahme und den Pflichten Gottes und seiner lieben Heiligen gegenüber irdischen Anliegen, wie sie so manchem Biedermann eigen ist, so köstlich dargestellt worden wie hier: wie Gott anfänglich gleichgültig tut, dann aber helfen muß, weil ihn die Heiligen, durch Gebete und verheißene Kerzen dringend aufgefordert,

dazu „bemüssen", und wie dann der pfiffige Bauer sich dem Kerzenopfer entzieht, ohne die hilfreichen Fürbitter im Himmel zu verkürzen, das ist ebenso treu beobachtet als glänzend erzählt, mit einem Worte höchste Kunst.

Die Galerie der „ungläubigen, abergläubischen und treuglaubenden Seelen wird", wie der Dichter am 18. Juli 1877 an Paul Lindau berichtet, „mit der Zeichnung eines alten frommgläubigen Bauernweibes bester Sorte vorläufig abgeschlossen" — mit der „frommen Kathrin". Selten, daß eine Gestalt Anzengrubers so durchaus Roseggerisch anmutet, wie diese. Das Glück in der Beschränktheit, im friedensvollen Rückblick der Armenhäuslerin auf ein in Arbeit und Mühe, in heroischer Selbstverleugnung und Tapferkeit verbrachtes Leben — Rosegger hat solch schlichte Größe oft aus ihrem Waldversteck hervorgezogen, mit einem Zornesblick auf den „Hohn der Erde" kurz vor der „Kathrin" seine Aga („Sonderlinge", II, 1876), lange vorher hatte schon Auerbachs alte Dorfweise, die Maurita, den Lauterbacher anders vom Dorfe denken gelehrt; bei Anzengruber bedeutet solche Stoffwahl wohl mehr einen „frommen Augenblick", da es ihm — diesmal, wie es scheint, das erstemal — beikam, die „Natur habe das Frauenzimmer geschaffen, um dem Egoismus in der Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen". In der Kathrin hat sich die Geduld und passiv-gutmütige Resignation des Martl („Begegnung") in die aktive Tugend freiwilligen Verzichtes, höchster Selbstverleugnung gewandelt; sie

entsagt — nicht leichten Herzens, aber tapfer — dem Geliebten, der ihrer Schwester bereits die Ehe schuldig geworden ist; tut sie's nicht, so drohte wohl der Ploni das Schicksal der alten Sixtin. Sie heißt seitdem die fromme Kathrin und sieht in diesem Urteil der öffentlichen Meinung eine Verpflichtung — nicht hoffärtig, schlecht und feindselig zu sein; und was dem Dichter, der auf seinem Dorfgang sie vor dem Armenhause traf und zum Erzählen brachte, ganz besondere Freude macht: ihr schlichter Glaube hält seinen Suggestivfragen nach Gott und Unsterblichkeit ruhig stand — ihr ist fromm gleich friedsam (d. h. tolerant), also läßt sie jedem seine Meinung, wenn der nur auch fromm, d. h. friedsam ist.

„Diese stillen, ruhigen, ich möchte sagen, milden Menschen, die alle Lust des Daseins — wie aus der Luft sie auch fallen mag, tragen, ohne Murren — es sind die Keime der Menschheit der Zukunft" — so beschloß der Dichter die Skizze einer anderen in diesem Sinne frommen Geschichte (Bd. I, S. 450, Nr. 248).

Immer deutlicher tritt aus des Dichters gestaltendem Können die erzieherische Absicht hervor, immer mehr scheint er zu merken, daß sich die von ihm gesehenen und in Lebensmomenten von typischer Bedeutung aufgezeigten Volksgestalten zu Verkündern seiner Glaubenssätze eignen. War hier die in engstem Lebenskreise auf die Höhe praktischer Menschenweisheit gekommene Arme, die von dem Hügelrücken, auf dem das Armenhaus liegt, geruh-

sam-wunschlos auf Welt und Menschen hinaussieht, die Trägerin der Heilslehre, Entsagung und Ergebung (vgl. Roseggers „Waldschulmeister"), so sind es ein andermal Leute, die an oder auf der Straße ihrem Erwerbe nachgehen (Steinklopfer, Hausierer, die Botengänger-Traudel) oder durch Alter, Schicksal und Beruf Gelegenheit bekamen, in Menschen etwas tiefer hineinzusehen (der Pechleitner, die Sixtin, der Pfarrer in „Zu fromm" 2c.). Anzengruber will ja nicht wie Rosegger von vorneherein Volkslehrer, Volkserzieher sein — die Gestalt des aufgeklärten und aufklärenden Lehrers suchen wir bei ihm vergeblich —, er greift Gestalten von der Straße auf und hört den Einklang von dem, was sie zu sagen haben, mit dem, was er zu sagen hatte und auf seine Aphorismenzettel hinschrieb.

Die Notwendigkeit der Verantwortlichkeit widerstrebt der Annahme einer Vorherbestimmung (vgl. Bd. VIII, Aphorismen, 224). Es gibt keine Vorherverkündigung des Schicksals durch Karten und Zigeuner; vor dem Wahnglauben und seinen Folgen rettet nur die Arbeit. Also: die Vorherbestimmung zu leugnen, ist eine Forderung der praktischen Vernunft — der Mensch muß für seine Handlungen verantwortlich sein und gemacht werden können. Und gibt es keine Vorherbestimmung, so kann sie auch nicht verkündet werden ... es gibt kein Buch des Schicksals, in dem Menschen lesen könnten. Aus Gesinnung und Handlungen kann man einem Menschen Glück oder Unglück auf der Welt vorhersagen, anders nicht. Der Lehrer solcher Weisheit

ist ein wandernder Uhrmacher und Hausierer, der Hautzner Michel („Treff-Aß"*). Durch eine auf sicheres Wissen sich stützende Gegenprophezeiung macht er die junge Weizhoferin in dem Glauben an die ihr gewordene Auslegung ihres Treff-Aß irre, bietet ihr eine Wette an, und läßt sie dann ordentlich sich abrackern, um die verlorene Wette bezahlen zu können. Denn er weiß, die aufgedrungene Arbeit wird die Bäuerin auf alles andere vergessen lassen, auch auf die alberne Prophezeiung.

Die Komposition ist ebenso sorglos als sicher. Die allgemeine Lehre wird unbedenklich vorangestellt — so daß die Erzählung, dem Programm (zweite Vorrede) entgegen, wie ein Illustrationsbeispiel aussieht und die handelnden Personen um der Lehre willen erfunden zu sein scheinen; dann das orientierende Gespräch des Bauern mit dem Hausierer auf der Landstraße (nachdem vorher das Äußere der beiden recht kalendermäßig beschrieben worden), dann die Hauptszene und nach kurzem Bericht über ihr Ergebnis die die Personen vereinigende Schlußszene mit der der Eingangsbetrachtung entsprechenden peroratio des Hautzner Michel. Von erstaunlicher Sicherheit ist die Führung des Dialoges.

Allerhand Volkslehre steckt auch im „Sündkind", in der langen Erzählung eines alten

* Gehört (Bettelheims Briefe, an Rosner, im Juli 1879) als „ganz echter, wenn auch nicht schlechter ‚Kalender', in eine Sammlung Kalendergeschichten, nicht in die ‚Dorfgänge'". Vgl. auch an Bolin, 9. November 1879. Für die Übersetzung ins Finnische dankt er Bolin, 23. Oktober 1882.

Bauern*, des Pechleitner Martin, von dem traurigen Geschick seines Halbbruders, des Pfarrers von Weißenhofen; eines sündigen Priesters, sündig in puncto sexti, aber nicht von Liebesleidenschaft getrieben wie Roseggers Dorfkaplan, sondern von dem in seinen Adern brausenden sündigen Mutterblute. Der Pechleitner Poldl ist ein Sündkind; kein uneheliches, kein Schandfleck, aber ein nacheheliches einer noch nicht resignierenden Witwe. Auch die will, wie die Reindorferin, Frieden und Vergebung ihrer Schuld dadurch erlangen, daß sie ihren Poldl für den geistlichen Stand bestimmt. Freilich nicht, wie die Reindorferin, aus tiefem Sündhaftigkeitsgefühl heraus, unmittelbar nach des Kindes Taufe, sondern von einem richtigen Betbruder, dem Kirchendiener — der Erzähler begründet ausführlich, warum er die Art nicht leiden könne; bei Rosegger kommen sie gemeiniglich auch schlecht weg — dazu bestimmt. Was der Reindorferin ihr Mann ausredet, vermag der Pechleitnerin ihr Ältester nicht auszureden, zumal eben des Kindes Vormund, der Kirchendiener, sich einmengt; der

* Am 6. Juni 1865 schreibt Anzengruber aus Gainfahrn an Lipka, er möchte (außer dem „Diebs-Annele") von den in seinem Notizmaterial steckenden Skizzen die Novelle „Aus den Papieren eines Seelsorgers" fertig schreiben. Ob eine der späteren Priestergeschichten Anzengrubers in diesem Plane stak, läßt sich nicht erweisen. Des Sündkindes Geständnisse könnte man sich in Form von Tagebuchbekenntnissen niedergelegt denken. Daß das „Sündkind" in „Nord und Süd" (6. Bd., Juli-September 1878) erscheint, teilt er Bolin am 10. Juli und 15. August 1878 mit. Einen Abdruck sendet er an Konrad Deubler, 10. Oktober 1878. Daß er es „für den Leseverein der deutschen Studenten Wiens" gelesen habe, berichtet er an Bolin 9. November 1879.

Bub, in dem sich früh die Sinnlichkeit regt, wird, obwohl es der Martin eben darum an Spott und Warnung nicht fehlen läßt, Priester. Es ist nicht Spott über den Stand. Den Martin ärgert's bloß, daß ein Schulbub, der von Gott und den Menschen noch nichts weiß, schon auf diesen schwersten aller Berufe loslernt wie ein Handwerker, auf einen Beruf, den der Pfarrer nach seinem Herzen, der alte, eisgraue Pfarrer drüben im Gewände — er stammt aus Roseggers „Gestalten" — erst gewählt hat, als er mit der Welt fertig geworden war.

Poldl wird Pfarrkaplan in Rodenstein. Dort sucht ihn Martin einmal auf, besorgt über sein scheues Wesen und schlechtes Aussehen, das er beim Begräbnis der Mutter wahrgenommen. Auf dem Wege dahin kommt er auf dem schwülen Bergwege unter den weißen Birken — der Umweg unten durch den Wald wäre schattiger gewesen — ins Sinnieren. Dieser Birkenweg! Wenn die Sonne schon hinunter und die Nacht kühl ist, kann man dort ohne Beschwer gehen. Aber der Sonne schutzlos preisgegeben, erinnern die aus dem lockeren Boden einschichtig emporstehenden Birkenstämme an den jungen Priester, ihre weiße Rinde an gebleichtes Gebein. Der Martin fühlt's, zwischen unbefriedigtem Verlangen und der Unfähigkeit zu entsagen wird der Poldl unbeschützt einem frühen Tode entgegenwelken. Der Poldl hat nicht die Schule der Erfahrung, die Schule des Lebens durchgemacht wie er, dem, in jungen Jahren war's, der Herzensschatz vor seinen Augen ertrank, und der

darum, da ihm von seiner Liebsten nichts geblieben als eine schöne Anschauung, es zeither gelernt hat, sich an allem und jedem mit interesselosem Wohlgefallen zu begnügen. Schließlich, sinniert der Martin weiter, ist auch das Anschauen ein Verlangen, es gehört das Augenlicht und etwas Schönes draußen dazu — also entkommt keiner dem Verlangen, und dem Entsagen kommt er ohnehin nicht aus. Wozu also das Predigen gegen das Verlangen und für das Entsagen — die Welt ist nicht fürs eine und nicht fürs andere da, sie ist zum Arbeiten da, „und was einem zwischen Begehr und Verwehr werden mag, das soll man ihm nicht neiden und nicht verleiden".

Der Martin kommt nach Rodenstein und begleitet vorerst seines Bruders Predigt mit den Randbemerkungen des überlegenen Laienverstandes: Warum von Hölle und Teufel predigen — Trost brauchen die Leute und guten Mut. Warum vom Teufel und seinen bösen Eingebungen? Nimm den Leuten nicht die Selbstverantwortung und gib ihnen nicht die gute Ausrede, der Teufel sei stärker als sie. Und woher diese Erfahrung auf dem Gebiete der Versuchungen? Und warum alles so austipfeln, statt es aus dem eigenen Herzen zu holen? Schwerere Gedanken noch macht sich der Martel, als er die Verhältnisse auf der Pfarre sieht: den alten Pfarrer in der Gewalt der Köchin und deren Tochter, den Kaplan in demselben Netze, freilich noch gewillt, in reinem Anschauen der schönen Müllerstochter rein zu bleiben. Was der stärkere

Martin gekonnt, kann das Sündkind nicht. Bei einem späteren Besuche in Rodenstein — beim Begräbnis des alten Pfarrers — sieht der Martin, wie bedenklich sich die Situation verschoben hat, obwohl ein Rest von Selbstachtung und Selbstvertrauen den Kaplan noch immer nach der Mühle führt. Aber dann kommt, das hört der Bruder erst aus der Lebensbeichte des Sterbenden, der erste unversehene Fall, dessen Ausnützung durch die schamlosen Weiber, die Abwendung der Gutgesinnten — auch der Müller-Liesl. Mit dem Abschiede von Rodenstein und dem Einzug in Weißenhofen ist der junge Pfarrer, das Sündkind, ganz der Gewalt der beiden Weiber ausgeliefert, der drängenden und der begehrenden, rasch tritt der seelische und körperliche Verfall ein: der Pfarrer verliert den Glauben, verspielt Ehre und Frieden und geht an innerer Verlotterung und im Grauen über sein mutwillig verpfuschtes Leben elend zu grunde — wie der arme Bartel in Auerbachs „Ivo". „Ich weiß von nichts", flüstert der Mondsüchtige in seiner grauenvollen Mitternachtspredigt; ist es im Traume nachwirkende Gewissensfolter, ist es die Schulbubenausrede des Erwischten, ist es die Beteuerung der Schuldlosigkeit des unfreien Willens, ist es ein trostloses Bekenntnis der Glaubenslosigkeit? In eine bittere Klage über den „Gott auf Erden", um den man so viel leiden will, in die Hoffnung auf Ruhe unter dem Rasen oder auf ein Jenseits, auf einen milderen „Gott im Himmel", mit dem man sich wohl verstehen könnte, ver-

flackert dieses glücklose Leben. Erschütternd klingt die Predigt — es ist eine auch in ihren rein epischen Elementen — aus.

Es ist auch eine Predigt zu Anzengrubers erweitertem oder glossiertem Text des vierten Gebotes: „Gönnt euren Kindern das Leben, wie sich's frei von selber auswächst! Legt ihnen keine Mission auf — am allerwenigsten eine um eurer Sünden willen! Denn die müssen sie ohnehin büßen."

Es wird sich gerade bei dieser Erzählung schwer sagen lassen, ob hier Anzengruber, dem Programm seiner (zweiten) Vorrede getreu, den Stoff die Gedanken zeugen ließ, ob die Volkspredigt Begleitung, natürliche Folge der Anschauung ist, oder ob zuerst die Tendenz, das heißt die Glosse zum vierten Gebot da war und diese dann mit Hilfe der Gestalten zu anschauender Erkenntnis gebracht wurde. Der Vergleich mit Auerbachs „Ivo der Hajrle" liegt nahe. Dort wendet sich die Sache freilich zum Guten. Rechtzeitig regt sich in Ivo, dem Seminaristen, echtes Bauerngefühl: körperlich arbeiten, nicht studieren! Er sieht, wohin überspannte Glaubensschwärmerei einen Gesunden, und wohin einen Kranken, den armen Bartel, der in geheimen Lastern sich austobende gefesselte Trieb führen kann, er sieht rechtzeitig seine liebliche Emmerenz wieder und hat eine vernünftige Mutter — so springt er aus. Glaubenszweifel waren mitbestimmend, aber nicht ausschlaggebend.

Eine Tendenzgestalt im antiklerikalen Sinne, wie etwa später der Eisner, ist der Weißenhofener

Pfarrer gewiß nicht — er ist kein Typus, eher seine Mutter. Seichte Aufklärungs-, das heißt Priesterverhöhnungsliteratur* ist unseres Dichters Sache nicht, über den sündigen Zölibatär zu schmunzeln, überließ er den liberalen Kalendern, die es denn auch fleißig taten (vgl. „Pater Schnoferl" im „Wiener Boten" [1874] u. a.), Sensationen, wie den großen Prozeß gegen die sittenlosen Innsbrucker Schulbrüder (1873), den Prozeß gegen die Mörderin Hedwig Ruß, die nach ihren ersten Diebstählen in eine geistliche Besserungsanstalt gekommen war und diese mit der Qualifikation zur Mörderin verließ (1875), auszubeuten nicht unterließen und an dem Prinzen Liechtenstein, der sich gegen die Annahme der konfessionellen Vorlage gestellt hatte (1875), unfein ihr Mütchen kühlten („Fromme Weiber", „Wiener Bote", 1876).

In den folgenden Erzählungen sind vielmehr gerade die Pfarrer die Verkünder von Anzengrubers Sittlichkeit und Humanität.

Die Kritik nahm zu den „Dorfgängen" alsobald Stellung (siehe S. 717), die der liberalen Blätter pro, die klerikale contra. — Mautners Besprechung ist im ganzen unbedeutend. Richtig erkennt er als die bedeutendsten Stücke der Sammlung „Sündkind", „Diebs-Annerl" (mit seiner Macht und Wahrheit der psychologischen Entwicklung), „Der gottüberlegene Jakob". — „Gesunde Bauernphilosophie"

* Wie gerecht abwägend Anzengruber zu dem Priesterproblem Stellung nehmen konnte, zeigt das audiatur et altera pars. Bd. I, Nr. 190, S. 421.

findet er allerdings auch in der Geschichte „Wie der Huber ungläubig ward". — Feldmann schürft tiefer; er verbreitet sich zuerst nicht uninteressant über die Gattung Dorfgeschichte, bespricht dann verständnisvoll den „Schandfleck", wird zwar dem „Diebs-Annerl" nicht gerecht („kleinliche Welt, bloß materielle Lebensart"), erkennt aber richtig die Sophisterei des Huber („Schlüsse aus Grabversen sollten wohl niemand auf den Weg der Freidenkerei führen") und noch besser die religiöse Bedeutung der Anzengruberschen Erzählungen. Hatte Lindau behauptet, bei Anzengruber sei nicht bloß der Ausdruck, sondern Gesinnung und Anschauung süddeutsch-österreichisch-katholisch, seine Schriften hätten ein stark konfessionell-katholisches Gepräge, er empfinde durchaus als Katholik, Polemik und Tendenz werde nicht von außen an die Kirche herangetragen, sondern entspringe aus ihrem Schoße —; hatte die „Germania" vom rein geistlichen, das heißt kirchlich-dogmatischen Standpunkte mit gröbster Verkennung des Tatbestandes und Verfälschung der Absichten gegen Anzengruber eine flammende Strafschrift erlassen und seine Erzählungen wegen ihrer bedenklichen Tendenzen (dazu gehört beispielsweise „die Verherrlichung eines Bastardkindes — des Schandflecks —, das den Kampf des Lebens siegreich besteht") auf ihren Index gesetzt („legimus aliqua, ne legantur"), womit sie den Katholiken einen schlechten Dienst erwies und den Männern der liberalen Presse einen guten: so gibt Feldmann beiden unrecht. Sie hätten den Autor mit seinem Stoff ver-

wechselt. Die realistische österreichische Dorfgeschichte müsse religiös sein; aber sie stelle bloß dar, habe keinen kirchenpolitischen Zweck, wolle nichts beweisen und lasse die wirkliche Gesinnung* des Autors ganz aus dem Spiel. Lindau trifft auch sonst nicht das Richtige: das „Diebs-Annerl" interessiert ihn nicht; die Wahl des Stoffes sei nicht geeignet, die charakteristischen Vorzüge des Verfassers hervortreten zu lassen; das „Sündkind" soll ein Beleg sein für die Korruption des Menschlich-Edlen durch die priesterliche Bildung, die die Harmlosigkeit raubt, den Schleier halb lüftet, aber keine Stütze gewährt. Die Wandlung des „Huber" sei ganz gerechtfertigt, es sei dies eine der tiefsinnigsten und meisterhaftesten modernen Erzählungen. Die wird der „Polizze" entgegengestellt, in der der Umschwung in der Gesinnung des Helden nicht begründet sei.

Das Zugeständnis der Kalendergeschichte „Zu fromm"** an die Art der im „Wiener Boten" und in anderen liberalen Volkskalendern hauptsächlich Toleranz predigenden Geschichten besteht nur darin, daß ein liberaler Bürgermeister und ein vernünftig

* Über diese unterrichtet wohl am besten die (spätere) Fragmentensammlung „Eisgärtel" (Band XV, zweiter Teil). Darnach läßt sich Anzengrubers Glaubens- oder Unglaubensbekenntnis in wenigen Sätzen darstellen: Wir wissen von drüben nichts — Nie habe ich die Einwirkung übernatürlicher Kräfte verspürt — Also richten wir uns das Leben ohne Furcht vor jenseitiger Strafe und ohne Hoffnung auf Lohn im Jenseits nach den Forderungen der praktischen Vernunft ein — Glaube oder Unglaube ist jedermanns Privatsache, einen andern auf jenen oder diesen verpflichten zu wollen, ist ein Übergriff — Ablehnung der Fanatiker des Glaubens und des Unglaubens — In Demut auf seinem Platze seine Pflicht tun.

** Für einen Band Kalendergeschichten bestimmt, an Bolin, 9. November 1879.

denkender Jude dem Pfarrer als Helfer beigegeben werden. Es gilt die Rettung des infolge einer Mission in untätige Gebetssumpferei versunkenen Neumayerschen Ehepaares vor dem Ruin. Der Bürgermeister erzählt gelegentlich seines ersten Besuches bei dem „grundgescheiten und wohlmeinenden" Pfarrer die Geschichte von der Mission — er erzählt nicht mit dem antijesuitischen Pathos, wie Rosegger seinen „Müller von Falkenbach" („Geschichten aus den Alpen", 1873), aber doch sarkastisch genug — und macht auf die Neumayerschen aufmerksam. Der Pfarrer hat den guten Einfall, die Eitelkeit dieser Überfrommen für seinen und den Zweck der Gemeinde auszunützen, sie als die Musterleute hinzustellen, die nicht nur arbeiten, sondern auch beten können, und sie dadurch überhaupt zum Arbeiten zu bringen; er weiß, wie der Hautzner Michel, daß das Arbeiten, auf ein Ziel hin betrieben, bald Selbstzweck werden wird, und der Jude, der das Anwesen schon so gut wie in der Hand hat, wartet zu — eigener Vorteil ermöglicht Gutmütigkeit —, bis der Versuch gelingt. Er gelingt. Die Neumayerschen gehen dem Pfarrer auf den Leim, treten, um nicht für die schuldig gebliebenen Gebete Messen zahlen zu müssen, aus ihrem Gebetverein aus und bilden sich noch ein, den Pfarrer überlistet zu haben — ebenso überlistet zu haben, wie der gottüberlegene Jakob unsern Herrgott selber. Gegen die gedankenlose „Andacht und Bußfertigkeit", die die Andächtigen und Bußfertigen so hochmütig (vgl. später Roseggers „Hof-

fart" in den „Sieben Todsünden", „Heimgarten", 1884) und dazu grob und faul werden läßt, richtet sich des Bürgermeisters und des Pfarrers Tun: „Gott hat dem Menschen die Arbeit gegeben und auf die legt er seinen Segen". Weniger Arbeit wird ihnen des jungen Krämers modischer Unglauben machen; der Knecht Matthies, der durch harte Erlebnus um den Glauben kam, bleibt freilich vorderhand aus dem Spiel, den Fall „Gott verloren" sparen sich Pfarrer und Dichter für später auf.

Keine von den heiteren Erzählungen Anzengrubers verlangt so nach der Bühne wie diese. Die ganze Handlung bewegt sich in vier Szenen vorwärts, jede durchaus bühnengemäß. Die Zwischenbemerkungen des Erzählers könnte man sich ganz gut als Regiebemerkungen denken. Und die Erzählung des Bürgermeisters, in dem ersten, exponierenden Gespräch mit dem Pfarrer, von seinem Besuche bei den Neumayerschen wäre von derselben komischen Wirkung, wie die „Geschichte von der toten Katz" in der „Trutzigen". Für diese Erzählung mag Anzengruber von Rosegger manche Anregung empfangen haben. Im „Müller zu Falkenbach"* hatte Rosegger, eine Jugenderinnerung tendenziös ausgestaltend, auf die Folgen einer Mission — religiöser Übereifer, der die Gemeindewohlfahrt untergräbt — hingewiesen und die neue bessere Zeit aus dem Zusammenwirken eines menschenfreundlichen, toleranten Pfarrers mit einem jungen, pro-

* Zuerst im „Wiener Leben" 1872/73 erschienen (Anzengruber war Anfang 1873 Mitarbeiter).

testantischen Müller erstehen lassen; ein Jahr vorher schon (1872) stand in den „Gestalten" die Geschichte von den „Drei Brüdern" zu lesen, von denen der älteste seine Wirtschaft zu grunde betet, gleichwohl ihm der jüngste unablässig das Evangelium von der Arbeit predigt: „Du bist herumgekrochen in süßlicher Frömmelei und hast in entwürdigender Selbstsucht Tag und Nacht gebettelt und gewinselt beim Herrgott für dein erbärmliches Ich. Das ist kein heiliges Leben, sondern ein verwerfliches, bar aller Sittlichkeit... Dazu hat Gott die Menschen nicht erschaffen. Arbeit ist das Heiligste auf Erden... Wenn müßige Frömmelei kein Fehl wäre, warum straft sie Gott mit steter Trübnis, Angst und Unruhe?" Auch der arme Betbruder, der „Schmied im Berg-Paul" („Sonderlinge", 1876), gehört in diese Reihe.

Ebenso nahe verwandt mit Roseggerschen Motiven ist der Stoff von Anzengrubers erster Dorfgeschichte des Jahres 1880, von „Hartingers alter Sixtin"*. In Roseggers „Geldfeind" („Sonder-

* An Rosegger, 25. Mai 1880: „Ich arbeite für Ihren ‚Heimgarten' an einer Erzählung, ‚'s Hartingers alte Sixtin' betitelt, und werden Sie selbe im Juni erhalten; Bolin will sie später in seinen dramatisierten ‚Einsam' aufnehmen". Anzengruber widerrät (Bettelheims Briefe, an Bolin, 8. März 1883): „Wir haben dann zwei große Generalbeichten in dem Stück, das ist immer abträglich." Am 7. September 1883 bestätigt er Bolin den Empfang der schwedischen „Alten Sixtin". Diese wurde in Schweden gut aufgenommen. „Was Sie mir (Bettelheims Briefe, an Bolin, 11. November 1883) von ‚Sixtin' schreiben, erfreut mich recht. Das Publikum ist doch nicht so dumm, wie es von Verlegern und Redakteuren gehalten wird. Diese Geschichte ist ja doch ‚moralisch', was wollen denn diese Wächter der Sitte und des guten Geschmackes?" („Verleger" geht gegen Spemann, der die Erzählung nicht in „Feldrain und Waldweg"

linge", 1876), später dann in der „Sennerin und ihre Freunde" („Heimgarten", 1883) wird, dort so nebenbei, hier als Hauptsache, von einer (oder einem) Getäuschten und durch Schaden klug Gewordenen eine traurige Geschichte von eigener Schande und Pein erzählt und damit der Zweck erreicht: Die Stunde des Stelldicheins geht an unvertrautem, hitzigem jungen Blut ohne Gefahr vorüber. Freilich, weiter als auf diese allgemeinen Ähnlichkeiten erstreckt sich die stoffliche Verwandschaft nicht, der parallele Gang der Handlungen: Gefahr der Versuchung — warnende Erzählung — die überwundene Versuchung ist ja selbstverständlich. Anzengruber vertieft vor allem die warnende Erzählung. Seine Getäuschte, die Sixtin, war eine schöne, starke Bauernmagd. Lebensfreudig und übermütig aus Kraftgefühl, hochmütig gegen die meisten Burschen, wird sie ein Opfer nicht ihrer Liebesleidenschaft, sondern rohen Trieblebens und macht dann all den herkömmlichen Jammer durch: Scham und Schande, den ausartenden Zorn des Vaters*, die Verstoßung aus der Familie, Herumirren in Verzweiflung, Kindesmord aus Verzweiflung, Verurteilung und Buße und endgültige Verstoßung. Der Dichter sieht die ganze Fülle des uralten, ewig neuen Stoffes und „gewiß, es hätte sich ein Roman daraus machen

---

aufgenommen wissen wollte, „Redakteure" gegen den Redakteur einer schwedischen in Finnland erscheinenden Zeitschrift.

* Typisch für Dorfgeschichten, vgl. „Im Dienste der Wissenschaft", Auerbachs „Josef im Schnee" u. v. a. Bei Auerbach nimmt es der unglückliche Vater geradezu als Strafe für sein stolzes Rechtschaffenheitsgefühl, daß er nun mit diesem „Schandfleck" leben muß.

lassen", ein tragischer, wenn anders wir im Romane „was von Verzweiflung und Untergang verlangen, reinweiße Sterbehemden über sündige und unschön im Kampfe des Lebens zerfetzte Körper."

Der Dichter bescheidet sich aber und macht nicht die Vorgeschichte zur Hauptgeschichte, sondern nur zu deren Schwerpunkt. Ein humaner Pfarrer findet sich, der die arme Sünderin bei seinem Bruder als Magd unterbringt und damit eine neue Lebenswende für sie herbeiführt. In kritischer Stunde kommt die Sixtin dazu, dem Bauern ihre Rettung zu vergelten; nicht ohne daß sie (diese Bemerkung ist viel wert!) einen Augenblick daran dächte, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Leider genügt diese einfache Motivierung für die Besinnung der Haustochter dem Dichter nicht. Der Liebhaber findet nicht nur das Fenster zu, sondern auch einen raufluftigen Nachtherbergsgast des Bauern, einen Hausierer, der hier zwar nicht der Vermittler Anzengruberscher Volkslehre, sondern nur der Vollzieher des Strafgerichtes über sündige Liebe ist. Die doppelte Motivierung und die Mißhandlung der poetischen Gerechtigkeit stören. Der Steffel hatte doch allen Grund, eine andere Behandlung in dieser Nacht zu erwarten. Die ganze Prügelszene ist freilich köstlich und mit hohem Sachverständnis erzählt, aber als bloße Dekoration doch zu ausgiebig.

Die Erzählung ging im Frühsommer 1880 an den „Heimgarten". Den Sommer verbrachte der Dichter in Weidlingau, mit Entwürfen und Plänen, wohl hauptsächlich für den nicht von der Stelle

rückenden „Schandfleck", aber eigentlich recht schreibfaul. Sein gebrochener Fuß machte ihm auch viel zu schaffen. Im Oktober will er aber ernstlich an seine „Schandfleck"-Aufgabe gehen. Um sich „etwas einzuschreiben", leistet er „rasch ein paar Arbeiten bäuerlichen Genres" — den „Sinnierer" und den „Starken Pankraz". Dem „Sinnierer" merkt man (vgl. den Brief vom 13. Oktober an Bolin) noch die rostige Feder an: viel später erst wächst sich zur Geschichte von der „Liesl, die an den Teufel glaubt", aus, was hier in der Skizze stecken bleibt. Aber mit dem „Starken Pankraz" ist er rasch wieder auf der Höhe.

Der bärenhafte Holzknecht Pankraz erwählt sich just die kleine, schwarzäugige Himbeerbrockerin und warnt jeden, ihm bei der „ins Gäu zu gehen". Ihr Name Everl und die Größenverhältnisse des Paares weisen auf die Leutenbergerepisode im „Schandfleck". Damit ist freilich die Parallele auch schon zu Ende. Denn der Leutenberger Urban ist ein Teufel, reif zur Höllenfahrt, der Pankraz aber ein moralisch denkender Holzknecht, der, ehe er's mit der Everl richtig macht, noch mehrere gute Werke verrichtet. Er schlägt dem „auf Lehrer studierenden" Schulmeisterssohne — er heißt nicht nur Athanasius, sondern ist auch einer, ein Märtyrer seiner Überzeugung —, mit dem ihm das Everl hatte trutzen wollen, die „albernen Flausen" und „vorzeitigen Gedanken" aus dem Kopfe und tut mit dieser Justifizierung eines Studenten, der Römergröße aus den Büchern leider nicht ins Leben zu übertragen

vermag, dem Dichter einen wahrhaften Gefallen; und er heilt die Everl, als sie sich, mit dem Athanasius quitt, ihm wieder nähert, von ihrer nicht nur auf das Äußere sich erstreckenden Schlamperei. Aber auch sie übt an ihm ein christliches Erziehungswerk. Er muß einsehen lernen, daß auch eine Everl sich nicht zum Schatz kommandieren und, gebessert und lieblich geworden, sich nicht einfach wegwerfen läßt. Sie braucht ihm nur nahe genug zu kommen und er läßt sich — der Bär am Nasenring — heimführen. In der Zwischenzeit tut er so wild und wüst wie Otto Ludwigs Holders Fritz und bezeugt damit, wie gerne er sich wird heimführen lassen.

Die Führung der Handlung in mehreren scharf umrissenen Szenen zeigt, daß die Feder doch nicht rostig geworden. Ein Meisterstück ist wieder die Exposition: Augustvollmondnacht im Bergwalde, die weit ausgeführte szenische Anweisung für den Beginn der Handlung, der Monolog des Holzknechtes. Er wartet auf seine von den „Ihren" heimkommenden Genossen und ergeht sich über die Weiberleut in allerlei Betrachtungen, die dann, durch die „nachsießelnden" Erinnerungen der bereits Beweibten ergänzt, zu einem noch unklaren Begehren führen. Das reift am nächsten Tage, als der Pankraz die Everl gesehen, zum Entschluß, und nun handeln die beiden, Szene für Szene, wie sie müssen, bis sie endlich, eins am andern abgeschliffen, zu einander passen.

Der Spätherbst 1880 bringt noch eine Dorfgeschichte, die Vorgeschichte zur „Kameradin"; an

die Fortführung des bäuerlichen Teiles des „Schandflecks" traut er sich noch immer nicht; erst die drei Dorfgeschichtentreffer aus dem ersten Viertel des folgenden Jahres (1881) haben ihm das nötige Selbstvertrauen gegeben.

Motivisch hängt die erste von den drei genannten, der „Hoisel-Loisel", mit jener Vorgeschichte zusammen: Stellvertretung in Schuld und Sühne. Sie gehört zu den beliebtesten Motiven volkstümlicher Erzählungen: vgl. Ranks „Stadtfrone"; „Der Pascher" (Wiener Bote 1875); Steinebachs „Knecht Matthias" in Vogls Volkskalender auf 1859; später dann, wohl schon in Anlehnung an Anzengruber, in Elmars „Des Sträflings Dank" (Wiener Bote 1888) und Scheffels „Strohmandl" (Illustrierter Österreichischer Volkskalender 1885), Geschichten, die überhaupt von Anzengruber-Motiven leben. Die eigentliche stoffliche Anregung zum „Hoisel-Loisel" scheint ihm allerdings aus dem „Illustrierten Österreichischen Volkskalender" auf 1881 gekommen zu sein, aus der „Schloßbauern Prinzeß" von Moriz Bree. Eine Kalendergeschichte, so spannend und unwahrscheinlich, wie die Leser sie eben haben wollen: Der brave Knecht gewinnt die Liebe der Großbauerntochter Monika, verliert sie aber, als er an dem Tod eines anderen Bewerbers Schuld zu tragen scheint. Schuld ist aber, das wissen nur die zwei, der Großbauer selbst, und für diesen nimmt der Knecht, um seiner Geliebten willen, Schuld und Sühne auf sich. Heimgekehrt, bildet er natürlich für den Groß-

bauern eine arge Verlegenheit, und seine Mühsal geht eigentlich erst jetzt an. Ein belauschtes Gespräch bringt, wenigstens für Monika, die Wahrheit ans Licht, und nach harten Kämpfen werden die Liebenden endlich vereinigt. Von dieser Idealisierung des Helden und der willkommenen Schlußentlohnung entfernt sich Anzengruber so weit als möglich.

Auch der Hoisel-Loisel war der begünstigte Liebhaber einer Großbauerndirne, auch er gab, allerdings nicht bei Mord und Totschlag, sondern, weit glaubhafter, bei einem sehr zärtlichen Stelldichein mit ihr erwischt, um die Ehre seines Liebchens zu retten, Ehre und Zukunft preis. Er nimmt die fingierte Anschuldigung des Raubes auf sich, sitzt seine Jahre ab, wird dann ein arbeitsscheuer Vagabund, der immer wieder der Polizei und dem Bezirksgerichte zu schaffen macht, und kommt endlich, nach 27 Jahren, heim, seinen Lohn zu fordern. Von ritterlicher Glorie oder von dem Heiligenschein des Märtyrers, der Brees Lohner-Franz umstrahlt, ist bei dem heimgekehrten Hoisel-Loisel nichts zu spüren; auch nichts von der „Schwere des Menschentums", die sich auf Auerbachs entlassene Sträflinge lagert; auch nichts von der Angstbirne, die in anderen „spannenden" Kalender-Kriminalgeschichten der Erpresser seinem Opfer und der Erzähler dem Leser in den Schlund steckt. Alles geht ganz natürlich zu. Der Heimgekehrte will für sein Schweigen von der verwitweten Klosterhofbäuerin Unterstand, Kost und Geld und begründet der Botengänger-Traudel gegen-

über das Recht auf diese Forderung durch seine Erfahrung — er weiß, wie es die Leute in der großen Stadt treiben — und die auf seine Erfahrung beruhende Lehre vom uneingeschränkten Egoismus — „leben und glücklich sein kann eins nur auf anderer Kosten" —, von dem Egoismus, der sich nicht um Gott und Jenseits kümmert, nur ein Diesseitsleben gelten läßt und daher zu der Moral kommt, „es zahlt sich nit aus, daß mer gut und brav ist". — Von solcher Folgerung aus dem Diesseitsglauben hält aber die Botengänger-Traudel, mit ihrer Berufs- und Lebenserfahrung wieder die Vertraute des Dichters, nichts. Die arme Häuslerin hat ja auch ihr hart Stück Leben hinter sich. In jungen Jahren war es ihr gegangen wie der frommen Kathrin, ihr Liebhaber (eben der Hoisel-Loisel) hat sie um der schöneren Reichen willen, mit der „alles doch nur in Unehr verlaufen konnt", verlassen. Als sie dieser Unehre und der Opfertat des Hoisel Zeuge ward, schwieg sie; und als jetzt der Zahltag gekommen scheint, stellt sie dem Heimgekehrten nicht das Unmoralische seines Beginnens dar, sondern (nachdem sie das einzige weiße Fleckel*, das ihm geblieben, die Erinnerung an seine ritterliche Tat, ins richtige Licht gestellt) das Unvernünftige seines Glaubens und Wollens und folgert aus Hoisels Diesseitsglauben wie Anzengruber: Wenn mit dem

* Vgl. dazu, was Fräulein Seraphine der Mutter Weber im „Christabend einer Leichtfertigen" sagt (XIII, 495): „Man muß einen solchen Funken nicht austreten, er ist manchmal das einzige reine Fleckchen in der Seele, und ein solches braucht auch der Schlechteste, wenn er Mensch bleiben soll."

Diesseits alles aus ist, dann zahlt es sich wahrhaftig nicht aus, daß man bös und schlecht is*. Der Hoisel läßt sich bekehren — es war ihm mit seiner Erpresserei wohl nicht gar so ernst. 's war wohl nur ein Problem, ersonnen, um das Für und Wider laut werden zu lassen. Denn war's ihm ernst, wie paßte dazu der herrliche Vagabundenhumor — der Hubmayr hat sich ihn später zu eigen gemacht — der Expositionsszene, wo der Abgestrafte, wie seinerzeit das Diebs-Annerl, dem wohlwollenden Bürgermeister sich vorstellt! Dieser köstlichste aller Sträf- und Schüblinge, mit seinem Herrgottsbewußtsein, daß er nie etwas gegen Leben und Eigentum anderer unternommen, und der nachsichtigen Bewertung seiner „Lappereien" — der ist gesehen, vielleicht sogar vom Leumundsnotenschreiber selber, — der spätere Raunzer eher ein bißchen konstruiert, er und sein Widerpart! — Übrigens: die Gerettete läßt ihrer nicht spotten. Nachdem ihre Schande vor 27 Jahren und auch jetzt wieder „durch Gottes gnadenreiche Fürsorge" verborgen geblieben, sie die allenthalben ehrengeachtete Klosterhofbäuerin bleibt, die sie immer war, findet sie auch eine Art der Belohnung, die die Leute nicht auf die richtige Ursache kommen läßt und alle Teile vollkommen zufriedenstellt — ohne daß irgendeine Empfindelei über spätes Glück oder eine andere Reinigungsprozedur notwendig wäre.

Das Programm: Nicht von der Tendenz zur

* Vgl. Bd. I, S. 551, Nr. 557; ferner das Fragment „Worauf sich der Herr Kaplan wie eine Spitzmaus freute", Bd. XV, 2. Teil.

Gestalt, sondern umgekehrt! scheint also auch hier* nicht ganz eingehalten. Noch weniger in der folgenden, der (von den zwei Romanen abgesehen) umfangreichsten und wohl auch wirkungsvollsten aller seiner Dorfgeschichten, im „Einsam". Kein Wunder, sie war ja die Auflösung eines vor langem (1873) geplanten, dann (1875) der Zensur wegen aufgegebenen, also wohl stark tendenziösen Dramas „Da Onkl" (1873) in die Form der Novelle. Den unmittelbaren Anlaß, die Arbeit wieder aufzunehmen, boten wohl die politischen Vorgänge des Jahres 1880. Diese brachten auch die Rudigierzeit wieder in Erinnerung, als deren Sachwalter ihm wohl der geistlich Herr Onkel erschienen war.

Der drängende Lindau erhält am 25. Jänner 1881 die feste Zusicherung eines Beitrages für (das Frühjahrsquartal — April bis Juni — von) „Nord und Süd", und zwar eines, der ihn „in der ‚Qualität des Gebotenen' nicht verkürzen soll"; am 12. März wird die Erzählung „Der Einsame" gesendet — sie möge Lindaus und seiner Abonnenten Beifall finden, des Segens der „Germania" sei sie gewiß. Bolins „Ketzerseele" fand an dem Werke solches Behagen, daß er es alsogleich für seine „Finnische

* Nach Hermann Bahr („Neues Wiener Tagblatt", 8. Dezember 1899: „Anzengruber. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages") überhaupt niemals. Anzengruber gehe nie, auch im „Sternsteinhofe" nicht, von der Anschauung, sondern immer von einem moralischen Satze aus, und komme zu einer moralischen Lehre hin. Schauen und Darstellen seien ihm immer nur Mittel zum moralischen Ende. Und doch sei er Künstler im höchsten Sinne. „Denn der Gedanke bekommt sofort Naturfarbe, Atem des Lebens; er redet nicht, er bildet; er hat die höchste Macht, die der Form."

Zeitschrift" ins Schwedische übersetzte und das Jahr darauf in der „Gegenwart" (30. Dezember 1882) enthusiastisch besprach. (Über das fernere Verhältnis Bolins zum „Einsam" vgl. Rommel, Bd. II.)

Der Kaplan Eisner vergeht sich mit einer hübschen Dirne (aus dem letzten Häuschen) in Gutenhofen; aus Reue und Sühnebedürfnis wird er Missionär — ob mit diesem Bußwerke in der Fremde das innere Gleichgewicht wiederhergestellt wurde, wird nicht gesagt. Der Heimgekehrte erhält für seinen Eifer eine größere Pfarre. Sein Eifer steigt. Eisner verallgemeinert sein Schuldgefühl und ist überzeugt, daß die Schuldigen und Beladenen nur durch den Gehorsam gegen kirchliche Satzung, durch die Unterwerfung unter das göttliche Gebot, wie es die Kirche verkündet, Rettung finden können. Und so wandelt sich sein Schuldgefühl in Herrschsucht, sein Glaube an die sittigende Wirkung der Kirche und ihrer Gnadenmittel in die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit der kirchlichen Diktatur. Eisner rollt — wie Prinz Liechtenstein — die konfessionelle Frage auf, wird der Führer der ebenso gedankenlosen wie herrschsüchtigen Konservativen im Dorfe und will jeden Widerstand zermalmen. Aber seine Sünde lebt — und schafft einen Widerstand, dessen Zermalmung auch den Pfarrer vernichtet. Lebt in Gestalt eines Burschen, der sich, selbst gut geartet, mit dem aus der Sünde der Mutter aufkeimenden Fluch — er war um der Ehre der Mutter willen zum Verbrecher geworden — belastet sieht, Welt und Menschen flieht und in die Einsam-

keit geht. Dieser seltsame Individualist wahrt mit allen Mitteln sein Recht, zu sein und zu leben, wie er mag, wenn er niemanden schädigt, der Pfarrer hinwieder (der die Agenden der politischen Behörde übernimmt) bestreitet ihm das Recht auf solche Selbstbestimmung und will den Einsam zwingen, in den Dorfverband zurückzukehren. Stahl und Stein stoßen aufeinander und geben Funken und Feuer. Der Einsam wird von Gendarmen erschossen. Die — etwas theatralisch für die Schlußszene aufgesparte — Aufklärung und Erkennung sagt dem Pfarrer, wie recht die hatte, die ihm einst das Recht abgesprochen, „anderer Leute Richter zu sein", und wie er zugrunde gehen muß an den Folgen einer Sünde, die nur reine Menschlichkeit, nicht aber unerbittlicher Eifer für kirchliche Satzung hätte sühnen können.

Eine Laienpredigt von der Bühne, wie der „Pfarrer von Kirchfeld"; denn ganz theatermäßig ist die Erzählung aufgebaut. Sie geht von vorneherein gradlinig auf das Ziel der Handlung — die Erkennung des Sohnes und damit auf die Selbstverurteilung des Pfarrers (denn der ist der Held der Geschichte) — los, Episodengestalten und -szenen nur im Sinne strenger Lessingscher Dramentechnik verwertend. Scharf sondern sich Spiel und Gegenspiel. Dort der Pfarrer, der ihm sich willig unterordnende Vertreter der politischen Gewalt, der Bürgermeister, und die Gruppe der herrschsüchtigen Reaktionäre; hier der alte Kaplan — vom Dichter als ungeschickter Gelehrter (Entomolog) mit be-

sonderer Sympathie behandelt —, dessen auf tiefer Menschenkenntnis beruhende Milde und Resignation dem „Neuchen" und seinem Anhang nicht in den Kram paßt; die Dorfburschen, die gern ein freieres Leben führen möchten, darunter der Schneider-Tomerl, der dieses freiere Leben wirklich führt und schon darum nicht will, daß sich der Geistliche in aller Leute Sachen einmenge; und endlich der aus der Gesellschaft der anderen sich selbst ausschließende Vertreter freiester Selbstbestimmung, der Einsam. In diese Gruppe gehört schließlich auch die Wirtin, die Kronzeugin der Vorgeschichte, die den eifernden Pfarrer noch als freundlichen Kaplan von Gutenhofen gekannt hat und sich auf das, was sie jetzt hört und sieht, langsam ihren Reim macht.

Ganz dramatisch auch, wie der Pfarrer in der großen Nachpredigt im Wirtshausgarten sein Programm entwickelt — der Entreemonolog des alten Volksstückes —, wie er seine Lehre am einzelnen Fall, am Einsam, zu verwirklichen gedenkt und wie dieser aus *seiner* Lebensgeschichte die Berechtigung *seines* Tuns ableitet. Auch die Höhepunktszene, die Erörterung der gegensätzlichen Meinungen zwischen Pfarrer und Kaplan, fehlt nicht. Sie ist schön eingeleitet durch die Schilderung der Abendruhe in der Natur und im Herzen des von seiner öffentlichen Tätigkeit Abschied nehmenden Kaplans. Wie ruhsam kann er das alte Bild des hübschen Bauernmädels betrachten, die ihm einmal lockend über den Weg gelaufen, wie ruhsam den stillen Mondabend über dem weiten

Tal, aus dessen tiefem Frieden ihm die höchste Beseligung aufsteigt, die Anzengruber seinen Lieblingen geben kann, „das Gefühl des Seins, wo wir, des eigenen Selbst vergessend, plötzlich mit der Selbstlosigkeit des großen Ganzen in Harmonie treten und auch, aller Widersprüche bar und ledig, in dem Anblicke seiner größten wie seiner kleinsten Bilder sinnenden Auges uns verlieren". Und das zur selbigen Stunde, da der Pfarrer, schuldbeladen und friedlos, aus dem Fenster der Nachbarstube in die Gegend von Gutenhofen sieht. Aber als der Kaplan eintritt, legt sich über diese innere Unrast gleich die Doktrin des Eiferers, und mit gut geschulter Dialektik schlägt er das, was der Kaplan aus seinem Gemüte und seiner Erfahrung sagen zu müssen glaubt, in die Luft. Und, wie wunderschön empfunden! die große Aufgabe gibt dem Pfarrer wieder den Frieden und raubt dem Kaplan, dem zum Handeln die Kraft und wohl auch der Wille fehlt (vgl. Brief an Bolin vom 8. März 1883, Bettelheims Briefe, II, 139), den seinen: der Pfarrer tritt handelnd in die Welt — er hört nicht mehr das schöne Wort des Kaplans „Ich möcht nix vorm lieben Herrgott zu vertreten haben, was ich nit vor d' Menschen kann" —, der Kaplan hat einen grauenvollen Angst- und Ahnungstraum und geht am nächsten Morgen resigniert in die Versorgung.

Dramatisch endlich auch die Konzentration in Ort und Zeit. Im Wirtshausgarten und im Pfarrhaus spielt die vom Sonntagmorgen bis Dienstag abend sich erstreckende Handlung. Nur die Katastrophe

braucht eine andere Beleuchtung: die des Gegenspieles vor der Felsenhöhle, die des Helden im Beinhause. Vorher schon hatte der Dichter das ganze Dorf — die Schlußkonzentration — an der Bahre des toten Sonderlings versammelt. Daß Anzengruber sich hier nicht entbrechen konnte, vollends den Schritt zur Fertigstellung für die Bühne zu machen, ist wohl selbstverständlich; viel zu tun blieb ihm kaum mehr übrig.

Der „Einsam" war gewiß eine bedeutende Leistung; aber die eigentliche Dorfgeschichte, die Bauerngeschichte, wie sie in der „Begegnung" angedeutet worden war, später im „Sternsteinhof" und noch später in „Unrecht Gut" vollendet geboten werden sollte, war auf diesem Wege nicht zu erreichen. Der echten Bauerngeschichte Hauptmotive sind eben nicht Liebe und Glaube, sondern Besitz und Bodenständigkeit. Den gelungensten Versuch in diesem Stoffgebiet stellen die wenige Wochen nach dem „Einsam" entstandenen „Ö r t l e r" dar — vom Dichter selbst als Skizze bezeichnet. Ein Typus wird geschildert und die Bedingungen, aus denen seine Eigenart hervorgeht. Vielleicht war Anzengruber von Roseggers Einleitung zu den „Gestalten" (die zu den „Älplern" konnte er damals, da er erst die ersten drei Bände der Hartlebenschen Gesamtausgabe in den Händen hatte, noch nicht kennen) angeregt worden; vielleicht nur zum lauten Widerspruche. Schon der „Einsam" hatte der in Roseggers Natur durchaus begründeten, damals stark hervortretenden Polemik gegen Stadtleben und Stadtleute

entgegengehalten, die Stadtleute sind nicht besser und nicht schlechter als die Landleute. Hier geht der Gegensatz noch weiter. Trauert Rosegger den Originalen, die mit der Bauern-Altständigkeit zu verschwinden drohen, nach, so konstatiert Anzengruber gleichmütig: Der echte rechte Örtler (= Hintergebirgler) wird aussterben, und das soll just nicht beklagt werden. Ganz und gar nicht idyllenhaft beschreibt er einen solchen weltabgeschiedenen Erdenwinkel, ohne jede Empfindsamkeit rückt er der dort gedeihenden Bauernoriginalität zu Leibe, deren Sinnieren, deren pfiffige Spruchweisheit und stoisches nil admirari, deren Begriffe von Himmel und Erde, Verhältnis zum lieben Gott und zu Schule und Kirche u. s. w. mehr von vielhundertjähriger Dummheit Zeugnis geben als von naturwahrer Kindlichkeit und Biederkeit. Aus der Fülle der dem Dorfgeschichtenmann sich hier aufdrängenden Motive greift er eines heraus: das zähe Festhalten des Besitzes. Weil der Bauer nichts so fürchtet als die bäuerliche Altersversorgung, das Ausgedinge, die Ausnahme, so bleibt er möglichst lange auf der Wirtschaft; und weil der Sohn nicht ewig Knecht bleiben, sondern Bauer werden und heiraten will, und weil des Vaters stumpfsinnige Unnachgiebigkeit des Sohnes trotzigem Aufbegehren gewachsen ist, so leben Vater und Sohn in ständigem Konflikt, und der Sohn verläßt endlich das Haus. Gewöhnlich bleibt es wohl bei der Drohung, der Alte gibt dann, auch von der öffentlichen Meinung hierzu veranlaßt, nach. Gibt er aber nicht nach, und

das kann vorkommen, wenn die Schwiegertochter in spe nicht willkommen ist, dann geht der Sohn — dieser Dorfgeschichtenausweg war vor der allgemeinen Wehrpflicht recht beliebt (vgl. Melchior Meyrs „Georg") — zum Militär, von dem er entweder so, wie er ging, oder anders oder auch gar nicht wiederkommt. Beim „Schandfleck", „Sternsteinhof", „Reichen Haidbauern" wird von diesen Konflikten und ihren Lösungen noch die Rede sein. Die erste Geschichte dieser Reihe ist die von Zulehner Vater und Sohn, der besondere Fall, der einen Hauptpunkt der allgemeinen Sittenschilderung der „Örtler" zu anschauender Erkenntnis bringen soll. Sie ist so gut erzählt, daß sie anders wirkt, als der Verfasser der Einleitung es wollte. Denn wir können der aus zähester Lebenskraft erwachsenden Unnachgiebigkeit des alten Zulehner, die jedem Angriffe des Sohnes, der öffentlichen Meinung und des — schließlich sich doch auch regenden — Vatergefühls gewachsen ist, unsere Achtung ebensowenig versagen, wie seinem durchaus nicht vielhundertjährige Dummheit bekundenden Witz, seiner Schlagfertigkeit in der Auseinandersetzung mit dem Sohn und dem alten Feilhauer, dem Vater der schlimmen Liesl, und der im Genusse des geschenkten Soldatentabaks sich äußernden Vaterfreude. So paßt denn diese Prachtgestalt zu Roseggers Einleitung fast besser als zu der Anzengrubers. Auch darin hat Rosegger recht, daß er das Lösen von der Scholle als den Anfang der Verderbtheit bezeichnet. Das Militärleben ändert den

Sohn. Er „lernt die Weiber kennen“ (wie der Niederreitner Leopold und der Toni vom Sternsteinhof u. a.), die alte Geliebte ist dem Urlauber für ein Unterhaltungsstündchen gerade gut genug; und die Freude am Besitz hat er verloren. Darüber erschrickt der Alte denn doch etwas und findet das Gleichgewicht erst wieder, als er hört, daß der Verkauf der Wirtschaft erst erfolgen werde, wenn es ihn nicht mehr kränkt und beschwert, nach seinem Tode. Über den Tod hinaus sorgt sich der alte Zulehner, auch ein Diesseitsgläubiger, nicht. Das Resumé am Schlusse zeigt uns, wie die Einschätzung der Örtler mit des Dichters Weltanschauung zusammenhängt. Anzengruber, der das Glück und die Aufgabe der Menschen darin sieht, sich an einander anzuschließen, zu allem zu gehören, um sagen zu können, daß das alles auch zu ihnen gehöre, sieht in solcher Lebensenge, wo Charaktere, wie der alte Zulehner, gedeihen, die Brutstätte eines Egoismus, der kaum mehr die Stimme der Natur vernimmt, während Rosegger die Öde und Verflachung des Weltlebens fürchtet und vor dem Weltgift immer wieder in die Enge des Einschichtlebens fliehen möchte, wo allein noch Originale, eckige Charaktere gedeihen können, wo allein eine Vertiefung des Charakters möglich ist.

Ein paar Monate später, die Arbeit am „Schandfleck“ hatte mittlerweile begonnen, griff der Dichter in weichmütiger Stimmung das „Ausnahme“-Motiv wieder auf, vielleicht dachte er schon an das Learschicksal seines Reindorfer — Silberstein hatte

Ähnliches, rührselig genug, im „Ausgeding“ berichtet und das vierte Gebot dem schuldigen Sohne deutlich genug vor Auge und Ohr gebracht — und wollte „sich einschreiben“, und führte es in der einfachen Art schöner Volksgeschichten durch: die alte Regerl, von Kind und Schwiegerkind aus dem Hause gemurrt, ginge im Schneesturm — auf die Mithilfe der Natur verzichtet Anzengruber bei solchen Anlässen nicht — zugrunde, wenn nicht ihr Jugendfreund, der Waldheger, sich ihrer annähme. Denn das Gedächtnis an alte Liebe ist mit ihm alt geworden und jung geblieben, sein Erinnerungsfieber steckt auch sie an, Hand in Hand sehen die beiden in ihre Jugend zurück — finden im kahlen Winter noch ein grünes Reis unterm Schnee. Nicht oft findet Anzengruber für wunschloses Idyllenglück so zarte Töne, wie in dieser Parallelerzählung zur „Alten Liebe“.

Das Gegenbild zu dieser wohligen, freilich nicht aus dem festen Grunde des Familienlebens, sondern aus der Jugendfreundschaft erstehenden Altersidylle sind die (im Dezember 1882, also schon nach der Vollendung des umgearbeiteten „Schandfleck“ entstandenen) „Eisblumen“. Treffender noch als dort wird für eine bestimmte Art des Empfindens, für ein Erlebnis, ja für ein Leben hier ein Symbol gefunden. „Eisige Kälte von außen, dürftige Stubenwärme von innen ruft sie hervor, ein frisches Scheit im Ofen, ein Menschenhauch, ein wenig Sonnenschein macht sie gerinnen und zerfließen.“ Das frische Scheit, der warme Menschenhauch und

Sonnenschein fehlt der in freudloser Ehe apathisch, ja unsauber gewordenen Bäuerin, und so starrt sie nach der gefrorenen Fensterscheibe und rätselt „an den chaotisch durch einander gewirrten fahlen Abbildern lebender Formen, ohne deren Farbe und Leben — wie ein Etwas, das sein wollte" — und nicht werden konnte; sie denkt nämlich an die Stunde ihrer Schicksalswende, da man ihr einziges Kind auf den Friedhof trug. Des trostlos grauen Bildes Hintergrund bildet der Winter, der Wintertag um das Dorf, im Dorfe, vor der — wie üblich — letzten Hütte, der Winterabend sodann, dessen reine Luft jeden Klang und dessen Dunkelheit jeden vorbeizitternden Lichtschein in die unwirtliche Stube sendet, auf daß dort die tötende Stille und Finsternis ihr Zerstörungswerk fortsetzen.

4. Die beiden Dorfromane

a) Der Schandfleck.

Fast genau in die Mitte der dem Dichter vergönnten Schaffenszeit, in den August 1879, fällt das große Bekenntnis der zweiten Vorrede, diese Rechtfertigung für das Zurückliegende, das Programm für das noch kommende Jahrzehnt oder, wenn wir diese Perioden mit ihren Höhepunkten benennen, die Rechtfertigung für das „Vierte Gebot", das Programm für den „Sternsteinhof".

Das „Vierte Gebot" ist jenes Werk Anzengrubers, zu dem Nietzsche die anderen (nicht alle, aber doch bedeutsame) Prolog, Epilog, Glossen genannt hätte. Die Prologe gipfeln wieder im „Gwissenswurm" und „Schandfleck", die Epiloge im „Sündkind" und „Einsam".

Der Volkserzieher kennt nicht die süße Sünde, er kennt nur Schuld und Sühne und er zieht — nicht nur in der hiermit im Zusammenhang stehenden Aphorismenreihe 606—620 — auch das Kind in Rechnung, vor allem das Sündkind: das Kind der ledigen Magd, der Frau oder Witwe, die „sich vergaß", des Zölibatärs. Nicht über jedem lacht die Sonne des Glücks wie über der Horlacherlies, die durch resolute Bravheit ihres Vaters Sünde tilgt und falsche Sühne unnötig macht, und nicht überall liegt das Problem so einfach. Wie dieses

Problem rasch fortschreitende Reife vertiefen konnte, zeigt der ein Jahr nach dem „Gwissenswurm" entstandene „Schandfleck". Die tiefe Wahrheit des 615. Aphorismus, Kindespflicht setze Elternpflicht voraus*, ist noch nicht so scharf in den Blickpunkt gestellt wie in dem gewaltigen Wiener Volksstück, aber sie ist doch die ideelle Achse, um die der Stoff und die aus ihm aufsteigenden Gedanken kreisen. Vater im sittlichen Sinne des Wortes wird einer nicht durch die Natur, durch den Zeugungsakt, sondern durch das werktätige Interesse, durch die erziehende Fürsorge**; und Kind im gefühlsbetonten Sinne des Wortes muß nicht das in legitimer Ehe erzeugte sein, sondern kann auch ein fremdes, in die Ehe geschmuggeltes werden, ein Ehre und Gewissen belastender Schandfleck, wofern nur jener Erzieher auf fruchtbaren Boden säete und Dankbarkeit weckte. Hier scheint der Grundgedanke des „Schandfleck"*** zu liegen. Der Stoff

* Vgl. das oben, S. 413, über Kapitän Marryats „Japhet, der einen Vater sucht" Gesagte. — Übrigens findet sich schon viel früher. in Jüngers „Fritz" (um 1790) zu Anzengrubers Glossen zum „Vierten Gebot" eine merkwürdige Parallele (I. Buch, 15. Kapitel): „Sittenlehrer, gebärdet euch, wie ihr wollt . . ., ich nehme mein Wort doch nicht zurück! ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!' Alles ganz gut und schön! Nur habe ich dabei mit allem gebührenden Respekt für die zehn Gebote die kleine, unbedeutende Anmerkung zu machen: daß ein Vater, der von seinem Kinde geehrt sein will, sich auch verehrungswürdig gegen dasselbe betragen muß. Wenn er das nicht tut, so hat er auf die Verehrung und den Gehorsam seines Kindes nicht den geringsten Anspruch".

** Vgl. in den Dramatischen Fragmenten, Bd. I, die Szene Nr. 59, S. 351.

*** Das Wort stammt wohl aus Auerbachs „Josef im Schnee", wo es in ähnlichem Sinne (uneheliches Kind) gebraucht wird. Fritz Mauthner („Gegenwart") tadelte den Titel als österreichisch in ungünstigem Sinne, nämlich als „aufgebauscht" und „Effekthascherei".

ist nicht einfach und nicht alltäglich, aber auch nicht unwahrscheinlich*.

Der alte Herlinger-Müller nimmt auf dem Totenbette, so heidnisch er sich auch sonst da gebärden mag, des vielerfahrenen Pfarrers gute Lehre an: er läßt sein einziges, voreheliches Kind „auf seinen Namen und an die Mühle" schreiben, rettet es dadurch — Besitz macht ja moralisch — vor sicherem Verkommen im Stromertum, gibt ihm mit der ersten Regung wirklicher Dankbarkeit auch die eines besseren Gefühles überhaupt und geht mit einem besseren Bewußtsein von der Welt, als er zeitlebens auf ihr gehabt hatte. Und der stromende Urlauber, der sich wie seine Schicksalsbrüder bei Anzengruber wenig um Gottes Gebote kümmerte, am wenigsten um das neunte, wird seßhaft, sitzt mit Weib und Kind ehrengeachtet auf seiner Mühle im Wassergraben und denkt nicht mehr alter Sünden. Von denen war wohl die folgenschwerste die Beschwatzung der Reindorferin, die zwanzig Jahre lang ihrem Manne ein braves Weib gewesen war und ihm mehrere Kinder geboren hatte und nun zuletzt einem Bankert das Leben geben mußte, dem Schandfleck, der Magdalena. Schweren Herzens, aber fest entschlossen, jedes Aufsehen zu vermeiden, findet sich der Reindorfer in sein Geschick — der Schandfleck trägt seinen Namen und bleibt im Hause; das Ansinnen des reuigen Weibes das Sündkind bei den frommen Frauen

* „Das nächstemal bitten wir um ein weniger interessantes Problem", meint Ed. Zetsche im Literaturblatt.

zum Sühnekind erziehen zu lassen, wird rundweg abgewiesen.

Langsam wird der Alte diesem Kinde Vater. Natürliche Abneigung wandelt sich in rauhe Strenge, diese in mildere, als die Gegenwirkung des unschuldigen, gut gearteten — wo bleibt die Vererbungslehre? —, folgsamen Kindes eintritt, schroffes Versagen und Verweisen weicht gütiger Lehre des über Gott und die Welt gar vernünftig denkenden Bauern, und die Freude über das Gelingen der Erziehung bindet Vater Reindorfer umso enger an das fremde Kind und seine dankbare Liebe, als die eigenen durch Spott*, Gleichgültigkeit und Trotz sich ihm immer mehr entfremden. Die Mutter steht abseits, in Scheu und Scham vor dem Kinde, dem lebendigen Beweise ihrer Schuld, verbringt sie freudlose Jahre. So geht es in ruhigem Gange bis zur Lebenswende des Mädchens. Diese wird herbeigeführt durch die vom Dichter lange vorausgesehene und gefürchtete, im Mädchen aber jäh aufzuckende Liebe zum Müller-Flori. Auerbach hat das Motiv**

---

* Wie Leopold (IX, 3$_{17}$ f.), so hatte auch der Vinzenz in Auerbachs „Lehnhold" den Vater durch den Spott, daß immer noch Kinder kämen, in die äußerste Wut gebracht.

** Es gehört mit zu den in der volkstümlichen Literatur immer wiederkehrenden: Vgl. Josef Ranks „Friedländer" („Aus dem Böhmerwalde", 2. Band, 1851): Der Friedländer hat auf seinen Wanderfahrten die Liebe eines Bauernmädchens genossen, findet sie nach seiner Rückkehr verheiratet, sie beichtet ihren Fehltritt ihrem Manne, der in furchtbaren Zorn gerät und den in die Ehe geschmuggelten Knaben aus dem Hause stößt; der Friedländer nimmt ihn (Paul) mit in sein Haus — oder glaubt es wenigstens zu tun. Später entspinnt sich ein Liebesverhältnis zwischen Friedländers Tochter und Paul, dieser muß aus dem Hause, entpuppt sich als untergeschobenes Kind, das echte wird aufgefunden und alles zu einem glücklichen Ende

„französisch-überbeizt" genannt. Sinnloser Vorwurf. Frivoler Behandlung ist jeder Stoff ausgesetzt — wie weit sie hier gehen könnte, zeigte scherzhaft Rosegger später einmal im „Spaß des Holzhändlers". Sein Bestes wendet Anzengruber an diese Episode, die zartesten, die leuchtendsten Farben stiehlt der Realist der Romantik von ihrer Palette, um die kurzen Stunden erster Liebesseligkeit zu malen, eines Glückes, das dann in der peinvollen Antwort des Vaters auf die Frage des Mädchens, warum die Werbung der Müllerin abgewiesen worden sei, so rasch erstickt.

Verzichten müssen! Den Flori macht's zum Lumpen und Raufteufel, die Magdalena treibt's fort auf eine neue Bahn, wo sie noch Gelegenheit bekommt, ihr Grundehrlich- und Bravsein zu erproben. Nachdem sie vom ermahnenden, segnenden Vater zärtlichen, ergreifenden, von der im Schuldgefühle zusammenbrechenden Mutter herben, scheuen Abschied genommen, sucht sie sich einen Dienst in Wien. Wunderbar, wie der Dichter in den wenigen Zeilen, die er dem Abschiede Magdalenens von der Mutter widmet, das ganze tief und wahr erfaßte Verhältnis der beiden zusammendrängt. Magdalena bedauert ihre Mutter — das hielt die beiden ewig von einander — und eher läßt sie den Dichter, der Erbarmen für jedes Geschöpf in Anspruch nimmt (Aphorismen, 314, 317), ob ihrer Herbigkeit den

gebracht. — Ähnlich in Silbersteins „Ameislerin", in seinem Volkskalender auf 1877, der Geschwisterliebe in Jean Pauls „Hesperus" und „Titan" wurde schon oben S. 498, gedacht.

Kopf schütteln, als daß sie um einen Grad wärmer und herzlicher würde.

Der Übergang der Dorfgeschichte in die Stadtgeschichte* konnte nicht so sehr wundernehmen, wäre nur diese auf der künstlerischen Höhe jener geblieben. Das war nun eben nicht der Fall. Von da an, wo Magdalena Langendorf** verläßt, zerläuft die Handlung, Episoden werden häufiger und interessanter als die nicht gerade originelle Familien-, das heißt Familienblattgeschichte, Nebenabsichten drängen sich vor, und nur dort, wo die Langendorfer wieder auftreten oder von sich hören lassen, kommen wir auf die alte Höhe.

Ein alter Frächter, der Kollinger Michel, nimmt Magdalena mit in die Kreisstadt. Nicht besser konnten nach dem tragischen Finale des ersten Teiles

---

* Der Dichter äußert sich hierüber in einem Briefe (15. August 1884) an den Leipziger Verlag, Breitkopf und Härtel, mit dem er wegen der Buchausgabe seiner beiden Dorfromane unterhandelte, folgendermaßen: „Im Jahre 1876 erschien dieser Dorfroman in einer belletristischen Zeitschrift, der Autor ließ sich durch eine redaktionelle Andeutung beeinflussen und verlegte den Schauplatz in der zweiten Partie des Werkes von dem Dorfe in die Stadt; wenn nun auch billige Leser diesen städtischen Bildern wohlwollendes Interesse entgegenbrachten, so schien doch die Einheit des Werkes gestört, es hätte eines zweiten selbständigen Romanes bedurft, um der Aufgabe, der sich der Verfasser plötzlich gegenübergestellt sah, gerecht zu werden, dazu versagte Zeit und Raum, denn mit dem ersten Halbbande der Zeitschrift mußte vertragsmäßig die Arbeit schließen; das allein bedingte schon eine skizzenhafte Behandlung der städtischen Partie, welche die Mehrzahl der Leser enttäuschen mußte und derselben als ein Fehler erschien. Diese augenscheinliche Abschwächung des erhofften und anfänglich auch wirklich errungenen vollen Erfolges fiel für den Verfasser umso mehr in das Gewicht, da er sich gestehen mußte, von dem ursprünglichen Plane, welcher die Geschichte als Dorfgeschichte und nicht mit konventionell gutem Ausgange, sondern mit wehmütig-ernstem Ausklingen schließen ließ, nicht zum Vorteile des Ganzen abgewichen zu sein ...."

** Der Ortsname erst im zweiten Teil; vgl. in Bd. IX, Seite 189 mit Seite 47. —

Heldin und Leser beruhigt, d. h. auf andere Gedanken gebracht werden als durch diese Episodenfigur. Der Kollinger Michel, der seit fünfzig Jahren dieselbe Straße befährt, hat sich seine Lebensweisheit, wie der Steinklopferhans, die Botengänger-Traudel, der hausierende Hautzner Michel und wie diese Straßenphilosophen alle heißen mögen, auch auf der Straße zusammengelesen, vor allem aber einen Sack voll kostbarer Geschichten, aus dem er freigebig austeilt. Da ist der Mönch von Grottenstein, der den von ihm erzeugten Unsterblichkeitstrank nicht hat trinken wollen, um sich nicht aus der Wesens- und Schicksalsgemeinschaft der anderen Lebenden und Toten auszuschließen, oder der, nach anderer Lesung, von seinen Brüdern vergiftet worden, weil er das Geheimnis von dem wundertätigen Stein der Weisen der ganzen Menschheit hat verkünden wollen — ein schönes Zeugnis dafür, wie Anzengruber die Gedanken seines Vaters über Berthold Schwarz weiter spann; da ist die erschütternde Geschichte vom Sennfelder Jakob, der seinen Nebenbuhler erschlagen und dem dann, als die Gendarmen hinter ihm her waren, der eigene Vater das Rasiermesser in die Hand gedrückt, auf daß er nicht am Galgen ende — Hebbel hätte sie auch nicht kürzer und schlagkräftiger schreiben können und sein Meister Anton und der alte Sennfelder sind vom selben Holze; da ist der lustige Spaß von den vertauschten Täuflingen und der traurige von der genarrten Kindsmagd, die dem Stadtherrn, einem kindisch-gewissenlosen Studenten, das einst

werbende Wort glaubt bis in ihre in Schwachsinn verdämmernden letzten Tage — daß eine Warnung für Magdalena drin stecken könnte, darauf kommt sie nicht, und der Dichter macht auch weiter keinen Gebrauch davon. Es war eben geplaudert um des Plauderns, um des Zerstreuens willen.

Magdalena übernachtet auf der Reise nach Wien in einer Landstadt, man kann an Wiener-Neustadt oder St. Pölten denken, und zwar bei ihres Vaters älterem Bruder, dem pensionierten Schulmeister Johann Reindorfer — wohl nur zu dem Zwecke, sich mit ihrer Herzensgüte und ihrem gesunden Hausverstand von kleinstädtischer Beschränktheit, Herzlosigkeit und Geckenhaftigkeit schön abzuheben und sich in dem Vorsatze zu bestärken, ihrem Vater einen schöneren Lebensabend zu bereiten. Ähnlichen Zwecken diente wohl der erste Wiener Aufenthalt beim „Schuhfabrikanten" Zeidlhuber. Der stammt aus Friedrich Schlögls Strafprotokoll und gehört mit in die Reihe der Anzengruberschen Vorstadtgestalten, die die Umwelt des geplanten Romanes „Sumpf" bilden helfen sollten. Ein glücklicher Zufall in Gestalt der wackeren Grünzeughökerin Brunner führt sie endlich in das Haus eines reichen Kaufmannes, dessen verwitweter Sohn eine Pflegerin für sein Töchterchen braucht. Wie Magdalena ihre Pflicht als Kameradin getreu erfüllt, wie des Landmädchens gesunde, unberührte Schönheit und stille Bedeutendheit auf den jungen Kaufmann Eindruck macht und die Sache bald zu dem erwünschten Ziele kommt, das gehört nun freilich nicht zu Anzen-

grubers besten Erfindungen. Die Schwäche liegt nicht bloß in der Form, wie Anzengruber am 23. März 1877 Bolin gegenüber gesteht, nicht bloß in der sorglosen Skizzierung des Stadtlebens und seiner Figuren — die Episode Zeidlhuber ist keineswegs bloß skizziert — sie liegt vor allem im Stoff, in der Erfindung der Handlung und der Gestalten. Beides schablonenhaft. So gut einzelne Vorstadtfiguren, wie eben der unsolide Schuster und die gute Hökerin, gelungen wären, wenn sie interessanterer Handlung zu dienen hätten, so völlig uninteressant ist die ganze liebenswürdige Familie Fischer. Wollte Anzengruber mit seiner Entschuldigung an Bolin, er habe als Stadtkind alle einschlägigen Verhältnisse als zu bekannt vorausgesetzt, sagen, daß er sie selbst zu genau kannte, um auf ihre Abschilderung besonderen Wert zu legen, so täuschte er sich und den Adressaten. Das patrizische Handelshaus kannte er nicht, viele andere Gesellschaftsschichten der Vorstadt und der City ebensowenig; sonst hätte er schon in Reden und Handeln etwas mit ihnen anzufangen gewußt. Nein, die Familie Fischer kommt nicht aus der Wirklichkeit, sie kommt aus den Familienblättern und von den Brettern des Lustspieltheaters.

Wie gesagt, wenn sich die Langendorfer Grabenleute wieder melden, fühlen wir altes Behagen. Es ist glücklicherweise oft genug der Fall. Vor allem vollzieht sich Floris Geschick. Der „Flori verwindet's nicht", daß seine Lene seine Halbschwester und sein Vater der Mann ist, der mit einem

Schelmenstreich so viele Leute unglücklich gemacht hat. Des Vaters Blut fängt in ihm an zu toben, und der Flori „gibt sich Mühe", daß keine Besinnung eintritt. Er wird mit seiner Kraft und seiner hemmungslosen Gier der Schreck der ganzen Gegend. Das ist nicht das Gären vor der Klärung, das ist das Gären vor der Fäulnis, vor dem Zugrundegehen. Der Flori weiß es und sucht zu beschleunigen. Er hört vom Leutenberger Urban, der im Nachbargau noch gefürchteter ist als er in seinem, weil er nicht bloß wüst, sondern geradezu ein Teufel ist. Dort winkt ihm, was er braucht: Vernichtung oder ein Sieg, der seinen Ehrgeiz befriedigt. Er sucht wohl jene. Denn sonst setzt sich etwa, wenn die Melzer Sepherl auf den Reindorferhof kommt, das frevle Spiel zwischen diesem Hofe und der Mühle fort, und Schuld und Fluch vererbt sich noch auf ein weiteres Geschlecht. So wenigstens kommt's ihm vor — es ist falsch gedacht, wie sich später zeigt — als er in der Nacht am Reindorferhofe vorübergeht, wo — ein ergreifendes Spiel mit Kontrasten — eben die Bäuerin stirbt. Der Sterbenden hat ihr Mann endlich aus ganzem Herzen verziehen und aus tiefstem Mitleid mit der Sterbenden, die um eines Fehltrittes willen so viel hat leiden müssen, aus tiefstem Mitleid mit aller Kreatur, denn alles ist zum Leiden geschaffen, erkennt er: Nicht die Liebe ist das beste, das Erbarmen ist es, das selbstlose, das wir alle mit einander so nötig haben. Das Spiel mit den Kontrasten geht weiter. Als Flori Zirbendorf betritt, eilt der Dichter ihm voraus und

überläßt sich, wie so oft, auf dem Friedhofe, unter dem Stundenschlage der Turmuhr seiner Stimmung — ganz klare Gedanken bringt sie hier nicht hervor —, d. h. dem Gefühle unmittelbarer, nicht durch Erinnerung an die Vergangenheit, nicht durch Furcht vor der Zukunft gebundener Gegenwart, den identischen Gefühlen des Seins, der Ewigkeit, des sicheren Zusammenhanges mit dem All. Das ganze eine wohlerwogene Atempause vor der nun einsetzenden gewaltigen Steigerung. Die beiden Raufteufel geraten also an einander. Wunderbar, wie in Flori, als er den Leutenberger in seiner ganzen Scheußlichkeit und Brutalität hilflosen Menschen gegenüber erkennt, sogleich die mühsam genährte Lust an bloßer Rauferei verschwindet, wie ihm sein Vorhaben sogleich in anderem Lichte erscheint: der Unhold muß vertilgt werden, und besser kann er sein verpfuschtes Leben nicht mehr beschließen als mit dieser Todesweihe, dieser Befreiungs- und Sühnetat. Das Opfer wird angenommen, die Tat gelingt. Wie das geschieht*, von den Nächstinteressierten mit angesehen, im Dorfe sodann ruchbar wird, wie der Müllerssohn heimgebracht und begraben wird — gleichzeitig mit der Reindorferin —, wie am Grabe der Reindorfer, dessen Schmach das Schicksal so furchtbar am Müller gerächt hat, diesem — nicht sentimental verzeiht, aber sein Erbarmen zuteil werden läßt, wie endlich der tote Raufer als lichtumstrahlter Heros im Gedächtnis

* In Auerbachs „Lehnhold" eine ähnliche Situation: Alban stürzt sich mit seinem teuflischen Bruder in einen Abgrund.

der geretteten Everl fortlebt — die Darstellung dieser rasch auf einander folgenden Szenen ist ein unerreichtes Meisterstück.

Ganz versteht freilich der Müller erst den Ernst der Situation, als Magdalena, die er bald darauf in Wien aufsucht, sein Anerbieten, sie an Kindesstatt anzunehmen, ausschlägt, ihm den Vaternamen weigert und an dem festhält, der sich diesen um sie verdient, am alten Reindorfer. Sinnierend fährt der Müller heim. Da reden nun die Gedanken aus ihm heraus, die in Anzengrubers Alltagsmoralbüchlein ganz vorn stehen: In den letzten, verschwiegensten Bewußtseinswinkel hinab mit dem Halunken, der in jedem von uns steckt! Denn wohl dem, der niemandem weh getan! Ein schönes Beispiel dafür, wie die „Lehre" aus der Gestalt, ihrem Tun, ihrem Geschick ganz von selbst hervorgeht — nicht vom Dichter unter dem Strich dem Leser mitgeteilt zu werden braucht, und wie auch nicht um ihretwillen Gestalten und Situationen erfunden werden müssen. Auch sonst ist im „Schandfleck" allenthalben dem Dichter dieses sein Vorhaben so gelungen, daß er es in der Programmrede recht wohl als Forderung aufstellen konnte.

Der Müller ist entlassen, die Tugend kann sich zu Tisch setzen. Magdalenens Aufstieg zur Schwiegertochter des reichen Wiener Handelsherrn geht ziemlich rasch vor sich. Dem jungen Witwer, der übrigens bloß immer abreist und wieder kommt, gefällt das schöne Kindermädchen über die Maßen, der übrigen Familie auch so gut, daß Fischer senioris

leichte Bedenken und die Musterung durch die alte Erbtante — eine gelungene Lustspielepisode — höchstens als notwendige retardierende Momente in Betracht kommen, denn mit irgend etwas muß doch die Zeit ausgefüllt werden. Wichtiger sind die Bedenken Magdalenas selbst. Sie äußert in ihrer absoluten Wahrheit und Aufrichtigkeit alle, die in ihrem Falle geäußert werden können, sie erzählt auch ihre ganze Geschichte, und erst, als alles klar und offen vor beiden liegt, neigt sie sich Gustav zu. Der aber fährt — er weiß, wie lieb das seiner Braut sein wird — nach Langendorf und hält bei Vater Reindorfer um die Tochter an; eine Formsache, wie die Dinge liegen, aber vom Dichter zu einer Szene höchsten Glückes für den alten Mann gestaltet. Mit den eigenen Kindern lebt er in Unfrieden — sie haben kein Verständnis und kein Herz. Und während im Hintergrunde die überlaute Hochzeit Leopolds mit der Sepherl tobt und der Alte abseits sitzt, geplagt von dem Gedanken, wie die eigenen Kinder zu nichts Rechtem erzogen, wie er (schwächer als später der Zulehner in den „Örtlern") der öffentlichen Meinung nachgab und zu Leopolds Braut ja sagte und wie die eigene Tochter ihm das herzlos verübelt, kommt der Stadtherr zu ihm und sagt ihm Worte herzlichen Dankes für sein Erziehungswerk an dem Kinde, das das seine nicht gewesen, aber geworden. Und in die letzte Konsequenz dieses Gegensatzes — hie eigenes Kind, hie Schandfleck! — mündet auch die Geschichte aus. Der Ausgedinger muß noch von seiner unwillkommenen

Schwiegertochter, die der feste Besitz (der Flori hätte sich, wie gesagt, geirrt) nicht nur solid, sondern noch bösartig und belfernd macht, arge Bosheit und Demütigung erdulden, der Sohn sieht gleichmütig zu — und als er die Tochter um Hilfe bittet, wird er von der im wahrsten und bösesten Sinne des Wortes heimgeschickt. Heim geht er aber nicht. Er weiß, dieses Heim wird nicht lange Reindorferisch heißen, die Bäuerin stiehlt.

Was an ohnmächtigem Grimm und Hoffnung auf Vergeltung in ihm lebt, preßt er in das aus tiefster Bauernseele geholte Wort „Hofverderber!". Dann geht er — betteln.

Tat es Anzengruber wirklich nur, um sich den Lesern der „Heimat" zu gelieben, oder wollte er mit Rücksicht auf den Quartalsschluß des Familienblattes die Geschichte um jeden Preis zu Ende bringen, oder verscheuchte sonst etwas seine guten Geister, kurz: das von der Hochzeitsreise heimkehrende Paar findet auf der Straße den weißhaarigen Bettler und nimmt ihn natürlich mit nach Wien; dem gefällt's dort und in der ersten Wiener Morgenstimmung kommt es ihm vor, als hätte seinem wunderlichen Schicksale doch ein Plan zugrunde gelegen: „Allwegen geschieht nichts um nichts!"

Mit dieser Antwort auf das, was der Reindorfer in der Stunde, da ihm der Schandfleck geboren worden und die eigenen Kinder frech und herzlos Vorwürfe machten, ratlos und qualvoll fragte, schließt die Erzählung; und wahrt mit

dieser gedanklichen Rahmensymmetrie eine Einheit, die wir sonst oft in ihr vermissen. Kein Zweifel, der erste Teil bis zur Schicksalswende des Mädchens ist nach strengem Plane gestaltet. Die drei (ersten) Expositionskapitel führen uns die Leute im Reindorferhofe auf und ihr gegenseitiges Verhältnis zur Zeit, da der Schandfleck auf die Welt kam, und das Verhältnis des Reindorferhofes zur Mühle im Wassergraben. Allgemach entfaltet sich notwendiges Geschehen: Während Magdalenens Geschwister und die Mutter im Hintergrunde bleiben, wächst sie selbst mit Flori heran und in die immer der jeweiligen Situation angepaßte Erziehung des Reindorfers hinein. Drum besteht sie auch die furchtbare Probe, und ihr Leben behält seinen großen Zweck. Nach der Schicksalswende schiebt sich, wie schon erwähnt, die ganze Handlung in Episoden vorwärts, von denen die Kollinger-, die Leutenberger- und Tante-Helene-Episode gewiß in hohem Grade befriedigen — auf Mittrowitzers schale Possenkomik möchten wir freilich gern verzichten —, aber, wenigstens die ersten beiden, die Heldin doch allzusehr ausschalten.

Die Charaktere entwickeln sich alle naturgemäß, nur die Melzer Sepherl muß der ausgesteckten Handlung zuliebe ein Drache werden, wozu doch die etwas leichtherzige Dirne früher gar keine Anlagen zeigte. Der überhastete, gemachte Schluß schadet dem Werke vollends. Der ausgezeichnete erste Teil rettet den zweiten nicht — im Gegenteile. Wer stimmte nicht — unter Vorbehalt, natürlich —

Geibel zu, der gar nicht glauben wollte, die beiden Teile hätten ein- und denselben Verfasser.*

Wie Anzengruber veranlaßt wurde, seinen ersten Roman umzuarbeiten, wie er an die Arbeit ging und sie zu Ende führte, ist aus der Zusammenstellung der hierauf sich beziehenden Briefe des Dichters — namentlich an Bolin — durch Bettelheim bekannt. Zuerst sollte nur der Wiener Teil ausgeschieden werden, Lenerl sollte in die Kreisstadt kommen „und von da wieder aufs Land". Dann scheint es dem Dichter um den Abfall doch wieder leid gewesen zu sein, und er beschloß, ihn zu einer Stadtgeschichte auszuarbeiten. War es ihm mit dieser Stadtgeschichte ernst und hätte jener schon erwähnte Selbstvorwurf (Brief an Bolin vom 23. März 1877) das Richtige getroffen, so mußte „sorgfältige Behandlung" an die Stelle „skizzenhafter Andeutungen" treten, also die Darstellung städtischer Verhältnisse und Gestalten entsprechend vertieft werden. Davon aber keine Rede. „Ich habe", sagt er im Vorwort zur „Kameradin" (Mai 1881), (aus dem Schandfleck) „alle Schilderungen, welche sich auf die Stadt beziehen, und die Erzählung der Erlebnisse eines Landmädchens daselbst herausgehoben, habe die Heldin dieser Bruchstücke umgetauft, eine neue

* Einmütig lobte die Kritik den ersten und tadelte den zweiten Teil (Feldmann, Mauthner, Zetsche u. a.). Zetsche fand das Ende der Geschwisterliebe nicht tragisch, sondern trostlos, das Problem sei künstlerisch befriedigend nicht lösbar. — Mauthner pries insbesondere den meisterlichen Kindermaler, fürchtet für den zweiten Teil wegen des Lorle-Problems und verglich Anzengruber mit Auerbach: „Beide vergöttern nicht mehr die ‚geniale' Person an sich, sondern nüchterne, ruhige Hingabe an die Allgemeinheit'".

Verwicklung und Lösung hinzugefügt und so diese „Kameradin" zu stande gebracht".

Diese neue Verwicklung und Lösung stammt aber wieder vom Lande, wiederum haben wir mit der nicht wesentlich geänderten, also anfechtbar gebliebenen Stadtgeschichte eine gute Dorfgeschichte verbunden, der alte Tragelaph ist in verjüngtem Maßstabe wieder da.

Es handelte sich also um das Komplizieren der Fabel, sollte aus dem einfachen Thema: ein Landmädchen kommt nach Wien zu einem jungen Witwer als Kindermädchen und wird seine Frau —, das nur in Verbindung mit Langendorf die Lebenskraft für eine Erzählung besaß, ohne diese Verbindung aber wohl nur zu einer Skizze im Stile der „Bekannten von der Straße" oder für ein „Schlußkapitel eines Romans" genügenden Stoff enthielt, eine erträgliche Geschichte gemacht werden; und zwar war das Komplizieren dort nötig, wo die Leere der ersten Fassung eine Auffüllung am dringlichsten heischte: in dem Verhältnisse der Liebenden. Das Haupterfordernis für die Standeserhöhung der armen Magd war Reinheit, Unbescholtenheit; demnach waren hier Fragezeichen, durch unzeitgemäßes Schweigen vermehrt und verstärkt, notwendig; nicht Verleumdung, sondern Schein von Tatsachen, Eingeständnis oder beredtes Schweigen.

Hier hatte Silberstein vorgearbeitet. Den zweiten Band seiner „Dorfschwalben" eröffnete die Geschichte „Der Schulmeister und seine Tochter". Eine

Schulmeisterstochter, die schöne Gundl, nimmt bei dem entscheidenden Stelldichein, das ihre Nachbarin Stasi, die Verlobte eines Bauern, aus Leichtsinn und Eitelkeit mit einem einquartierten Kadetten verabredet, auf Stasis Bitte ihre Stelle ein, rettet dadurch zwar der Kameradin Ruf und Hochzeit, muß aber so lange die Schande tragen, bis die Wahrheit durch ein feierliches Bekenntnis des Kadetten herauskommt*.

Die Dorfgeschichte, die Anzengruber mit Verwertung dieser Motive zur Vorgeschichte seiner „Kameradin" macht, läßt nun freilich Silbersteins tugendhafte Erzählung, die das grelle Licht des wirklichen Lebens noch nicht kennt, weit zurück. Sie allein berechtigte den Dichter zu der Hoffnung, daß man (Brief an Maas, 31. Jänner 1881) „diese Arbeit nicht als bloße Zeitverschwendung betrachten werde"; Anzengruber steht hier wirklich auf der Höhe seines Könnens, und es ist schade, daß Bolin nicht die Sache noch einmal aufgriff und seinem Freunde nahelegte, auch diese Dorfgeschichte auf dem Dorfe zu Ende zu führen u. s. w. Bolin aber war zufrieden. Sein Urteil (Brief vom 26. Juli 1881): „In dieser Fassung läßt man sich die Verwandlung der Landdirn in eine Städterin ganz gut gefallen, zumal alles Ländliche nunmehr bloßer Hintergrund (?) verbleibt, aus dem die Titelfigur

* Anton Langer war in den „Opfern des Goldes" sogar noch einen Schritt weitergegangen. Dort läßt eine Bürgerstochter sogar das Kind einer Gefallenen als das ihre gelten, um diese, ihre Base, vor dem Jähzorn ihres Vaters zu schützen, und trägt den Makel ihrer Ehre.

dem Leser schon gänzlich losgelöst (?) vorgeführt wird" ist schwer zu verstehen*.

Wieder ist es eine Schulmeisterstochter, die ihrer Freundin im kritischen Augenblicke auf eigene Rechnung und Gefahr aus der Not hilft, sich als echte Kameradin erweist; aber die Freundin ist die Tochter des grob-protzig auf Ehre im Hause haltenden Bürgermeisters, und der kritische Moment lebt nicht nur im Munde eines windigen, prahlerischen Kadetten, sondern das ist das sehr eindeutige nächtliche Beisammensein mit dem Knecht des Hofes. Der jähzornige Bauer kommt just dazu, schlägt den Christian Sommervogel halb tot und jagt die vermeintlich Entehrte — Brigitta hatte bei Julie übernachtet und nur sie, die Arme, konnte nach des Großbauern Meinung Schande ins Haus gebracht haben — aus dem Hause und dem Dorfe. Die Sache konnte nun eine Wendung ins Tragikomische nehmen: Christian Sommervogel, im Glauben, der Bauer wisse um den wahren Sachverhalt, will sich als Schweige- und Schmerzensgeld durch ihn, den Vormund Brigittens, des bemakelten Mädchens Hand erzwingen. Der Bürgermeister schreibt zwar den verlangten Brief, aber weder dieser noch Christians Begehr tun auf Brigitten die geringste Wirkung. Christian, der weder den Humor noch den guten Engel (die Botengänger-

* Bolins Besprechung in der „Gegenwart" (25. August 1883) ist unkritisch, ein Lob in allgemein gehaltenen Wendungen. Er findet die Erzählung anschaulich, naturgetreu, nicht frivol, spannend, aber nicht effekthaschend; behaglicher Ton, liebenswürdiger Humor, sittlichernste Lebensanschauung.

Traudl) des späteren Hoisel-Loisel hat, wird nun dem Bürgermeister gegenüber drohender und erzählt endlich, als dieser noch immer nicht begreifen will, den ganzen Hergang. Die maßlose Wut des Dorfprotzen entlädt sich nun über die (bereits verheiratete) Tochter, die denn auch ihr Verschulden mit dem Leben zahlen muß.

Die äußere Verknüpfung dieser Dorfgeschichte mit der Stadtgeschichte ist gegeben, als Brigitte, der das Erzählen des Vorlebens begreiflicherweise nicht so leicht fällt als Magdalenen im „Schandfleck", Gustavs Werbung ausweicht und dieser, auf Wahrheit dringend, nach Sebendorf fährt. Dort schenkt ihm der Bürgermeister, innerlich darüber frohlockend, daß er dem Stadtherrn eins versetzen kann, vermeintlich reinen Wein ein — noch war ja Christian mit dem abschlägigen Bescheid nicht heimgekommen —, und Gustav „erwacht aus dem Traum der Liebe". Auf der Heimreise, die der Dichter verzögern muß, um theatermäßig Zeit für die Abfolge der Ereignisse zu gewinnen, lernt Gustav, nachdem er noch, von Enttäuschung und Ekel geschüttelt, Beiträge zu Anzengrubers Aphorismensammlung gegeben (Bd. VIII, 256 f.), das „Eheglück" seines Geschäftsfreundes Körbler kennen — sehr selten nur ist Anzengruber, der Erzähler, auf das unglaublich niedere Niveau dieser ebenso stil- als geschmacklosen Episode hinabgesunken — und tritt nun wieder seiner Geliebten gegenüber, mit einem Schimpf auf den Lippen, den auszusprechen gerade noch die dea ex machina, Brigittens Mutter, die

das Sebensdorfer Unglück berichten kommt, verhindert; worauf sich dann alles nach Wunsch fügt und ein behagliches Schlußkapitel noch die Befürchtung — sie könnte in Auerbach- oder Birch-Pfeiffer-kundigen Lesern aufsteigen — bannt, das Landmädchen könnte im Hause des Wiener Patriziers doch nicht das rechte Glück gefunden haben.

Im übrigen war der Dichter beflissen, von dem Stadtteile des „Schandfleck" so wenig als möglich zu opfern. „Alles, was mich wegzuwerfen reut", schreibt er am 30. November 1880 an Bolin, „alles, was mich für die ‚Schandfleck'-Umarbeitung stören würde, wird hier in der neuen Geschichte zusammengestellt ... Aus der alten Stadtgeschichte eine neue zu machen, ist nicht schwer." Das heißt, Anzengruber machte sich's nicht schwer. Die ersten vier Kapitel sind fast ohne Änderung aus „Schandfleck", XIII bis XVI, übernommen. Eine ungerechtfertigte Sorglosigkeit. Magdalena und Brigitte machen doch die Reise in wesentlich verschiedener Gemütsstimmung, und der Kollinger mußte entweder andere Geschichten erzählen oder die neue Reisende die alten Geschichten anders aufnehmen. Auch die Änderung der Verwandtschaftsverhältnisse ist unglücklich genug. Der pensionierte Schulmeister Johann Reindorfer tauscht nur Namen und Stand, sonst aber redet ihm der „gewesene Stadtaktuarius Brucker" jedes Wort und jede Wendung nach, seine bösartige Frau und die nicht minder bösartige Schusterin sind die Schwestern von Brigittens guter Mutter — eine merkwürdige Familie, für die sich aber der Dichter

nur so weit interessiert, als es der beibehaltene Wortlaut des „Schandfleck" gestattet.

Zufrieden konnte der Dichter mit dieser recht und schlecht „zu stande gebrachten Kameradin" wohl nicht sein, und das spricht sich auch in der auf Bolins Rat (5. Jänner 1881) geschriebenen „Plauderei als Vorbemerkung" aus. Ehrlich ist sie — der Dichter gibt ruhig zu, daß man diese Erzählung größtenteils schon „irgendwo gelesen" haben werde; aber „notwendig" war dieses ironische Bedauern eines von Gedächtnis- und Denkkraftschwäche Befallenen nicht, und Humor ist auch keiner drin. (An Bolin, 3. April 1881.)

Die zweite Fassung des „Schandflecks" konnte ohne Vorbemerkung vor ihre Leser treten. Mit d e r Leistung konnte der Dichter zufrieden sein, und er war es auch.

Die Arbeit wollte lange nicht gedeihen. Nachdem schon am 9. Jänner 1879 der allgemeine Plan der Umarbeitung entworfen war, sollte diese im Frühjahre 1880 beginnen und „in diesem Jahre" erledigt werden; aber erledigt wurde nur die Stadtgeschichte. Die neue Dorfgeschichte glaubt er am 3. April 1881 so weit durchgedacht zu haben, daß er „das Gedachte werde zu Papier bringen können". Als sein Junge, Mitte November 1881, an Scharlach erkrankt, ist das dritte Kapitel im Kopfe fertig — die ersten zwei waren wohl schon zu Papier gebracht; am 1. März 1882 sind sechs Kapitel fertig, am 13. September 1882 empfiehlt er Bolin seine Magdalena und Kaspar als Vermählte, und einen

Monat später (13. Oktober 1882, eigentlich schon am 23. September) ist endlich auch der „alte Reindorfer ausgetrieben, gestorben und begraben". Die Umarbeitung ist beendet.

Wo lagen denn die Schwierigkeiten, die die Arbeit so hinauszogen? Weniger in den äußeren Verhältnissen. Seine materielle Lage war durch Bolins großmütiges Geschenk fürs erste gesichert, und kleine häusliche Mühsal machte ihn nie so flügellahm. Die Schwierigkeiten lagen in der hochgespannten Erwartung der Auftraggeber und Wohltäter, also Bolins. Der Dichter wollte etwas des Vertrauens und der Opferwilligkeit der Ungenannten Würdiges leisten. Die Schwierigkeiten für eine einwandfreie „Kameradin" wären ungleich größer gewesen.

Als Grundriß für die Umarbeitung schwebte ihm vor: die erste Hälfte der Erzählung bleibt unangetastet; ebenso sollte bleiben Floris Schicksal, Magdalenens Begegnung mit dem Müller („diese modifiziert") und die Austreibung Reindorfers; und der Schluß wäre, „daß Reindorfer zum Schandfleck trifft, um in dessen Armen zu sterben".

Also blieb die Umwandlung der großstädtischen Patrizierfamilie in die eines Großbauern, bei dem Magdalena als Kindespflegerin eintritt. — Diese ländliche Parallele zur städtischen „Kameradin" war also nicht schwer zu erfinden. Es handelte sich nur darum, das nachzuholen, was eben Anzengruber bei dieser wiederum schuldig geblieben war — um Beseelung und Belebung. Dem Großbauern, einem jungen Witwer wie Gustav Fischer, mußte Magda-

lena wert werden, nicht nur durch ihre Schönheit, Reinheit und Wahrheit, sondern vor allem durch das, was sie am Kinde getan, und der Großbauer selbst durfte kein solcher Schablonenmensch werden wie Fischer jun., er mußte auch sein Stück Leben hinter sich haben und durch dieses an Tiefe und Bedeutendheit gewonnen haben. Weiter: Zeit mußte vergehen und mit etwas Besserem ausgefüllt werden als mit den herkömmlichen Lustspielverzögerungen. Und endlich: Der Schluß der ersten Fassung hatte den alten Reindorfer, zumal ihm auch das Schlußwort blieb „Allweg geschieht nichts um nichts" zu sehr in den Mittelpunkt der Handlung gestellt — ganz abgesehen davon, daß dieses „glückliche Ende" zu viele Zugeständnisse an die Familienblattleser enthielt. Die eigentliche Entsühnung mußte erfolgen durch das rein empfangene eigene Kind. So nur konnte die Mutter das Unrecht der eigenen auslöschen.

Aus diesen Erwägungen ergab sich: Siechtum des Großbauernkindes, hervorgerufen durch ein Ereignis im Leben ihres Vaters, also durch den Tod der Mutter; unglückliche erste, durch „zwei alte Weiber", die Mütter der Brautleute, zusammengestoppelte Ehe, unglücklich, weil die junge Bäuerin — wie Adelinde Lipka — auf einen Lieberen hatte verzichten müssen; Zeitausfüllung nicht durch kleinliche äußere Hindernisse, sondern durch das Zagen der Liebesleute; dieses ist wieder allgemein menschlich begründet durch die Nachwirkung des Vergangenen auf diese beiden tiefen Charaktere: den

Bauern hat der Ehestand weibsscheu gemacht und Magdalena hört nach der großen Erzählung, das heißt Vertrauenskundgebung Kaspars die Nachricht vom Tode Floris und ihrer Mutter — und ist individuell begründet durch ein Verschämtsein, Nichts-sagen-wollen (Anzengrubers letzte Erzählungen „Josel und Julie" und „In der Andreasnacht" leben noch von diesem Motiv); endlich die Hinausschiebung des Schlusses über den Tod Reindorfers, an dessen Sterbebette noch die Burgerl ganz genesen kann, bis zur Geburt des Hoferben, mit der auch noch der hoffnungsfrohe Ausblick auf Burgerls Zukunft verbunden werden konnte.

Alle Kunst verwendete der Dichter darauf, Magdalena und Kaspar glaubhaft aus einander zu halten und zusammenzubringen. Der weibsscheue Bauer redet sich ein, von Magdalena nichts zu wollen, so sehr ihn auch seine gesunde Natur zu ihr zieht. Und Magdalena wird immer wieder an Langendorf erinnert. Den Besuch des Müllers zu „modifizieren", hatte sich Anzengruber, wie wir sahen, sofort vorgenommen. Er fühlte wohl, daß die kalte Abweisung des Tiefgebeugten durch Magdalena doch nicht ganz am Platze war. Darum muß der Müller nicht als Bittender zu Lene kommen, sondern als leichthin Begehrender; und so gibt ihm der Dichter den frivolen Wirt aus der Kreisstadt an die Seite, der vom Urlauberstreich Herlingers weiß und das Heimholen des Mädchens als einen guten Spaß ansieht. An der glücklichen Lösung arbeiten dann alle — die Geschichte verträgt und heischt ja eine

gute Gabe Humor. Wie die Dienstboten zischeln, das Dorf Spottlieder singt, Burgerl — allerdings recht frühreif — vorlaute Bemerkungen macht und endlich der köstliche alte Schwiegervater von Hinterwalden die Sache beim „rechten Trum" anfaßt — das alles ist wahr, reich, lebendig, das ist Bauernleben, wenigstens in der beschränkten Gültigkeit des Begriffes, die Anzengruber überall zugestanden werden muß. Dem entspricht auch die weitere Entwicklung: Lenes Übersiedlung mit Burgerl zum Großvater nach Hinterwalden, Kaspars Besuch dort und beim alten Reindorfer in Langendorf. Der Fehler der gewaltsamen Charakteränderung der Melzer Sepherl wurde nicht verbessert. Denn „ausgetrieben" muß der alte Reindorfer wieder werden. Nur geht er nicht nach alten Mustern als Bettler ins Elend, sondern findet als alter, müder, kranker Mann dorthin, wohin es ihn mit elementarer Kraft zieht, nach Föhrendorf, zum Schandfleck. Daß er hinfindet und Magdalenas Glück noch sehen kann, hätte freilich dem Dichter des folgerichtigeren „Sternsteinhofes" verübelt werden können*.

* Bolin zeigt sich („Gegenwart" 1885) durchaus zufrieden. Er billigt es, Anzengrubers Ausführungen in seiner Entgegnung an Duboc (4. März 1877) aufnehmend, daß Anzengruber den Roman nicht mit dem ersten Teile schloß, sondern die liebenden Geschwister nach ihren Charakteranlagen zu verschiedenen Zielen führte. Gegen die Entwicklung der früheren Hauptfigur bäumt sich unablässig Gefühl und Urteil auf. Bei den Hauptgestalten des zweiten Teiles der Kontrast der richtigen Liebe gegen die verfehlte; wenig Figuren, der Roman ist ein organisches Ganze von durchaus homogenen Bestandteilen.

b) Der Sternsteinhof.

In der Neujahrsnacht auf 1880 fühlte sich Anzengruber (Bettelheims Briefe, II, 66, an Bolin), „mehr als je entschlossen, so viel als möglich das Kleinliche nebenan liegen zu lassen und wieder einmal aus dem Vollen heraus zu schaffen, ganz unbekümmert darum, was Direktoren und Publikum derzeitig etwa dazu zu sagen oder nicht zu sagen hätten". An die Volksbühne will er aber dabei nicht denken. Nicht lange darauf überhaupt nicht an die Bühne. „Im Grunde meiner Seele oder meines Gehirns, meiner Phantasie — nach Belieben —", so schreibt er am 3. August 1880 an Ada Christen, „dämmert es von Plänen und Gestalten und bald — ich vermag nur nicht zu sagen — wie bald —, so kann's losgehen. Für die Bühne, Volks- oder andere, werde ich aber heuer mir wohl keine Zeit nehmen". Die Arbeit am „Schandfleck" — sie konnte mit diesem „aus dem Vollen heraus schaffen" nicht gemeint sein —, die sich weit über Erwarten als schwierig herausstellte, hinderte vorerst, daß diese Gestalten aus dem Nebel der Urschöpfung traten. Das geschah wohl erst im Winter 1882/83, nachdem im Herbste vorher der „Schandfleck" fertig geworden war und in der darauf folgenden Ruhepause (an Bolin, 13. Oktober 1882) dramatische Bilder, an die er doch wieder gedacht hatte, sich nicht ründen wollten. Lakonisch meldet ein Postskriptum (an Bolin, 8. März 1883): „Ich schreibe jetzt an einer größeren Erzählung, deren Stoff dem Bauernleben

entnommen ist"* —, noch knapper eine Karte an Rosegger vom 3. Mai 1883 „einen Roman schreib ich". — Im Juli ist er in voller Arbeit (an Bolin, 22. Juli 1883); vormittags arbeitet er an seiner Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof", mit der der neue, im Oktober beginnende Jahrgang der jetzt unter seiner alleinigen Leitung stehenden „Heimat" eröffnet werden soll. Über die Arbeitslast, die ihm als dem Autor des „Sternsteinhofes" und Herausgeber der „Heimat" aufliegt, klagen die weiteren Briefe an Rosegger vom 2. August, beziehungsweise vom 7. September 1883. Wie er Bolin am 16. Oktober mitteilt, war der Roman, als er zu erscheinen begann, nicht fertig, doch ist er mit seiner Arbeit bisnun vollkommen zufrieden, was bei ihm doch immer etwas besage. Im November (an Bolin, 11. November) hofft er, den „Sternsteinhof" noch „heuer zu Ende zu schreiben"; am 7. Jänner 1884 ist er fertig und kann nun (an Bolin, 25. Jänner) „in des Wortes schärfster Bedeutung faulenzen". Bolin spendet Lob (20. Juli), aber nicht so warm und uneingeschränkt wie sonst; er äußert auch einige Wünsche — Kürzung der Verhandlungen zwischen Pfarrer und Kaplan und der Assekuranzgeschichte, Weglassung der Schlußanrede an den Leser —, auf die aber Anzengruber nicht eingeht. „Da das Nachwort nichts weniger sein soll — auch nicht ist — als eine Entschuldigung, da sie ironisch gemeint ist, so

* Damit kann nur der „Sternsteinhof" gemeint sein, andere Bauerngeschichten entstanden in dieser Zeit nicht. Wenn also die an Bettelheim gesendete chronologische Tabelle den Beginn der Arbeit in den April verlegt, so unterlief ihm hier ein Gedächtnisfehler.

lasse ich selbe stehen" (an Bolin, 29. September 1884)*. Am 9. Juni 1884 bot der Dichter dem Leipziger Verlage Breitkopf und Härtel den Verlag seiner beiden Dorfromane an, die Vereinbarung kam rasch zu stande. Das Ansinnen, einige Reklamezeilen dafür zu schreiben, lehnt er ab (26. September 1885): „Ich will als Autor in Glimpf oder Schimpf ernst genommen werden, ich müßte mir ja selbst ins Gesicht lachen, wenn ich mir selbst so viel Ehre, als mir dem Publikum zuträglich erschien, antäte." Widerwillig nur rückt er in die „Heimat" folgende Zeilen ein (Brief vom 2. Oktober):

„Diese längere Erzählung, die jüngste Schöpfung des Autors, reich an humoristischen und ernsten Schilderungen und voll realistischer Kraft in der Durchführung, gibt im engen Rahmen des Dorflebens ein um so schärfer umrissenes Bild des sittlichen Verderbens, das dem Elende entkeimt, wenn es unvermittelt der Gedanke an seinen Gegensatz, den Überfluß, beherrscht."

Zu dem festen Motivenbesitzstand der älteren Dorfgeschichte gehört das aus dem Gesellschafts-

* Auch die Besprechung Bolins in der „Gegenwart" (6. März 1886) bewundert das Werk, findet es aber nicht behaglich. Es fehle der Reiz ländlicher Gemütlichkeit; der Standpunkt sei der Darwinsche Kampf ums Dasein. Die Pfarrhausepisode stört Bolin nicht mehr. Ausgezeichnet findet er die süddeutschen Idiotismen, um welche „unsere gebildete Alltagssprache jenes Land wohl beneiden könnte". — Auch Moritz Necker („Wiener Tagblatt", 27. November 1888) verweilt bei der Darstellung des rücksichtslosen Kampfes zwischen höchst kunstvoll gezeichneten – schwachen und starken Menschen. Kein optimistischer Schätzer der Menschheit hat diese Geschichte geschrieben. Aber wenn man sie, erdrückt von dem bitteren Pessimismus, aus der Hand lege, könne man nicht aufhören, die Kunst des Dichters zu bewundern.

romane übernommene Motiv von der Liebe zweier jungen Leute, die verschiedenen Dorfkasten oder Vermögensklassen angehören, beziehungsweise vom Widerstande der Eltern des vermögenden Teiles gegen eine solche Verbindung. Melchior Meyers „Erzählungen aus dem Ries" leben fast ausschließlich von diesem Kampfe der Jungen, die das Gleich und Gleich für ein schädliches Vorurteil halten, gegen die Alten, die auf ihr Bestimmungsrecht nicht verzichten und am Althergebrachten festhalten wollen. Je nachdem der eine oder der andere Teil siegt, gibt es gewöhnlich eine sentimentalisch-tragische oder eine heitere Dorfgeschichte; freilich hatte schon Stelzhamers „Ahndl" gezeigt, daß es auch anders sein könne. Oft gibt es auch zuerst eine Muß-Ehe, nach deren natürlicher Lösung durch den Tod dann die Willens-Ehe eingegangen werden kann. Zu den Kampfmitteln der Jungen gehören Trotz, Beharrlichkeit — romantisch Treue benannt —; der reiche Bauernsohn verläßt auch wohl das Elternhaus, um als Knecht oder Soldat den Eltern einen Stachel ins Herz zu drücken. Oft kommt den Jungen, soll's gut ausgehen, auch der Zufall oder eine „Fügung" zu Hilfe. Begreiflich wird der Widerstand der Alten, wenn zum Ehrgeiz und der Besitzfreude das Mißtrauen kommt, ob die Jungen das Erbe werden erhalten und mehren können oder wollen, oder wenn, wie das in den österreichischen Ländern häufig der Fall ist, die mangelhafte Regelung der bäuerlichen Altersversorgung den Übertritt in die oft rechtlose und armselige Stellung des

Ausnehmers die Übergabe der Wirtschaft in möglichste Ferne zu rücken ratsam erscheinen läßt.

Anzengruber macht von diesen alten Motiven wiederholt Gebrauch. Auch bei ihm kommen und entlaufen widerspenstige Söhne zu den Soldaten, der alte Zulehner will nicht in die Ausnahme und der Reindorfer hat allen Grund, Sohn und Schwiegertochter Hofverderber zu schelten.

In dieser Vater-Sohn-Schwiegertochter-Gruppe des „Schandflecks" steckt denn auch der Keim des „Sternsteinhofes". Der Dichter hatte sie nur in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, aus dem Motivenkreis des vierten Gebotes in einen andern, den des Kampfes um den Besitz, überzuleiten, demgemäß Licht und Schatten anders zu verteilen und das Gerüste des „Sternsteinhofes" war gezimmert. Der Gegensatz Vater-Schwiegertochter mußte vertieft werden. Der Reindorfer mußte zu des alten Zulehners Zähigkeit noch den größten Hof der ganzen Gegend bekommen, der erst das Kleinliche des Eigensinnes, des Trotzes in die Sphäre unbeugsamen Machtwillens hob, und die Melzer Sepherl mußte noch viel begehrenswerter, aber auch begehrender werden, mußte berückende Schönheit und dämonischen Angriffswillen ins Treffen führen können. Aussicht auf Erfolg konnte sich erst dann einstellen, wenn der Großbauernsohn, das Mittel zum Zwecke, von einer Eigenschaft ganz beherrscht würde, die der Schönheit und dem Angriffswillen auch einen Angriffspunkt gab: das konnte nur hemmungslose Sinnlichkeit sein. Der Kampf —

denn auf Kampf ist die ganze Handlung des Sternsteinhofes gestellt, mußte zunächst, das forderten der Wirklichkeitssinn des Dichters und die Notwendigkeit einer reichen Handlung, in der Charaktere sich entfalten konnten, mit dem Siege der Verteidigung enden. Der alte Großbauer kapituliert nicht vor einem schönen Gesichte und vor dem Heiratsversprechen seines Sohnes, dem die Schöne bereits ihre Ehre geopfert, schon gar nicht. Also Trost-Ehe der Dirne mit einem, dem auch die versehrte Schönheit noch immer schön und begehrenswert genug erscheint: ein schönheitsdurstiger Dorfkünstler als Brackenburg erwies sich als notwendig. So treibt der keimkräftige Stamm Schoß um Schoß, Ranke um Ranke: der widerspenstige Sohn muß zu den Soldaten und dann sich nach des Vaters Willen verheiraten. Damit verliert der bisher unangreifbare Verteidiger die erste starke Schanze: er läßt sich den Hof — höchste Wahrscheinlichkeit ist hier freilich nicht erreicht — abliften. Über die beiden Zwischen-Ehegatten hinweg schlägt das Begehren der beiden Kämpfer*. Waren jene beiden stark, lebenskräftig, so konnte die Handlung nur im Verbrechen enden. Der Dichter — oder Gott in seiner Erbarmnis, wie der menschenkundige Pfarrer sagt — macht es den beiden Triebmenschen leichter. Es kommt nur zu jenem Verbrechen, das nicht unter das Strafgesetz fällt, zum Hinwegquälen der beiden Hindernisse. So kommt Helene auf den Sternstein-

* Bd. I, Nr. 232, S. 443 der Plan einer Novelle mit diesem Teilmotiv.

hof. Eines bleibt noch übrig: der Friedensschluß. Der alte Ausgedinger muß seiner zweiten Schwiegertochter rücksichtslose Entschlossenheit fürchten, dann achten lernen, ja er, dem Besitzfreude der einzige Charakterzug bleibt, der seine Handlungen bestimmt und ihn Menschen werten läßt, muß einsehen lernen, daß dieses Weib allein im stande ist, den Hof zu erhalten, in dessen alleinigen Besitz sie nach dem frühen Tode ihres Mannes kommt. Darum voller Friede und Versöhnung und Stolz auf die, die nun auf allen Linien gesiegt hat, weil sie allein wußte, was sie wollte und konnte.

Mit der Notwendigkeit des Naturgeschehens und einfach wie ein solches spielt sich die Handlung ab. Daß der auf dem Hügel thronende Sternsteinhof* mit seinen im Abendscheine flammenden Fenstern das Kind aus der letzten, verwahrlosesten Hütte des

* Der mit seinen Häuser- und Scheuerfelsen stolz ins Tal niedersehende Hof des Furchenbauern in Auerbachs „Lehnhold" hatte wohl das Modell gegeben. Der Anfang dieser Dorfgeschichte, wie der junge Furchenbauer, den sein Vater so lange hat auf die Übergabe warten lassen, am Morgen nach der Hochzeit besitzfreudig zum Fenster hinaus in die Gegend sieht, hat seine deutliche Entsprechung im „Sternsteinhof", IX, Seite 333 f. — Sonst ist der Sternsteinhofdichter, auch was das Stoffinden angeht, völlig selbständig. Nur zwei in die Entstehungszeit des „Sternsteinhofs" fallende Kalendergeschichten boten verwandte Motive. Im „Illustrierten Österreichischen Volkskalender" auf 1883 hatte Ada Christen eine Vorstadtgeschichte, „Als er fortging" (die Fortsetzung ihrer schönen, ganz Anzengruberisch anmutenden Erzählung „Als der Leopold heimkehrte" [1880]) veröffentlicht: Leopold übersieht die treue Liebe der guten Hanne und heiratet die faule Lene, deren berückender Schönheit er alles verzeiht; unglückliche Ehe, die die Hanne voll Selbstverleugnung wieder einrenkt; das Jahr darauf brachte der „Wiener Bote" (auf 1884) „Die ersten und die letzten Schuhe": der brave Schustergehilfe Dominik verliebt sich in die über alle Begriffe schöne Gänsehirtin Salome, ist glücklich, daß sie sich von ihm Schuhe schenken läßt — kann es aber nicht hindern, daß sie das Opfer eines reichen Wirtssohnes wird u. s. w.

Dorfes an seinem Fuße fasziniert und in ihm den Märchentraum von der armen Dirne weckt, die nach allerlei Mühsal endlich doch in das verzauberte Schloß kommt und dort Herrin wird, ist ebenso natürlich wie die etliche Jahre später erst spielerisch gehegte, dann ahnend ergriffene und bewußt festgehaltene Hoffnung, mit der Hand des Burschen, der seine Leidenschaft so gar nicht zügeln kann, allem Widerstande des Alten zum Trotz, den Hof, dessen ganzen Reichtum ein gelegentlicher Besuch zu anschauender Erkenntnis brachte, zu gewinnen. Ebenso selbstverständlich, natürlich sind die verschiedenen Phasen des Rückschlages und das Wiederaufkeimen der Hoffnung bei der Kunde, die junge Bäuerin sei ein sieches Weib. Kein Zufall, keine Fügung hemmt oder fördert, alles geht mit unfehlbarer Sicherheit aus den Charakteren und den durch sie in der gegebenen Umwelt geschaffenen Zuständen hervor. In den Charakteren einzig und allein liegt das Schicksal derer, die in dem Kampfe um Schönheit und Reichtum siegen, und in den durch diese Charaktere geschaffenen Zuständen das Schicksal derer, die in diesem Kampfe zu grunde gehen.

Freilich ist es nicht allein der glückliche Stoffund, es ist auch die geniale Komposition, die die großartige Folgerichtigkeit des ganzen Geschehens so unmittelbar deutlich macht.

Zuerst tritt die Dorfgruppe in den Vordergrund, der Herrgottschnitzer und die um ihn. Muckerl ist der Nachbar und Jugendgespiele der schönen Helene — „das war nämlich vor altersgrauen Zeiten ein

bildhübsches und erznichtsnutziges Weibsbild", so hatte Tante Helene (in der ersten Fassung des „Schandflecks") dem Dorfkind Magdalena die Ironie ihres Namens erläutert; von der Natur stiefmütterlich ausgestattet, schwach und kränklich, nur mit so viel Kunstsinn und Geschick begabt, daß er immerhin eine Dorfmerkwürdigkeit bildet, von der Tragik höheren Künstlertums aber verschont bleibt, es wäre denn die, daß er von Helenens Schönheit nimmer los kann, ist er zunächst nur dazu da, Helenen ihre alles bezwingende Macht zum Bewußtsein zu bringen. Sie läßt sich seine Huldigungen und Geschenke gefallen und nimmt auch seine Werbung an. Darob kommt Muckerl in Konflikt mit seiner guten Mutter — denn der ist das Sumpfgewächs, Helenens Mutter, vorab ein Greuel. Doch gibt sie nach, als sie sieht, der Junge kann nicht anders, und schließlich ist ihr für ihn die Schönste gerade gut genug. Freilich wäre ihr die bescheidene, gutmütige Matzner Sepherl als Schwiegertochter lieber. Aber die sieht, ein zweiter, weiblicher Brackenburg, zu Muckerl ebenso hoffnungslos auf, wie der zu seinem Klärchen. Freilich glaubt der, mit der Schönen einig zu sein, als sie sich von ihm auf dem Tanzboden führen läßt, und mit seiner Mutter, als die den Verspruch der beiden billigt. Aber gleich darauf tritt der Sternsteinhof — er hatte bislang gelassen, wie das Schicksal, in der Höhe gewartet, im gegebenen Augenblicke sich aber in seiner ganzen Wesenheit und Herrlichkeit der Besuchenden vorgestellt — und Toni auf den Plan. Es kommt zu

Kuß und Eheversprechen mit Toni, zu Zwist und Versöhnung mit Muckerl, der von seiner Braut alsobald nachdrücklich darüber belehrt wird, wie weit er in seiner bevormundenden Eifersucht gehen dürfe. Tonis Leidenschaft steigert sich, als er der Gegenstand eines Ehegeschäftes zwischen seinem Vater und dem Großbauern des Nachbardorfes, dem Käsbiermartel, werden soll. Der Faschingstanz bringt die vorläufige Entscheidung: Käsbiermartels Sali wird schnöde vernachlässigt, und der arme Muckerl kommt bei der Prügelei zwischen den Zwischenbühelern und den Schwenkdorfern — in dieser berühmten homerischen Schlachtschilderung kann sich des Dichters Humor, den schon die köstliche Figur des schlauen Käsbiermartels angefacht hat, ordentlich austoben — arg zu Schaden. Helene aber sieht zu und wird, auch ganz homerisch, halb willenlos, halb willig des Starken Beute. Nun erst läßt der alte Sternsteinhofer seine Minen springen: das Geschäft mit dem Käsbiermartel wird wieder angeknüpft — Vatersentimentalität kennt der schlaue Fuchs aus Schwenkdorf nicht —, Toni wird Soldat und Helenen ein Pack Banknoten angeboten, die freilich nur ihrer schamlosen Mutter einige Genugtuung bedeuten. Toni und Helene müssen aber auch innerlich ein Stück von einander abrücken. Das geht leicht. Der angehende Rekrut will „sein Leben genießen", und dazu ist ihm jetzt Helene nicht lustig genug, er hat also keine Zeit mehr für sie; freilich muß er sich dafür beim Abschied gröbsten Schimpf von ihr gefallen lassen. Die Taube auf dem Dache

ist davon, jetzt gilt es, den Sperling wieder in die Hand zu bekommen — weit ist er ja nicht geflattert. Das brave Weibertrio schlägt freilich die Hände über den Köpfen zusammen und die Matzner Sepherl zumal weiß vor dem Muttergottes-Weihebilde, das sie bei Muckerl um seiner Genesung willen bestellte und zu dem sie — wie voreinst das Gänseliesel — ihren Kummer trägt, nicht, was sie sagen soll, ohne zu murren, es hilft alles nichts, Muckerl vergißt beim ersten freundlichen Blick Helenens alles, was ihm durch sie und mit ihr widerfahren, und sagt freudig ja. Nicht zu seinem Heile.

Helene ist keine Personifikation, sie ist ein ganz natürliches Geschöpf, und darum kann sie sich gelegentlich auch kleine Inkonsequenzen gestatten. Sie erlebt in diesen Tagen, vielleicht das erstemal, Augenblicke wirklicher Rührung, Muckerls Gutmütigkeit macht Eindruck auf sie — wenn sie auch gleich wieder (S. 173) eine „überzuckerte Lüge" bereit hat, und ihre Aufregung im Beichtstuhle, als sie von des Geistlichen Lossprechung oder Weigerung ihre ganze Zukunft abhängig glaubt, und ebenso ihre Dankbarkeit und ihr guter Vorsatz, als alles gut ausgeht, das kommt ihr gewiß aus dem Gemüte. Aber das geht vorüber, und ihr eigentliches Wesen, die Kaltherzigkeit, kommt wieder obenauf. Daß sie gegen ihre eigene Mutter unkindlich und undankbar ist, könnte hingehen, denn die ist schlecht und stirbt nicht davon. Der Kleebinderin aber macht sie das Sterben schwer. Und jetzt gehen dem Muckerl die Augen auf.

Von der Gestalt der Mutter Engelstein im „Brief, der tötet“ abgesehen, ist die Kleebinderin wohl das schönste Denkmal, das Anzengruber seiner Mutter gesetzt hat. Sie ist durchaus keine ideale Figur — nur eine sorgliche Hausmutter; als solche zunächst in allem und jedem das Widerspiel der schlampigen, bösartigen Zinshoferin. Von ihres Sohnes Künstlertum versteht sie nur so viel, daß mit ihm Geld ins Haus kommt und Mangel von ihm und ihr ferngehalten werden kann. Aber sie ist stolz auf ihn und gönnt ihn, mütterlich eifersüchtig, nicht so leicht einer Dirne; die Matznerin hat es aber arg bei ihr versehen, als sie die Zinshofer Helene zu schön für ihn findet. Ihre ruhige Güte und Treue erschauert vor dem kalten, schönen Weibe, zunächst freilich vor der möglicherweise von der Mutter Zinshoferin ererbten Leichtfertigkeit. An dem Tage, da die Unwillkommene ins Haus kommt, um sie aus ihrem Rechte, fürs Haus und für Muckerl zu sorgen, zu verdrängen, macht der Gram sie krank oder verschärft wenigstens ausbrechende Krankheit. Jetzt tritt auch Anzengruber aus seiner Reserve und gibt in der Schilderung des qualvollen Krankenlagers der Mutter Kleebinderin und dessen, was ihr Sohn dabei empfindet, ein ergreifendes Bild jener Breitenfurter und Wiener Tage, da auch seine Mutter an der Wassersucht starb*. Ob die Parallele auch noch weiter ausgedehnt werden kann, darüber liegen keine direkten Zeugnisse vor. Doch sei an dieser Stelle der vielleicht nicht müßigen Ver-

* Vgl. Bd. I, Nr. 33—64, S. 279 bis 284.

mutung Raum gegeben, daß der Dichter nicht nur eigenes Erinnern, sondern auch tief-innerliches Empfinden mit in den bunten Farbenteppich des Romans verwob. In Muckerl sehen wir eine merkwürdige Mischung von Vater und Sohn Anzengruber. Vom Vater hat er Namen (Johann Nepomuk) und Statur, d. h. die zarte Gesundheit; das große Wollen und begeisterungstrunkene Ahnen des Epigonendramatikers hat sich mit dörflicher Handwerkskunst, mit halbem Können also beschieden. Und der Sohn hat es dem Muckerl scheu anvertraut, wie auch er vorzeiten von einem berückenden, elfenhaften Wesen nicht loskommen konnte, dessen Mutter in eine bedenkliche Sphäre hinabreichte, wie die eigene sittlich so hochstehende Mutter wohl mit Kummer nur in diese Verbindung willigte*, und wie ihre Befürchtungen in allem und jedem grausam Wahrheit wurden. Anderseits leuchtet aus Tonis nur auf ein Ziel gerichtetem Begehren wie aus tiefem Dämmergrunde Selbstanklage, d. h. Entschuldigung des anderen Teiles herauf. Die Aphorismen (Bd. VIII, V. Sexualleben und Sittlichkeit, namentlich 528 bis 533, 587—595), die bald das Weib anklagen, bald den Mann, dann wieder beide freisprechen, weil sie ja nur unter dem unentrinnbaren Zwange der Natur so oder so empfinden und handeln, werden, wenn in ihnen je persönliches Bekenntnis von unpersönlicher Betrachtung gesondert werden kann, das Verhältnis des Dichters zu den Sternsteinhofleuten unheimlich beleuchten.

* Vgl. Bd. 1, Nr. 45, S. 279.

An dem Krankenlager der Mutter ist dem Muckerl die Liebe zu seinem Weibe, das äußerlich so korrekthilfsbereit und innerlich so fühllos und mitleidslos ist, verflogen. Zum Schandfleck, der ihm bald darauf geboren wird, sich, wie's vielleicht in seiner Art läge, Reindorferisch zu stellen, dazu kommt er nicht mehr. Er „verkümmert und verkrümmt" am Werktische — Helene aber sieht, für den Jungen auf dem Arm ungeduldig ihr Recht fordernd, wieder zu den im Abendscheine erglühenden Fenstern des Sternsteinhofes auf.

Jetzt treten wiederum die um den Sternsteinhofbauer bedeutsam hervor. Toni hat beim Militär, wie alle seine Schicksalsgenossen bei Anzengruber, einiges gelernt — ein fahles Gesicht und blaue Ringe um die Augen zeugen dafür —, kommt heim, erfährt sogleich sehr deutlich, wie Helene gegen ihn gesinnt ist, sichert sich die Sali, überlistet durch ein kluges Versteckspiel, das in die vom Dichter mit aller Umsicht proponierte, aber doch nicht, wie schon gesagt, zu voller Wahrscheinlichkeit gediehene Wette mündet, den Hof, und alles geht den natürlichen Gang, bis die beiden, Toni und Helene, die einander immer gerade rechtzeitig über den Weg laufen, wissen, daß nicht alle Hoffnung begraben ist. Nun spielt sich das, was seit Darwin Kampf ums Dasein, Recht des Stärkeren, Zuchtwahl genannt wird, ab, fühllos, rücksichtslos wie alles Natürliche. Menschliche Wertung nennt es unmoralisch, was eigentlich amoralisch ist. Die Darstellung dieses Kampfes des Lebensfähigen gegen das, vom Standpunkte der

Natur aus, Lebensunfähige ist wohl das gewaltigste, was Anzengruber je gelungen ist. Wie Muckerl immer mehr kränkelt, durch die Nichtaufnahme in die Lebensversicherung um alle Hoffnung gebracht wird, wie Helenens innerstes Wünschen, das er erkennt, ihm den Rest gibt, wie dann Sali, die früher als Muckerl alles durchschaute, stärker als dieser, sich nicht so leicht geben will und darum durch verdoppelte Seelenqual aus dem Leben hinausmanövriert wird, und wie dann — nicht etwa das Böse triumphiert, nein, nur der Erfolgreiche in den Augen der Welt gerechtfertigt erscheint und endlich und schließlich die Anerkennung des hartnäckigsten Widersachers, des Sternsteinhofers, sich erringt und die einzige, die den Erfolg nicht anbetet, die Matzner Sepherl ungesehen, ungehört zu den Gräbern schleicht — das ist grausam, abstoßend vielleicht, aber in seiner jeden Zweifel lähmenden Wahrheit und Natürlichkeit von furchtbarer Größe. Ein Leser und Dichter wie Rosegger mußte an Anzengruber, d. h. an der Hoffnung, sich je noch mit ihm wirklich zu verstehen, verzweifeln, ein Saar zu jubelnder Bewunderung hingerissen werden*.

* „Verehrter Freund", schrieb ihm Rosegger am 31. März 1887, „ich habe an Ihrem wild-gewaltigen ‚Sternsteinhof' einen ganzen Tag lesen müssen, bis spät in die Nacht hinein und wäre dann gern dafür bezahlt gewesen. Ein grandioses Seelengemälde, abgesehen von dem Meisterhaften, oft Wunderbaren im einzelnen, Nebensächlichen. Ich mußte immer wieder staunen über die Fülle von unnachahmlicher Kleinmalerei, über Geist und Witz. Aber der Schluß wird die wenigsten Leser befriedigen. Für meine Person ist in dem Werke das Angenehme zu sorgfältig vermieden. Selbst das Wasser, das durch Zwischenbüheln rinnt, stinkt. — Nun, Sie haben Ihr Prinzip." Dagegen Saar, schon ein Jahr früher, am 26. Februar 1886: „Ihrem ‚Sternsteinhof' gegenüber ... habe ich nur ein einziges Wort hierher

Auf derselben Höhe wie Plan und Aufbau steht auch die ziselierende Kleinarbeit. Jedes Wort, sei es des Dichters — in Bericht, Gruppierung, Beleuchtung, Stimmung —, sei es der Redenden, dient höchster Anschauung. Alle haben etwas zu sagen, die Leute, die Natur, die Gegenstände. Alles steckt voller Beziehungen und Anspielungen, das Vogelprofil des schönen Mädchens wie die ewig wundernden Augen der Matzner Sepherl. Und diese Symbolisierung alles dessen, was geschieht und gesehen und gesagt wird, stellt jede Situation in den Dienst des Endzweckes und bindet alles wie mit Kitt an einander.

Dem widerspricht nicht, daß einzelne Situationen durch den betrachtenden Dichter in die Sphäre allgemeiner Bedeutung gehoben werden. Die Gedanken werden ja nicht „in den Stoff getragen, sie wachsen aus ihm heraus". Am bedeutsamsten in dem „frommen Augenblick", den auch hier der Dichter hat, d. h. Kaplan Sederl hat ihn, als er, der in traditionellem geistlichen Eifer die zerknirschte Helene aus dem Beichtstuhl schrecken will, sich der milden Worte seines alten, menschenkundigen Pfarrers erinnert und Erbarmen übt, priesterlich-göttliches Erbarmen mit der, die ihr beladenes Gewissen vor ihn trägt. Er sieht mit dem Dichter die

zu setzen: großartig! Es ist Ihre reifste und vollendetste Schöpfung, ein wahres Kunst- und Meisterwerk, das selbst von Ihnen kaum mehr wird übertroffen werden können, denn wie wäre es möglich, das Leben noch tiefer zu fassen, als es hier schon geschehen ist! Die vielen, ja zahllosen Schönheiten des Werkes über kurz oder lang persönlich mit Ihnen durchsprechen zu können — darauf freu ich mich vom Herzen."

Sünde sub specie aeternitatis und wächst dabei mit Leib und Seele weit über seine sonstige Dürftigkeit hinaus; er wird — sonst mit unbarmherzigem Witz als häßlich hingestellt — schön und hat dann die große Gottesahnung (S. 203), die innere Anschauung einer in unermessenen Weiten thronenden, in Seelenschauern sich uns offenbarenden Allmacht, er sieht sich in tiefster Demut als einen Teil jener alleiner Kraft, berufen, nicht zu strafen, sondern Gnade zu üben. Freilich können's immer nur Augenblicke sein, in denen sich Menschen wie Sederl und Helene dem Weltgeist näher fühlen — der Alltag nimmt beide bald wieder in seine Arme. Sinnend sieht der Dichter auch dem armen Herrgottlmacher in die Grube nach — Quälen und Gequältwerden, das ist das Leben, und Glück und Größe beruhen in der Qual des anderen. Und was bleibt? Eine leere Hülse, die in der Käfer-Schlupflöcherzeile nicht lange vermißt wird. Und ebenso der Schluß des ganzen: So geht's auf der Welt, so ist es immer gegangen und wird wohl auch so weitergehen. — Trostlos für den, der selber im Kampfe um Macht und Luft steht oder ihm teilnahmsvoll zusah, eine Ermunterung aber auch für jeden, sich, wie es dem Dichter gelang, auf eine höhere Stufe der Weltbetrachtung zu erheben. Begreifen, sich bescheiden — scheint Anzengruber das nennen zu wollen, was Rosegger, schlicht-natürliches Empfinden sentimentalisch ausdrückend, mit „Entsagung und Ergebung" als den Ertrag seines Waldschulmeisterlebens bezeichnet hatte.

5. Die Dorfgeschichten nach dem „Sternsteinhof"

Ein Blick auf die Liste der nach dem „Sternsteinhof" entstandenen Dorfgeschichten zeigt: Jedes Jahr entstanden deren noch drei, vier, auch fünf. Zur Psychologie der Bauern werden immer noch neue, bedeutsame Beiträge gegeben, und der große Wurf sowohl als die ziselierende Kleinarbeit zeigen den Meister der Form. Im ganzen aber ist es ein langsamer Abstieg. Die Wirkung geht nicht mehr rein künstlerisch aus der Notwendigkeit der Konflikte hervor, sondern aus szenischen Effekten — Unglücksfall, Verbrechen, Selbstmord —, oder der Dichter erzählt ein Schwänklein und ist des Beifalles der Leser sicher. Freilich finden sich unter den vielen Erzählungen der letzten fünf Jahre noch vier Meisterwerke, drei der gestaltenden („Herzfalte", „Nit gehn tan tat's", „Der reiche Haidbauer") und eines der erfindenden Kunst („Unrecht Gut"). Nach 1886 vollends scheint es, von diesem „Haidbauern" abgesehen, doch, daß der Dichter vorerst nichts Neues mehr zu sagen hatte, daß er den Umkreis des „Ländlichen", wie er es auffaßte, erschöpft hatte, und daß es ein Geständnis von großer subjektiver Wahrheit war, wenn er am 26. März 1886 an Bolin schrieb: „Das Ländliche mag ich nicht. Ich habe keine Ursache mehr, es zu kultivieren. Es er-

wachen in jenen Kreisen politische, eigentlich mehr soziale Fragen, und die Poesie hat an deren Lösung keinen Anteil". Ob sich der Dichter, der schon den Weg von der „Begegnung" zum „Sternsteinhof" gemacht und soeben „Unrecht Gut" abgeschlossen hatte, wenn er nun auch den Weg vom Einzelbesitz zur Dorfschaft gewagt hätte, nicht selbst Lügen gestraft hätte — wer kann es sagen?

Daß „Gott verloren!" ein überzeugenderer Beitrag zur Psychologie der Bauern ist als der „Ungläubige Huber", wurde schon oben (S. 513) angedeutet. Die Erfahrung beweist das und Roseggers Zeugnis. In Roseggers Erstlingen spielte der bäuerliche Gottesleugner eine besondere Rolle — vergleiche die „Gottesleugnerin" in den „Gestalten", die Einschicht-Res in der „Einöde" u. a. m. Verzweiflung über das von Menschen angetane Unrecht war es, das ihnen — mit dem Verstande allerdings — den Glauben nahm, beide kommen denn auch wieder, wenn jenes Unrecht gut gemacht wurde*. Beim Dramatiker ist das Gott-Verlieren das Geschehnis eines Augenblickes. Anzengruber führt zunächst die Priestergespräch-Episode des „Sternsteinhofes" weiter aus. Der alte, milde, erfahrene Pfarrer führt den jungen Kaplan ins Amt ein, dessen Führung außer dem im Seminar Gelernten auch etwas Lebenskenntnis voraussetzt, warnt ihn vor den drei reaktionären Scharfmachern — die sich nach einem Pfarrer Eisner zu sehnen scheinen —,

* Vgl. auch Ada Christens Armenhausgeschichte in dem Skizzenband „Aus dem Leben" (1876).

die ungehalten sind, weil der Pfarrer zwei Leuten, die sich beständig von der Kirche fern halten, nicht den Herrn zeigt. An diesen Sonderlingen hängen zwei Geschichten. Die eine erzählt der Pfarrer mit gutem Humor selber: die Geschichte der närrischen Lotteriesopherl aus der letzten Dorfhütte, für die der Herrgott geradeso wie für jenen Theaterdirektor ein Fetisch ist, den man prügelt, d. h. durch Nichtachtung straft, wenn er einem den Willen nicht tut; die andere läßt sich der junge Meißeder — wie Sederl ungelenk, aber voll des besten Willens — von ihrem Helden, dem in einer Einschichthütte hausenden Holzknecht Valentin, erzählen; und der Dichter zeigt dabei, daß auch das abgedroschenste Hochlandsgeschichtenmotiv in richtiger Beleuchtung — die gibt der Gedanke an die Ohnmacht gegenüber der Elementargewalt (vgl. Aphorismen, Bd. VIII, 257) — ungemein wirkungsvoll gestaltet werden kann. Wenn der Holzknecht in dem Augenblicke, da sein Kind zwischen Tod und Leben schwebt, in höchster Seelenpein zum Himmel um Gehör aufschreit, nicht gehört wird und darüber den Glauben verliert*, so wird Philosophie und kirchliche Dialektik darauf noch eine Antwort wissen — daß der geschulte Seminarist, der's im Disputieren mit manchem aufnahm, keine weiß, daß er über solchem Jammer, der ihn auch an ein eigenes Erlebnis aus Kindertagen erinnert, völlig verstummt, zeigt nur, daß er, in Anzengrubers Sinne, auf dem rechten Wege ist. Und wenn gar der Holzknecht keine weiß und findet,

* Vgl. Anzengrubers „Ultimatum an Gott", Bd. I, Nr. 33, S. 275.

so kann man ihm das, so meinen wohl der Dichter und die beiden Geistlichen, nicht verübeln; jedenfalls kann man dem Elend ebensowenig den Herrn zeigen als jener Narrheit, die sich als Narrheit schon dadurch kundgibt, daß sie sich mit jenem auf dieselbe Stufe stellt. „Ja, ich und der Holz-Valentinl, mir gebn af kein Glaubn was, af kein!"

Die gleich nach dem „Sternsteinhof" entstandene „Geschichte von bösen Sprichwörtern" setzt die mit dem „Verschollenen" (1878) begonnene Reihe der Kriminalgeschichten fort. Der „Verschollene"* sticht aus den gewöhnlichen Kalender-Kriminalgeschichten noch nicht merklich hervor. Ein interessanter Fall, ein schlauer Polizist, der plötzlich die Spur verliert, die Sache aber nicht aufgibt, durch einen Zufall weitergeführt wird und nun das Mittel des parallelen Falles benützt, um den Täter, den er schon kennt, aber noch nicht überführen kann, unsicher oder unvorsichtig zu machen. Die Spekulation auf die Unvorsichtigkeit gelingt. Anzengruber zu bezichtigen, daß er dem Gespensterglauben Vorschub leiste, wäre in diesem Falle wirklich, wie die Plauderei sagt, recht abgeschmackt. Schwerer wäre das andere Bedenken zu zerstreuen gewesen, ob ein Mörder wirklich seinem Freunde, und wäre es sein allernächster, aus lauter Ruhmredigkeit seine Tat gesteht — fand sich in der Gerichtssaalchronik je ein Beispiel dafür? Die ganze Sache widerstrebt auch

* „Fast Kriminalnovelle" (9. November 1879 an Bolin). — Die Erzählung war die erste und einzige einer geplanten Reihe von „nacherzählten Geschichten aus zweiter Hand". Vgl. Bd. XIV, S. 676.

literarischer Behandlung, weil eben der bloße Zufall den Spürenden auf die Spur brachte, und weil dieser Zufall so ganz und gar nicht als Glied in die Kette von Ursache und Wirkung gebracht werden kann. Das war wohl eine der Kalendergeschichten, die, wenn auch in Stoff und Darstellung interessant — die Gespenstergeschichte ist gruselig genug erzählt —, doch kaum zu weiterem Sinnen anregen.

Ganz anders ist das mit der „Geschichte von bösen Sprichwörtern". Immer und überall ist Anzengruber darauf aus, landläufig Gesagtes, Redensarten, Schlag- und Sprichwörter unter die Lupe zu nehmen. Niemand zweifelte die Allgemeingültigkeit dieser Volksdidaktik mehr an als unser Dichter. Und da diese Sprichwörter, gewöhnlich einseitig falsch ausgelegt, bäuerliches Denken und Handeln in kritischen Augenblicken stark beeinflussen, so zwar, daß der persönliche Verantwortlichkeit Scheuende sich gern auf sie ausredet, so mußte der Volkserzieher, der nicht einmal das vierte Gebot unbesehen passieren lassen wollte, einmal auf die Gefahr dieser Sprichwörterweisheit aufmerksam machen*. Die Tradition

* Am 12. August 1877 hatte Anzengruber dem Direktor des Josefstädter Theaters E. Dorn zwei Volksstückstoffe in aller Kürze skizziert, „Das vierte Gebot" (Trauerspiel) und — „ernst, aber nicht bis zur Tragik sich hinaufradelnd" — „Man lebt nur einmal". „Auf Grund dieser Devise diverse Lebenskreise schildernd. Resultat: Man soll dieses eine Mal honett leben. Mehr Ihnen zu verraten, ist mir derzeit tatsächlich noch unmöglich, erst muß ich die laufende Arbeit erledigen, dann ginge ich nach Ihrer Wahl an eine der betreffenden. Und erst dann lichtet sich bei mir das Chaos, die Gestalten bekommen Umriß und Charakter. Daß in beiden Stoffen, richtig angefaßt und gewissenhaft durchgeführt, der Fonds zu wirksamen Volksstücken

bot Leute aus dem Volke mit stehenden Phrasen (bei Auerbach, Mosenthal; „Geld vom Himmel" im „Wiener Boten" 1875), sie bot auch die einzelnen Motive der Handlung dieser Geschichte. Der junge Bauer, der vom Knechte zum Herrn aufrückt, mit der ältlichen Bäuerin in Unfrieden lebt und seinen Spaß bei einer jungen Magd sucht, die Magd, die in Schande kommt und vom Hofe gejagt wird, ohne daß der Verführer sich weiter um sie kümmerte — derlei begegnet allerorten, und auch die Wendung ins Kriminalistische, daß der Verführer an der unbequem Gewordenen zum Mörder wird, ließe sich mit Gerichtssaalakten oft genug belegen. Anzengruber macht die an sich einfache Geschichte zunächst durch die Aufnahme zweier Gestalten interessanter: des um die Ehre seiner jungen Schwester besorgten Bruders, der, als er zum Militär einrücken muß, die Hut seinem Freunde, einem buckligen Flickschneider, anvertraut; dieser, ein Krüppel, hütet wohl mit Auge und Mund, kann aber nicht mit Hand und Fuß abwehren und berichtet, reuegequält, sofort den Fall dem Auftraggeber. Dann hebt er durch kunstgerechten Aufbau die Mitteilung aus Prozeßakten ins Künstlerische. Von dem Verbrechen vernehmen

---

liegt, das werden Sie wohl, trotz der kurzen Andeutung, meine ich, zugeben. Freilich, zu lachen wird es nicht viel dabei absetzen. Aber als Dramatiker bleibt es für mich eine wohlaufzuwerfende Frage: ob denn immer gelacht werden muß? Man kann das Publikum auch packen". — Frage wie Absicht gilt eben auch vom Kalendermann Anzengruber. — Ein ähnliches Thema behandelt Ranks Skizze „Die kleine Lebensgeschichte eines großen Taugenichts": Ein Lump sinkt von Stufe zu Stufe bis zum Mörder und verantwortet sich auf jeder mit einem Sprichwort.

wir zuerst das, was alle Leute sehen und hören und worauf sich niemand einen Reim machen kann, es wäre denn ein falscher, entnehmen dann der Erzählung des Schneiders ungefähr den mutmaßlichen Hergang, ergänzen uns das übrige und finden unsere Vermutungen durch ein Geständnis, das die Andeutungen des Schneiders zu einer klaren, motivierten Handlung zusammensetzt, bestätigt. Und endlich führt der Volkserzieher die beiden Untaten des unseligen Wiesner Jakob, die Verführung und den Mord, auf drei gottlose Sprichwörter zurück, die, das ist meisterlich beobachtet, im ersten Falle noch langsam, im zweiten schon unheimlich schnell wirkten.

In der nächsten Mordgeschichte, „Unter schwerer Anklage"*, steht wieder das Judizielle im Vordergrund: wie durch Zeugenaussagen und corpus delicti ein Indizienbeweis zu stande kommt und der junge Untersuchungsrichter Gefahr läuft, sein Empfinden und seinen Scharfsinn in seinem Erfolghunger von dem erstgefaßten Verdachte überrennen zu lassen; zumal der Dichter bemüht ist, den Schein sehr überzeugend gegen den Angeklagten sprechen zu lassen. Reifere, tiefer sehende Richter werden freilich zu Dr. Heidenreichs raschem Urteil den Kopf schütteln, mehr noch darüber, daß das Weib des Angeklagten mehr Spürsinn besitzt als der Richter und aus der Datierung des Lottozettels und der Beschaffenheit des Mordinstrumentes sofort er-

* „Eine Kalendergeschichte mit kriminellem Hintergrund" (an Bolin, 9. Dezember 1884).

kennt, daß der Richter sich geirrt haben müsse. Freilich ist zuzugeben, daß sie als eine vom Fünfnummernteufel Besessene mehr Übung und Geschick in der Deutung von Lottozetteln besitzen konnte als der Untersuchungsrichter. Hier ist auch der Punkt, wo der Kriminalfall den Absichten des Volkserziehers dienstbar gemacht wird. Hilft der Lotteufel dem Peter Kirninger auch aus der kritischen Lage, so hat er ihn doch auch hineingebracht, hat den allgemein bekannten Groll gegen den Lotteberater Kallinger in ihm hervorgerufen. Also — weg mit allen Eheteufeln, auch den Fünfnummern-, dem Sauf- und Raufteufel! Und sind sie für immer vertrieben, dann war das teure Schulgeld — die Todesangst der beiden Eheleute — doch nicht zu teuer! Den Juristen eine Lehre zu geben, dessen vermißt sich Anzengruber nicht; es ist mehr ein sozialer Gedanke, der in dem Hinweis auf die elementar ausbrechende Dankbarkeit geringer Leute liegt, denen ihr Recht wird, nachdem es ihresgleichen so lange vorenthalten worden.

Ganz auf das Seelenkundlich-Erzieherische gestellt sind die zwei letzten Kriminalgeschichten Anzengrubers, die „Wahl im Bösen" und die „Körbelflechter-Kathrein"*. Beide Male fragt sich der Dichter: was treibt bislang ehrliche, arbeitsame, nüchterne Menschen, dort den Großknecht Sebald Stöhrer, hier den Brunlechner Heiner,

* Eine weitere, die „Richtige Dorfgeschichte" blieb glücklicherweise Entwurf (Bd. I, Nr. 176, S. 417); abstoßender Stoff, naturalistische Behandlung, satirischer Endzweck (Messe lesen lassen, damit 's nicht aufkommt).

dazu, Mörder zu werden? Wie kommt die Sünde über den Menschen?

Der Stöhrer Sebald, wie ist es denn möglich, daß der in seiner Wut gegen den begünstigten Mitbewerber um die Hand seiner verwitweten Bäuerin so weit gehen kann, den umzubringen und den Hof über ihm anzünden? Zur Brandstiftung mag ihn das grauenvolle Beispiel des Auerbachschen Diethelm von Buchenberg geführt haben, wie er zum Mörder werden konnte, das ausreichend zu begründen, läßt sich der Dichter die Mühe nicht verdrießen. Die Maxime „Jeder hüte sich vor dem Straucheln, das Fallen zu verhindern hat er dann nicht mehr in seiner Macht" war in heimischen Volkserzählungen oft genug gepredigt worden (vergleiche Ad. Bäuerles „Zahlheim", in Ant. Langers „Exzellenzherr und Gfrettbruder" den Bürger Stampfl, J. N. Vogls „Gaberbauernhof", Ranks „Harzbub"; „Der Pascher", Wiener Bote 1875). Zum Straucheln bringt den sich in ohnmächtigem Grimm und in Rachegedanken verzehrenden Knecht der Buckelbauer, der trotz einem Volksstückintriganten seine Freude am Hetzen und Schüren hat und sich dabei für das rächt, was er um seiner Ungestalt willen von Jugend auf hat erdulden müssen. Rache- und Abschreckungsvorschläge werden entrüstet zurückgewiesen, aber ein bißchen Angeberei könnte nicht schaden. Und die führt notwendig zu Mord und Brand. Mit gutem Grunde vermeidet die Schlußpredigt des Dichters landläufige Kalendergeschichtenmoral: der Bucklige geht straflos aus.

Die Gedankensünde fällt eben nicht unter das weltliche Strafgesetz, und etwas anderes als die personifizierte Gedankensünde, als das menschliche Gestalt annehmende Rachegefühl ist ja der Buckelbauer nicht, — das ganze Abendgespräch im Walde findet ausschließlich in der Brust Sebalds statt.

Gibt der Dichter in der „Wahl im Bösen" die wohlmotivierte Entstehungsgeschichte einer Affekthandlung, so in der „Körbelflechter-Kathrein" die eines von langer Hand vorbereiteten und im vollen Rechtsgefühl vollbrachten Mordes. Freilich wurzelt dieses Rechtsgefühl im dichten Aberglauben. Der Kern der Erzählung ist die Selbstverteidigungsrede des Brunlechner. Diese Rede ist, wenn anders die fast phonogrammgetreu wiedergegebene Art bäuerlichen Urteilens und Schließens künstlerisch gewertet werden kann, ein Kunstwerk. Nichts von dem Vorgebrachten gibt einen tatsächlichen Grund für des alten Bauern Haß und Furcht, alles aber kann als vermeintlicher Grund angenommen werden. Die bona fides ist nicht zu bestreiten — vom Standpunkte des Aberglaubens aus. Wir sehen und hören dabei auch aus den Gegenreden des Angeklagten die Einwände des Richters. Der Schluß gibt die Lösung: das allgemein gemiedene Weib wollte gefürchtet werden, ihr Gegner deutete alles anders und darum das grause Ende. Was dieser Rede vorausgeht, die Erzählung des nicht nur den Richtern uninteressant vorkommenden Falles, zeigt, daß Anzengruber im Umgange mit befreundeten und bekannten Juristen manches gelernt und sich auch

noch von seiner Polizeischreiberzeit her für „Erhebungen" interessierte. Die Tätigkeit der Gerichtskommission: Aufnahme des Tatbestandes, Verfolgen der Spuren, Auffindung des corpus delicti, wird mit einer Sachkenntnis und Genauigkeit beschrieben, die jedem Gerichtsprotokollführer zur Ehre gereichte.

Brunlechners Verteidigungsrede kann das richterliche Urteil nicht wesentlich beeinflussen, wird aber einem, der in Dingen des Aberglaubens Bescheid weiß, die Tat unter den gegebenen Voraussetzungen als verständlich erscheinen lassen. Noch mehr entlastet die — nach langer Haft gehaltene — Rechtfertigungsrede einen anderen Mörder, den Tritz-Poldl in der „Heimkehr"; freilich ist seine Tat — der Nebenbuhler, der die Geliebte in Schande brachte und dann sitzen lassen will, wurde ermordet, weil nur so die Schande des Mädchens in Unglück umgedeutet werden kann — eine heroische, der Tritz-Poldl selbst ein „dramatischer Charakter" (vgl. Bd. I, Dramatische Fragmente, 68, S. 355). Um der Ehre oder des Glückes der Geliebten willen fremde Schuld auf sich zu nehmen, dieses Motiv kommt in der auf den Tugendenthusiasmus naiver Leser rechnenden Unterhaltungsliteratur oft genug vor. Wie prächtig das Anzengruber im „Hoisel-Loisel" und in der „Kameradin" gestaltet hat, haben wir gesehen. Schuld auf sich nehmen wird nun hier zur Sünde auf sich nehmen gesteigert; in der Darstellung dieses äußersten Edelmutes wird aber der Anschaulichkeit, Nüchternheit, Natürlichkeit, kurz, pracht-

vollstem Realismus ein so schönes Betätigungsfeld gegeben, daß die Glauben erzwingende Kraft dieses Stiles auch auf den Tritz-Poldl ausstrahlt und auch er nicht als idealisierter Held erscheint. Die Heimkehr auf staubiger Straße, der in der Mittagsschwüle schlafende Wagen, das kränkende Kopfschütteln des Fuhrmanns hinter dem Davongehenden; der Empfang durch den furchtsamen Anzinger und die helfernde Anzingerin; diese kranke Bäuerin selber, die in drei Jahren Siechtums ihre „verwogene Kuraschi" und in neunzehn Jahren ihre Wut gegen Tritz-Poldl nicht eingebüßt hat und diese Wut, da sie frommen Sinnes hier auf Erden keine Sünde mehr auf sich lädt, mit in den Himmel nehmen will; der weitere Austausch ihrer sittlichen Anschauungen — der Poldl wollte vor Gericht nicht lügen, nämlich wegen des Scheibner-Franz, den er erschlug, keine Sünde auf sich nehmen, wogegen die Bäuerin eine Lüge für keine Sünde hält —: das alles schafft für den Kern der Geschichte, für die Erzählung des Poldl, der sich rechtfertigen will, die richtige Glaubensgrundlage. Die Erzählung selbst faßt wieder frühere Andeutungen zu einer klar motivierten Handlung zusammen und wirkt nicht nur auf den Leser, sondern vor allem auf die Anzingerin so, wie Anzengruber will, daß eine echte Kalendergeschichte wirke: man soll noch lange über sie nachsinnen.

Das keimkräftige Motiv der Heimkehr aus dem Strafhause hatte kurz vorher einer anderen Schoß getrieben: Heimkehr der unschuldig Verurteilten — in der Winzergeschichte „Wissen macht —

Herzweh"*. Ob ein bestimmter Anlaß den Dichter nötigte oder nicht, Anzengruber sagt den Juristen hier eine ernste Wahrheit: „die Ehrlichsprechung sollte ebenso feierlich sein wie die Verurteilung. Gut für euch, wenn ihr's einseht und dem Willen des Volkes, das diese Reform auch gegen euch durchsetzen wird, zuvorkommet". Freilich an dem Herzweh, an dem Unglück, das ob dieses Versäumnisses entsteht, sind, wie Anzengruber den Fall darstellt, wohl nicht die Juristen schuld. Folgender Sachverhalt liegt vor: Die Paulin wird als Dienstmädchen von ihrer Gnädigen des Diebstahls bezichtigt und von einem eifrigen Richter abgeurteilt und eingesperrt. Die Unschuld kommt heraus, die Paulin wird enthaftet. Sie kehrt fröhlich (?) heim, wird bald darauf das Weib eines Winzers aus demselben Dorfe und der besondere Liebling von dessen reichem Oheim, dem alten Moser. Da belauscht dieser einmal ein Gespräch der Pauline mit der Lohmeier Kathrin, einer übelbeleumundeten Vagabundin, aus dem er entnimmt, die Paulin sei auch einmal gesessen. Daraufhin zieht er sich, ohne daß irgend jemand einen Grund erfährt, von den jungen Leuten zurück und offenbart jenen erst, als ihn der junge Moser durch sein Fragen und Verdächtigen in sinnlose Wut bringt. Der Winzer eilt heim, schreit der Paulin die „Diebin" ins Gesicht und diese geht ins

* Der Titel „Wissen macht — Herzweh", eine wehmütige Variante des volkstümlichen, von Anzengruber selbst gebrauchten „Wissen macht Kopfweh". Vgl. Briefe an Jos. Gallmeyer, vom 11. November 1883, „ich will mir durch Wissen nicht Kopfweh machen lassen".

Mühlenwehr. Die traurige Geschichte ist recht wirkungsvoll erzählt, der Dichter hielt sie ja der Dramatisierung für würdig, zeigt ihn aber, was Wahrscheinlichkeit und Motivierung angeht, auf sonderbaren Irrwegen. Die Vorgeschichte ist, wie sie die Vagabundin erzählt, wohl nicht „alltäglich", aber doch trivial genug. Ob im Dorfe tatsächlich nichts von der Verurteilung und Ehrlichsprechung der Pauline ruchbar wurde, mag dahingestellt bleiben; zu glauben ist es schwer, zumal „die Stadt" von dem „Dorfe" ja nicht weit entfernt gewesen sein kann. Aber vor allem: Oheim und Neffe Moser handeln in einem Grade unreif, daß der Schlußappell an die Juristen denn doch sein Ziel verfehlt. Hat ein belauschtes Gespräch, Verdächtigung in äußerster Wut und das Wort „Strafhaus" schon die Folgen, dann zeigt solche Wirklichkeitsdarstellung nur, daß der „Realistiker" doch nicht überall recht hat, dann hat aber auch nicht Wissen Herzweh gemacht, sondern Halb- und Falschwissen und selbstgerechte Borniertheit und Voreiligkeit. Für eine tragische Geschichte fehlten alle Voraussetzungen, vor allem die Notwendigkeit. Der Stoff vertrug höchstens eine Behandlung in humoristischem Sinne.

Unzweifelhaft das Richtige traf dagegen der Dichter, wenn er für zwei verschiedene Stoffe desselben Motivenkreises — „allzufreie Selbstbestimmung und ländliche Unkenntnis der Gesetze" — einmal die komische („Nit gehn tan tat's"), ein andermal die tragische („Unrecht Gut") Behandlung

wählte. Beide Male sehen wir die Auffassung eines Bauern von Recht und Gesetz im Widerspruch mit der gültigen und verpflichtenden. Aber dort handelt es sich um Ehesachen, deren Schlichtung im eigenen Wirkungskreise allen Beteiligten recht ist, hier aber um Besitz und Eigentum, um die Schlichtung eines Besitzstreites durch das Gericht und die Nichtanerkennung der Rechtslage und des Richterspruches und der ganzen öffentlichen Meinung durch einen, der sich auf den Boden des Naturgesetzes stellt.

Ohne eine gewisse Gewaltsamkeit geht es freilich in beiden Fällen nicht ab; es gehört ein starker Glaube dazu, dem Krautschneider-Jokl und dem Rohrhofer die bona fides, die Überzeugung, daß sie legal handeln, oder wenigstens, daß ihr Handeln legal gemacht werden könnte, zuzubilligen; ebenso sicher ist, daß man sich die stärkere Zumutung in der heiteren Erzählung eher gefallen läßt als die geringere in der tragischen*.

Der Fall in „Nit gehn tan tat's" liegt ja sehr einfach: Zwei kleine Anwesen in der Einschicht, ein Junggeselle und eine noch reputierliche Witwe als Besitzer. Ganz kalendermäßig wird eine genaue Personsbeschreibung der beiden gegeben, aber ohne banal beschreibende Charakteristik, und einleitend schon darauf hingewiesen, wie die beiden Hütten die Tracht ihrer Bewohner tragen. Der Wunsch, die Anwesen zusammenzutun, liegt nahe; die Simmerl-Sephin will es ohne Notar und Pfarrer,

* Über den möglicherweise zugrundeliegenden Gerichtsfall vgl. Kleinberg, S. 398 f.

der Krautschneider Form Rechtens, von wegen der Gültigkeit der gegenseitigen Besitzverschreibung. Da sie einstweilen einig sind, können sie ohne Schaden arme junge Anverwandte als billigste Dienstboten zu sich nehmen, der Jokl eine Dirne, die Sephin einen Knecht, woraus sich dann im natürlichen Verlauf der Dinge, nachdem das Begehren der Alten einmal vorhanden, zwei Ehepaare ergeben, was aber der Freundschaft der beiden Besitzer keinen Eintrag tut. Ebenso natürlich ist, daß sich bald nach der Doppelhochzeit gleich und gleich gern gesellt und die beiden Jungen wünschen, die Alten hätten auf das eine Gütel geheiratet und ihnen das andere in Pacht gegeben. Diesen vernünftigen Diskurs hört der Jokel, einigt sich zuerst mit dem Knecht, dann mit der Sephin und diese endlich mit der Gretel. Was da geredet und ausgemacht wird, hören wir nicht, aber der Dichter zeigt im Mondschattenspiele, was sich begibt. Mit höchster Anschaulichkeit: jede Phase der Vereinbarungen, sogar das Zögern der Gretel, in der natürliche Sittlichkeit natürlichem Begehren lange Widerpart hält, legt er in Silhouetten auf den Schnee. Die Lebendigkeit Konowskischer Schattenrisse ist mit dem Worte erreicht. Auch sonst ist der Schluß dieses dritten Kapitels ein Meisterstück. Die Natur spricht mit Wolke und Wind in die Verhandlungen hinein, bis endlich Schnee und Nacht über das Ganze den Frieden legen und den Segen sprechen. Der Jokel aber wundert sich sehr, als der Notar — dem Pfarrer ist er freilich in weitem Bogen aus-

gewichen — unter dieses schöne Abkommen nicht die Amtsstampiglie setzen will. Mit diesem Wundern und Kopfschütteln über den Zusammenstoß zwischen Natur und Kultur hat es aber auch sein Bewenden, die Menschensatzung stört fürderhin nicht wesentlich die traute Idylle.

Schon in der „Begegnung" (1878) hatte Anzengruber den Besitzstreit (zwischen Brüdern) behandelt, der entsteht, wenn bei Kauf und Testament die notariellen Formalitäten (grundbücherliche Eintragungen) nicht erfüllt werden — ein Fall, der heute, bei verbreiteter Gesetzeskenntnis, freilich nicht mehr so leicht eintreten dürfte als vielleicht vor 40, 50 Jahren. Einen Dorfgeizhals und Bösewicht, allen ein Schreck und Greuel, wie den Hausleithner (in „Unrecht Gut"), der seinem Nachbar, weil der ihn vor Zeiten auf Dorfburschenweise nachdrücklich Mores gelehrt, die Prügel sein Leben lang nachträgt, sich aber freundlich stellt und ihm den größten Teil seines Anwesens ohne alle Formalitäten verkauft, wird man bald wo finden. Aber einen Rohrhofer, der aus bloßer Eitelkeit in eine solche Falle geht, doch nicht leicht. Und es könnte einem beinahe um das auf dieser etwas unsicheren Grundlage errichtete schöne Gebäude, das fast an den „Sternsteinhof" hinanreicht, leid tun. Denn wiederum vereinigt sich mit größter Einfachheit der Grundlinien größter Reichtum der Einzelausführung und Gestaltung. Die Hausleithnerkinder — ein Sohn, der dem bösartigen Vater zum Militär entlief und dort alle Lust zum Bauernstande verlor, und eine Tochter, die

des Vaters Mißtrauen und sehr bedenkliche Habsucht (sie weiß vom Kaufschilling und verschweigt es) geerbt hat — verkaufen das Anwesen, der Irdninger ersteht das ganze, und der Rohrhofer läßt sich sein Eigentumsrecht nicht verkümmern. Daraus wird nun eine Kette von Unheil: Nichtanerkennung des Rechtszustandes, Rechtsverletzung, Besitzstörung, Klage, Verurteilung, neue Besitzstörung u. s. w. bis zur entehrenden Gefängnisstrafe Rohrhofers, bis diesem endlich über Hausleithners böse Saat die Augen aufgehen und er an dessen Grabe sich erhängt — nur das Ende des Büttnerbauern läßt sich an wuchtiger Tragik mit dem Rohrhofers vergleichen. Wenn der Dichter dazu noch das Liebespaar aus streitenden Häusern einführt, so tut er es nicht, um den Fall nach der sentimentalischen Seite hin zu komplizieren, sondern um der tragischen Notwendigkeit willen. Es lag ja so nahe, den Streit durch eine Heirat aus der Welt zu schaffen, aber gegen das gekränkte Rechtsgefühl des Vaters kämpft die Liebe der Tochter vergebens an und nach seinem grausen Tode läßt das Andenken an ihn und die Erinnerung an all das Geschehene die liebliche Kordel aller irdischen Freude den Rücken kehren. Eines hatte der tückische Hausleithner nicht bedacht: daß das unrechte Gut auch seinen Leuten nicht gedeihen könne, sein Racheplan war doch recht kurzsichtig gewesen. Sein Sohn — halb Flori, halb Niederreitner Leopold — verlumpt seinen Anteil, seine Tochter trägt ihn einem trunksüchtigen Rohling zu, alles, wie die Charaktere liegen, unentrinnbare

Notwendigkeit. Der empfindsame Schluß — das traditionelle Wiedersehen des sterbenden Heiner im Spital mit der barmherzigen Schwester Kordel — ist allerdings ein Zugeständnis an den Leserkreis des Familienblattes.

Ob sich Anzengruber in der Kette von Ursache und Wirkung Fluch oder Vererbung als Glieder dachte, einerlei — des Vaters Sünde wird der Kinder unseliges Schicksal; schon zehn Jahre vor „Unrecht Gut", im „Schandfleck", war's verkündet worden, und noch einmal sagt er's in der „Herzfalte". Der Randinger hat, da er noch ein junger Bursch gewesen, die Rehfuß-Toni sich über seine Untreue zu Tode grämen lassen, ja, er hat ihr den Tod gewünscht — sein Sohn wird, da er sich anschickt, mit einer Nichte jener Toni dasselbe Spiel zu treiben, von deren Bruder erstochen; er hat in späteren Jahren seine Tochter ihrem Verführer nachgeworfen und muß nun mitansehen, wie der sein Weib mißhandelt und ihr Erbe verlumpt. Gleichgültig, ob das Spätere wegen des Früheren geschieht — wichtig, daß es der Mensch so empfindet. Tiefste Seelenkunde in edelster Form. Denn diese Komposition ist ein Meisterwerk: auch als Dramatiker hat Anzengruber das Konzentrationsmittel des fruchtbaren Augenblickes kaum je so ausgenützt. Er dauert freilich einen Sonntagnachmittag lang. Dessen Friedensstimmung empfindet der in Grimm und Sorge seiner Kinder gedenkende Vater nicht, ein dumpfes Ahnen drückt ihn nieder. Das Schicksal sendet seine Boten: erst ein Symbol — den Raub-

käfer mit dem Raupwurm*, dann die verzweifelnde Tochter, die er wegzustoßen noch die Kraft hat; und kommt endlich selber mit dem Sedelmaier, läßt ihn dessen Bericht noch eine zeitlang durch zornige Drohungen unterbrechen — bis er, der Randinger auf dem Bühel, es weiß: der Sohn ist tot und der Hof kommt über kurz oder lang auf die Gant. Warum das mir! stöhnt dann der Einsame. Während der Dichter noch selber darüber nachsinnt, weht ein Windhauch aus einem Mägdegespräch den Namen des Totschlägers, der Rehfuß-Simmerl, an sein Ohr, und an diesem Namen leitet ihn sein Gewissen zurück zu seiner Schuld.

Das Gewissen! Auch dem alten Waizhofer („Der Versuchung unterlegen") gibt es keine Ruhe, bis er seine Sünde gebeichtet: Fundverheimlichung, die vor Jahren sein Anwesen rettete, aber den Verlustträger in den Tod trieb. Was half das Gutmachenwollen, das Unterstützen der verlassenen Familie? Es hatte nur zur Folge, daß die Tochter aus dieser Familie seinem Sohne aus schuldiger Dankbarkeit als Weib folgte, dem er, der Schwiegervater, jedoch nicht in die Augen sehen konnte. Auf diese Scheu macht sich nun jene ihren Reim und ahnt, was der Beichtende des weiteren ausführt. Oft gepredigte Volkslehre — in „Hartingers alter Sixtin", in der

---

* So sieht die Heldin von Auerbachs letzter Dorfgeschichte „Brigitte" (1880) den von einem Güterschlächter besorgten Ruin des Hofes ihres Vaters, als sie ein Spinnennetz beobachtet: „Die Spinne wartet und wartet, bis die gefangene Fliege sich kaum mehr regt, dann umspinnt sie sie, saugt sich an ihr fest und saugt sie aus."

„Wahl im Bösen" — wiederholt sich wieder: „Wozu wär all Sünd und Schlechtigkeit und alles Üble auf der Welt, wenn nit, daß der Mensch davor erschrecken und daraus erlernen soll, 's Bravsein, d' Rechtschaffenheit und alles Gute wert halten!" Und ferner: Schon vor bösen Gedanken auf der Hut sein! Sich keine Sünde bedingweise nahe legen und nicht nach Vorbedeutungen suchen, der Teufel nimmt einem beim Wort! Sonst freilich ein Werk von mittlerem Range. Wie in der „Heimkehr" die Rechtfertigungsrede, so macht hier die Selbstanklage alles Vorausgehende begreiflich. Gewiß, sie ist etwas umständlich, für einen Sterbenden zumal! Aber auf die seelenkündende Kleinmalerei wollte der Dichter nicht verzichten: wie der Beichtende zögert, zu dem entscheidenden Punkte zu kommen, den Zwang der Umstände nicht genug betonen kann, immer noch eine Einleitung macht, um schließlich mit einem Ruck — „fast wäre ich darüber gestolpert" — zur Sache zu kommen; wie er dann zwischen Finden und Behalten lange zögert, eine Vorbedeutung sucht, einen Schicksalswink, dem er die Verantwortung aufladen könnte. Das versöhnende Schlußwort findet dann die Bäuerin: sie und ihr Mann gehören um ihrer Väter Lebens- und Sterbensnot willen zusammen. Am Anfang aber und am Schlusse kommt die öffentliche Meinung zu Worte, sie macht sich ihre Gedanken über die Uneinigkeit und macht sich solche jetzt über das gute Einvernehmen der Eheleute und irrt das eine wie das andere Mal.

Es ist richtig, der Dichter erspart uns keinen wehen Schrei des Jammers. Aber er rastet zeitweise aus und macht zu den Wunderlichkeiten des Lebens auch lustig zwinkernde Augen. Werben mehrere um einer begehrenswerten Witwe Hand, so muß das nicht, wie in der „Wahl im Bösen", gerade zu Mord und Brand führen. Wenn einer es zu schlau macht, kann es auch anders kommen. Der's zu schlau macht, ist der Buchfelder Dieter, ein ausgedienter, schnurriger Kavallerist, der die beiden anderen Freier der verwitweten Blauen-Stern-Wirtin von Oberndorf, den Rauber-Ferdl und den Fleischer-Wastl in der Nacht vor dem entscheidenden Tage unter den Tisch zecht, beziehungsweise um Haus und Hof und Rock und Hose spielt, um der Wirtin in aller morgenfrüh seine Tapferkeit und seinen Sieg melden zu können, sich aber damit auch um die ersehnte Beute bringt; denn die Wirtin erkennt in ihm nur den noch ärgeren Säufer und Spieler, läßt ihn laufen, wird empfindsam und ruft den alten Jugendgeliebten, den schüchternen, ernsten Loisl-Vetter zu sich, der ihren Kindern gewiß ein guter Vater sein wird.

Und der verführten Liesel kann der Glaube, nicht ihre Unbesonnenheit, sondern „eigenes Einmengen und Veranstalten des Erbfeindes" habe sie zu Falle gebracht, ein wirklicher Trost sein, wenn sie nur von dem einen Mal gewitzigt ist und fürderhin, nachdem sie ihr Glück einmal verspielt, brav und anständig bleibt. Freilich erhebt sie, und das ist der Humor von der Geschichte, die Forderung, daß, wer mit ihr

gut hausen wolle, auch an diesen Teufel glaube. Und da der Girgl, der typische arme Verwandte, kein Sinnierer ist wie der Rudolf Hangl und diesen Glauben leicht aufbringt, so ist er wohlgeborgen. Liesels Geschichte geht die Schilderung der Reise Girgls zu ihr, seiner Mahm, voraus, ein fröhliches Stücklein. Sein Elternhaus, von dem er fast so umständlich Abschied nimmt wie Missons Naz von dem seinen, liegt in einer trostlosen Ebene, es ist das Steinfeld, wo es die Südbahn durchschneidet, und seine Reise geht über Mürzzuschlag zu einer irgendwo in Obersteier gelegenen Einschichthütte. Selten, daß der Dichter den Schauplatz so genau angibt; der genius loci von Obersteier, nämlich Rosegger, der das gern tut, ist wohl schuld daran. Die Gegend sieht übrigens der Girgl nicht — er ist der traditionelle gute dumme Bauernknabe, den Stadtherren foppen und Gauner berauben können. Und gar zu wehleidig ist er gottlob nicht, sonst wäre der Witz zu lang gezogen und die Sache ginge über den Spaß.

Zwei andere heitere Erzählungen handeln von dem übelen Weibe, das ist von der Widerspenstigen Zähmung. Ihre Männer sind fleißige, redliche Winzer. Irgendwelche künstlerische Absicht ist das nicht, ein bestimmender Einfluß auf den Gang der Handlung kommt der Umwelt kaum zu. Am ehesten noch in der ersten („Die Totenbeschwörung"), obwohl der Kilian Gareis sich die Aufklärung über den Wert des ersten Mannes seiner Frau, der ihm immer und immer als Ausbund aller Tugenden vor-

gehalten wird, gegen den seine, des Gareis, geringe Vorzüge gar nicht in Betracht kämen, und den Mut, sich dessen Rezepte zu nutzen zu machen, auch anderswo hätte holen können als gerade in einem Weinkeller. Der Schwank hat natürlich einige Merks, die Einleitung sagt das deutlich: mit Recht verbiete die Heilige Schrift die Totenbeschwörung, Tote und Lebende gehörten verschiedenen Welten an und hätten einer dem andern nichts mehr zu sagen, außer man nehme dieses „Sagen" im Sinne liebevollen Andenkens, das zu sittlichem Handeln verpflichte. Nur dürfe wiederum dieses liebevolle Andenken nicht zu fortwährendem Vergleichen und Tadeln, zur Drangsalierung des lebenden Nächsten führen, besonders dann nicht, wenn es erlogen sei. Nun das Predigtmärlein und zum Schluß die Nutzanwendung auf den Städter: So wie der Bauer kann er's nicht machen, also überlege er sich's zweimal, „ohne Huld zweitmal zu freien" — in echt Hans-Sachsischer Predigtweis klingt der Schwank aus. Schlimmer noch als der Kilian Gareis ist der andere Winzer dran, der Hautzner Blasi („Gestohlenes Gut — gewonnener Mut"). Sein Weib reitet der Geizteufel und nachträgerisch ist sie auch. Weil sie vor Zeiten den Seybold nicht bekam, darf dessen Sohn ihre Finerl auch nicht bekommen. Sie hat im Haus den Willen und das Geld und quält Mann und Kind; bis ihr zwei hilfreiche Stadtherren ihr ganzes Erspartes abllisten und damit die Überzeugung beibringen, daß sie grunddumm ist und alle Ursache hat, das

Regiment an den Mann abzutreten*, auch wenn — das muß sie noch schlucken — dessen erste Herrschertat die Vereinigung der Liebenden ist. Beide Winzergeschichten haben dasselbe Schema: Schilderung eines schlimmen Zustandes, der durch eigenes Bemühen der Leidtragenden nicht geändert werden kann, dann ein Vorfall, der ihn behebt; ob von Grund aus, das ist, namentlich in der zweiten Geschichte, die Frage, doch über den Schlußpunkt sehen solche Geschichten nicht hinaus.

Die letzten beiden Dorfgeschichten greifen alte Motive auf, „Josel und Julie" eines aus dem „Schandfleck", der „Reiche Haidbauer" solche aus mehreren Erzählungen, wozu noch eine Entlehnung aus A. Langers „Zwei Mann von Heß" kommt. Man sieht, die Gestaltungskraft hält sich oder wächst gar noch — auf Kosten der (niemals allzu üppigen) Erfindungsgabe. „Josel und Julie" ist zunächst ein Bild aus dem Dorfhandwerkerleben: die Geschichte eines Wagnerlehrlings** und -gesellen, der wohl gerät und mit seiner Bravheit ansteckend wirkt, so daß seine Pflegeeltern ihm für die Miterziehung ihrer Söhne ebenso dankbar sein müssen, wie er ihnen für die eigene. Dazu kommt: er liebt das Kind der Nachbarin, sagt aber nichts, die sagt auch nichts, das erlösende Wort muß von einem Dritten fallen. Diese dünne, zarte Liebesgeschichte stammt aus dem

* Wie im „Antrapperl", einer Winzergeschichte aus der Horner Gegend („Wiener Bote", 1873), an die sich Anzengruber hier — vielleicht mit Hilfe eines Notizenzettels — erinnert zu haben scheint.

** Eine Stadtidylle aus demselben Kreise „Vater Wagnergeselle" blieb Entwurf. Bd. 1, Nr. 325, S. 479.

„Schandfleck" (zweite Fassung); sie wurde in des Dichters allerletzter Skizze („In der Andreasnacht", 1889) noch einmal, und zwar in einer dem „Schandfleck" noch mehr entsprechenden Form aufgenommen: verwitweter junger Bauer mit einem altklugen Kind — brave Magd — Vereinigung durch einen Scherz des Kindes. Der Idylle „Josel und Julie" kommt noch eine tiefere Bedeutung zu: So wünscht der Dichter, dem „Kälbern" und „Läppeln" immer ein Gegenstand geringschätzigen Spottes war, weil ihm eben Liebe und Sinnlichkeit unvereinbare Begriffe sind, daß gesunde Liebe entstehe und aufblühe — und sah wohl dabei resigniert zurück und um sich.

Noch mehr zu denken gibt der „Reiche Haidbauer". Es ist nicht bloß die Wendung der sentimentalisch-süßlichen „Polizze" ins Realistische: der Kagerbauer wird nach seiner Krankheit ein anderer, der Haidbauer nicht. Er hat zu viel vom Görg aus der „Begegnung" mitbekommen und gehört mit diesem in die Klasse jener, die keine Strenge vertragen und für ein gutes Werk geschmeichelt sein wollen; so ist er auch über den Randinger, in dem doch die Herzfalte aufbrach, hinausgewachsen; in ihm bricht, als ihn seine Pflegerin an die schwere alte Schuld erinnert, keine auf. Aber Anzengruber findet jetzt ein letztes Wort: der Haidbauer ist mit seinem massiven Gemüte doch sehr arm: er braucht — und das ist „falsches Glück!" — keinen Verlust zu fürchten, hat aber auch nichts zu hoffen; sogar sein Erinnern läßt ihn kalt. Er ist so arm, daß er Sepherls Beweg-

gründe, Sepherls Treue und ihr Erinnerungsglück auch nicht versteht, so arm, daß er ihr nicht einmal ein Vaterunser zum Grabe Tonis mitgeben kann. Die Erzählung ist nur eine schlichte Kalendergeschichte, aber in dieser Form ein Kabinettstück. Ortsbeschreibung, der Hausierer bringt eine Botschaft, erste Andeutungen der Vorgeschichte, weitere im Abschied der pflegewilligen Tochter von der erschrockenen Mutter, dann das Intermezzo mit dem polternden Arzt, Gespräch der Dirn mit ihm und endlich das Erinnern in der stillen Krankenstube, die Auseinandersetzung mit dem Genesenen, wobei eines das andere nicht versteht, endlich das Anrufen der öffentlichen Meinung: nichts, was nicht auch anderswo gefunden werden könnte, und nichts, das wirklich noch einmal so gefunden werden kann.

6. Die Vorstadtgeschichten
Die Skizzen

Die Tradition

Als Ahnherr der Wiener Skizze gilt Johann Pezzl (1756–1823), dessen „Skizze von Wien" (drei Hefte, 1786/87), gefolgt von der „Neuen Skizze von Wien" (drei Hefte, 1805 bis 1812), die Eigentümlichkeiten und Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt, in die er selbst erst im Alter von dreißig Jahren als Fremder gekommen war, mit ziemlichem Freimute bespricht. Aber schon die Einleitung zu seiner ersten Skizze nennt mehrere Vorgänger, deren Namen (unter anderen Sander, Nicolai, de Lucca) zeigen, daß die Wiener Skizze mit der im 18. Jahrhundert so beliebten kritischen Reisebeschreibung und mit der Geographie im Zusammenhange steht und in den „Skizzen" anderer europäischen Hauptstädte (Paris: Mercier, London: Johnson) ihre Vorläufer oder Parallelerscheinungen hat.

Die Reiseberichte Eduard Browns (1686), die Reisebriefe der Lady Worthley Montague (1716) und des Kavalierstouren-Begleiters J. G. Keyßler (1689—1743) hatten, freundlich-kritisch oder auch bloß wohlwollend, von Wiens Sehenswürdigkeiten, Hofleben, konfessionellen Zuständen, Bildungsstätten u. s. w. Bericht gegeben und vielleicht mit bei-

getragen, neue Reisende anzulocken, von denen, unmittelbar vor Pezzl, Nicolai in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" (1781) eine ziemlich genaue Topographie von Wien und seiner Umgebung gab. Die frühere topographische Schilderung (Fuhrmann, Weiskern) hatte ihre unmittelbaren Vorläufer in der Jesuiten-Kosmo- und -Geographie; sie kennt noch kein Landschaftsbild, sie singt das Lob Gottes und der Natur und das des Herrschers aus der Pracht der Hauptstadt, beziehungsweise das Glück der Untertanen und den Ruhm der Stadt aus dem Alter und dem Ruhme des Erzhauses und der höchsten Adelsfamilien (vergleiche Reiffenstuells Vienna coronata 1701). Dieser wissenschaftlichen Schmeichelliteratur gehen wiederum voraus die letzten Endes auf Aeneae Sylvii Austriae descriptio zurückweisenden Lob- (und Tadel-) sprüche von Renaissance-Schulmeistern und -Gelehrten, die oft (z. B. bei Schmelzl) sogar recht deutlich und individuell gesehene Stadt- und Lebensbilder enthielten; im 17. Jahrhundert verflechten sich diese dann zu den volkstümlichen Pritschmeisterdichtungen, Beschreibungen von Schützenfesten 2c. (vergleiche Joh. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter 1846). — Nicolais Topographie räumt nun freilich mit dem Gelobe und Getue gründlich auf, ist aber im Tone maßvoll und — jedenfalls weitaus besser als ihr Ruf.

Für Pezzl hinwieder ist das „Materielle" (Topographie oder Statistik) Nebensache, ihm kommt es auf „Kolorit der Sitten, Richtung der herrschenden

Begriffe, Situation des Nationalgeistes" an, d. h. er schreibt, als Juvenal, über die geistige Verfassung der Wiener —, wie es scheint, ohne bestimmten Plan, ohne bestimmte Ordnung, aber mit guter Ausnützung der josefinischen Zensurfreiheit. Die „Neue Skizze" ist bedeutend zahmer. Sie gefällt sich nicht mehr bloß in der Verspottung gewisser Eigentümlichkeiten der Wiener Bevölkerung — Luxus, Gallo- und Anglomanie, niederes Niveau der heimischen Schriftsteller, Leichtsinn, Theaterwut, Abneigung gegen Schutzpockenimpfung, Vorliebe fürs „Schrauben" — sondern macht schon heimische Typen ausfindig und charakterisiert sie: die Negozianten (Börsespieler), das Sonntagspublikum, den Millionär, die Advokaten und andere.

Auf Pezzls erste Skizze waren zwei Schmähschriften niedrigster Gattung gefolgt, die „Reise eines Engländers nach Wien" (1790²) und Kaspar Riesbecks „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland", deren Hochmut und Frechheit alsogleich ein ehrlicher Deutscher, C. Gottl. Küttner in seinen Briefen über Wien („Reise durch Deutschland" 1797—1799; 3. Band, 6. bis 19. Brief) zurückwies. Küttners Briefe sind wohl das beste Quellenwerk über das josefinische Wien und geben, ergänzt etwa durch Canalettos Veduten und die von der Karoline Pichler gerühmte Kupferstichsammlung cris de Vienne, ein ziemlich lebenswahres Bild der Stadt und ihrer Bewohner am Ende des 18. Jahrhunderts.

Schon Nicolai war „über die Linie", nach Schön-

brunn, in den Dornbacher Park des Grafen Lascy, in den Kobenzl-Park und endlich gar auf den Kahlenberg (Josefsberg) gekommen, Küttner hatte den Süden von Wien, Laxenburg, Baden, Vöslau, Schönau, Mödling und die Brühl, ja Heiligenkreuz besucht, beide, ohne für das typische Landschaftsbild noch ein Auge zu haben. Das Wiener Landschaftsbild wird erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufgerollt. Die näheren und weiteren Umgebungen werden abgegangen, und ihre Schönheiten werden in sehr ansprechenden Schilderungen, die freilich in romantischer Freude über die Wirklichkeit ebensoweit hinausfliegen als der Aufklärer hinter ihr zurückgeblieben war, heimatlichen und fremden Lesern mitgeteilt*. Gleichzeitig erwacht der historische Sinn der Wiener, das Vaterländische wird das große Stoffgebiet für Ballade, Dramen, Roman, und sehr bald wurde Wien dem Wiener (und dem Fremden) auch von dieser Seite her interessant: die Andacht lieh höheres Leben dem Stein.

So tritt in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts die Wiener Skizze in eine neue Phase und teilt sich von vorneherein in zwei Gruppen: die eine schließt an die Skizze der Aufklärungszeit an und wird, romantisch gesehene Stadt- und Landschaftsbilder mit der — gewöhnlich sehr

---

* Fr. v. P. Gaheis, Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, 1798—1804; Widemann und Fischl, Malerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien, 1805—08; Oehler, Panorama von Wiens Umgebungen, 1807; F. C. Weidmann, Wiens Umgebungen, historisch-malerisch geschildert, 1823; J. G. Seidl Wiens Umgebungen, 1826.

subjektiven — Betrachtung von Wiener Lebensgewohnheiten und öffentlichen Zuständen vereinigend, zu der heute so besonders anheimelnden Biedermeierskizze; oder das alte Wien wird aufgerufen, und mit stetig sich steigernder Teilnahme werden Taten, Meinungen, Zustände aus der nahen und fernen Vergangenheit heraufbeschworen. Diese mit dem Historismus der Hormayer-Zeit zusammenhängende Art der Wiener Skizze pflegen vornehmlich der Magistratsbeamte J. Schlager (1786 bis 1852) („Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" 1836) und der jüdische Buchhändler Franz Gräffer (1785 bis 1852), ein Wiener Kulturmensch feinster Prägung. Erdrückt bei jenem das gelehrte Beiwerk ganz die ansprechende Darstellung, so gibt Gräffer in seinen „Historischen Raritäten", „Historischen Unterhaltungen", „Wiener Memoiren, Tabletten und Dosenstücken" u. s. w. eine Fülle von Altwiener Lebensbildern, die an die Feinheit alter Kupferstiche erinnern: so bestimmt, sauber, scharf umrissen und sachlich verläßlich sind sie. Den Übergang von der historischen zur Biedermeierskizze bilden die in einer durch die vier Jahre 1832 bis 1835 laufenden Monatsschrift „Mitteilungen aus Wien" (Herausgeber der eingewanderte Kärntner Franz Pietznigg, 1802 bis 1856) enthaltenen wertvollen Beiträge zur Kulturgeschichte von Wien, „Zeitgemälde der öffentlichen Belustigungen" und dergleichen. Fremde von Distinktion, wie Wolfgang Menzel, Willibald Alexis, Glaßbrenner, Mistreß Trollope halten (es ist die Zeit der Reisenovelle) ihre Reiseeindrücke in

interessanten Schilderungen fest*, die freilich durch die gleichzeitig (1834) in Leipzig erscheinenden „Seufzer aus Österreich und seinen Provinzen" eine schreckliche Ergänzung erhalten**.

Stärker ist wieder der historische Einschlag in den „Zeitbildern" (1839) der Karoline Pichler: ein Familienroman, besser gesagt die Geschichte einer Wiener Familie in drei Generationen als Rahmen für eine Reihe schöner Lebensbilder aus drei Menschenaltern — 1770, 1800, 1830; mehr in die Gegenwart führen einzelne kritische und schöngeistige Beiträge des von dem Journalisten Heinrich Adami herausgegebenen Sammelwerkes „Alt- und Neu-Wien" 1841 — es ist ein Vorläufer des 1844 (bei Heckenast) von Stifter herausgegebenen Prachtwerkes „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben"; die (zwölf) Beiträge des Herausgebers macht ihr bezwingender Stimmungs- und Persönlichkeitsgehalt zu vollgültigen Kunstwerken.

Freilich, insofern das Genrebild eine gewisse anekdotenhafte Bestimmtheit und Individualisierung verlangt, war Künstlern wie Stifter und der Pichler ein kleiner Handwerker überlegen: Castelli, der biedere Anekdotenjäger, der in seinen „Wiener Lebens-

---

* Wolfgang Menzel, „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (1832); W. Alexis, „Wiener Bilder" (1833); Adolf Glaßbrenner, „Bilder und Träume aus Wien" (1836); Mistreß Trollope, „Wien und die Österreicher" (1838).

** Die ersten acht Kapitel dieses zwölf Kapitel umfassenden Buches sind eine kürzende Übersetzung der 1830 in Brüssel erschienenen Tablettes Autrichiennes, diese wieder eine französische Bearbeitung der Sealfieldschen Strafschrift „Austria, as it is", die 1828 anonym in London erschien.

bildern, Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt. Wien, 1835" aus der ihm eigentümlichen Artung eine Tugend machte und seinen Skizzen* eine Klarheit und Deutlichkeit gab, die ihre sonstige Plattheit einen Augenblick vergessen ließ.

Sealsfields leidenschaftliche Anklagen setzen sich in den auf das Jahr 1848 hinarbeitenden Wien- und Österreich-Betrachtungen der Unzufriedenen (Tuvora, Schuselka und anderer) fort; Castellis Art nahmen die zufriedenen Journale („Sonntagsblatt", „Sammler", J. N. Vogls „Morgenblatt", „Humorist", „Theaterzeitung" u. a.) auf. Als dann in den Fünfziger- und Sechzigerjahren die Journale sich mit der Literatur zu identifizieren beginnen und bedeutende Journalisten wie Uhl, Nordmann, Kürnberger, D. Spitzer geradezu die Vertreter der Wiener Literatur werden, tritt die Wiener Skizze in ihre dritte Phase: sie wird Feuilleton. Damit vollzog sich ein notwendiger Ausgleich. Journalistenschrifttum hat für heimatliche Beschränktheit und für Bodenständigkeit wenig Sinn, und der Liberalismus hatte Alt-Wien (das heißt das vormärzliche Wien) sehr schnell zu einem historischen Begriff werden lassen. Das Thema „Wiener Leben" erzwang jedoch, wenn auch die Kürnberger und

* „Die Hausmannskost", „Der Unentbehrliche", „Der Hausball", „Die Lottokollektur", „Das Haustheater", „Die Wohnungsschau", „Die Kinderwärterin", „Die Landpartie", „Die Leihbibliothek", „Spaziergang über den Graben", „Der Unglücksvogel", „Die Freuden des Landlebens", „Die Wohnung zu ebener Erde", „Ein neuer Rock", „Die scharmanten Leute", „Die Stellwagen", „Die Ballhandschuhe als Verräter" u. a.

Spitzer dazu (d. h. zu Erscheinungen des höheren geistigen Lebens) vom Standpunkte moderner Aufklärer aus Stellung nahmen, das Interesse für die und die Beschäftigung mit der unmittelbaren Umwelt.

Was der Biedermeierskizze und den meisten Feuilletonskizzen fehlt, ist die Zurückführung der allgemeinen Wahrheit (des Zustandes, Brauches, der Sitte, Gewohnheit) auf den einzelnen Fall, dem die Wirklichkeit erteilt werden mußte, es fehlt die eigentliche Verlebendigung, das eigentlich Dichterische. Stifter hatte es zweifellos in seiner Macht — vergleiche die herrliche Skizze „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten", machte aber selten Gebrauch davon und zog (vergleiche die „Streichmacher", den „Tandelmarkt", „Wiener Auslagen und Ankündigungen", „Ausflüge und Landpartien") im Interesse der Systematik und Vollständigkeit die abstrakt schildernde Darstellung vor, die freilich in seinen Händen noch Anschauung genug gibt, oder suchte die poetischen Wirkungen in Beschaulichkeit und Stimmung (vergleiche „Vom Sankt Stephansturme"). Auch die zur Kenntnis Wiens und der Wiener so wesentlich beitragende (in den Dreißiger- und Vierzigerjahren beginnende) Wiener Memoirenliteratur erreicht in ihren Einzelbildern kaum je die sichere Deutlichkeit der zeitgenössischen Genremaler, mögen die Memoiren nun Wert legen auf das kleine oder kleinliche „Erlebnis" (Castelli) oder auf die Darstellung eines seltsamen Lebens vor einem großen zeitgeschichtlichen Hintergrunde (Schönholtz) oder beides schön verbinden, wie bei Bauernfeld

und der Karoline Pichler. Schärfere, bildhafte Bestimmtheit erreicht das Wiener Lebensbild (aus der Gegenwart) vor Schlögl und Anzengruber eigentlich nur in der volkstümlichen und Unterhaltungsliteratur, in der Wiener Volkserzählung und im Wiener Volks- (Zeit-) Roman — in so weitem Abstande sich sonst diese Gattungen, was literarischen Wert angeht, von der besseren (geschweige denn der guten) Memoiren- und Skizzenliteratur bewegen mögen.

Der Wiener Volksroman schließt* an den Ritter- und historischen Roman der Karoline Pichler an und steht in nahem Zusammenhange mit der Volksbühne. Aber Eduard Breier (1811 bis 1886) nahm von seinen historischen Romanen bald (1848) den Weg zum Wiener Sittenroman, zu dem Bäuerle (1786 bis 1859) auch von seinen Schauspielerromanen immer wieder hinfand. Um eine Stufe höher steht der Volksroman Anton Langers (1824 bis 1879) und Friedrich Kaisers (1814 bis 1874), um etliche Stufen der biographische Roman K. Landsteiners (1835 bis 1906). In allen diesen wird Wiener Leben in einer Fülle von Einzelbildern zur Anschauung gebracht; sie sind, obwohl Stoff und Form oft nur für den niedrigsten Geschmack, bestenfalls auf Unterhaltung und Spannung berechnet sind — stofflich sehr ergiebig. Es scheint der Erwähnung wert, daß von den genannten Romanschreibern vier sich mit dem Thema „Sumpf"

* Vgl. Eduard Breiers noch immer sehr lesenswerte Skizze „Mein literarisches Wirken" (1871).

sehr eingehend auseinandersetzen oder daß alle fünf die Gestalt der verbuhlten Mutter, die ihre Tochter der Schande zuführt, als stehende Figur haben. Breier plant einen ganzen Zyklus von Sumpfromanen („Der ewige Jude in Wien"), von denen zunächst wohl nur der erste, die „Sumpfvögel*", fertig wurde. Dort gibt der Autor auch seine Absicht kund, die Geschichte einer Wiener Familie durch sechs Jahrhunderte zu erzählen, ferner die Chronik einer Familie, in der Liederlichkeit erblich ist u. s. w. — Bäuerle hat es auf die Sünden gewisser Stände, Börsenspekulanten, betrügerischer Advokaten, Wucherer u. s. w. abgesehen; erwähnt werden mögen seine „Geheimnisse eines Wiener Advokaten", ein Konglomerat von Kriminalgeschichten, von denen eine um eines Namens willen eines gewissen Reizes nicht entbehrt: Ein Landedelmann kommt nach Wien und bringt ein Testament mit, das ihn zum Haupterben einsetzt und einem ehrlichen Verwandten 20.000 fl. verspricht. Er findet diesen ehrlichen Verwandten lange nicht; endlich aber in Gestalt einer Witwe — Herbig, die, wie ihre Namensschwester im „Vierten Gebot", die einzig Anständige in der ganzen Sumpfverwandtschaft ist**. Mit gutem Griffe faßt die Motive und Einzelerscheinungen dieser moralischen Einleitung zusammen Anton Langer in seinen „Gespenstern

* Name einer Gesellschaft, von deren Orgien Wort und Begriff Tugend und Anständigkeit, ja auch Ernst verbannt sind. Zote, Suff, Verführung, Begeiferung alles Edlen ist ihr Zweck.

** Der Roman erschien zuerst in der „Wiener Theaterzeitung", in Buchform sodann 1854.

am hellen Tag" und in den „Opfern des Goldes"*, Wiener Sittenbildern aus dem Nachmärz, die zeigen, daß die Gattung doch einer gewissen Veredelung fähig war.

Die Gesellschaftskritik, die im Reiche draußen sich des hohen Dramas und des von Geistesreichtum gesättigten Problemromans bedient, nimmt also in Wien mit wesentlich bescheideneren Formen fürlieb. Der tendenzlose Volksroman hat außer einer guten Nummer, Franz Schuselkas „Karl Gutherz" (1841), wenig Nennenswertes hervorgebracht. Schuselkas „Geschichte aus dem Wiener Volksleben" führt echte Wiener vom Grund in einer einfachen Handlung gegeneinander, Wiener Vorstadttypen — vom gutmütig-protzigen Sauerkrautgroßhändler bis zur ledigen Mutter im Kellerloch, die delogiert wird und auf dem Wege ins Spital stirbt, von der alten Waberl, dieser rührendsten aller Taglöhnerinnen, bis zum Lerchenfelder Zitherspieler, vom verliebten Hauslehrer-Studenten bis zum dummstolzen Patriziersohne u. s. w. — die uns tatsächlich wie Bekannte von der Straße vorkommen, uns jedenfalls bei Schlögl, Anzengruber und David** auf Schritt und Tritt immer wieder begegnen.

*

An dieser Stelle sei auch eines literarischen Vorfahren Anzengrubers gedacht, der, obwohl er ge-

* Dem Erzähler imponiert einmal die „gußeiserne Logik" eines solchen „Opfers"; vielleicht ist die Wortverbindung die Vorläuferin von Anzengrubers „gußeisernem Humor".

** Dessen „Übergang" dem „Karl Gutherz" viel verdankt.

legentlich auch eine Reihe von Feuilletons zu einem Skizzenbande, „Das Babel des Ostens. Bilder aus dem Wiener Leben. 1871", sammelte, doch eigentlich nicht in die hier gezogene Entwicklungslinie gehört — des Piaristenprofessors Karl Landsteiner. Er trat am Anfange der Sechzigerjahre mit zwei viel versprechenden biographischen Romanen hervor — der spätere Unterhaltungs- und Tendenzschriftsteller hielt freilich diese Versprechungen nicht. Diese beiden Romane, „Aus dem Leben eines Unbekannten" (1860) und „Edmund Fröhlich, der Abenteurer" (1862), betrachten die Schattenseiten des modernen Weltlebens, die der sittlichen und geistigen Entwicklung strebender Talente drohenden Gefahren, das moralische Elend der Zeit, alles vom Standpunkt des katholischen Geistlichen, der aber, namentlich im ersten Romane, sich als Weltmann und Philosoph durchaus tolerant zeigt. Philosophen- und Gelehrtengespräche nehmen einen großen Raum ein. Ob Anzengruber ihn kannte, läßt sich kaum erweisen. Kannte er ihn nicht, dann ist die Übereinstimmung der Meinungen, der Meinung Anzengrubers nämlich mit der Meinung der von Landsteiner eingeführten Gegner umso auffallender.

Der Held des Ich-Romans (= der Autor) macht die Bekanntschaft eines Philosophen mit dem sprechenden Namen Weisthor. Der glaubt nicht an das Jenseits, er glaubt an Nirwana — oder an die Aufnahme der Einzelseele in die ewige Weltseele. Und auf die Einwendung des Autors: „Wozu dann Streben, Edelsinn, Güte, wenn mein Los das-

selbe ist wie das des Bösen, wenn es einerlei ist, tugendhaft oder Verbrecher zu sein?" antwortet er: „Lassen Sie uns nicht einen Wirkungskreis suchen dort, wo wir aufgehört haben, selbständige Wesen zu sein. Die Erde ist unser Schauplatz. Hier haben wir unsere Rolle zu spielen. Es ist an uns, zum Wohle der Menschheit oder zu ihrem Schaden zu wirken. Das Menschengeschlecht hat ein großes, ein erhabenes Ziel — Wahrheit und Freiheit. Es dahin zu führen, soll jeder nach seinen Kräften beitragen. Jeder gute Gedanke, jede Schöpfung des Geistes, jede herrliche Tat schiebt das ganze Geschlecht vorwärts. Was wir tun, tun wir für die Gesamtheit, der wir entsprossen sind, der wir angehören... Wir brauchen nicht besorgt zu sein. Hier haben wir zu arbeiten, dort zu ruhen, zu ruhen im ewigen Äther. Solange die einzelnen derart beschaffen sind, daß sie die sinnlichen Freuden der höheren Freude, das Gute um seiner selbst willen zu tun, vorziehen, solange haben wir Religionen und politische Verfassungen, Priester und Zivilgesetze. Ist das Menschengeschlecht zu jenem Grade der Ausbildung gelangt, daß es das Rechte des allgemeinen Wohles wegen mit vereinter Kraft vollführt, dann braucht es keine Kirchen und keine Gerichtshöfe, keine Fürsten und keine Soldaten mehr, dann ist es frei, dann ist das goldene Zeitalter angebrochen, welches begeisterte Männer voraussahen und das wir alle ahnen". Der Autor oder Held hat gegen diese Diesseitsphilosophie nichts einzuwenden,

er sucht nur den Glauben an einen persönlichen Gott daraus abzuleiten. Noch mehr nähert sich Weisthor dem Evangelium Anzengrubers an einer anderen Stelle: „Nicht das Leben auffassen, sondern es über sich ergehen lassen! Es gibt nur Gegenwart und Notwendigkeit. Nicht die Zukunft fürchten noch auf sie hoffen, sondern die Gegenwart weise benützen, daß wir, wenn das Gute kommt, nicht übermütig werden, wenn das Schlimme kommt, darauf gefaßt sind!“*

*

Mehr auf die kritische Betrachtung der Wiener Bürgermoral, wie sie die oben genannten Volksromane zeigen, und auf die liebevolle Darstellung des ehrlichen Lebens der kleinen Leute („Karl Gutherz“) als auf die Biedermeier- und auf die Feuilletonskizze gehen Friedrich Schlögls „Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau“ zurück, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren in Wiener politischen Blättern („Neues Wiener Tagblatt“, „Deutsche Zeitung“, „Wanderer“) und dann 1873, 1876, 1883 als „Wiener Blut“, „Wiener Luft“, „Wienerisches“ (von kleineren Sammelbändchen abgesehen) in Buchform erschienen. Wie die Karoline Pichler die Wiener Zeitbilder (der ersten Generation) an den

* Auch Gedanken der zweiten „Plauderei als Vorrede“ (für und gegen den Realismus, die Wirklichkeitsdarstellung) begegnen wir bei Landsteiner. Vgl. „Aus dem Leben eines Unbekannten“ S. 182, „Edmund Fröhlich“, I. Bd., S. 194. u. a. dgl.

Lauf des Jahres reiht, so schildert Schlögl Wiener Sitten und Unsitten zu bestimmten Feiertagen, führt dann an die vielen, von einander gar sehr verschiedenen Stätten, wo sich Wien unterhält, zeigt uns dort Typen und Gestalten, ganze Sippschaften und einzelne sonderbare Käuze, Wiener Arten und Unarten, Stadt- und Vorstadtfiguren; am liebsten Charaktere und Originale, wie er sie am besten und bequemsten von seiner Stammsitzecke aus im rauchigen Vorstadtbeisel beobachten konnte; beobachten als Naturhistoriker, denn das naturgeschichtliche Interesse ist ebenso groß als das ethische Pathos des Volkserziehers. Die Verurteilung alles Halben, Faulen, Gemachten, Posierten, Verlogenen, Leichtsinnigen, Schlechten ist unerbittlich, unbestechlich das von strengem sittlichem Ernst und gesundem sittlichem Gefühl diktierte Urteil. Anständiges Erwerbsleben, altehrbares Familienleben, altehrbare Erholung und Unterhaltung — das sind die Maßstäbe der kleinbürgerlichen Vorstadtmoral dieses Biedermannes in des Wortes bestem Sinne. — Die Darstellung ist freilich nicht immer befriedigend. Sprechen seine Leute, so ist es ein Vergnügen, ihnen zuzuhören, spricht er allein, so wird das Vergnügen geringer. Gewisse stehende Figuren, die Familie Grammerstädter, die Familie Biz und andere zeigen den Journalisten von der guten, die Abschilderungen zeigen ihn von der weniger guten Seite. Wissen und Können wiesen ihn auf die ernste sittengeschichtliche Behandlung oder auf Sittenbilder in Dialogform, der Tagesbedarf wies ihn

an den das augenblickliche Bedürfnis befriedigenden schillernden Zeitungsstil, und aus diesem Zwiespalt ist Schlögl niemals recht herausgekommen. Er war Kulturhistoriker von Geblüt und mußte sich mit Feuilletons bescheiden.

Friedrich Schlögl gehört in den ersten Siebzigerjahren zu Anzengrubers guten Kameraden. In den Räumen der „Concordia" dürften sie miteinander (nach dem Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld") bekannt geworden sein. Beide kamen vom subalternen Beamtenstande — Schlögl nach langer, unbefriedigender Laufbahn, Anzengruber freilich nach einer recht kurzen —, um nun von der Literatur zu leben. Beide hatten oder suchten Verbindung mit liberalen Tagesblättern — Berührungspunkte waren genug vorhanden. Gegenseitige Hochachtung, viel Gemeinsames in Weltanschauung und in ihren schriftstellerischen Absichten, Gemeinsames in Beobachtung und Wertung heimatlicher Dinge brachte die beiden einander bald näher, zumal das Bedürfnis, in gemütlichen Wiener Vorstadtwirtshäusern Leib und Seele gelegentlich „in fröhlicher Kumpanei" zu stärken, und die Nachbarschaft der heimatlichen „Gründe" solchem Sich-näher-treten die lieblichste Gelegenheit schuf. Freilich — zur idealen Freundschaft kam es nicht. Der Altersunterschied war zu groß, zu groß auch die Bestimmtheit der Charaktere. Der fünfzigjährige Journalist bewunderte gewiß die so plötzlich an den Tag getretene Begabung des Dreißigjährigen, brachte sie aber kaum je in freundlichen Worten an den Mann, ja gefiel sich sogar

darin, dem Dichter des „Meineidbauern“ wie einem Quintaner das Pensum zu korrigieren. Und der dreißigjährige gefeierte Dichter hatte die größte Hochachtung vor dem Zeitungsmanne und dem integren Charakter, ließ sich aber nicht die geringste Zumutung gefallen. Die Briefe spiegeln das Verhältnis deutlich wider. Die Verurteilung des „Meineidbauer“ hatte Anzengruber in Hitze gebracht, er ging nicht zur goldenen Hochzeit von Schlögls Eltern und kränkte den pietätvollen Sohn damit empfindlich — aber rasch war auch die Versöhnung wieder da, zumal Schlögl von seiner herben Kritik weiter keinen Gebrauch machte. So vergingen etliche Jahre in freundschaftlichem Grollen und nörgelnder Hochachtung. Anzengruber besprach rühmend das „Wiener Blut“, Schlögl den „Pfarrer von Kirchfeld“, kurze Familienrapporte fliegen hin und her. Aber die Haupt- und Grundbedingung der Kameradschaft, daß der Jüngere dem Älteren treue Wirtshausgefolgschaft leiste, wurde nicht streng eingehalten. Darüber gab es dann im Sommer 1881 eine scharfe Auseinandersetzung. Noch einmal gibt Anzengruber nach und richtet an Schlögl im März 1881, als dieser kränklich und verbitterter war als je, innige, warme Worte; und das am selben Tage, da Schlögl an ihn ein Billett gelangen läßt, in dem er ihm Teilnahmslosigkeit, ja Anschluß an eine ihm feindliche Clique vorwirft, weil er sein Buch „Vom Wiener Volkstheater“ nicht besprechen wollte — eine Auslegung, die Anzengruber mit aller Schärfe ablehnte. Den Todesstoß gab der Kameradschaft

das Fernbleiben Anzengrubers von einer Tafelrunde 1886. Schlögl löste diese sodann auf und Anzengruber nahm die Mitteilung hievon in — vielleicht doch unziemlich — schroffer Form zur Kenntnis. Im Juni 1889 verspürte Anzengruber das Bedürfnis, alte Freunde wieder einmal auf der alten Walstatt (bei der „Birne") zu sehen. Schlögl sollte festlich eingeholt werden, ging aber auf den Vorschlag nicht ein — was ihm wenige Monate später vielleicht doch leid gewesen sein wird.

Etwas spiegeln die Briefe nicht wider, das, worin Schlögls wahres Wesen wurzelt, und worum ihn Anzengruber zeitlebens, gewiß aber seit dem Tode seiner Mutter, beneidet haben mag. Schlögls Heim zeigte in allem und jedem, in Möbeln, Büchern, Sammlungen gute alte Wiener Kultur, wenn auch nur in der Sphäre des Kleinbürgerlichen, und in dem Zusammenhalten und -leben von drei Generationen Alt-Wiener Gemütlichkeit und Bürgertüchtigkeit. Die durch seine Eltern in die Tage Raimunds zurückreichende lebendige Tradition band den Wiener Sittenschilderer an die Biedermeierzeit, an die Tage echtester Wiener Kultur. Anzengruber ist in allem und jedem ein homo novus. Der Vater war über 25 Jahre tot, durchs Haus war das Elend gegangen, der Hausrat verkauft, die Jugend durch das Leidensjahrzehnt von 1859 bis 1869 in weite Ferne gerückt. Alles, was zurückwies, kam von der Mutter und ging auf sie zurück. Als sie starb, war er einzig auf sich angewiesen. Sein Ich, sein Erleben, sein in die

innersten Herzfalten dringender Blick müssen ihm geben und ersetzen, was anderen, Schlögl zumal, die Tradition, die Familie, das Gesellschaftsbewußtsein gab. Schlögl sieht seine Wiener in und mit ihrer genau begriffenen Umwelt, Anzengruber sieht in seinen Vorstadtgeschichten, nachdem er auch in dieser Gattung völlig selbständig geworden, wie in seinen Dorfgeschichten nur den Menschen.

* * *

Am 29. Dezember 1872 hatte der Feuilletonist des „Wiener Lebens", J. J. K., Rosegger und — Sacher-Masoch mit höchstem Lobe bedacht. Ließen Anzengruber diese Trophäen seines Freundes nicht schlafen, oder war etwas anderes die Ursache, kurz, einen Monat später singt derselbe Psalmist das Lob zweier neuen Mitarbeiter des „Wiener Lebens", Anzengrubers und — Emile Vacanos. „Das Wiener Leben hat Sie auch aufgeangelt?", schrieb Rosegger am 1. Februar 1873, „was sagt F. S. dazu? Von mir hat er sich wegen Mitarbeiterschaft an diesem Blatte wollen scheiden lassen."* Ende April fiel dann noch Hamerling hinein und die Kopfleiste eines Wiener Börseanerblattes konnte bis an den Schluß des Jahrgangs 1873 Hamerling, Anzengruber und Rosegger (neben Vacano, Pederzani, Sacher-Masoch, Murat-Effendi, Landesberg, Isidor

* Von Rosegger erschien im „Wiener Leben" 1872/73 der „Müller von Falkenbach" und 1873 „In der Dorfkomödie oder Vor, auf und unter den Brettern".

Gaiger, Jul. Kohn, Dr. Adolf Silberstein und August Silberstein) als „Hauptmitarbeiter" aufführen. Wiener Tugenden, Wiener Laster, Wiener Typen (die Theatertante, die Weißnäherin, die Gouvernante und dergleichen), Wiener und Pester Gestalten, in witzelndem, leichtfertigem Tone charakterisiert, werden den, in literarischen Dingen wenigstens, ziemlich anspruchslosen Lesern am liebsten aufgetischt. Bessere Mitarbeiter bleiben Außenseiter, springen wohl auch bald wieder aus.

Anzengrubers „Wiener Studien" zeigen, wie unfrei er sich, in diesen Anfängen wenigstens, auf dem Schlöglschen Arbeitsfelde bewegte. Die Passagebeschränker auf der Straße, die Lamentationen über den Wiener Kot, das düstere Nachtbild vom zechenden und freihaltenden Vater, dessen Familie zu Hause hungert und darbt, sie tragen alle Schlögls Marke; wenn auch gerade das letztgenannte Stück „Schwere Zeiten!" stofflich an die Nachtszene in „Sein Spielzeug" (XIII, 392), durch seine individuelle Bestimmtheit und Geschlossenheit an die späteren Skizzen Anzengrubers, etwa an den „Gekränkten Gatten", gemahnt. Nichts mehr mit dem Tone Schlögls hat die dreizehn Jahre später fallende Studie, die durch den Karwochen-Gräberbesuch angeregte Friedhofsstudie „Gräberelend" zu tun. Hier handelt es sich mehr bloß um das Beklagen oder Rügen eines Zustandes, hier haben wir schon Volkserziehung* und Weltanschauungs-

* Wie in Roseggers Aufsätzen „Ehret die Toten" (in „Allerlei Menschliches") und „Vom Totenkultus" (in den „Bergpredigten").

darstellung. Der Friedhofpilger sieht verwahrloste Gräber Armer, aber auch Bemittelter, kommt dann, wohl durch ein Lokalereignis veranlaßt, auf das Begräbnis eines verstorbenen Hotelgastes zu sprechen und redet sich angesichts seines vernachlässigten Grabes in eine gewisse Wärme hinein. Pietät gegen die Toten gehört zu Anzengrubers ureigensten Gefühlen; die ist ihm, den doch keinerlei metaphysches Bedürfnis an die Toten bindet, ein Wertmesser des Ethos jedes einzelnen: Nur was einer in reiner Selbstverleugnung einem andern ohne jeden Hinblick auf das eigene Wohl oder auf Dank tut, das tut er im höchsten Sinne für sich selbst: Sorge um andere ist der beste, edelste Teil unserer Selbstsucht.

*

In der Stadtgeschichte der ersten Fassung des „Schandflecks" sehen wir Anzengruber noch unselbständig. Die Zeidlhuber-Episode führt die Familienszene in der Schneiderwerkstätte der „Düsteren Grabschrift" in der Art Schlögls weiter aus; die Familie Fischer ist noch ganz konventionell, das heißt überhaupt nicht gesehen, sondern landläufigen Lustspieltypen nachgebildet. Erst als der Dichter das Mangelhafte dieser Zeichnung selbst empfand oder von anderen vorgehalten bekam, entschloß er sich, dem Wesen der Wiener Vorstädter etwas näher zu kommen. Am 25. August 1876 beendete er den „Schandfleck", drei Wochen später fing er den „Herrn Professor" an — zur selben Zeit,

wie es scheint, als auch die Gestalten seiner ersten Wiener Volksstücke ihm in greifbare Nähe rückten. Möglich auch, daß ihm die eben damals erschienenen Skizzen einer jungen Dichterin, die Wiener Bilder „Aus dem Leben" der Ada Christen einen letzten Anstoß gaben, Skizzen, in denen ein tiefes Dichter- und Frauengefühl Dingen, die jeder andere auch sehen konnte, eine merkwürdige Beleuchtung und Verinnerlichung gab. Und so unternahm Anzengruber von nun an, gleichzeitig mit seinen Dorfgängen, Stadtgänge; Vorstadtgänge zumeist, denn nur in jenen Wiener Gründen ergeht sich der Dichter, wo das in enge Horizonte gebannte Leben kleiner und mittlerer Leute vernehmlich wird, in den Gassen der Vorstadt, genauer gesprochen, in den Gassen der westlichen und südwestlichen Wiener Vororte, die in den Siebzigerjahren noch nicht durchwegs den Übergang zum Großstadtbezirk vollzogen hatten.

Wir sehen, wie in den Dorfgängen, den Shakespeareschen Zug: die große Energie der Wahrnehmung, verbunden mit einem tiefgehenden, im Nachfragen, in Erkundigungen sich äußernden Interesse für manche Eindrücke dieser Außenwelt, der er sich als Betrachter gegenüberstellt. Ein gutes Gedächtnis behält, was scharfe Augen sehen, und ein klarer, auf das Erfassen der Wirklichkeit eingestellter Kopf macht sich aus Gesehenem und Gehörtem ein einheitliches Bild und sucht aus ihm ängstlich fernzuhalten, was etwa das eigene Ich in seiner abfärbenden Interpretationssucht dazu tun könnte.

Gelegenheit zum Sehen hat solche Energie der

Wahrnehmung überall und zu jeder Tages- und Nachtzeit, beim Geschäftsgange durch Straßen und Gassen, beim Spazierengehen in den öffentlichen Anlagen, auf dem Nachhausewege vom Stammwirtshause in kalter Winternacht, von der Stammsitzecke des Kaffeehauses durch die Spiegelscheiben, in deren Gesichtsfeld der mit planetarischer Regelmäßigkeit aus und nach der Schule wandelnde Mathematikprofessor des Realgymnasiums tritt. Die Gesippen dieses Professors in dem Bekanntenkreise — um *Bekannte von der Straße** handelt es sich — des Dichters sind ein pensionierter Rechnungsoffizial und seine Wirtschafterin, ein pensionierter Hofbeamter, der einmal als Lyriker einige Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, die er aber für die der ganzen zivilisierten Welt hält, zwei Volkssänger, die, vom Vormittagsmarkt kommend, wesentlich anders aussehen als abends auf dem Podium, ein abgehauster Kammacher aus Hungelbrunn, der als „Wilder" im Wurstelprater sich täglich seinen ehrlichen Gulden verdient, und eine alte Dame, der von den Ersparnissen emsig betriebener Kunststickerei eine kleine Altersrente zurückzulegen glückte. Sie haben alle nicht viel Auffälliges an sich. Aber das wiederholte Zusammentreffen unter stets gleichen Umständen, das Gleichbleiben der Erscheinung macht den Begegnenden nach und nach aufmerksam, eine gelegentliche Erkundigung rollt blitzschnell ein Lebensbild auf oder sie gibt Ver-

* Er lernte später noch andere kennen, vgl. Aphorismen 794, Bd. VIII.

anlassung zu einem Sehen unter völlig geänderten Verhältnissen und die ausführlich geschilderte Kontrastszene zeigt den Widerspruch zwischen Schein und Sein. Doch sind nicht zwei dieser Genrebilder ganz gleich entworfen. Der „Professor" und die „Freundin" und „Alte Liebe" haben wohl das gemeinsam, daß sie im Kerne ein von den Gegenwartseindrücken des betrachtenden Dichters eingerahmtes Bild aus der Vergangenheit des Helden enthalten (Storm liebte so zu erzählen und Otto Ludwig schuf das klassische Muster), und die beiden „Künstler"-geschichten haben den Gegensatz von Schein und Wirklichkeit zum Gegenstande. Aber der Blick in die ferne Vergangenheit (in der „Alten Liebe" liegt das Hauptgeschehnis nur fünf Jahre vor der Gegenwartserscheinung der beiden bejahrten Leute) entrollt im „Professor" eine Geschichte, ein Geschehen, während er in der „Freundin" zwei — meisterhaft ausgeführte — szenische Bilder zeigt; und in „Unseren kleinen Enttäuschungen" wird, was ein Volkssängerpaar, abgeschminkt, im schlampigen Alltagsgewande, vorstellt, in Gegensatz gebracht zur beifallumrauschten Abendfrivolität, im „Wilden von Profession" das groteske Gebaren des Wilden zu seiner ehrlichen Fürsorge für Weib und Kind und zu seiner weit über den Horizont seines Publikums hinausreichenden, in der Kritik seines Berufes sich betätigenden Lebensweisheit. Der „Literat" blieb Skizze. Auch Gottfried Hornfels hat sich einst auf dem Parnaß aufgehalten und spielt nicht ungern mit vergilbtem Lorbeer — aber die

Wehmut kommt nicht auf, er hat eine auskömmliche Pension und kann sich die Verwertung seiner sonst vergessenen Lyrik zu Wurstpapier ruhig gefallen lassen.

Alltagsschicksale, die aber immer ein Zug ins Bedeutsame hebt.

Der in vornehmer Beamtenfamilie Privatunterricht erteilende Student wird als angehender Professor natürlich vom Dichter erbarmungslos ins Lächerliche gezogen; lächerlich wirkt er durch sein Äußeres wie durch die hilflose Leichtgläubigkeit, mit der er der frivolen Mitteilung eines allzu grünen Jungen aufsitzt: die verstorbene Schwester habe ihren Hauslehrer geliebt. Aber wie schön gleicht nun der durch das ganze Leben festgehaltene Glaube an diese Liebe jenes Lächerliche wieder aus, wie verklärt Jahr für Jahr der — den Toten freie — Allerheiligentag jenen Aufsitzer und das ganze einförmige Leben des alten Mathematikers.

Wie alltäglich, daß der Linzer Leopold Sänger in knabenhafter Begeisterung für den Beruf eines Wohltäters der Menschheit Mediziner wird, als solcher sich in die liebliche filia hospitalis Friederike Heidenreich verliebt und Gegenliebe findet, als fertiger Doktor seine Friederike am Stickrahmen verwelken läßt und um eines ansehnlichen Kundenkreises willen der Schwiegersohn eines gesuchten Chirurgen wird und über dem Widerspruch zwischen erhofftem Glück und erheiratetem Wohlstand seine angeborene Neigung, über ernste Dinge scherzhaft und über scherzhafte ernst zu reden, in menschen-

feindliche Satire ausarten läßt. Das Nichtalltägliche liegt eben im Wesen Friederikens; in ihrer Fähigkeit, dem Freundin sein zu können, der sie zu seiner Braut zu machen nicht die moralische Kraft hatte, und als Freundin im entscheidenden Augenblicke dem (wie später der Haidbauer) von allen Verlassenen viel mehr sein zu können als selbst das eigene Weib und die Mutter der Kinder. Aber es gibt da noch eine Steigerung. Dr. Sänger wird nicht mit dem quälenden Bewußtsein verabschiedet, eine seltene Perle nicht beachtet, ein naives Naturwesen, das von seinem Werte so wenig eine Ahnung hat wie von seinen Wünschen und berechtigten Ansprüchen, in seiner Schönheit nicht erkannt zu haben — nicht unfruchtbare Gefühle behaupten das Feld, sondern fruchtbringende: Friederike belehrt den Genesenden über seine Pflichten seinem Weibe gegenüber und versöhnt ihn mit seinem Lose.

Ebenso wird das Alltägliche der „Alten Liebe" — die ungeduldige, vielumworbene Schöne heiratet dem schüchternen Liebhaber zum Trotz einen andern, wird nach langen Jahren, eine gänzlich verarmte Witwe, von dem Hagestolz Gebliebenen ins Haus genommen, und zwar in der nach der Meinung aller volkstümlichen Erzähler für die Anbahnung derartiger mild-versöhnlicher Lebensabschlüsse so ungemein geeigneten Weihnachts- oder Silvesterzeit — dieses Alltägliche wird gehoben durch den Charakter der überlegenen Gestalt, hier der des Mannes. Als er den Widerstand verschämter Bettelarmut merkt, spielt er klug den Allzugebrechlichen, der Hilfe des

Weibes Bedürftigen, bringt sie so in sein Haus und spielt gutmütig-ritterlich seine Rolle weiter.

Auch der „Wilde von Profession" ist nur ein „untergeordneter Mensch", wenn auch nur nach der Meinung des Panoptikumausrufers; ein Artist allerunterster Sorte, der Tag für Tag als Buschmann ein paar noch nicht gestrafte Neugierige in die Bude seines Brotgebers herbeiheulen und -tanzen muß; ist aber ein Philosoph, der sich alle Abende, wenn er den blutig verdienten Gulden heimträgt zu Weib und Kind, der „ungeheuren Lüge seines Daseins" bewußt wird. Das Pathos eines tragischen Monologs lag hier gefährlich nahe; ein leichter Branntweindusel leitet geschickt daran vorbei und führt den Heimkehrenden, der sich nach den Mühen des im Kannibalenjargon durchheulten Tages wohlig im „gebildeten" Wiener Deutsch ergeht, nach breiter Schilderung seiner Strapazen zu dem vernichtenden Urteil über sein Publikum: einen richtigen Wilden zu sehen, verdient dieses „unwissentliche" Volk gar nicht, der wäre ihnen bald zu zahm!

„Dumme Bagasche" nennt auch der hektische Volkssänger, der am Arme seiner Gesponsin vom Markte kommt, das „Soireen-Publikum", vor dem er und sie alle Abende ihre Zoten reißen, bejubelt und bezahlt, und beneidet um eben dieser tollen, überschäumenden Lebenslust willen. Friedrich Schlögl hatte über diese Künstler und ihre Gönner mit erschöpfender Gründlichkeit geschrieben und seine Darstellung mit dem ganzen Grolle des Freundes wahren Volksgesanges über diese After-

muse durchtränkt. Anzengruber tritt ihnen nicht literarisch, sondern menschlich nahe. Er zeigt das unsäglich traurige Los dieser Entgleisten, die eins das andere elend gemacht haben und noch machen, die, abends mit Beifall überschüttet und beneidet, bei Tag auf der Straße die gesellschaftliche Überlegenheit jedes honetten Spießbürgers zu fühlen bekommen, und heischt für sie Mitleid und Erbarmen („Unsere kleinen Enttäuschungen").

Der Dichter kennt seine Leute und ihre Umwelt; er kennt die bescheidenen Hungelbrunner und ihre Hüttenansiedelung, er weiß, wie in den winkeligen Gassen des Stadtviertels, wo Hermanns alte Geliebte ihre Zuflucht gefunden, verschämte gegen unverschämte Armut streitet, in den reinlicheren Häusern eines anderen Bezirkes aber, wo die Festbesoldeten ihr Quartier haben und wohin jene Geliebte der pensionierte Rechnungsoffizial geführt, nur die verschämte ihre Not sich leise eingesteht. Der Dichter selbst ist es, der Mitleid für seine „Gefeierten" fordert. Er verschwindet überhaupt nirgends so ganz hinter seinen Gestalten; ob und inwieweit er *aus* ihnen spricht, mag zunächst dahingestellt bleiben, nur was er *neben* ihnen sagt, soll unterstrichen werden. Er behält gern das letzte Wort, gewöhnlich in Form eines Urteils über den jeweiligen „Bekannten". Er kann die Achtung vor der schönen Seele Friederike Heidenreich nicht unterdrücken — O Frauenherz! klingt freilich etwas banal. Er billigt das Urteil Knöpfelmachers über sein Praterpublikum, schließt (S. 12) eine Folge von Handlungsmomenten

(die allmähliche Vernachlässigung des Grabes Erwinas) mit dem tiefempfundenen, resignierten „Ja, es kommt ein Tag, wo jedem Toten sein Angedenken nachstirbt", und wehrt von seinem Professor jeglichen Spott ab; und zeigt sich ganz auf in der Gestalt jenes Wissenden, jenes Seelenkündigers, der (S. 88) „mit stillem Schauder über die verschlungenen Wege des Lebens nachgedacht und dann wieder den Gedanken an eine Fügung weggelacht hat." Dieses Auf und Nieder in der Stimmung, dieses Ergriffensein und Lachen darüber hat wohl auch die merkwürdige Abendschilderung im „Wilden von Profession" veranlaßt. Die grandiose Anschauung in jenem vielbewunderten Satze Stifters — die Erhabenheit begann nun (vor den Kondorschiffern) allgemach ihre Pergamente auseinanderzurollen — wird erreicht, wo nicht überboten durch jenes sub specie universi gesehene Abendwerden (XIII, 25 $_{2\,ff.}$). Aber das wird sogleich ironisch dem Leser zergliedert und schulgerecht eingeschränkt; und die sanfte Stimmung, die die folgende Mondabendschilderung etwa erwecken könnte, sogleich durch die Verbeugung vor Falbs Mond- und Erdbebentheorie auf das richtige Maß zurückgeführt. Schon vorher hatte er kosmisch gewitzelt, wenn ihn das Niesen des Praterbudenausrufers auf den Jean-Paulischen Gedanken bringt, wie schaudervoll erst das Niesen auf dem sonnennahen Merkur sich gestalten müsse, und auf die echt Anzengruberische Mikroskopierung des geflügelten „Helf Gott", das auf dem Merkur am Platze sei, während

man auf der sonnenferneren Erde mit dem „Zur Gesundheit" auskommen dürfte. „Wunderbare Verkettung der Einwirkung von allem auf alles im All!"

Die „Bilder aus dem Leben einer großen Stadt" sowie die „Skizzen (I)" sind großenteils Kapitel aus oder Abfälle von dem großen ungeschriebenen Romane „Sumpf"* oder Glossen zum „Vierten Gebot". Es sind — hier wie dort — beileibe nicht lauter Sumpfgewächse, mit denen wir es zu tun bekommen, aber irgendwie ragen oder ragten diese Pflänzlein doch mit einigen Wurzelfasern, Blättern oder Blüten in den Sumpfboden oder in die Sumpfluft hinein. Dunkle Bilder aus dem Leben kleiner und mittlerer Leute, wie sie Anzengruber von seiner Jugend und von seinen Polizeischreiberjahren — oder von der Stammkneipe her kannte und wie sie Schlögl schon so meisterlich betrachtet und dargestellt hatte; Ausblick in andere Gesellschaftskreise, wie etwa im „Man kann nicht wegbleiben" oder „Sein Spielzeug" sind selten.

Zunächst befinden wir uns im Motivenkreis des „Vierten Gebotes": über Elternsünden sitzt der Dichter zu Gericht. Der Vater, der (vgl. auch „Die Herzfalte" in den Dorfgängen II) seine gefallene Tochter zwingt, ihren Verführer zu heiraten, damit ihre Ehre und Reputation wiederhergestellt werde; der Vater (zweite Generation!) — eben jener Verführer —, der von den Schandgroschen seiner

* Vgl. Bd. I, die Entwürfe zur Novelle „Sumpf", Nr. 251—260, S. 451—457.

Tochter lebt und nur ungehalten ist, wenn sie zu wenig bringt; die Mutter, die, ebenso albern wie ihre Tochter, einem geschniegelten Laffen aufsitzt und ihrer verliebten Tochter im Kampfe gegen den vernünftigen, widerspenstigen Vater beisteht; die Mutter, die ihre Tochter vor dem ehrlichen, bescheidenen Hausmütterchenlos bewahren, ihr ein besseres vermitteln will und sie der alten Provinzkomödiantin zu billiger Unterweisung und Erziehung übergibt, auf den „Gawlier" hoffend, der doch dann einmal kommen wird; die Mutter, die mit der Mutter des Grafen das Nötige abmacht, um ihrer Tochter zu einer Versorgung zu verhelfen — solche Eltern* führen uns seine Predigtmärlein zu dem Texte des vierten Gebotes vor. Aber nicht auf ihnen, ihrer Beschränktheit und ihren Sünden ruht der Hauptton (am ehesten noch in „Mutterſorge"), sondern auf anderen Gestalten.

Mostbartls Kathrin war einem Schürzenjäger zum Opfer gefallen, weil sie ihren allzu schüchternen, braven Tischlergesellen eifersüchtig machen wollte. Der wird nun die Hauptperson der Erzählung („Ein Wiedersehen") und das Wiedersehen mit der zur Dirnenmutter herabgesunkenen ehemaligen Geliebten das Hauptmotiv. Welch prächtiger Geselle ist dieser vazierende weichmütige Tischler, der sich um eines Zwischenverdienstes willen mit ungeschickter Hand der Fabrikation von Osterlampeln

* Eine andere Mutter, die zynisch gleichgültig die Schande ihrer Tochter mit dem von ihr überkommenen Blute entschuldigt, zeigt der Entwurf, Bd. I, Nr. 280, S. 462.

ergibt und nach kläglicher Enttäuschung sich damit tröstet, daß er nicht zu dem Elend der Kathrin herabgesunken ist, zu dem Elend, „das den Menschen in die Schule nimmt, wo er sich selber verlernt". Wie der Kathrin, so war es auch in jungen, dummen Jahren der Weber-Fanni („Wie schad!") gegangen. Aber wie erhebt sie sich über ihren Fall, widersteht Vater und Mutter, die sie durch eine Heirat versorgen wollen, widersteht auch der Werbung des ehrlichen Freundes Modereiner — weil sie sich, in der Beurteilung des „Falles" ganz der Brigitte Reindorfer ähnlich, weder eines rechten Mannes Mitleid und Gnad, noch Gleichgültigkeit ihrer Schuld gegenüber gefallen lassen will. Eine befriedigende Lösung gibt es für sie nicht; die alte Mutter und Modereiner wollen das zwar nicht einsehen, der Dichter aber stimmt zu — wenn auch bedauernd. „Wie schad!"

Wie hat der alte Vater (im „Schlußkapitel eines Romans") das Herz auf dem rechten Flecke, wenn er seinen Unwillen über die blinde Heiratsfreude von Mutter und Tochter herauspoltert! Wie versöhnen uns aber anderseits die unglückliche Emmi und ihre Mutter mit ihrer Beschränktheit, wenn jene rein und treu und aufopferungsvoll an ihrem verächtlichen Mann festhält, diese der Pflichterfüllung ihrer Tochter das Wort redet! Beschränktheit ist hier der Anfang alles Elends, Beschränktheit, die sich nicht belehren lassen will, hier wie in „Mutterſorge", wo Mutter Vetterle über das wie zur Belehrung aufgestellte schöne Gegenbeispiel

ihrer Schwester und Nichte lacht und so gar keine Ahnung davon hat, welchem Lose sie ihre Tochter zuführt. Wie wir den Erzähler der schönen, moralischen Geschichte von der Parapluiemacher-Mali zu werten haben, ist nicht von vornherein klar. Er billigt die Maitressenschlauheit seiner Heldin, die sich so gut versorgt hat; seine Zuhörer dünken sich eine Stufe höher und lächeln zu dieser Auffassung. Der Dichter aber stellt sich, boshaft genug, zu ihm: Recht hat er, die Vernunftehe macht's ja, trotz kirchlicher Einsegnung, auch nicht anders!

Nicht besser konnte der Dichter diese Pointe zur Anschauung bringen, als dadurch, daß er den Parapluiemacher seine moralische Geschichte selber erzählen läßt, erzählen mit all der köstlichen Weitschweifigkeit, Anschaulichkeit und Interessiertheit, wie eben ein Regenschirmfabrikant erzählen muß. Sonst erzählt der Dichter wohl auch selbst ein Stück, wendet sich aber dann bald der dialogisierten Darstellung zu, die in der „Mutterſorge" zur dramatischen Szene führt, der der Dichter als Publikum beiwohnt.

Bilder aus dem Leben einer großen Stadt sind auch die beiden letzten hier in diesen Rahmen gebrachten Erzählungen, wiewohl sie nicht recht in diesen Rahmen passen, „Sein Spielzeug" und „Man kann nicht wegbleiben". Es sind Spielzeuggeschichten und hätten ihren Platz wohl besser in der Nachbarschaft des großen Märchens „Aus der Spielzeugwelt"; aber der allem Problematischen, Symbolischen ferne Ton der Erzählung weist

ihnen ihre Stelle hier an. Spielzeug ist der Mann dem Weibe, dem Manne das Weib. Spielzeug, d. h. Mittel zur Repräsentation, Dekorationsstück, zu dem man aber in kein innigeres Verhältnis tritt und nicht treten kann, wenn man kein Herz hat; Spielzeug, mit dem sehr sorgfältig umgegangen wird, das geliebt und gehätschelt und dem im Puppenheim alles zu Willen getan wird — dem man aber jeden ernsten Eigenwillen und damit die Menschenwürde abspricht (vgl. Elfriede); Spielzeug endlich, das nach kurzem Gebrauche roh zerbrochen und weggeworfen oder mit dem Fuße in den Ofenwinkel geschoben wird. Diese dreifache Auffassung der einen Ehehälfte als Spielzeug der andern ergab drei Lebensbilder: das erste — „Man kann nicht wegbleiben" —, ein Bild aus dem Leben der Gesellschaft, der „Welt", gehört durch die Hauptfigur, das herzlose Minchen, mit zu den „Aufzeichnungen eines Weiberfeindes"; das dritte, aus dem quälenden Einleitungs- und dem düsteren Schlußkapitel eines Eheromans bestehend, schließt sich, etwas gewaltsam freilich, an die eigentliche Spielzeuggeschichte*. Spielzeug im (zweiten) eigentlichen Sinne des Wortes ist, so gesteht der sterbende Rechnungsbeamte Artur seinem Weibe, sie ihm gewesen. Er hat immer gern gespielt, als Kind und Schulknabe, mit allem, was ihm nahe trat, auch mit

* „Sein Spielzeug" wurde am 5. Juli 1879 abgeschlossen; Anzengruber hatte schon im Frühjahre daran gearbeitet; am 18. März hatte er Bolin gemeldet, er sei mit seinem Beitrag für „Nord und Süd" noch nicht fertig.

dem Unterrichte. Unbeschränkt beherrschte seine Phantasie alle Dinge; und die Kindlichkeit verlor er, als er dann erkannte, daß die Dinge stärker wurden als seine Phantasie, das Spielwerk selbständig wurde und mitspielte. Das war also die Wirklichkeit. Er wurde Rechnungsbeamter, d. h. er tauschte die Butterbrote des Lebensunterhaltes gegen Rechensteine ein und suchte sich dann, über die Selbsttäuschung der anderen — Sehnen, Liebe, Seligkeit nennen sie sie — erhaben, sein Spielzeug, seine Lebensgefährtin, an die er nur die eine Forderung stellte: sich vom Leben keine Vorstellung zu machen. Er hatte eine richtige Wahl getroffen.

Diese Lebensbeichte des sterbenden Philosophen* gehört zu den interessantesten Bekenntnissen Anzengrubers. Ihren Persönlichkeitsgehalt bezeugen, wenn noch der so bedeutsam durchgeführte Gedanke über das Verhältnis von Welt, Spiel und Wirklichkeit einen Zweifel übrig ließ, der kosmische Witz über die zu Allquark gerinnende Milchstraße oder die als Seehundssehnsuchtstraum dargestellte Lehre von der Anpassung und dem Aufstieg der organischen Welt und besonders die Kritik der Phrase von der „Rückkehr zur Mutter Erde" (371). — (Vgl. Rommel, Steinklopf., S. 24.)

---

* Lindau sprach dem Dichter seine aufrichtige Bewunderung aus. Bolin ließ anfänglich nur den ersten Teil gelten und verwarf die beiden anderen: Der Bericht verlaufe in die platteste Alltäglichkeit. — Der Dichter verteidigte (Brief an Bolin vom 9. November 1879) sie und „sagte anderen nach", daß speziell der Novellendialog hier gut geführt sei. Bolin milderte sein Urteil und gedachte dann in seiner Besprechung des Buches „Kleiner Markt" in der Berliner „Gegenwart" besonders des Schlusses dieser Erzählung mit hohem Lobe.

Sonst mischt sich der Dichter ja nur gelegentlich ein. Er leitet seine Geschichten ein und aus, witzelt dort über die Wettereinleitungsphrase und tröstet hier den verzagenden Mostbartl. Er beschreibt behaglich den Wirtshaushof auf der Brandstätte, in dem er Ohrenzeuge der Abmachungen der sorgenden Mutter mit der „Frau Professorin" wird und klappt schließlich den Moraldeckel zu, wenn er das Opfer der törichten Mutter nach zehn Jahren als Bettlerin vor seine Türe kommen läßt. Er erörtert das durchaus Subjektive des Moralbegriffes, über den mancher sogar eine von den landläufigen und philosophischen Anschauungen ganz abweichende Vorstellung hat, stimmt diesem Sonderling, dem Parapluiemacher, schließlich aber mit einer sarkastischen Wendung gegen die „sakramentalische" Versorgung — die also, ernst gesprochen, auch nicht höher zu werten ist als die nichtsakramentalische — zu. Und wenn der Erzähler der ersten Spielzeuggeschichte „Man kann nicht wegbleiben" einleitend und schließend etwas Menschenkenntnis für sich in Anspruch nimmt — sage mir, mein Junge, wie du mit deinem Spielzeug umgehst, und ich will dir sagen, was aus dir werden wird —, so kommt das ebenso auf die Rechnung des Spielzeugsymbolisten Anzengruber wie einzelnes aus der Strafpredigt des unglücklichen Vaters gegen seine Tochter („Schlußkapitel eines Romans"), die auch die „Quintessenz aller Tugenden und Vortrefflichkeiten der ihr bekannten Romanpuppen als Häcksel in ihre lebendige Zierpuppe" von Liebhaber hinein-

dachte, auf die Rechnung des Verfassers der zweiten Vorrede zu den „Dorfgängen".

Nach dem „Kleinen Markt" und den „Allerhand Humoren" (1883) erschien kein Sammelband Anzengrubers mehr, der das Dutzend Genrebilder und Skizzen aus dem Wiener Leben, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften noch bis 1886 erschienen, aufgenommen hätte. Geplant war ein solcher Sammelband. Warum die erste Gesamtausgabe sie nicht aufnahm, ist nicht leicht einzusehen; berichtigt wurde der Fehler erst im Nachtragsband „Letzte Dorfgänge".

Der Motivenkreis dieser Skizzen zeigt keine Erweiterung gegenüber dem der beiden vorangehenden Sammlungen „Bekannte von der Straße" und „Bilder aus dem Leben einer großen Stadt". Mann und Weib, Liebe und Ehe, Eltern und Kinder, Sexualleben und Sittlichkeit ..., also der Mensch in der Familie oder auf den zu und von ihr führenden Wegen, das ist das unaufhörlich variierte Thema. Hier tobt sich das Schicksal aus, hier wird der Mensch schuldig und gestraft, hier zeigt er seine Größe und Erbärmlichkeit. Hier, nicht in Arbeit und Beruf. Eigensinnig hält der Dichter an dieser einseitigen, fast feministisch zu nennenden Welt- und Menschenbetrachtung fest und schlägt dabei gern landläufiger Moral sein Schnippchen, namentlich dann, wenn sie in den Schlagwörtern menschlicher und göttlicher Satzung zum Ausdruck kommt, die, zur Phrase geworden, gedankenlos nachgebetet werden.

Auf der untersten Stufe seiner Wertung steht das „brave" Mädchen, die „Kröte", die, nicht ohne sachkundige Anleitung ihrer schlechten Mutter, schon vom zwölften Lebensjahre an auf die Männerjagd geht und nach etlichen Abenteuern, stark ramponiert, in den Hafen der Ehe mit einem Arbeiter einläuft. Den aus der Nähe zuschauenden Dichter übermannt der Ekel — wie in dem Entwurfe zu dieser Skizze, Bd. I, Nr. 517, S. 538. Die Gesellschaft um sie herum aber sagt Ja und Amen dazu und besorgt den Hochzeitsjubel, und aus den Augen der zufriedenen Mutter leuchtet gewiß mütterlicher Stolz. Wie hoch über dieser also Versorgten und Approbierten steht das öffentliche Dirnlein Philippinchen, die Leichtfertige, die zwar der Prügelpädagogik ihrer beschränkten Mutter, nicht aber dem Guten in ihr selbst, ihren Kindheitserinnerungen, entlaufen konnte, jener unbewußten, echten Pietät, die sie allemal zu Weihnachten den Gabentisch ihrer Geschwister reich beschenken läßt, und, da ihr die strenge Mutter das Haus verbot, in die Stube der Nachbarin tritt, von der aus sie den Weihnachtsjubel ihrer Geschwister beglückt anhören darf; und wie hoch über der bornierten moralischen Mutter, die von ihrem ungeratenen Kinde nichts mehr hören will und dessen Geschwistern Gruß und Dank für das — eben doch zugelassene — Geschenk verbietet, steht die alte Jungfer, Fräulein Seraphine, mit ihrer schlichten Weisheit: man lasse Philippinchen doch gewähren! An dieser Pietät könne noch ein Lichtlein anglimmen und die Leicht-

fertige auf bessere Wege leiten oder ihr doch den Trost eines reinen Seelenfleckchens lassen.

Etwas grotesk rügt eine scherzhafte Kalendergeschichte Weibersaumseligkeit im Knöpfeannähen und verspricht Unbußfertigen unnachsichtlich die Scheidung — von den Aufzeichnungen des Weiberfeindes* nicht gerade die unnötigste, aber gewiß weitaus die unbedeutendste. Acht Jahre später bestehen Annerl und Hannerl die Knopfprobe auch nicht und verscherzen damit den reichen Freier. Die Sache ging also den Dichter näher an**.

Wie rasch wird aber der Weiberfeind zum Lobredner, wenn es hohe Frauentugend, selbstlose Güte, zu feiern gilt. Die schöne Weiblichkeit jener „Freundin" aus den „Bekannten von der Straße" wird beinahe noch überboten durch die aufopfernde Güte der Baronin Rüdeger, die sieben Tischlerwaisen ins Haus nimmt und zu ordentlichen Menschen erziehen wird, bloß um sich für die alten Tage ein bißchen Anrecht auf Liebe aufzusparen. Dem alten Armenarzt, der diesen Plan entwickeln hört, wird warm ums Herz und er erlebt einen frommen Augenblick, in dem gegen seinen Unglauben an Gott und Menschheit Zweifel erwachen und eine fromme Stimmung: die Natur habe das Frauenzimmer geschaffen, um dem Egoismus in der Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen. Es sind

* Entwürfe zum Thema „Weiberfeind", Bd. I, Nr. 218—222, S. 437—439.

** Was vor allem zum Ausdruck gebracht wird, wenn Josias Trendel seine heimgegangene Mutter und seine Frau nebeneinander stellt, 430_{16}; vgl. dazu Bd. I, S. 277, Nr. 39 und S. 543, Nr. 535.

nur Momente, das fühlt der Armenarzt seinem Autor nach, die ein solches inneres Aufleuchten dauert, aber es sind Momente der Befreiung.

Von den dem Anzengruberschen Jahrmarkt des Lebens sonst etwas fern gehaltenen studierten Herren sind es allein die Ärzte, denen die Wissenschaft den Blick für das Leben nicht geraubt hat.

Wie der Armenarzt außerhalb solcher lichter Daseinsmomente, wo er an ein absolutes Gute glaubt, von Berufs wegen mißtrauisch ist, namentlich gegen die Dankbarkeit der Menschen und gegen das vielgebrauchte Schlagwort von den Prüfungen Gottes, so ist der berühmte Feldchirurg nach dem Tode seines Lieblings, seiner Erna, mißtrauisch geworden gegen die Wirksamkeit des übermenschlich hohen Gebotes „Liebet eure Feinde!" — übermenschlich hoch, denn der Vergeltungsdrang ist etwas Natürliches — und preist das Gebot der im Roten Kreuz zu Worte kommenden Humanität „Vernichtet einander nicht!" Auch er kann seinen Feind nicht lieben, den Mann, der ihm in das Heiligtum der Familie gegriffen, mit Raubvogelgriff die Tochter entführt und geschändet zurückgegeben, auch als der Offizier, grausam verwundet, in sein Spital kommt und der Offiziersdiener, der Zwischenträger von ehedem, Hilfe heischt. Nemesis? Den Gedanken daran weist Anzengrubers Chirurg weit zurück. Er hilft, aber ohne ein Teilchen von seinem Abscheu vor dem Patienten, vom Rechte auf diesen Abscheu zu opfern; und mit Abscheu, Haß und Spott quittiert er auch den Dank des Genesenen, läßt nicht

einmal diesen Dank und das vorausgehende männlich-reumütige Geständnis als Mannestat gelten. Die Wahrheit der Menschenschilderung zerstört hier alle herkömmliche Rührung schwarz-weißer bürgerlicher Schauspiele und Erzählungen: der Verführer — gewissenlos, zynisch, aber tapfer im Felde und untadelhaft gegenüber dem Retter seines Lebens, dem Vater seines Opfers; dieser, ein Meister seiner Kunst, erfüllt die Berufspflicht, bleibt aber ungerührt und unversöhnlich und predigt eine Maxime, die, zum Naturgesetze erhoben, den Diesseitsmenschen weiter brächte als das Gotteswort „Liebet eure Feinde!“* Die Erfahrungen des Feldchirurgen mögen diese Weisheit bestätigt haben, erzeugt hat sie der Schmerz des im Lebensnerv getroffenen Vaters.

Tragisch wie hier wird das Thema von der Sünde als Zerstörerin der Familie auch behandelt in der in ihrer Geschlossenheit und erbarmungslosen Naturwahrheit niederdrückend wirkenden „Makulatur“. Der junge Postbeamte, der seine kurze, überaus glückliche Ehe jäh auflöst, als er aus

* Die Anlehnung an Auerbachs „Brigitte“ ist deutlich. Auch Brigitte, Pflegeschwester, und als solche vielgerühmter Schutzengel einer Augenheilanstalt, kann dem Rittmeister, der (vgl. Fußnote S. 610) ihre Eltern einst zu Bettlern gemacht, nicht so begegnen wie anderen Kranken. „Es steht freilich geschrieben: Liebet eure Feinde! Aber das kann man nicht; sag mir keiner, daß man das kann, der Spruch muß nicht so gemeint sein.“ Man könne höchstens gegen ihn seine Berufspflicht erfüllen. Brigitte kann allerdings auch das nicht.

Schärfer hat Anzengruber seine Maxime „Vernichtet einander nicht“ ausgedrückt im Bd. VIII, Aphorismen 310. — Zu dem die Erzählung einleitenden Verdammungsurteil über den Krieg vgl. die Ansicht Michon Patts über ihn, Bd. I, S. 390, Nr. 133, 134; ferner S. 396 f., Nr. 154—156.

einem Makulaturblatt liest, daß seine Frau als Schulkind bereits eine macula empfangen, das Opfer eines Mädchenschänders geworden, er steht auf dem Standpunkte der harten bürgerlichen Moral, erhebt sich vielleicht sogar etwas über sie, wenn er zu seinem Schaden die gelobte Diskretion hält; er steht aber auch auf dem Standpunkte der Moral jener Gestalten, die der Dichter ganz unzweifelhaft gebilligt hat, so der Kameradin oder der Weber-Fanni, die es für unmöglich halten, daß der rechte Mann über die verfehrte Reinheit der Frau je hinwegsieht*.

Das Thema** läßt sich aber auch satirisch-gemütlich behandeln. Der ohne die hierzu nötige Begabung auf Don Juan studierende bürgerliche Geschäftsbuchhalter, der Hausfreundfreuden genießen möchte, aber blind in die Falle tappt, den Prügelstock des erzürnten Gatten ausschwingen sieht und nun moralisch wird, weil ihm zum vergnüglicheren Unmoralischsein die Geschicklichkeit und das Glück fehlen; oder gar der aus der Schalantersippe stammende Posamentierer, der gekränkte Gatte, der den Bettgeher geradezu auf seine Frau hetzt, bis diese

* Daß die Zeitungsberichterstattung sich durch die Nennung des Namens der Mißbrauchten der Vernachlässigung pflichtgemäßer Obsorge und Anständigkeit schuldig gemacht hatte, rügte Heinrich Noë (vgl. Castle, Einleitung zum 17. Bd. seiner Ausgabe); die Kontroverse mit einem Böslauer Lehrer und mit der Reichenberger „Freien Schulzeitung" (vgl. ebendort) zeigt hinwieder das sinnlose Sich-Verwahren einer Organisation gegenüber einer in diesem Sinne völlig tendenzlosen Dichtung. Rosegger lacht später einmal („Das reiche Waldschulmeisterlein", „Heimgarten", XXIII, 255 ff.) recht herzlich über dieses Beleidigtsein und -tun einzelner Standesgruppen.

** Daß der Dichter gelegentlich auch an dramatische Behandlung eines ähnlichen Falles dachte, zeigt die Skizze, Bd. I, S. 338, Nr. 33.

endlich beiden den Willen tut, dann aber mit ausgezeichnet beobachteter Sumpferredseligkeit und mit einer jeden Zweifel ausschließenden Motivierung sein Unglück von Mann zu Mann erzählt — kostbare Beweise, daß das ernste Motiv nicht überall ernste Behandlung verträgt.

Die Familie, in die sich der Mensch vor der Allgemeinheit hineinflüchtet, ist eine Institution des berechtigten Egoismus (Aphorismus 576). In ihr wurzelt des Mannes Glück, mit ihrer Auflösung — durch Ehrbefleckung oder Tod — vergeht es. Mit zarten Farben hat solches Glück der Dichter im ersten Teile der „Makulatur" gemalt, als noch alle Bedingungen für ein solches gegeben schienen. Das sogenannte Glück des selbstbegnügten Hagestolzen, des Zuschauers, der „von all dem, was die anderen besitzen, nichts zu verlieren hat, aber eben alles das entbehrt", es ist ein falsches Glück. Das empfindet auch der ehrsame Jakob Wierer, ein Pfeifenkopfmaler — für Saumägen, wie er selbst gesteht, mit seinen ohne innerliche Anteilnahme hingemalten Nuditäten (der Versuch, nach der Natur zu malen, bekam ihm von der gekränkten Modellmutter so schlecht, daß er sich Anregung und Muster fürderhin aus Museen holte) —. Immer tat er sich auf sein sicheres Draußenstehn, Unbeteiligtsein etwas zu gute. Als aber sein Wastl, sein Freund, mit dem er* die „frohe, weltheimische" Burschenzeit

* Wie Anzengruber mit Franz Lipka; vgl. „Wiener Extrablatt" vom 8. Dezember 1891: Fr. Lipka, Aus Anzengrubers Lehr- und Wanderjahren".

durchlebt hat und der ihm ein „ergänzender Kommentar all seines Erlebten und Erdachten“ geblieben ist, einen Hausstand gründet, da ekelt ihn auf einmal sein Metier und die Freud- und Zwecklosigkeit seines Daseins an; er selber hat die Überfuhr schon versäumt; aber er flüchtet doch in die Familie, zieht zu seinem Freunde und malt von nun an unverfängliche, ja fromme Dinge auf seine Pfeifen und Dosendeckel.

Zu Weihnachten war ihm die Erkenntnis gekommen, in der Christnacht; in der Zeit also, in der der Familien- und Sippensinn am schönsten und lautesten spricht, in der jene „Institution eines berechtigten Egoismus“ vom ganzen Gefühlsleben Besitz ergreift. Beati possidentes! Und wie bedauernswert der, dem schöner Zeiten Bild erscheint im Mißgeschick, in der völligen Vereinsamung, in der der Mann — Anzengruber nennt ihn einfach „den Mann“, er hält es nicht für nötig, das Allgemeine auf den besonderen Fall zurückzuführen — dem mit Weib und Kind alles Hoffen und Freuen ins Grab gesunken, zurückgeblieben ist. Ausgestoßen, ausgeschlossen kommt er sich vor und sucht, ein stiller Gast, lärmende Zechgesellschaften auf und findet armen Trost in dem Gedanken, daß manche Lärmer wohl noch elender sind als er, die vielleicht verspielt, was er nur verloren.

Von der eigentümlichen Wirkung der Regelung des Gefühls- und Stimmungsverlaufes im Leben einfacher Menschen, wie sie die uralt geheiligte Verknüpfung von Jahreszeit und Kirchenfest (oder

der Wechsel der Jahreszeiten im Kirchenjahr) geschaffen hat, ist Anzengruber sonst bei weitem nicht so stark beeinflußt wie etwa Rosegger, die Pflicht des Feuilletonisten war es meistens, die ihn an solche „Gedenktage" denken ließ. Aber einen zweiten (außer den Weihnachtstagen) Gefühlspol in dieser Festlinie läßt er noch gelten, den Allerseelentag (nicht weniger als vier Weihnachts- und drei Allerseelengeschichten finden sich nur in diesem 13. Bande). Freilich entfernt sich hier der Dichter gelegentlich auch wohl, so sehr er an der Grundstimmung festhält, von der üblichen Stimmungsmache. Rechnungsrat Helmreich und Frau Hartel sehen sich, vom Gräberbesuche heimkehrend, seit langen Jahren das erstemal wieder und grämen sich — nicht um die da draußen liegenden Toten, mit denen sie ein im Trotz geknüpftes Band eine Zeitlang vereinigt —, nein, um ihr begrabenes Glück, das ebensowenig lebendig wird wie die Toten selber*. Was hätte sein können, schläft so tief wie was einmal gewesen. — Zu anderen Ketzereien regt den Dichter eine Fahrt auf den Zentralfriedhof an, die er zu Allerseelen mit der Pferdebahn macht. Kritisch mustert er die Insassen des Wagens und was sie mit sich auf den Friedhof führen, vermutet dies und das und läßt Widerspruch zwischen Schein und Sein ebensowenig ungerügt wie etwa das Bandschleifenwort „Auf Wiedersehen" — „Ruhe sanft"

* Daß aus denselben Voraussetzungen sich eine ganz andere Handlung entwickeln kann, zeigt der Entwurf zur „Psychologischen Novelle", Bd. I, Nr. 344, S. 486.

habe auf jeden Fall mehr Sinn — oder die jämmerliche Aufklärungsschrift „Der Tag nach dem Tode", aus dem sich ein Studentlein auf den Grabesbesuch vorbereitet. Ob solche Studentenlektüre wirklich beobachtet oder nur angenommen wurde; warum er nach diesem Spatzen mit seinen Kanonen schießt, warum dieses Machwerk der Ehre leidenschaftlichen Widerspruches teilhaftig wird, der die ganze schwere Gedankenfracht über das Mysterium des Todes und das Postulat des Jenseitsglaubens in Bewegung bringt, ist nicht recht verständlich, genug, Anzengruber bekennt: Der Unsterblichkeitsglaube wohnt im Herzen — ob ihn Erkenntnisdrang, Sehnsucht nach ausgleichender Gerechtigkeit, Liebe zu den Seinen, Grauen vor endgültiger Vernichtung dorthin gebracht haben, ist gleichgültig — und darf nicht nach dem Kopfe verpflanzt werden. Aber Anzengruber verpflanzt ihn selber nach dem Kopfe. Er hat am Grabe einer Arbeiterin ein kurzes Zwiegespräch zwischen einem reichen Passanten und dem armen Witwer belauscht. Wohlwollend tröstet der Reiche mit dem Hinweis auf Himmel und Auferstehung, unwillig lehnt der Arme ab: Wozu? Wozu die Fortsetzung, wenn der Anfang so elend war? Und der Dichter simuliert weiter: Wir sind eben Diesseitsgeschöpfe; vom Jenseits haben wir keine Vorstellung, weder von der Vernichtung noch von der Verklärung. Die Toten leben, aber so, wie wir sie als Lebende sahen, nur für den, dem sie Lehre, Mahnung, Vorbild, Zustimmung, Beispiel sind und — das wäre der Schluß — so lange, als

die fernste, blassste Erinnerung eines noch unter der Sonne Wandelnden ihr Angedenken beleuchtet. Am Grabe einer teuren Heimgegangenen, wohl seiner Mutter, findet er die Bestätigung dieses Glaubens.

Alles Gedanken, wie sie in den Aphorismen (vgl. 181, 212, 213) auch zu finden sind, angeknüpft an ein kleines Erlebnis, eine Friedhoffahrt des Erzählers. Der epische Kern ist etwas recht Unwesentliches geworden, er schafft nur die Situation für die Volkslehre*.

Umgekehrt kann aus einer Gedankenfolge eine Stimmung hervorgehen, die sich in oder zu einem deutlich gesehenen Bilde verdichtet. Daß eine Plauderei über Winter und Weihnacht eine Weihnachtsgeschichte einleitet, ist für die Leser von Familienblatt- und Kalender-Weihnachtsgeschichten etwas Selbstverständliches. Anzengruber weicht von der Schablone nicht sehr ab. Nur bringt er ein Gegenbeispiel zur fröhlichen Weihnacht, er erzählt von einem, der die Weihnachten fürchtet. Der Dichter zeigt persönliche Teilnahme, er kennt den Helden, es ist sein Wohnungsnachbar. Ob sein Mitgefühl tiefer geht, ob sein Mitleid als die auf einen „anderen bezogene" eigene Furcht gedeutet werden kann — Anzengruber konnte 1877 nach manchem Leid und mancher Enttäuschung mit einem eineinhalbjährigen Jungen auf dem Arme vor den Weihnachtsbaum treten — ist nicht sicher, aber auch

* Die Szene nach dem Novemberbild in den Monatsvignetten des „Wiener Boten".

nicht unwahrscheinlich. Auch sonst steht Anzengrubers ego in der Nähe seiner Gestalten. Der Ich-Erzähler der Geschichte vom „braven Mädchen" hat (vgl. XIII, S. 417) den Sarkasmus seines Autors. Ebenso der Erzähler der Skizze „Abgesprungen und aufgetrennt", wenn er in der Einleitung dieser — wohl nur als Beitrag zur Weiberpeitschensammlung interessanten — Ehescheidungsgeschichte etwas resigniert über das eheliche Glück sich vernehmen läßt, in der Schlußwendung — mit bedenklicher Offenheit — zu der Frage, ob der Mann recht hatte, seine Frau zu verabschieden, als Partei gar nicht Stellung nehmen will, offenbar aber dem Manne völlig recht gibt, zumal dieser so energisch das Andenken der heimgegangenen Mutter vor der Verunehrung durch die Frau zu retten bemüht ist. Die Groteske soll wohl eigenen Kummer und Zorn hinweglachen.

Nicht die schlechtesten Geschichten sind es, die der Dichter vom Wirtshaus heimbringt. Die Geschichte der Rattlerin erzählt „der behäbige Mann seiner Tischgesellschaft", die moralische Geschichte „Geläutert" deren Held seinen Kegelbahngenossen, die unmoralische vom „gekränkten Gatten" eben dieser Gatte seinem Tischnachbar (dem Ich), hier wie dort so echt und wahr, daß man glauben könnte, Anzengruber sei wirklich nur der Nacherzähler gewesen*. Aber auch der Erzähler erster Instanz

* Wie er ja schon 1878 eine Reihe von „Geschichten aus zweiter Hand" geben wollte, von denen aber nur „Der Verschollene" erhalten ist.

hat für diese kleinen Proben epischer Kunst verschiedene Farben auf seiner Platte. Im breiten Romanzenton erzählt er die ebenso betrübsame als lehrreiche Doppel-Selbst-Moritat in Cordova, nicht ohne die Jahrmarktshistorie mit allerlei Ausfällen — Gedanken eigenster Fechsung — auszuschmücken*: über die Eigentümlichkeit der guten Christen, sich mit dem Glauben im großen ganzen abzufinden und sich „nur hie und da an einem sein persönliches Wohlbehagen beunruhigenden Sittengesetze eine kleinere Korrektur zu erlauben"; über die bedrohliche Tätigkeit (bedrohlich für das Leben Einheimischer) nationaler Schützenvereine; über das Wesen der Weltgeschichte (der Nachweis, daß Denken nicht Sache der Handelnden ist), über die Winke des Himmels, über Sterbephrasen und Totengespräche, mit denen Schriftsteller „älterer Literaturepochen" Fabeln und phantastische Schwänke unter die Leute brachten, gegen die Prügelknaben seines Realismus, die Romantiker, überhaupt — bis endlich am Schlusse der Schalk die Maske abnimmt und das Schema vorzeigt, nach dem sich Eheglück zu wandeln pflegt.

Die anderen Kalendergeschichten, „Christabend", „Getreu dem Feldzeichen", „Falsches Glück", „Ein

* Der Verlag Breitkopf und Härtel war wohl darüber nur ungenau unterrichtet, wenn er die „Vorangegangenen 2c." (und den „Bösen Gast") in den Sammelband „Allerhand Humore" nicht aufnehmen wollte und dies damit begründete, daß „diese Geschichte(n) zur Not auch ein anderer geschrieben haben könnte". Anzengruber freilich legte kein Wort für diese Geschichte ein (Brief vom 23. Juli 1883). Auch „Ein braves Mädchen", „Aus dem Leben einer Rattlerin (Fidi)", „Abgesprungen und aufgetrennt" und „Geläutert" wurden von den bis Ende Juni 1883 vorliegenden Skizzen nicht aufgenommen.

frommer Augenblick", „Makulatur" treten ohne Maske, ohne Einkleidung vor den Leser.

Während die Wiener (Vorstadt-) Skizzen mit wenigen Ausnahmen auf Satire und Sarkasmus gestellt sind, blüht in den meisten Skizzen aus dem ländlichen Leben wirklicher Humor; ein Humor, der zwar von dem angriffslustigen Komödien- oder Neidhartton nicht allzuweit entfernt ist, aber doch zeigt, daß der Dichter Dorf-Genrebildern anders gegenübersteht als städtischen. Hier schwingt, wenn auch die gemütliche Anteilnahme die Schlögls nicht erreicht, der Zorn des echten Großstädters mit, dort nur das sozusagen ästhetische oder naturgeschichtliche Interesse an Gestalten und Situationen. Feuilletons für Tages- oder Wochenblätter waren die einen wie die anderen, wenigstens die Mehrzahl, also zunächst auf rasche Wirkung berechnet. Doch bleibt sich Anzengruber — mit der einzigen Ausnahme des „Presse"-Feuilletons „Beglaubigtes und Unbeglaubigtes" — auch als Feuilletonplauderer immer seiner poetischen Sendung bewußt, eine gewisse Würde wird immer zu wahren gesucht. Lieb war ihm ja dieses Verzetteln seiner Kraft niemals, sein Streben ging immer darnach, „aus dem Vollen zu schaffen" — wie er einmal (in einem undatierten, sehr aufschlußreichen Briefe) an Rosegger schreibt.

Die früheste dieser Skizzen zeigt, wie eine ohne inneren Antrieb, nur dem ewig drängenden Grazer Freunde zu liebe unternommene Arbeit gar

nicht recht gedeihen kann. Schon am 29. Dezember 1875 klagt er, er könne mit dem für dessen Kalender bestimmten Beitrag „Wie manche mit ihrem Herrgott umgehen" nicht vorwärts kommen. Rosegger, ob des Titels mißtrauisch, bittet ihn gleich darauf, ihm Ärgernis vermeiden zu helfen und den Herrgott einen guten Mann sein zu lassen; was Anzengruber jedenfalls nachher getan zu haben glaubte, denn er schreibt am 9. November 1879, an Roseggers Wendung sich erinnernd, an Bolin, er habe in der genannten Skizze (ebenso in „Treff-Aß", „Zu fromm" und „Der Verschollene") den Herrgott einen guten Mann sein lassen. Rosegger hatte sich übrigens lange gedulden müssen, die Skizze erschien erst im Juniheft des zweiten „Heimgarten-"Jahrganges (1878). Sie ist ein Nachwort zum „Gottüberlegenen Jakob". Der Dichter beginnt in der Art und im Stile J. P. Hebels mit einer Betrachtung übers Beten, führt zwei wunderliche Beter vor, über die man lachen kann oder auch nicht, und zeigt dann das sonderbare Verhältnis eines armen Schmierenprinzipals zu seinem Herrgott. Die Schilderung der Umwelt und des Gehabens Ferons zeugt von genauer Bekanntschaft des Erzählers mit seinem Gegenstande — ohne daß man gerade den „Ort nahe bei Wien" als Gainfahrn oder Vöslau ansprechen muß. Nach der Geschichte geht die Nutzanwendung noch eine Zeit im Tone Hebels, der immer die Meinung des geneigten Lesers einzuholen liebt, weiter, dann aber reckt sich der Denker empor, der jeden Menschen

des Feronschen Frevels in gewissem Sinne schuldig spricht: Jeder Mensch hat Stunden, da er Gott als seinesgleichen begreifen will, d. h. es nicht begreifen kann, wenn Gott ihm nicht zu Willen war. So tief, will wohl Anzengruber mit Feuerbach sagen, steckt uns allen der Fetischdienst, die absolute Vermenschlichung des Gottbegriffes, im Blute*.

In die Sippschaft dieser sehr sonderbaren Frommen gehören auch der „Weibfromme" und der „Mann, den Gott liebt". Der ungläubige Bartl (in der ersten „Schnurre") beschritt zunächst Anzengrubers Pfade. „Von Himmel und Höll, weiß mer nix Gwißs", war sein Meinen, also hielt er sich von der Kirche und frommen Bräuchen fern. Aber er will kein Märtyrer seines „Meinens" werden. Sein Weib will ihn fromm, also tut er mit. Hat sie recht, ist's gut, hat sie nicht recht, ist's auch gut — so erspart er sich wenigstens die Höll auf Erden. Der Traidmann-Florl vereinigt die allzu menschliche Gottesauffassung und heidnische Frömmigkeit, wie sie dem Jakob Wiesner, den Neumayerschen Eheleuten und anderen Lippenchristen eignen, mit der folgerichtigen Skrupellosigkeit und dem allerdings aus ihr sich ergebenden verläßlichen „Glück" des Görg (in der „Begegnung"). Er ist aber auch ein sprechender Beweis dafür, wie buchstabengläubige Fetischchristen auch zu einem Diesseitsevangelium kommen müssen, freilich zu einem andern, als der Dichter es lehrt. Auch der fromme Traidmann lebt nur für diese Welt — warum

* Vgl. dazu das „Eisgärtel", insbesondere Nr. 2, Bd. XV, 2. Teil.

sollte er's auch für eine andere, es geht ihm ja hier alles nach Wunsch — und er weist den Gedanken ans Jenseits weit von sich; er schließt den Himmel, um „unliebsamen Begegnungen auszuweichen, einfach zu, steckt den Schlüssel ein und verliert ihn aus der Tasche". Die Skizze ist eine Abschilderung, das Wort führt nur der Dichter, der also diesem Originale „begegnet" ist. Es ist schade, daß nicht der Florl selbst sein Leben aufzeigt — dann erst hätten wir das notwendige Gegenbild zur „Begegnung".

„Ein Fund" zeigt uns den Dorfgänger auf der Suche nach Originalen und Erlebnissen, und in dem schneidenden Gegensatz zwischen Erwartung und Erfüllung den Realistiker, der nichts unbesehen hinnimmt, auch nicht den schönsten Parabelgreis, dessen „silberner Scheitel goldig in der Abendglut schimmert". Die Erwartung, einen Hundertjährigen als lebendigen Geschichtszeugen, als lebendigen Zeugen der Vergänglichkeit vermeintlicher Dauerwerte im Auf und Nieder geschichtlichen Werdens zu sehen, wird arg enttäuscht. Der Hundertundzweijährige ist in allen seinen körperlichen und geistigen Lebensfunktionen dem Säugling gleich geworden — „in der Wiege, nah der Bahr, sein wir all von einem Orden", möchte man variieren. Was man erleben kann, hängt nicht vom Alter ab. Mit schöner Einfühlung stellt der Dichter diesen Greis in die zu ihm passende Landschaft — auf „weithin ebener Fläche mit abgeweideten Grasstumpfen und etlichen verkümmerten Gesträuchern" kaum ein paar ver-

wahrloste Hütten, dort lebt der vom Tode Vergessene, ebensowenig bedeutend wie die Welt nah um ihn. Der „Fund" fällt in die Zeit der unfreiwilligen Muße nach dem Beinbruch (7. März 1880), in der der Patient „nit düchten mog", aber sehr viel liest — „bis zur Übersättigung". Eine Frucht dieser Lektüre sind wohl auch die Geschichtsbetrachtungen des auf die Begegnung mit dem Hundertjährigen wartenden Gastes.

Auch den „Sinnierer" hat er wohl auf einem Dorfgange eingeheimst. Er gehört zu den paar kleineren Arbeiten bäuerlichen Genres, mit denen er sich (Brief an Bolin vom 13. Oktober 1880) für die Umarbeitung des „Schandflecks" „etwas einschreiben" wollte. Auch hier kommt's einem vor, als ob er einer herkömmlichen Meinung, der vom Bauernphilosophen, entgegentreten wollte. Daß es Bauern gibt, in denen sich die Welt anders malt als sonst in Köpfen, wußte Anzengruber natürlich und Konrad Deubler war ihm ein lebendiger Beweis dafür; und wenn auch die meisten nicht zu einer festen eigenen Meinung kommen, sondern nur Fragen aufwerfen, wo es für die um sie nichts zu fragen gibt — oft sich selbst zur Qual, vgl. das „Gänseliesel" —, so ist doch diese Fragen- und Hypothesenreiterei schon ein Beweis für eine über das aufgenommene Schul- und Lesewissen hinausstrebende Denkkraft. Aber was so landläufig als Sinnierer bezeichnet wird, das sind meist nur arme Narren, die sich etwas damit wissen, hinter allem und jedem ein Problem zu wittern, oder die mit

Ansichten, die jeder Vernünftige rechtzeitig bei sich behält, herausplatzen und sich damit das Leben schwer machen. Auch Rosegger hat, mit ungleich wärmerem Humor (der ist dazu notwendig), solche Käuze in seinen Sammlungen aufbewahrt.

Ein anderer Dorfgang bringt den „Herrn" mit einem Ehnl zusammen, der gerade seine „gsprächige Stund" hat. Redselig erzählt der Alte von seinem Erleben und Meinen — die Einleitung XIV, $352_{10\,ff.}$ kam dem „Herrn" wohl wie eine Erinnerung an eigene Aphorismen, insbesondere aber an K. Deublers* Grabschrift vor —, glaubt dabei wer weiß wie pfiffig zu sein, daß er nur „d' Stürzen von dem Häferl nimmt, wo der h'neingucken soll", kann aber die Gedanken nicht mehr beisammen halten und redet nach allen Seiten aus einander; nur am Faden von zwei Geschichtlein findet er sich zurecht (die zweite eine Vorbereitung auf die „Geschichte von den bösen Sprichwörtern"). Schließlich packt den Alten, der von Tod und Begräbnis so schön zu reden wußte, die senile Lebensgier, und er dankt dem Fremden, der ihm noch Hoffnung auf ein weiteres Stücklein Leben machte.

Noch boshafter ist Anzengruber im „Dorfidyll": Der Bursch am Fenster wird abgewiesen, weil er es mit einer andern halte; als er aber vorbringt, daß er die andere nur foppen, ja zur Strafe für ihre Zudringlichkeit in die Schande bringen wolle — ehrlich meine er es nur mit i h r — findet er

* „Nun leb wohl du schöne Welt, du liebe Sonne und ihr ewigen Sterne!"

bereitwillig Glauben und offene Arme, und am nächsten Abend wiederholt sich das Spiel wortwörtlich am Fenster der andern. Alle Romantik, in die die herkömmliche Hochlandsgeschichte und Dorflyrik die Erotik des Fensterlns eingebettet hat, erstirbt vor diesem Spott des Realistikers — So wird's gemacht! —, der umso sicherer wirkt, als der ganze Dialog von verblüffender Wahrheit ist. Gerade diese beiden Skizzen, deren Situationen uns bei Rosegger wer weiß wie oft begegnen (vergleiche zu jener „'s Pfeiferl", „Der Ahndl ihr Tram", zu dieser „D' Somstanocht", „Da Heuschreck" und andere — nur aus „Zither und Hackbrett"), zeigen die auf tief-ursprünglicher Wesensverschiedenheit beruhende Verschiedenheit der Auffassung und Darstellung.

Von den „Schnurren" leitet die dritte, „Das Wünschen", zurück auf die allererste, die wir von Anzengruber kennen, auf das Histörchen „Vom Bauer, der vom Pfarrer borgen wollte". Der Arme kommt an den Reichen — nur in Schnurren und Skizzen rührt der Dichter an dieses Thema; es streift eben schon an die soziale Frage auf dem Dorfe, die ja poetischer Behandlung widerstrebe. Der Arme wünscht sich einen Haupttreffer, d. h. seine Einbildungskraft schenkt ihm diesen und der hebt ihn hoch über den Reichen empor; allzu unvorsichtig-aufrichtig sagt er dabei dem Reichen seine Meinung. Die Wirklichkeit kehrt freilich das Verhältnis rasch wieder um und der arme Schlucker, mit samt seiner Kiste aus dem Wagen des Reichen

geworfen, sieht, daß er bleiben muß, was er gewesen.

Die zweite Schnurre „Über die Freiheit menschlichen Willens" rettet aus dem „Geschworenen" das Gespräch der beiden Spitzbuben, des „Intallagenten" und des „harben Bubn"*. Der Höher-Peter und der Räum-aus-Ferdl geben einen Beitrag zur Spitzbubenphilosophie** des Hoisel-Loisel, zugleich aber zu Anzengrubers Meinungen über die Willensfreiheit: Mußte der Dieb stehlen, so muß ihn eben auch der Richter verurteilen. Ist beider Wille gebunden, so bleibt eben die Verantwortlichkeit, und fürs wirkliche Leben ist es einerlei, ob der Wille frei oder unfrei ist. Auch die Schnurre „Für d'Katz" kommt vom Theater. Die Soloszene der Trutzigen (I, 6) wird zu einer Erzählung hergerichtet, wozu nur nötig war, den alten Spaß von einem Hausierer im Wirtshause erzählen zu lassen. Der Humor liegt ausschließlich im Vortrage, wie in der Schatzgräbergeschichte, die auch einer Dorfkomödie entnommen sein könnte. Die Vorbereitungen, die Beschwörung, die köstliche Art, wie der seiner Sache sichere Mann mit dem Teufel verkehrt, dessen Abschied, das alles ist drollig genug, denn „zu erzählen wußte der Zinnhofer wie schier kein zweiter, das galt für ausgemacht, und nie setzte er seine Rede anders, als daß es so herauskam, als

---

* Rosegger gefiel diese Skizze vor allem; sein Spitzbubengespräch im „Tage des Gerichts" (die Dramatisierung des „Gaugl-Blos", „Heimgarten", XIV, 641) scheint allerdings nicht davon beeinflußt.

** Einen andern das Fragment Bd. I, Nr. 564, S. 553.

wär, was er vorbrachte, lauter Selbsterlebtes" — welche Eigenschaft den alten Spaßmacher, der den Bauern im Wirtshause an einem verregneten Sonntagnachmittage die Verdrießlichkeit austreibt, zu einem nahen Verwandten des Steinklopferhans macht.

Daß unter diesen spaßigen Leuten bei guter Zeit auch Professor Foliantenwälzer noch einmal auftauchen werde, war vorauszusehen; die Reihe der „Humoresken" wäre ohne ihn nicht vollständig gewesen. Die Geschichte („Im Dienste der Wissenschaft") hebt so tragisch an wie die Lebensbeichte der alten Sixtin und der Winter in und vor der letzten Hütte des Dorfes ist so kalt wie in den „Eisblumen". Aber die davongejagte Gefallene, die sich, weil sie nicht sagt, „von wem", schließlich auch um das Mitleid der neugierigen Mutter bringt — wie die stumme Moser-Paulin um das der alten Moserin —, wird von ihrem guten Geschick in das Haus eines Linguisten, pensionierten Professors natürlich, geführt, dem der Fall sehr erwünscht kommt. Er studiert die Kindessprache, und zwar vom ersten Schrei an, weshalb er auch diesen, beziehungsweise den Eintritt des Kindes ins Leben, nicht versäumen will. Diese seltsame Marotte scheint nicht erklügelt zu sein, sondern auf ein literarisches Vorbild zu weisen. In Friedrich Kaisers Volksroman „Unter dem alten Fritz und Kaiser Josef" (1874) tritt (im 12. und 14. Kapitel) ein „Seelenarzt des vorigen Jahrhunderts", Dr. Sprottmann (historisch?) auf. Ein Sonderling, der in einem

märkischen Flecken ein altes Kloster erworben und zu einem Sanatorium umgestaltet hat. Er nimmt unentgeltlich Pfleglinge auf, um sie zu beobachten; so eine wahnsinnige Schauspielerin vor ihrer Entbindung, deren Kind er hinsichtlich seiner geistigen Entwicklung zum Gegenstande eingehenden Studiums machen, deshalb von der ersten Sekunde seiner Geburt an beobachten will. „Im gegebenen Falle kommt nicht ein Kind, sondern ein großes wissenschaftliches Werk zur Welt, dessen Autor ich sein werde." Anzengruber hat den halb verrückten, auch recht ungemütlichen Dr. Sprottmann wesentlich gemildert. Sein Professor Dornbusch hat neben seiner Narrheit doch auch viel Gutmütigkeit, und diese erst ermöglicht die rein humoristische Behandlung. So konnte jene Szene von unwiderstehlicher Komik entstehen, da Dornbusch, unzufrieden, daß das Kind richtig sprechen lernt, ehe er seine Beobachtungen über das Lallen in ein System gebracht hat, sich an die junge Mutter mit dem Ansinnen wendet: er brauche noch eins. Sein Wissensdrang und sein gutes Herz finden auch einen Ausweg, d. h. einen zukünftigen Vater (es ist der des ersten Kindes, der Dorfgeschichte-Rahmen schließt sich von selber), der sich denn auch von Herzen gern in den Dienst der Wissenschaft stellt.

Die Vorbereitung auf die Jahrhundertfeier 1683 bis 1883 setzte auch Anzengrubers Feder in Bewegung. Patriotische Festivitäten lagen unserem Dichter nicht; die Skizze ist denn auch darnach. Das einzig Charakteristische an ihr, die demokratische

Geschichtsauffassung, die Polemik gegen die, die das Verdienst, das nur dem Zusammenwirken aller zukommt, unter einzelne verteilen zu wollen, hat schon die Handschrift, und die für die Feststimmung des Tages ein wenig zu kühle Stelle über Leopold I. die Redaktion der „Presse" gestrichen*.

* Quelle: (nach Castle) Karl Toifel, „Die Türken vor Wien" 1683. Verlag Tempsky, Prag.

7. Märchen. — Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo.

Der Zensur ein Schnippchen zu schlagen, ist eine alte deutsche Gewohnheit, die sich namentlich im Österreich des Vormärz bewährte und sich in allerlei Schlüssel-Literatur, guter und schlechter, fröhlich auslebte. Ihre Vorteile leuchteten Anzengruber schon früh ein. „Laßt uns Märchen erzählen! Das ist echt deutsch und kann wohl nicht ‚aufreizend' noch ‚staatsgefährlich' sein" — so leitete der junge Schauspieler und Satiriker anno 1865 sein erstes Märchen, „Jaggernaut", ein. In nationalen Dingen hieß es vorsichtig sein und Konkordatszeit war auch. Also appellierte er an das Gefühl und erzählte ein Märchen. Es blieb vorderhand in der Schublade.

Ein gefährlicher Autor war er und blieb er — die „Germania" hatte (1879) so unrecht nicht. Und mochte auch nachmals Holzinger das „Dynamit und Zyankali", so er in Anzengrubers Nachlaß entdeckte, aus dem Wege geräumt haben, in dem, was an Notizen und Fragmenten erhalten blieb, war noch genug des „Aufreizenden" und „Staatsgefährlichen" enthalten. Über solche Notizen und Fragmente hinaus ist freilich nur sehr weniges gediehen. Anzengruber war eben durchaus Künstler — Dramatiker und Epiker. Was dieser Gestaltung widerstrebte, blieb liegen. Und

wie schad, daß er zu einem runden Tausend trefflicher Epigramme nur die Gedanken hatte, aber nicht die Form; oder nicht die Zeit, sie zu finden.

So findet sich denn in der Tat in seinen Märchen und Fabeln nicht viel Aufreizendes und Staatsgefährliches; wohl aber Gesellschaftskritik, Erzieherisches, Ethisches — alles gewachsen auf dem Boden einer weit- und tiefblickenden, freien, selbständigen Anschauung von Welt und Leben.

Es ist naheliegend, anzunehmen, daß der Gedanke, den Steinklopferhanns auch außerhalb der Bühne zu beschäftigen, dem Dichter erst nach den Erfolgen der ersten Aufführungen der „Kreuzelschreiber", also im Spätherbst 1872, kam. Das Zeugnis der Briefe läßt auch eine andere Meinung kaum zu. In der Nachschrift des Briefes vom 27. Oktober 1872 verspricht er Rosegger, für seinen Kalender die „Märchen des Steinklopferhanns" nächstens zu beginnen, am 3. Dezember 1872 bittet er um Geduld, die Märchen seien „gestern" begonnen worden, und am 19. Februar 1873 sendet er die Märchen „Vom Hans und der Gretl" und „Die Gschicht vom Jüngsten Tag". Am 11. Jänner 1874 schreibt er aus Wolkersdorf (der Brief in Bettelheims Briefen nicht enthalten): „Der Steinklopferhanns erzählt (nämlich für Roseggers Kalender auf 1875) seine letzten Geschichten, drei sind's, beim Abschreiben habe ich sie, Mittwoch gehe ich eine nach Wien, hole sie ab und sende sie" — was er denn auch pünktlich (am 14. Jänner) tat. Es waren die Geschichten „Von der Maschin", „Von dö alten

Himmeln" und „Eins vom Teufel". Der Kalender auf 1875 brachte nur die erste, die beiden andern verlangte Anzengruber im Herbste 1875 zurück; er wollte sie wohl mit der zur selben Zeit (28. September 1875) entstandenen „Versuchung" anderswie verwerten, doch kam es vorerst nicht dazu. Über die Entstehung der zweiten Gruppe der für Roseggers Kalender bestimmten Märchen sagen die Briefe nichts Genaueres; sie waren wohl fertig, als er (im September 1873) nach Wolkersdorf übersiedelte; ob sie unmittelbar vorher, in Breitenfurt, also gleichzeitig mit den „Teufelsträumen" entstanden, ist fraglich. Was sagen die Handschriften? Von den in Roseggers Kalender erschienenen Märchen sind Reinschriften nicht vorhanden, auch die Kopien der zurückgesendeten fehlen. Doch sind von diesen, also von „Dö alten Himmeln" und von „Eins vom Teufel", ebenso von der „Versuchung" die Konzepte erhalten; der erste auf einem Manuskriptbogen, der, was Papiergattung und Schriftbild angeht, mit der Handschrift des im Juni 1872 entstandenen „Bertha-von-Frankreich"-Aktes auf das genaueste übereinstimmt, der zweite auf einem Bogen Briefpapier (was auf Breitenfurt oder Wolkersdorf weist), der dritte ein Oktavheft. Demnach wäre es nicht unmöglich, daß die Geschichte „Von dö alten Himmeln", das heißt die (ganz selbständige) Geschichte vom Lehner Franzl und der Baltzerlies — sie nimmt die Hauptmotive der Dustererkomödie und der Dorfgeschichte „Zu fromm" vorweg — und die Geschichte „Von der Maschin", die durch die

Gestalt des Lehnerferdl mit jener zusammenhängt (das heißt vorausgeht) die ersten Märchen des Steinklopferhanns waren, die ganz wohl gleichzeitig mit den „Kreuzelschreibern" entstanden sein können. Dem widerspricht, was die Geschichte „Von der Maschin" angeht, natürlich (XIV, $54_{27\,f.}$) die Erwähnung der Wiener Weltausstellung „vorm Jahr" (sie war am 1. Mai 1873 eröffnet worden). Das kann nur ein späterer Einschub sein, oder man muß diesem „vorm Jahr" zu liebe annehmen, es seien in der Zeit vom 1. bis 11. Jänner 1874 die beiden Geschichten „Von der Maschin" und „Von dö alten Himmeln" nicht nur geschrieben, sondern auch zum Kopisten geschickt worden. Dazu kommt noch eine Schwierigkeit: Die Ortsschilderungen stimmen nicht überein. Die Landschaft (XIV, $29_{1\,ff.}$) vor dem ersten scheint eine andere als die vor dem dritten Märchen (XIV, $53_{1\,ff.}$ weist auf Breitenfurt), und auch die Hütte des Lehnerfranzl an der Felswand (XIV, 81_{24}) ist in der „Niederung" nicht gut denkbar. Als *eine* Dorfgeschichte mit sechs in sie eingestreuten „Märchen" hat also Anzengruber das Ganze wohl nie gesehen, auch nicht geplant*.

* Es ist denkbar, daß zuerst die Dorfgeschichte vom Lehnerfranzl und der Baltzerlies (Dusterer und Grillhofer) da war, daß dann die die glückliche Lösung herbeiführende Bekehrungsgeschichte des Steinklopferhanns den Anstoß gab, ihm noch weiter Märchen erzählen zu lassen (die sogleich an Rosegger gingen), daß 1873 sodann das Märchen von „der Maschin" (es ist eine Antwort auf „Jaggernaut" und kann als solche schon früher geplant gewesen sein) entstand, die der wieder hervorgeholten Dorfgeschichte vom Lehnerfranzl vorausging, daß dieser noch rasch (für Rosegger) ein Schluß (6.) hinzugefügt und, nachdem 1875 das letzte Märchen („Versuchung") erzählt worden war, durch die dann Maschin- und Himmelmärchen wieder auseinander gehalten wurden.

Mögen nun die Märchen in welcher Reihenfolge immer entstanden, mag die Einheit des Ortes nicht gewahrt sein, zusammengehalten werden sie durch die Einheit der Hauptperson und ihrer Lehre: Lebe für diese Welt, und zwar einfach vernünftig; schaffe, freue dich und verhilf andern zur Freude, habe Mitleid und Erbarmen, hüte dich vor Versuchung, fürchte nicht das Jenseits! Lebensmut und Lebensfreude wird den zagen Liebesleuten Hans und Gretel gepredigt und dem armen Gruß-Franzl, der sich auch ohne die Hilfe anderer nicht zu leben getraut, die tröstliche Versicherung gegeben, daß er sichs leisten dürfe, den Jüngsten Tag zu verschlafen; nach redlich getanem Erdenwerk sei gut ruhen. Dem technischen Fortschritt wird das Wort geredet, er hat den Arbeiter aus Sklavenfesseln befreit und ihn an der Herrschaft über die Materie teilnehmen lassen. Der Vorläuferin Grillhofers, der Baltzer-Lies, wird das Diesseitsevangelium ausgelegt — in einem an Hans Sachsens „Fahrend Schüler" gemahnenden Traum: Wer auf Erden seine Pflicht erfüllt, kann die Sorge für das Jenseits getrost Gott überlassen, und dem Lehnerfranzl-Dusterer, der um eigener Atzung willen sein Opfer die Daseinspflicht vernachlässigen lehrt, wird gründlich heimgeleuchtet. Etwas abseits steht die „Versuchung" mit ihrer an alle vorlauten, selbstgerechten Richter und Verurteiler gerichteten Lehre: Wohl dem, dem keine Versuchung naht; aber glaube niemand, daß er vor ihr gefeit sei! Beispielgebend ist die Art, wie hier Volkslehre an den Mann ge-

bracht wird. Der Steinklopfer ist von dem Humanitätspathos seines Berufsgenossen bei Rank („Der Steinschläger von St. Georgen") ebensoweit entfernt wie von der Aphorismenwut des Auerbachschen Kollaborators, der ihm in vielen („Die Welt gehört uns und wir gehören der Welt") gesinnungsverwandt ist. Er predigt nicht, er erzählt Geschichten und läßt seine Zuhörer die Nutzanwendung selber finden.

Die Märchen sind übrigens nicht gleichwertig. Nicht überall wird die Lehre, zu der irgend ein Vorfall im Dorfe den Anlaß gibt, durch das bîspel (Märchen oder Traum) gleich gut zu anschauender Erkenntnis gebracht. In diesem Sinne stehen die Geschichten von den Himmeln, von der Versuchung, von der Maschin künstlerisch am höchsten. An die erste Geschichte wird mit dem Stundenglas der Waldfrau etwas von der Relativität des Zeitbegriffes hineingeheimnist, der zweiten Geschichte fehlt die rechte Pointe, und die letzte ist ein Scherz ohne tiefere Bedeutung, als Vorspiel für die sachliche Belehrung des Lehner-Franzl gut genug. Der Rahmen war lange geschlossen, als noch ein Stücklein nachschlich, „'s Moorhofers Traum" (1884). Freilich erzählt ihn nicht mehr der Steinklopfer, aber Veranlassung zur Belehrung und die Lehre selbst hier wie dort. Die Veranlassung ist der Streit zwischen dem Reaktionär Moorhofer — er stammt aus der Sippe derer um Eisner —, der im Wirtshaus keinen Widerspruch duldet, und dem Schulmeister, der hier einmal in den Ton der Roseggerschen Schulmeister einstimmt

und Aufklärer ist. Der Traum zeigt dem Fortschrittsfeinde den untertänigen Bauern, einen rechtlosen Analphabeten, in der guten alten Zeit, die er so unbedacht gelobt hatte.

In die lebensfrohen und -warmen Steinklopfermärchen mitten hinein ragt der Eisspeer der „Teufelsträume". Nach der „chronologischen Tabelle" wären sie in den (behaglichen) Breitenfurter Sommermonaten 1873 entstanden. Schwer zu begreifen. Stoff und Stimmung weisen in die „Jaggernaut"-Zeit; vielleicht wurde im Sommer 1873 nur eine alte Notiz überarbeitet und vollendet. Die Anregung zur Wiedervornahme gab wohl das rege Interesse für die arktische Forschung, das in den Jahren der Payer-Weyprechtschen Nordpolexpedition sich in Österreich allenthalben kundgab und das auch die Berichte über das furchtbare Ende der Franklinschen Expedition (1846) und über die Leiden der deutschen Ostgrönlandfahrt (1869/70) wieder aufleben ließ. Daraus vielleicht formte sich dem Gottsucher Anzengruber, der sich der absoluten Unmöglichkeit, den Gesuchten zu finden, bewußt geworden war, ein gewaltiges Bild: Das ins Äthermeer hinausjagende Schiff Erde mit seinen Menschen-Passagieren, die im engen Schiffsraume und im kurzen Leben nichts ausrichten können, d. h. von den Anschauungsformen Raum und Zeit gänzlich eingeschnürt werden (vgl. Aph., Bd. VIII, 19) — der Land (Gott) suchende eisgraue Kapitän, der seine Pflicht tut und die Hoffnung nicht aufgibt, und der dämonische Steuermann, der's weiß, daß sie

ewig ergebnislos im Kreise segeln. Der Träumende aber, ein spleeniger Lord, kommt zur Gewißheit, daß alle irdische Leistung, Pein und Freude ohne Spur, ohne Dank verwehn — und geht über Bord.

Den launigen Epilog zu diesen Entwicklungsrätseln gab (1881) eine einfache Skizze, „Pfahlbaute* mit Nutzanwendung". Die Überzeugung, die der Föhrenberger aus der Betrachtung der von ein paar Stadtherren bloßgelegten Pfahlbauten gewinnt und die er dem Totengräber mitteilt, ist die: Die Menschen haben sich auf ihrem Entwicklungsgange vom Höhlen- zum Pfahlbautenbewohner und weiter herauf wohl nicht sonderlich gebessert. Das Falschsein und Sich-gegenseitig-plagen war immer da und bleibt da. (Nur werten wir, fügt der Entwurf der humoristisch-satirischen Novellette „Der Urmensch", Bd. I, Nr. 202, S. 426, hinzu, Taten und Meinungen der Urmenschen auf der Höhe unserer Sittlichkeit anders, als diese es getan.) Nachdem der Erzähler und der Zuhörer sich vorsichtig aus der Nutzanwendung ausgeschlossen haben und alle anderen Paare es auch so machen werden, bleibt nur die Nutzanwendung „auf den Herrgotten" übrig: Warum hat er uns nicht besser gemacht?

Das letzte der Weltanschauungsmärchen — andere, wie die Welterschaffungsmärchen und die phantastischen Geschichten von Michon Patt, dem

* An der Einzahlform — baute (nicht Mehrzahl — bauten) hielt der Dichter (Strafbrief an Rosegger vom 8. Oktober 1881) eigensinnig fest. Die Form „Die Baute" (= der Bau, Verbalsubstantiv) findet sich im 24. Zykel des „Titan", den der Dichter (vgl. Fußnote zum „Sündkind") aufmerksam gelesen zu haben scheint.

Mondmenschen, die Anzengrubers Weltbild noch um etliche, grauenhafte, Züge bereichern, sind über Entwürfe nicht hinausgediehen, vergleiche Bd. I, S. 383 bis 392, Nr. 111 bis 139 — „Der unangenehme Stein" (1886), bezieht seine Bildersprache aus der Umwelt, in der sich der Dichter nach dem Tode seiner Mutter, wie die vielen nach 1875 entstandenen Friedhofsszenen beweisen, oft ergangen haben muß*. Wieder handelt es sich um die Zulässigkeit der Frage nach dem Zweck des Daseins. Über den streiten sich grabsteinförmig zubehauene Steinblöcke. Der eine hält sich an die Erfahrung, an die Wirklichkeit, die ihn freilich bislang ohne Aufschluß ließ, ein anderer stellt die Hypothese von einem erhabenen Endzwecke auf: Türme sollen sie werden. Endlich meldet sich einer, der's weiß: Grabsteine sind sie, bestimmt, Lüge, Albernheit und den Ausdruck vorübergehenden Schmerzes zu verkünden. Da ist es denn doch besser, sich nur „an den Hergang zu halten" und sich um die Zukunft überhaupt nicht zu bekümmern. Auch der Rechtgläubige bescheidet sich mit diesem Diesseits-Zweck — wir sind da, um zu sein —, freilich ohne die Wunder der zukünftigen Verklärung ganz fallen zu lassen, und die meisten stimmen bei. Diese Verklärung, so schließt der Dichter mit unnachahmlichem Hohne, war aber nur das Mondlicht, „das sich an ihnen spiegelte, und wenn eine Wolke darüber wegzog,

* Vgl. 1877 „Wie der Huber ungläubig ward", 1879 „Sein Spielzeug", 1881 „Pfahlbaute", „Allerseelen", 1886 „Gräberelend" „Begrabenes Glück".

so standen sie grau und wie formlos im Düster da". Also: Von drüben wissen wir nichts; ob das Sein einen Willen, d. h. Endzweck hat, wissen wir nicht. Was du auch bist, wozu du auch da bist —: sei gut! (Vgl. die Aphorismen, VIII, 253, 276, 290, insbesondere 296, 302.)

Das „Märchen von den drei Prinzen"* ist eine politische Satire**, ein Fürstenspiegel besser gesagt, wie er in den Siebzigerjahren einem oder dem anderen Thronanwärter, der im Geruche kirchlicher oder militaristischer Neigungen stand, gar wohl vorgehalten werden konnte — ohne daß gerade auf einen bestimmten Anlaß hingewiesen werden könnte. Die Staatsform, die sich der Dichter als möglich denkt, ist die Monarchie mit einem Monosogoporibius I. an der Spitze oder einem, der's so macht wie er — humane Maßnahmen seiner Regierung durch seine Unterschrift sanktioniert, inhumane aufhält oder doch verzögert, keiner Kaste die Allmacht einräumt und im übrigen so lebt, daß man

* Als Entstehungszeit gibt die „chronologische Tabelle" 28. Februar bis 5. April 1876 an. Dem widerspricht eine Visitkarte an Rosegger vom 6. Juni 1876: „Für Sie (d. h. für den ‚Heimgarten') arbeite ich an einem Märchen, hab nichts anderes, heißt „Die drei Prinzen", humoristische Behandlung, und soll gut werden. Wann brauchen Sie es — letzter Termin?" Eine spätere (nicht datierte und in Bettelheims Briefen nicht mitgeteilte) Visitkarte begleitet das Manuskript: „Anbei ‚Die drei Prinzen'; da ich aber in einem meiner Manuskripte mit Schauder bemerkt habe, daß Sie sich einige Korrekturen gestattet haben, so verwahre ich mich hiermit feierlichst dagegen, nicht etwa aus Furcht, verschlechtert zu werden durch Sie, sondern aus konservativem Prinzip. Ich grüße Sie auf das beste und wünsche, daß vorläufig Ihnen das Ding gefalle, nachträglich aber in sonders den Lesern." Am 3. August 1876: „Ihre Empfangsbestätigung über mein Manuskript erhalten."

** Entwürfe zu dergleichen, Bd. I, Nr. 310—317, S. 473—476.

„ihn nicht spürt". Die Probekönige treffen diese einfache Sache nicht. Warum? Sie können und wollen nichts lernen, die Kaste, der sie sich verschrieben haben, hält alles Licht fern. Den ersten* hat die Satzung der Militaristen, den zweiten die Orthodoxie um alle Vernunft gebracht, und ihre Regentschaft stürzt das Land in namenloses Unglück; bis der dritte kommt, der lernen will und kann, liberalen Sinnes sich der Weisheit des Einsiedlers willig unterordnet — die Belehrungsmaschinerie wie in der alten Zauberoper — und der richtige Nachfolger seines Oheims werden kann.

So breit behaglich wie dieses hat Anzengruber nur noch ein Märchen erzählt, nämlich zehn Jahre später die Dreimäderlgeschichte von Annerl, Hannerl und Sannerl. Wie ein Hermann-Vogel-Bild aus einem alten Jahrgang der „Fliegenden Blätter" mutet einen die gemütliche Einsiedelei mit Waldwiese, Nistkästchen, Reh und Guckfensterlein an, vor der die drei Mädchen zusammentreffen, um sich dem vorzustellen, der ihre Mütter der Reihe nach geliebt und jeder hatte entsagen müssen. Die ganze Volksliedgefühlsseligkeit des „Meine Mutter hat's nicht gewollt — einen andern ich nehmen sollt" klingt aus dem Liede, mit dem die drei sich zu erkennen geben, wieder und aus der tiefen Wehmut, in der der Einsiedler nach ihrem Abschiede zurückbleibt —, um dann mit einem Ruck aus Volksliedträumen und Märchenidyll in die Gedankenwelt des Dichters aufzusteigen, in der das Glücksgefühl sich lediglich aus dem Be-

* Vgl. auch Fragmente, Bd. I, Nr. 578, S. 556.

wußtsein des unzerstörbaren Zusammenhanges des einen mit dem All ergibt; worauf er dann freilich die Füße des Gekreuzigten küßt, dem er sich durch sein Leid und durch den Triumph über dieses — in demütiger Entfernung — verwandt fühlt*. Von der schönen Höhe dieser Einleitung fällt nun freilich das einfache, launig erzählte Märchen von den drei wundertätigen Geschenken — die natürlich nur sichtbare Zeichen des Wesens ihrer Trägerinnen sind — etwas ab: Es handelt sich um das alte Brautwahlmotiv, das sich schon vor J. Gotthelfs Brautschaugeschichten in Grimms Märchen an ländliche Stoffe geknüpft findet. Daß berechnende Schönheit und unterhaltungslüsterne Anmut vor häuslichem Sinne eines zierlichen Kindes zurücktreten müssen, ist herkömmlich; daß aber die Probe gerade auf das Knopfannähen gemacht wird, bringt eine persönliche Note hinein, hausfrauliche Schlamperei auf diesem Gebiete hat Anzengruber gelegentlich bemängelt.

Sonst hat der Dichter, wo es sich um die Familie als Komödienmotiv handelt, nicht diesen behaglichen Märchenton angeschlagen, sondern raunzende Satire, Pathos und vernichtenden Spott abwechseln lassen. Hier ist er scheltens volle. Das Meisterwerk dieser Gruppe ist das Märchen „Aus der Spielzeugwelt". Die Geschichte vom Nußknacker, der die schöne Puppe heiratet, die, so zischelt man im Hochzeitszuge, schon vorher einem andern, einem Militär gehört hat, und die, während ihr Mann aufreibenden Amtspflichten genügt (es ist Nikolo und er muß

* Vgl. Bd. VIII, Aphorismen, 409.

Nüsse knacken gehen), sich einen andern zulegt, einen strammen Luftspringer.

Die Kunst origineller Verbildlichung alltäglicher Vorgänge ist hier erstaunlich, alles ist voller Beziehungen, von der im Tagesglanze nichts vorstellenden, im Dunkel aber leuchtenden Gipskirche bis zum gelehrten Gockelhahn. Ein Kommentar zu dieser Geschichte, die immer lichter und immer geheimnisreicher wird, je öfter man sie liest, ein Kommentar von des Dichters eigener Hand würde uns manches Rätsel seines (Familien-) Lebens lösen. Anzengruber, so familienfremd er sonst geschildert wird, muß an den Spielen seiner Kinder lebhaften Anteil genommen haben* — „sage mir, wie du mit deinem Spielzeug umgehst, und ich sage dir, wer du bist", behauptet er in „Man kann nicht wegbleiben" — und so sieht er einem Hochzeitsarrangement um Nikolo oder Weihnachten herum in der Kinderstube zu, und mit grauenhafter Deutlichkeit erstehen ihm nicht nur Bilder aus dem Gesellschaftsleben seiner Zeit**, sondern auch aus der ihn in seinen vier Wänden umgebenden Welt. Denn die beiden Lesarten der Tragödie der verfehlten Ehe — im „Schandfleck" die Erzählung des Grasbodenbauern und hier die erste Schmähgeschichte der Holzköpfigen — gehen, das ist wohl kein Zweifel, auf die gleiche Vorlage zurück. Schuld? Schicksal? Madame Nußknacker sagt es selbst: Das Schicksal ist es, diese spielerische Hand, deren Eingriffe in unser

* Vgl. Bd. I, Nr. 66, S. 285.
** Vgl. Bd. I, Nr. 214, S. 436 („Spielereiladen des Lebens").

Leben jedes von uns empfunden hat, das Menschen an einander zwingt und aus einander reißt und wieder mit einander vereinigt, ohne daß bewußter Wille etwas damit zu tun hätte, das Schicksal ist es, epilogisiert drei Jahre später der Dichter des „Sternsteinhofes", dessen Walten der Mensch schon dann unterliegt, wenn ihm ein bestimmender Charakter gegenübertritt. Freilich findet der Gelehrte — seine Aufgabe ist es, die Ordnung dieser Welt als eine gottgewollte zu begreifen und darzustellen —, das könne wohl in der Welt der Prädestination oder der des bloßen Zufalls vorkommen, nicht aber in der des freien Willens und der freien Bewegung — „in unserer Spielzeugwelt nicht!"

Noch zweimal hat der Dichter das Thema — Weib in der Ehe — aufgegriffen, in Form einer Rittergeschichte und in Moralmärchenform. Jene, das „Ehekräutlein", entstand mitten in der eifrigsten Arbeit am „Sternsteinhof" —, als ob der Dichter von der mit persönlichster Teilnahme geoffenbarten Tragik in der heiteren Bosheit des Satirspieles hätte einen Augenblick ausruhen wollen. Nichts verschont der losschnellende Witz*: die Ritterfahrt ins Heilige Land, der heimkehrende treue Knappe, die trauernde Witwe, ihre Sorge für das Seelenheil des gefallenen Helden und für die Erziehung des heranwachsenden Töchterleins, der starke Waffenmeister — alles ein Übungsfeld für Ironie und Satire. Der Witz wird grimmiger und Anzen-

* Vgl. auch die Kulturbilder aus dem Rittertum, Bd. I, Nr. 204 205, S. 426 f.

gruber deutlicher, wenn er, kaum noch etwas verhüllend, erzählt (XIV, 220 f.): „Die kleine Bertrade, die sich bisher durch ihre eigene Mutter zurückgesetzt fühlte und nur mit unbärtigen Knaben verkehrt hatte, fand allgemach Gefallen an den Aufmerksamkeiten eines Mannes, dem alle Welt so erstaunliche Gelehrsamkeit nachrühmte, und der einen so großen, langen Bart trug wie der Hardtensteiner, um so weniger vermochte sie sich des Stolzes zu lassen, wenn sie an seiner Seite dahinschritt, als sie höher an ihm hinanblicken mußte ..." u. s. w. — es stimmt Wort für Wort. Der Hardtensteiner aber muß der Witwe Töchterlein, das ihm den Trank aus dem Ehekräutlein kredenzt, heiraten und muß, als sich der Zauber verflüchtigt hat, erkennen, daß er — freilich hat er sein Weib über den Büchern sträflich vernachlässigt — jetzt mit einer ganz andern leben müsse, als die war, die er einst heimgeführt; dafür gibt ihm die kräuter- und menschenkundige Hexe ein anderes Ehekräutlein, im Blumentöpfchen zu ziehen und als Abendtee zu genießen. Er handelt nach ihrem Worte und sieht nun nicht, was sein Weiblein treibt, oder entschuldigt es „im wohltuenden Gefühle männlicher Überlegenheit" oder tröstet sich mit dem Bewußtsein, vielleicht wisse er das Ärgste noch gar nicht. Und so lebt er in unerträglichem Frieden (vergleiche Aphorismen, Bd. VIII, 588, 595).

Dem Hardtensteiner half der Tee; dem Dichter nicht, das wirkliche Leben rieb ihn auf. So steht ihm fünf Jahre später für eine neuerliche Selbstbespiegelung nicht mehr der überlegene Humor zu

Gebote. Anzengruber fühlt sich im Jahre 1888 müde, in den Gelenken steif; er plant Großes, muß aber des lieben Brotes halber Kleines schaffen, er fühlt sich auch krank, kann gar nichts Nennenswertes leisten, hat sich mit Sorgen herumzuschlagen, ist als Redakteur und Dramaturg an den Schreibtisch gefesselt, weiß freilich „seine Ketten mit Anstand zu schütteln", ist aber doch sehr froh, als ihn der Ehrenpreis der Frankfurter Müller-Stiftung des zappelnden, krampfhaften Arbeitens überhebt. Dieser zagen Stimmung eines Verbrauchten verdankt das „Weidenweiblein" seine Entstehung. Daß er den Advokaten um seiner Putzgrete willen zum Expensenmarder werden läßt, dessen Leistungen niemanden mehr befriedigen, ihn selbst am wenigsten, ist weniger versteckte Anklage — der Dichter spricht in den Briefen dieses Jahres nur von der Sorge, die jährliche Rate für den Hauskauf aufzubringen — als vielmehr die Fortführung des in „Heimgefunden" angeschlagenen Themas: die putzsüchtige Frau ruiniert den Mann*. Im übrigen trägt er den wohl als genügsam und besserungsfähig angenommenen Leserinnen der Speemannschen Mädchenzeitung Rechnung und führt die blasse Geschichte zu einem guten Ende. Zu dem „nicht Nennenswerten" dieses Jahres (1888) gehört gewiß auch die „Rechte Unrechte". Eine parodistische Rittergeschichte wie das „Ehekräutlein", aber ohne dessen sicheren Witz, dafür schaler Spaß, der auch etwelcher Roheit nicht aus dem Wege geht. Das ganze ist so salopp erzählt,

* Vgl. Bd. I, Nr. 443, S. 518.

daß man beispielsweise aus der langen Vorgeschichte, die der Eselführer bringt, lange nicht klug wird, und die Überlistung des ritterlichen Räubers Balduin von der Traunburg — er erinnert an Bauernfelds Bosesenritter, der aber doch ein ganz anderer Kerl war — geschieht mit zwar fein ausgeklügelten, aber nicht eben fein verwendeten Mitteln, so daß statt befreienden Lachens nur — Teilnahme für den unpäßlichen, schaffensunlustigen Dichter (vgl. Brief an Bolin vom 15. Juni 1888) erzeugt wird.

In den beiden Feiertagsmärchen (1882) „Ein böser Gast" und „Der Erbonkel" bedient sich der Dichter des später (1886) auch in der „Wahl im Bösen" angewendeten Kunstgriffes, innere Erlebnisse oder Zustände als Spuk- oder Koboldgestalten nach außen zu werfen. Möglich, daß der Dichter hier unter dem Einflusse von Dickens, über den er sich in dem Briefe an Bolin vom 13. Oktober 1882 so warm äußert, steht; in Raimunds (in der Tradition der Besserungsstücke stehenden) Zaubermärchen, zumal im „Bauer als Millionär" und im „Alpenkönig" sehen wir im Grunde dasselbe, und auch der lehrhafte Charakter bindet Bühnen- und Buchmärchen an einander. Von diesem Zauberapparat abgesehen, gehören diese beiden Gaben des Jahres 1882 in die Reihe der Vorstadtgeschichten; denn was sich hier sonst begibt, ist durchaus „Genrebild".

Das Erzählungsschema des „Bösen Gastes" begegnet man bei Anzengruber öfter: Vor der Krankenstube stellt der Doktor nach kurzem Berichte der Magd die Diagnose (XIV, $167_{11\,\text{ff.}}$); diese hört

die Kranke und ist nun wie der alte Randinger oder der junge Niederreitner, ihrem Gewissen ausgeliefert. Aus dieser Gewissensfolter springt nun die Spukgestalt des Unfriedens ans Krankenbett und zeigt der unvernünftigen Mutter, welchen Möglichkeiten sie zusteuerte — die eigenen Kinder zu verfluchen*. Wesentlich leichter wiegt das heitere Silvestermärchen. Der alte Herr Erbonkel hat sich beim Festmahle wieder einmal lächerlich gemacht und hat dann ein Gespräch belauscht, aus dem er seine Folgerungen zieht. Eine Alltagsgeschichte aus dem verlogenen Gesellschaftsleben, ins Humoristische oder wenigstens Spaßhafte gehoben durch den recht fein eingeführten und behandelten Silvesterspuk. Also: Dem pensionierten Staatsrate Schmalhofer zeigt der „Geist des letzten Tages im Jahre (eine echt Raimundsche Anschauung), umzappelt und umwackelt von Scharen neugieriger Elfen und Erdmännlein, durch allerhand Schabernak, daß er für die Familie seiner Nichte nichts bedeute als eben den Erbonkel, der in der Erfüllung seiner Bestimmung allzu säumig ist — eine Erkenntnis, die ihn veranlaßt, mit seiner Sippe zu brechen und sich mit

* Für den „Bösen Gast", den der Verlag Breitkopf und Härtel (mit den „Vorangegangenen und den Dahintergebliebenen u. a.") aus dem Sammelbande ausschließen wollte, mit der Begründung, sie habe beim Lesen kein bestimmtes und bleibendes Bild hinterlassen, das eigenartig vor ihnen stünde, es könne sie zur Not auch ein anderer geschrieben haben, legte Anzengruber „mehrere Worte" ein: er habe gerade diese Erzählung auf Leser verschiedenster Bildungsgrade einen geradezu nachhaltigen Eindruck machen sehen. Anzengruber hatte lange an ihr gearbeitet (nach dem Briefe an Lindau vom 30. April 1882 längst angefangen, nach der „chronologischen Tabelle" erst Ende Oktober vollendet) und wollte, daß sie „nett werde".

seiner Wirtschafterin zu verloben. Der Epilog der Erdmännchen eröffnet freilich eine sehr unerfreuliche Perspektive. Wozu also der ganze Spaß? — —

Daß, wohl nur des leidigen Verdienenmüssens halber, so manches Unbedeutende ausgeführt wurde und so Bedeutsames, das Anzengruber in der Form des satirischen Märchens noch mitzuteilen hatte, Entwurf blieb, ist angesichts dieser zwanzig Entwürfe (Bd. I, S. 394 bis 400, Nr. 148 bis 167 „Das Leben im kleinen") zu bedauern. Wie der Dichterphilosoph Grabsteine und Spielsachen über Daseinszweck und Schicksal sich unterreden läßt, so projiziert er auch anderen Lebenssinn und -unsinn, Bilder der Menschengeschichte, ja des Weltgeschehens auf Tun und Treiben, Glauben und Meinen von Ameisen, Wanzen, Mäusen, Baumwanzen, Holzwürmern und Infusorien — so daß schließlich, denn diese Scherze und Sarkasmen verhüllen bittere Wahrheiten, vor diesem Sinnieren, vor diesem Großsehen des Kleinen und Kleinsehen des Großen, vor diesem grandiosen Schauen sub specie aeternitatis oder vanitatis Größen- und Bedeutungsunterschiede überhaupt verschwinden, ihm, wie anderen Weltbetrachtern, die Formen der Erscheinungswelt zu „Hieroglyphen des Ewigen" werden und, wer ihm nachgeht, endlich zu den trostlosen Fragen des armen Gänseliesels nach Sinn und Zweck ihrer Umwelt kommt oder zu dem tröstlichen Gefühl des Steinklopferhanns von dem unzerstörbaren inneren Zusammenhang alles Geschaffenen.

Zwei Dinge verlangt Schiller vom Volksdichter, wolle er gleichzeitig dem ‚ekeln Geschmack des Kenners Genüge leisten und sich an den Kinderverstand des Volkes anschmiegen': glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter, indem er sich alles untersage, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlange, ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Und Vertiefung und zugleich Einfachheit sei zu erreichen, wenn der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle die erhabenste Philosophie des Lebens in die einfachsten Gefühle der Natur auflöse, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefere und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten gebe. — „In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talente ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen . . ., so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichtum zu verbergen."

G. A. Bürger, dem diese Erörterungen galten, bestand Schillers Prüfung nicht ganz. — Anzengruber dürfte, an diesen Forderungen gemessen, vor dem Urteile der Nachwelt bestehen. —

Seitendorf in Schlesien, Weihnachten 1921.

Dr. Rudolf Latzke.

8. Bibliographischer Anhang

1. Verzeichnis

der Erzählungen und Vermischten Schriften in der Reihenfolge der vorliegenden Ausgabe von Band IX bis XV.

(E = Entstehungszeit | V = Erste Veröffentlichung | AV = Anzengrubers Buchausgabe.)

Band IX.

Der Schandfleck (2. Fassung). 1. Fassung E: 23. Februar bis 25. August 1876. V: Die Heimat, 1876, 1. Band. AV: Der Schandfleck, Roman von L. A. Wien, Rosner, 1877.

2. Fassung E: 17. April 1881 bis 23. September 1882. V: New Yorker Belletristisches Journal. AV: Dorfromane, 1., 2. Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Band X.

Der Sternsteinhof. E: April 1883 bis 7. Jänner 1884. V: Die Heimat, 1884, 1. Band. AV: Dorfromane, 3., 4. Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Band XI.

Die Polizze. E: 1868. V: Wiener Rothbuch, 1872. Gemeindebote, 1872. AV: Dorfgänge 1 (1879).

Gänseliesel. E: Februar 1872. V: Das Neue Jahr, 1873. AV: Dorfgänge 1.

Diebs-Annerl. E: 21. März bis 21. April 1875. V: Deutscher Reichskalender, 1876. AV: Dorfgänge 1.

Eine Begegnung. E: 27. Februar 1877. V: Heimgarten, 1876, 1. Jahrgang. AV: Dorfgänge 1.

Wie der Huber ungläubig ward. E: 14. bis 27. März 1877. V: Nord und Süd, 1877, 1. Band. AV: Dorfgänge 2 (1879).

Der gottüberlegene Jakob. E: Ende Juni 1877. V: Nord und Süd, 1877, 2. Band. AV: Dorfgänge 2.

Die fromme Kathrin. E: 2. Hälfte 1877. V: Nord und Süd, 1878, 4. Band. AV: Dorfgänge 2.

Treff-Aß. E: Jänner 1878. V: Lahrer Hinkender Bote, 1879. AV: Feldrain und Waldweg (1882). Launiger Zuspruch und ernste Red (1882). (Daraus Nachdruck im Heimgarten, 1883.)

Das Sündkind. E: Mai, Juni 1878. V: Nord und Süd, 1878, 6. Band. AV: Dorfgänge 2.

Zu fromm. E: 7. Juni 1879. V: Lahrer Hinkender Bote, 1882. AV: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Hartingers alte Sixtin. E: Mai, Juni 1880. V: Heimgarten, 1880, 5. Jahrgang. AV: Kleiner Markt (1883).

Der starke Pankraz und die schwache Eva. E: Oktober 1880. V: Wiener Allgemeine Zeitung, 9. bis 23. November 1880. Rigasches Montagsblatt, 6. bis 12. September 1881. AV: Feldrain und Waldweg.

Der Hoisel-Loisel. E: 30. Jänner 1881. V: Hinkender Bote, 1883. AV: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Der Einsam. E: Jänner bis März 1881. V: Nord und Süd, 1881, 17. Band. AV: Feldrain und Waldweg.

Ortler. E: vollendet 4. April 1881. V: Vom Fels

zum Meer, 1881, 1. Band. AB: Feldrain und Waldweg.

Grünes Reis unterm Schnee. E: 11. Juli 1881. V: Presse, 17. Juli 1881. AB: Feldrain und Waldweg.

Band XII.

Gott verloren! E: 29. April 1884. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1885. AB: Wolken und Sunnschein (1888).

Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern. E: 17. Februar 1884. V: Hebels Rheinländischer Hausfreund, 1885. AB: Wolken und Sunnschein.

Unter schwerer Anklage. E: 1. November 1884. V: Wiener Bote, 1886. AB: Wolken und Sunnschein.

Wenn es einer zu schlau macht. E: 19. Jänner 1885. V: Hebels Rheinländischer Hausfreund, 1886. Heimgarten, 1891, 15. Jahrgang. AB: Wolken und Sunnschein.

Die Herzfalte. E: 5. Juni 1885. V: Vom Fels zum Meer, 1885/86. AB: Wolken und Sunnschein.

Nit gehn tan tat's. E: 18. Februar 1885. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1886. AB: Wolken und Sunnschein.

Liesel, die an den Teufel glaubt. E: 11. April 1886. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1887. AB: Wolken und Sunnschein.

Die Heimkehr. E: Juli 1886. V: Deutsche Dichtung, 1887. AB: Wolken und Sunnschein.

Wissen macht — Herzweh. E: 8. Mai 1886. V: Hebels Rheinländischer Hausfreund, 1887. AB: Wolken und Sunnschein.

Unrecht Gut. E: März 1886. V: Vom Fels zum Meer, 1887/88.

Die Wahl im Bösen. E: 12. August 1886. V: Wiener Bote, 1888.

Die Totenbeschwörung. E: 10. Oktober 1887. V: Wiener Bote, 1889.

Der Versuchung unterlegen. E: 20. Februar 1887. V: Hebels Rheinländischer Hausfreund, 1888. Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1891 (Nachdruck).

Gestohlenes Gut — gewonnener Mut. E: 1888. V: Wiener Bote, 1890.

Josel und Julie. E: 30. September 1889. V: Wiener Bote, 1891.

Die Körbelflechter-Kathrein. E: 30. Dezember 1888. V: Hebels Rheinländischer Hausfreund, 1890. (Nachdruck im Illustrierten Österreichischen Volkskalender, 1892.)

Der reiche Haidbauer. E: Jänner 1888. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1889.

Band XIII.

(Bekannte von der Straße)

Der Herr Professor. E: 13. November 1876 bis 22. Jänner 1877. V: Heimat, 1877. AV: Bekannte von der Straße (1881).

Ein Wilder von Profession. E: Juni 1877. V: Heimat, 1877. AV: Bekannte von der Straße.

Die Freundin. E: März bis August 1877. V: Heimat, 1878. AV: Bekannte von der Straße.

Der Literat. E: Mai 1878. V: Heimat, 1878. AV: Bekannte von der Straße.

Unsere kleinen Enttäuschungen. E: Mai 1878. V: Heimat, 1878. AB: Bekannte von der Straße.

Alte Liebe. E: 17. Dezember 1879. V: Neues Pester Journal, 31. Dezember 1879. Morgenpost, 5. Jänner 1880. AB: Bekannte von der Straße.

(Die Kameradin)

Die Kameradin. E: November 1880 bis 12. Jänner 1881. V (unter anderem): Romanbeilage der Reichenberger Zeitung, 9. April 1882 ff. AB: Die Kameradin (1883).

(Bilder aus dem Leben einer großen Stadt)

Ein Wiedersehen. E: 13. April 1881. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1882. AB: Allerhand Humore II (1883).

Das Schlußkapitel eines Romans. E: März 1882. V: Heimat, 1882. AB: Allerhand Humore, II.

Mutterſorge. E: Februar 1882. V: Heimat, 1882. AB: Allerhand Humore, II.

„Wie ſchad!". E: 27. Juni 1883. V: Preſſe, 8. Juli 1883. AB: Allerhand Humore, II.

D' Parapluiemacher-Mali. E: September 1882. V: Preſſe, 22. Oktober 1882. AB: Allerhand Humore, II.

Man kann nicht wegbleiben. E: Juli 1877. V: Deutſches Montagsblatt, 6. Auguſt 1877. [Vorſtadtzeitung, 11. Auguſt 1877, Nachdruck]. AB: Allerhand Humore, II.

Sein Spielzeug. E: 5. Juli 1879. V: Nord und Süd, 1879, 10. Band. AB: Kleiner Markt (1883).

Vereinsamt. E: 6. Dezember 1877. V: Deutsches Montagsblatt, 24. Dezember 1877. Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1881. AV: Kleiner Markt.

Ein braves Mädchen. E: Mai 1878. V: Deutsches Montagsblatt, 15. Juli 1878.

Abgesprungen und aufgetrennt. E: Mai 1878. V: Deutsches Montagsblatt, 13. Mai 1878. Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1879.

Aus dem Leben einer Rattlerin. E: Mai 1878. V: Neue Freie Presse, 19. Mai 1878.

Geläutert. E: 11. Juni 1881. V: Presse, 16. Juni 1881.

Allerseelen. E: 28. Oktober 1881. V: Presse, 3. November 1881. AV: Kleiner Markt.

Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen. E: 24. März 1883. V: Presse, 1. April 1883.

Der Christabend einer Leichtfertigen. E: 15. Dezember 1883. V: Presse, 24. Dezember 1883.

Getreu dem Feldzeichen. E: 1. Juni 1884. V: Das Rothe Kreuz, 1884, 1. Jahrgang.

Falsches Glück! E: 22. Dezember 1884. V: Friedjungs Deutsche Wochenschrift, 28. Dezember 1884.

Ein frommer Augenblick. E: 15. Mai 1885. V: Heimgarten, 1886, 10. Jahrgang. (1894, 18. Jahrgang.)

Der gekränkte Gatte. E: 25. Juni 1886. V: Deutsche Zeitung, 30. Juli 1886.

Begrabenes Glück. E: 30. Oktober 1886. V: Neues Wiener Tagblatt, 31. Oktober 1886.

Makulatur. E: 13. November 1886. V: Neues Wiener Tagblatt, 14. November 1886.

Band XIV.

(Märchen und Träume)

Jaggernaut. E: 1865; 7. Februar 1880. V: Neues Wiener Tagblatt, 12. Februar 1880. AB: Kleiner Markt.

Teufelsträume. E: Juli bis August 1873. V: Dioskuren, 1874, 3. Jahrgang. Die Gegenwart, Berlin, 1. April 1882. AB: Allerhand Humore, III.

Die Märchen des Steinklopferhanns. E: 1872 bis 1875. V: 1. Hälfte (29_1 bis 52_{30}) Das Neue Jahr, 1874; (53_1 bis 69_{24}) Das Neue Jahr, 1875; „Die Versuchung", Deutsche Revue, April 1879; das Ganze: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1880. AB: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Die drei Prinzen. E: Februar bis Juni 1876. V: Heimgarten, 1876, 1. Jahrgang. AB: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Aus der Spielzeugwelt. E: 21. Juni 1881. V: Neue Illustrierte Zeitung, 1882, 1. Jahrgang. AB: Kleiner Markt.

Ein böser Gast. E: 1882. V: Nord und Süd, 1882, 23. Band. AB: Allerhand Humore, III.

Der Erbonkel. E: November 1882. V: Heimat, 1883. AB: Allerhand Humore, III.

Das Ehekräutlein. E: 7. Juni 1883. V: Nord und Süd, 1883, 26. Band.

's Moorhofers Traum. E: Juni 1884. V: Illustrierter Oberösterreichischer Volkskalender, 1885. AB: Wolken und Sunnschein.

Annerl, Hannerl und Sannerl. E: 31. Dezember 1885. V: Wiener Bote, 1887. AB: Wolken und Sunnschein.

Der unangenehme Stein. E: 22. Juli 1886. V: Deutsche Zeitung, 8. August 1886.

Das Weidenweiblein. E: 1888. V: Spemanns Illustrierte Mädchenzeitung, 1888, 1. Jahrgang.

(Skizzen II)

Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. E: Jänner 1878. V: Heimgarten, 1878, 2. Jahrgang. AB: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Ein Fund. E: 14. Mai 1880. V: Presse, 16. Mai 1880. AB: Feldrain und Waldweg.

Der Sinnierer. E: September 1880. V: Dioskuren, 1881, 10. Jahrgang. AB: Feldrain und Waldweg.

Pfahlbaute mit Nutzanwendung. E: Juli 1881. V: Heimgarten, 1881, 6. Jahrgang. AB: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Ein Dorf-Idyll. E: 22. Oktober 1881. V: Presse, 18. November 1881. AB: Allerhand Humore, I.

D' gsprächig Stund. E: Februar 1882. V: Presse, 26. Februar 1882. AB: Allerhand Humore, I.

Für d' Katz. E: Februar 1882. V: Vom Fels zum Meer, 1884. AB: Wolken und Sunnschein.

Schnurren:

1. Der Weibfromme. E: Oktober 1882. V: Presse, 1. November 1882. Lahrer Hinkender Bote, 1885. AB: Allerhand Humore, I.
2. Über die Freiheit des menschlichen Willens. E: Oktober 1882. V: Presse, 1. November 1882. Lahrer Hinkender Bote, 1885. Heimgarten, 1883, 8. Jahrg. AB: Allerhand Humore, I.
3. Das Wünschen. E: Oktober 1882. V: Presse, 2. Dezember 1882. Lahrer Hinkender Bote, 1885. AB: Allerhand Humore, I.

Eisblumen. E: Dezember 1882. V: Presse, 18. Dezember 1882. AV: Allerhand Humore, I.

Beglaubigtes und Unbeglaubigtes von anno 1683. E: 5. September 1883. V: Presse, 11. September 1883.

Ein Mann, den Gott liebt. E: Juni 1886. V: Deutsche Zeitung, 17. Juni 1886. AV: Wolken und Sunnschein.

In der Andreasnacht. E: Ende 1888. V: Jahresbote für Österreich-Ungarn, 1892.

(Erzählungen)

Tod und Teufel. E: Vor 1872; 1868? V: Wiener Gemeindebote, 1872, 2. Jahrgang.

Früher Tod. E: 22. Dezember 1872. V: Dioskuren, 2. Jahrgang, 1873. AV: Allerhand Humore, I.

Der Verschollene. E: März 1878. V: Lahrer Hinkender Bote, 1880. Heimgarten, 1881, 5. Jahrgang. AV: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Der Schatzgräber. E: 1885. V: Berliner Illustrierte Zeitung, 1. Mai 1885. AV: Wolken und Sunnschein.

Im Dienste der Wissenschaft. E: 23. April 1887. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1888.

Die rechte Unrechte. E: 1888. V: Illustrierter Österreichischer Volkskalender, 1890.

Band XV

(I. Prähistorische Erzählungen)

Thron und Fischerhütte. E: 1861. V: Landsteiners Telegraf, 1861, 29. bis 31. Heft.

Ludmilla. E: 1861. V: Landsteiners Telegraf, 1861, 36. bis 37. Heft.

Japhet, der einen Dümmern sucht. E: 1861/62.

Ein Brief, der tötet. E: 1866. V: Wanderer, Abendblatt, 6. bis 22. März 1867. Rigasches Montagsblatt, April 1879.

Die düstere Grabschrift. E: 1867 (?). V: Wanderer, Abendblatt, 8. bis 28. August 1867.

Ein Unheimlicher. E: 1868? V: Wanderer, 1868 (?). Heimgarten, 1878, 2. Jahrgang.

Die zürnende Diana. E: 1868. V: Wanderer, Abendblattbeilage, 1868. Rigasches Montagsblatt, 1879, Jänner. Die Heimat, 1883, 1. Band.

(II. Zu eigenem und fremdem Schaffen)

Eine Plauderei als Vorrede zum ersten Bändchen der „Dorfgänge". E: August 1879. AV: Dorfgänge 1.

Eine Plauderei als Vorrede zum zweiten Bändchen der „Dorfgänge". August 1879. V: Presse, 25. September 1879. AV: Dorfgänge 2.

„Kalender-Geschichten". E: Februar 1882. AV: Launiger Zuspruch und ernste Red.

Fr. Schlögls „Wiener Blut". E: Februar 1873. V: Fremdenblatt, 20. Februar 1873. (Abgedruckt kurz darnach im Neuen Pester Journal.)

P. Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters". E: 9. Jänner 1875. V: Neues Wiener Abendblatt, 8. Februar 1875.

Einbegleitung zu R. Scheffels „Vom Gebirge her". E: Oktober 1889.

(Bücherbesprechungen aus der „Heimat")

Fr. Schlögls „Wienerisches". V: Heimat, 1883, 1. Band, S. 255.

H. Hopfens „Gedichte". V: Heimat, 1883, 1. Band, S. 255.

L. V. Hellenbachs „Insel Mellonta". V: Heimat, 1883, 1. Band, S. 495.

L. Foglars „Gedichte". V: Heimat, 1883, 2. Band, S. 639.

Bücheranzeigen. V: Heimat, 1884, 2. Band, S. 734 f.

(III. Wiener Studien)

Auf der Straße. V: Wiener Leben, 9. Februar 1873.

Tief im Kot. V: Wiener Leben, 23. Februar 1873.

Schwere Zeiten. V: Wiener Leben, 9. März 1873.

Gräberelend. E: 19. April 1886. V: Friedjungs Deutsche Wochenschrift, 25. April 1886.

Nachtrag: Aus Band XV, zweiter Teil

(Kleine Kalenderbeiträge)

Vom Bauer, der vom Pfarrer borgen wollte. V: Wagners Gemeindebote, 10. März 1872.

Gefährliche Gemeinplätze. V: Wiener Bote, 1890, S. 19.

Das Bäuerlein auf der Pferdebahn. V: Wiener Bote, 1890, S. 40.

Ein rarer Vogel. V: Wiener Bote, 1891, S. 28.

Der geprellte Fährmann. V: Wiener Bote. 1891, S. 59.

2. Periodische Druckschriften mit Beiträgen von Anzengruber

1. Kalender

Wiener Rothbuch. Kalender für das Schaltjahr 1872. Herausgegeben von Carl Linder und F. Groß. Wien, Carl Fromme.

Die Polizze.

Das Neue Jahr. Deutscher Volkskalender für Österreich-Ungarn. Herausgegeben von P. K. Rosegger.

1873: Gänseliesel — 1874, 1875: Die Märchen des Steinklopferhanns, 1. Hälfte.

Deutscher Reichs-Kalender für das Jahr 1876. Herausgegeben von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Berlin, Leonhard Simion.

Diebs-Annerl.

Des Lahrer Hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann. Lahr, Schauenburg.

1879: Treff-Aß — 1880: Der Verschollene — 1882: Zu fromm.

Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten.

1883: Der Hoisel-Loisel — 1885: Schnurren I—III.

Illustrierter Österreichischer Volkskalender. Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Redigiert von Fr. Petz (Schembera). Wien, Moritz Perles.

1879: Abgesprungen und aufgetrennt — 1880: Die Märchen des Steinklopferhanns — 1881: Vereinsamt

— 1882: Ein Wiedersehen — 1885: Gott verloren — 1886: Nit gehn tan tat's — 1887: Liesl, die an den Teufel glaubt — 1888: Im Dienste der Wissenschaft — 1889: Der reiche Haidbauer — 1890: Die rechte Unrechte — 1891: Der Versuchung unterlegen — 1892: Die Körbelflechter-Kathrein.

Illustrierter Oberösterreichischer Volkskalender.

1885: 's Moorhofers Traum.

Hebels Rheinländischer Hausfreund. Tauberbischofsheim, J. Lang.

1885: Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern — 1886: Wenn einer es zu schlau macht — 1887: Wissen macht — Herzweh — 1888: Der Versuchung unterlegen — 1890: Die Körbelflechter-Kathrein.

Der Wiener Bote. Illustrierter Kalender für Stadt- und Landleute. Von Carl Elmar. Wien, Waldheim.

1886: Unter schwerer Anklage — 1887: Annerl, Hannerl und Sannerl — 1888: Die Wahl im Bösen — 1889: Die Totenbeschwörung — 1890: Gefährliche Gemeinplätze; Gestohlenes Gut, gewonnener Mut; Das Bäuerlein auf der Pferdebahn — 1891: Josel und Julie; Ein rarer Vogel; Der geprellte Fährmann.

Der Jahres-Bote für Österreich-Ungarn. Wien, Waldheim.

1892: In der Andreasnacht.

2. Zeitschriften und Zeitungen

Telegraf. Illustrierte Familienblätter. Eigentümer und Herausgeber Dr. Leopold Landsteiner.

2. Band, 1861, 29. bis 31. Heft: Thron und Fischerhütte; 36., 37. Heft: Ludmilla.

Wanderer.

1867, Abendblatt vom 6. bis 22. März: Ein Brief, der tötet — 1867, Abendblatt vom 8. bis 28. August: Die düstere Grabschrift — 1868, Beilage zum Abendblatt: Ein Unheimlicher (?) — 1868, Beilage zum Abendblatt: Die zürnende Diana.

Der Gemeindebote. Wiener politische Wochenschrift für die Landbevölkerung, redigiert von J. Wagner.

2. Jahrgang, 1872: Tod und Teufel; Die Polizze; Vom Bauer, der vom Pfarrer borgen wollte.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des Ersten Allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, Selbstverlag des Vereines.

2. Jahrgang, 1873: Früher Tod — 3. Jahrgang, 1874: Teufelsträume — 10. Jahrgang, 1881: Der Sinnierer.

Fremdenblatt.

20. Februar 1873: Über Friedrich Schlögls „Wiener Blut".

Wiener Leben. Chronik der Tagesereignisse, Volkswirtschaft, Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

4. Jahrgang, 1873: 9. Februar: Auf der Straße; 23. Februar: Tief im Kot; 9. März: Schwere Zeiten (26. Jänner: Der Adjutant des Generals Bem [Band I, S. 241], 2. Februar: Moralisches [Band XV, 2. Teil], 16. Februar: Der Ehebruch auf der Bühne [Band XV, 2. Teil]).

Neues Wiener Abendblatt.

8. Februar 1875: Über Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters".

Die Heimat. Illustriertes Familienblatt. Herausgeber: C. von Vincenti. Redakteur: F. Groß, von April 1882 bis Mai 1885 Anzengruber. Verlagsexpedition der „Heimat", Wien.

1876: Der Schandfleck (1. Fassung) — 1877, 1878: Bekannte von der Straße, Nr. 1 bis 5 — 1882: Mutterſorge; Das Schlußkapitel eines Romans — 1883: Die zürnende Diana; Der Erbonkel — 1884: Der Sternſteinhof — 1883/84: Bücherbeſprechungen und -anzeigen.

Heimgarten. Eine Monatsſchrift, gegründet und geleitet von P. K. Roſegger. Graz, Verlag von Leykam-Joſefsthal.

(Jeder Jahrgang umfaßt die Monatshefte von Oktober bis September; die Jahreszahl gilt hier für den abgeſchloſſenen Band; das 1. Heft erſchien 1. Oktober 1876.)

1. Jahrgang, 1877, November-Dezemberheft: Die drei Prinzen; Maiheft: Eine Begegnung — 2. Jahrgang, 1878, Märzheft: Ein Unheimlicher; Juniheft: Wie mit dem Herrgott umgegangen wird — 3. Jahrgang, 1879, Maiheft: Die umkehrte Freit! (Band IV) — 5. Jahrgang 1881, Oktober-Novemberheft: Hartingers alte Sixtin; Maiheft: Der Verſchollene — 6. Jahrgang, 1882, Oktoberheft: Pfahlbaute mit Nutzanwendung — 7. Jahrgang, 1883, Märzheft: Treff-Aß — 8. Jahrgang, 1884, Dezemberheft: Über die Freiheit des menſchlichen Willens („Geſpräch zweier Spitzbuben") — 10. Jahrgang, 1886, Oktoberheft: Ein frommer Augenblick.

Nach Anzengrubers Tode (Nachdrucke):

15. Jahrgang, 1891, Jännerheft: Wenn einer es zu ſchlau macht — 18. Jahrgang, 1894, Juniheft: Ein

frommer Augenblick — 25. Jahrgang, 1901, Augustheft: Für d' Katz — 28. Jahrgang, 1904, Septemberheft: Abgesprungen und aufgetrennt.

Außerdem Briefe an Lipka im 21., an Josefine Gallmeyer im 24., an Rosegger im 15., 16., 20. und 25. Jahrgang.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau.

1. Band, 1877: Wie der Huber ungläubig ward — 2. Band, 1877: Der gottüberlegene Jakob. — 4. Band, 1878: Die fromme Kathrin — 6. Band, 1878: Das Sündkind — 10. Band, 1879: Sein Spielzeug — 17. Band, 1881: Der Einsam — 23. Band, 1882: Ein böser Gast — 26. Band, 1883: Das Ehekräutlein.

Deutsches Montagsblatt, Berlin.

6. August 1877: Man kann nicht wegbleiben — 24. Dezember 1877: Vereinsamt — 13. Mai 1878: Abgesprungen und aufgetrennt — 15. Juli 1878: Ein braves Mädchen.

Vorstadtzeitung.

11. August 1877: Man kann nicht wegbleiben. Nachdruck.

Neue Freie Presse.

11. Mai 1878: Aus dem Leben einer Rattlerin.

Rigascher Tagesanzeiger, bzw. Feuilletonbeilage der „Zeitung für Stadt und Land" (Rigasches Montagsblatt).

Jänner 1879: Die zürnende Diana — April 1879: Ein Brief, der tötet — September 1881: Der starke Pankraz und die schwache Eva.

Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. Berlin, Janke.

3. Jahrgang, 1879, April: Die Versuchung (Viertes Märchen des Steinklopferhanns).

Die Presse.

25. September 1879: Eine Plauderei als Vorrede (zum 2. Bändchen der Dorfgänge) — 16. Mai 1880: Ein Fund — 16. Juni 1881: Geläutert — 17. Juli 1881: Grünes Reis unterm Schnee — 3. November 1881: Allerseelen — 18. November 1881: Ein Dorf-Idyll — 26. Februar 1882: D' gsprächig Stund — 22. Oktober 1882: D' Parapluiemacher-Mali — 1. November 1882: Schnurren I—II — 2. Dezember 1882: Schnurren III — 18. Dezember 1882: Eisblumen — 1. April 1883: Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen — 8. Juli 1883: Wie schad! — 11. September 1883: Beglaubigtes und Unbeglaubigtes von anno 1683 — 24. Dezember 1883: Der Christabend einer Leichtfertigen.

Neues Pester Journal.

31. Dezember 1879: Alte Liebe.

Morgenpost, Wien.

5. Jänner 1880: Alte Liebe (Nachdruck).

Wiener Allgemeine Zeitung.

9. bis 23. November 1880: Der starke Pankraz und die schwache Eva.

Vom Fels zum Meer. Spemanns Illustrierte Zeitschrift für das deutsche Volk. Stuttgart.

1881/82: Ortler — 1883/84: Für d' Katz — 1885/86: Die Herzfalte — 1887/88: Unrecht Gut.

Neue Illustrierte Zeitung. Illustriertes Familienblatt. 1882.

1. Band, Oktober 1881: Aus der Spielzeugwelt.

Die Gegenwart. Berlin.

21. Band, 1882: Der Traum-Talisman (=Teufelsträume).

Das Rothe Kreuz. Organ der österreichisch-patriotischen Hilfsvereine.

Jänner 1884: Getreu dem Feldzeichen.

Deutsche Wochenschrift. Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Österreichs und Deutschlands. Herausgegeben von Dr. Heinr. Friedjung.

28. Dezember 1884, Nr. 52: Falsches Glück! — 25. April 1886, Nr. 17: Gräberelend.

Deutsche Illustrierte Zeitung. Berlin, Berliner Verlagskomptoir.

2. Jahrgang, 3. Band, 1885: Der Schatzgräber.

Neues Wiener Tagblatt.

12. Februar 1880: Jaggernaut — 31. Oktober 1886: Begrabenes Glück — 14. November 1886: Makulatur.

Deutsche Zeitung.

17. Juni 1886: Ein Mann, den Gott liebt — 30. Juli 1886: Der gekränkte Gatte — 8. August 1886: Der unangenehme Stein.

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von K. E. Franzos.

1886/87, 1. Band, 9. Heft: Die Heimkehr.

Das Kränzchen. Spemanns Illustrierte Mädchenzeitung. Stuttgart, Spemann.

1. Jahrgang, 1888, Nr. 13: Das Weidenweiblein.

3. Anzengrubers Buchausgaben

Der Schandfleck. Roman von L. Anzengruber. Wien, L. Rosner, 1877.

Noch ehe der Roman in der ‚Heimat' ganz erschienen war, bewarb sich Rosner (August 1876) um das Verlagsrecht der Buchausgabe und einigte sich darüber mit Anzengruber Ende August. (Briefe an Rosner vom 26., 27., 29. August 1876.) Das Buch erschien zwei Monate nach Abschluß des Zeitschriftendruckes, also Anfang Dezember 1876.

Besprechungen: Rosegger im Märzheft des ‚Heimgarten', 1877, 1. Jahrgang. — Fritz Mauthner, Berliner ‚Gegenwart', 31. März 1877. — Julius Duboc, ‚Die Wage', Berlin, 15. Dezember 1876. — Eduard Zetsche, ‚Literaturblatt', Wien, 15. Mai 1877. — Siegm. Feldmann, siehe ‚Dorfgänge'.

Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Mit einer Plauderei als Vorrede. Erstes Bändchen. Wien, L. Rosner, 1879.

Inhalt: Eine Plauderei. Als Vorrede zum ersten Bändchen — Die Polizze. Eine einfache Dorfgeschichte — Gänseliesel — Diebs-Annerl — Eine Begegnung. Genrebild aus dem österreichischen Volksleben.

Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Mit einer Plauderei als Vorrede. Zweites Bändchen. Wien, L. Rosner, 1879.

Inhalt: Eine Plauderei. Als Vorrede zum zweiten Bändchen — Wie der Huber ungläubig ward

— Der gottüberlegene Jakob — Die fromme Kathrin — Das Sündkind.

Nach brieflichen Besprechungen mit Bolin und Lindau Verlagsangebot an Rosner am 1. Juni 1879; die Bändchen erschienen Anfang September 1879.

Besprechungen: Eduard Mautner in der ‚Deutschen Zeitung' vom 30. September 1879. — Siegmund Feldmann in der ‚Beilage zur Wiener Abendpost' vom 9. bis 11. Dezember 1879. — Die ‚Wiener Pikanten Blätter' vom 4., 21., 28. Dezember 1879 und 4. Jänner 1880. — Paul Lindau in der Berliner ‚Gegenwart' vom 18., 25. Oktober und 1. November 1879. — Die ‚Germania' (‚Ein gefährlicher Autor'), 30. Oktober bis 10. November 1879.

Bekannte von der Straße. Genrebilder von L. Anzengruber. Leipzig, R. F. Albrecht, 1881.

Inhalt: Der Herr Professor — Ein Wilder von Profession — Die Freundin — Der Literat — Unsere kleinen Enttäuschungen — Alte Liebe.

Bolin regte die Buchausgabe an (Brief vom 17. September 1877), Rosner lehnte (Jänner 1880) ab, R. F. Albrecht hatte sich schon früher bereit erklärt, den Verlag zu übernehmen. Einsendung des Manuskriptes, beziehungsweise der Druckvorlage 24. August 1880; das Bändchen erschien im November 1880.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 30. Dezember 1882. — Rosegger im Dezemberheft des ‚Heimgarten', 1881, 5. Jahrgang.

Feldrain und Waldweg. Von L. Anzengruber. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann. (Als erste

Nummer der zweiten Serie der Kollektion Spemann.)

Inhalt: Der Sinnierer — Ein Fund — Grünes Reis unterm Schnee — Der Einsam — Treff-Aß — Ortler — Der starke Pankraz und die schwache Eva.

Angebot von Spemann im Herbst 1881; Verhandlungen mit dem Verlage, beziehungsweise mit J. Kürschner im Winter 1881/82. Der Band erschien im Frühjahr 1882.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 30. Dezember 1882. — Ernst Wichert im ‚Magazin für die Literatur des In- und Auslandes' vom 3. März 1883. — Pawikowski in der ‚Deutschen Zeitung' vom 31. August 1882 (rettet die Dorfgeschichte, beglückwünscht Österreich zu seinen Anzengruber, Defregger und Rosegger, begrüßt den Mann Anzengruber in der feministischen gegenwärtigen Erzählungsliteratur und stellt den „Einsam" neben den ‚Michael Kohlhaas').

Launiger Zuspruch und ernste Red. Kalendergeschichten von L. Anzengruber. Lahr, Moritz Schauenburg.

Inhalt: Kalendergeschichten. Eine kleine Plauderei als Vorrede — Die drei Prinzen — Wie mit dem Herrgott umgegangen wird — Treff-Aß — Pfahlbaute mit Nutzanwendung — Zu fromm! — Die Märchen des Steinklopferhanns — Der Verschollene — Der Hoisel-Loisel.

Die Absicht, einen Band Kalendergeschichten zu sammeln, äußert Anzengruber schon im Juli 1879 (an Rosner, Bettelheims Briefe, II, S. 56), als er Treff-Aß aus den Dorfgängen ausscheidet. Am 9. November 1879 (an Bolin, Bettelheims Briefe, II, S. 61) hat er

solcher Geschichten vier: Treff-Aß, Der Verschollene, Zu fromm und Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Im Jänner und Februar 1882 kam die Vereinbarung mit Schauenburg zu stande; der Band erschien zu Weihnachten 1882.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 30. Dezember 1882. — Rosegger (Hans Malser) im Märzhefte 1883 des ‚Heimgarten'.

Kleiner Markt. Studien, Erzählungen, Märchen und Gedichte von L. Anzengruber. Breslau, J. Schottlaender, 1883.

Inhalt: Vereinsamt. Eine Weihnachtsstudie — Das war die Zeit. Gedicht — Sein Spielzeug — Erzählung — Regentage. Gedicht — Jaggernaut. Märchen — Sprüche — Allerseelen. Studie — Der Weise. Gedicht — Hartingers alte Sixtin. Geschichte aus dem Bauernleben — Fliegen und Spinnen. Eine Fabel (Gedicht) — Der Frömmste in seiner Art. Gedicht — Aus der Spielzeugwelt. Ein Märchen.

Die Beziehungen zum Verlag Schottlaender vermittelte Lindau; die Vereinbarung kam im Juni 1881 zu stande. Am 16. Dezember 1882 schrieb Anzengruber an Bolin: „Als ich Schottlaender meinen Kleinen Markt zum Verlage anbot, bezeichnete ich ihm gegenüber das Buch als ein solches, das für ‚literarische Feinschmecker', die das Dargebrachte proben und nachschmecken, geeignet sei. Diese von mir hingeworfene Bezeichnung erweckte seinen Beifall in solchem Grade, daß er diese Worte auf dem Titelblatte stehen haben wollte; das erweckte natürlicherweise mein Mißfallen, und ich habe mir's verbeten." Das Buch erschien zu Weihnachten 1882. — Bolin besprach L. Anzengrubers „Kleine Schriften" am 30. Dezember 1882

in der ‚Gegenwart', und zwar: ‚Bekannte von der Straße', ‚Kleiner Markt', ‚Feldrain und Waldweg' und ‚Launiger Zuspruch und ernste Red'. — Die Studien und Skizzen aus dem Stadt-Kleinleben werden nur mäßig gelobt: die dichterische Vollendung seiner ländlichen Figuren, die den Eindruck absoluter Lebensbestimmtheit machen, hätten seine städtischen nicht. Wärmer lobt er nur den Schluß von ‚Sein Spielzeug", die wunderbar anschauliche Symbolisierung eines philosophischen Problems in der ‚Spielzeugwelt' und ‚Hartingers alte Sixtin'. — Wertvoller aber sind ihm die beiden ländlichen Sammlungen. ‚Der Einsam' gehöre zum Bedeutendsten der neueren deutschen Erzählungsliteratur. Der Wert von Kalendergeschichten hänge vom Naturell und der gesamten geistigen Richtung des Autors ab; Anzengruber wirke ohne Aufklärerei für entschiedene Freisinnigkeit.

Die Kameradin. Eine Erzählung von L. Anzengruber. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1883.

Das Literarische Institut F. C. Entrich in Berlin, dem Anzengruber die beiden aus der ersten Fassung des Schandflecks sich ergebenden Romane überließ (Ende März 1883), gewann für die Buchausgabe der Kameradin den Verleger Minden, nachdem es die Kameradin schon vorher in mehreren deutschen Zeitungen (vgl. Castles Ausgabe, Band XXI, S. 4) untergebracht hatte, z. B. in der Reichenberger Zeitung (vgl. Band XIII, S. 582) und in einer Breslauer Zeitung (Brief an Bolin vom 5. September 1881). Das Buch erschien Anfang Juli 1883.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 25. August 1883.

Allerhand Humore. Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes. Von L. Anzengruber. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1883.

Inhalt: I. Ernstes und Schwänkiges aus dem Bauernleben: Verderbtes Leben (= Früher Tod) — Eisblumen — D' gsprächig Stund — Ein Dorf-Idyll — Schnurren: Der Weibfromme — Über die Freiheit des menschlichen Willens — Das Wünschen — II. Bilder aus dem Leben einer großen Stadt: Ein Wiedersehen — Das Schlußkapitel eines Romans — Mutterſorge — Wie schad! — Die Parapluiemacher-Mali — Man kann nicht wegbleiben — III. Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo: Der Erbonkel — Ein böser Gast — Teufelsträume.

Die Verhandlungen mit dem Verlage Breitkopf und Härtel, zu dem Anzengruber schon durch seinen Beitrag für K. E. Franzos' ‚Dichterbuch aus Österreich' (Bertha von Frankreich) in Beziehung getreten war, beginnen Anfang Dezember 1882 und erstrecken sich — es handelt sich um die Anordnung des Gebotenen, um Ausscheidung einzelner und Neuaufnahme anderer Stücke — bis Ende Juli 1883. Vgl. die Briefe an den Verlag (Bettelheims Briefe II vom 3. Dezember 1882, 16. Dezember 1882, 1., 14., 23. und 29. Juli 1883, 23. September 1883, an Bolin vom 16. Oktober 1883, 11. November 1883, 5. Dezember 1883). — Das Buch erschien Ende Oktober 1883.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 17. November 1883. (Am besten ‚Kleinbäuerliches' [I.] und die Märchen [III.], nicht so gut die Großstadtbilder [II.] — Dort Ursprünglichkeit und Farbenfülle, hier bloße Zeichnungen in Schwarz und Grau; Typen von einer gewissen All-

gemeinheit, der gegenüber das Innenleben der Gestalten einem verborgen bleibt; hastig entworfene Bilder; aber das Geschick der Darstellung macht das Gebotene wertvoll.) — Sonntagsbeilage der ‚Kreuzzeitung' vom 2. Dezember 1883. (Anzengruber will pädagogisch wirken und zum Nachdenken auffordern. ‚Ein böser Gast', ‚Das Wünschen', ‚Das Schlußkapitel eines Romans' sind kleine Meisterstücke. Die ‚Teufelsträume' verfehlt. Es gibt eben doch Unzählige, die nicht ohne Kurs wie Anzengrubers Kapitän nach Gott steuern und die noch ein anderes Leben kennen als das im engen Schiffsraum Erde. — „Also sich bessern" — steht [von Anzengrubers Hand?] am Rande des Belegexemplars im Schriftenkasten.) — Gust. Andr. Nessel im Juniheste des ‚Heimgarten', 1885, 9. Jahrgang, ‚Anzengruber als Prosaiker', (S. 681).

Der Verlag setzte sich auch mit Schauenburg, in dessen bereits im August 1884 erschienenen ‚Lahrer Hinkendem Boten' auf 1885 die drei Schnurren erschienen waren, in einer alle Teile befriedigenden Weise aus einander. Vgl. die Briefe vom 23. August 1884, 17. September 1884, 2. Oktober 1884.

Dorfromane. Von L. Anzengruber. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 4 Bände. Band 1, 2: Der Schandfleck (1884). — Band 3, 4: Der Sternsteinhof (1885).

Anzengruber verkaufte den umgearbeiteten Schandfleck, nachdem ihn die Kollektion Spemann abgelehnt und er selbst sich mit Rosner mittels einer Abfindungssumme verglichen hatte, (mit der Kameradin) am 28. März 1883 an das Berliner Literarische Institut Entrich, das ihn schon Ende 1882 im ‚New Yorker

Belletristischen Journal' untergebracht hatte, noch in einigen kleinen deutschen Zeitungen unterbrachte und endlich dem enttäuschten Dichter auf dessen Begehren wieder verkaufte.

Am 9. Juni 1884 bot ihn Anzengruber als Band 1 und 2 „einer größeren Publikation unter dem Gesamttitel: Anzengrubers Dorfromane" dem Verlage Breitkopf und Härtel an.

(Briefe an den Verlag vom 9. Juni 1884 bis 2. Oktober 1885, Bettelheims Briefe, II, S. 188 bis 218.)

Das Manuskript wurde am 16. Juni 1884 eingesendet, der Vertrag am 21. Juli geschlossen. Am 15. August sendet er eine für die Buchhändleranzeige zu verwertende Vorbemerkung.

Am 26. Jänner 1885 sendet er dem Verlage die Belege für Entrichs Vorgehen gegen ihn.

Reklamezeilen selbst zu schreiben, lehnt er für den Schandfleck 26. September 1885 ab.

Die beiden Bände erschienen vor Weihnachten 1884.

Besprechungen: Bolin in der ‚Gegenwart' vom 14. März 1885.

Die Buchausgabe des Sternsteinhofes wurde dem Verlage Breitkopf und Härtel am 9. Juni 1884 angeboten, als Band 3 und 4 von Anzengrubers Dorfromanen; das Manuskript wurde am 16. Juni eingesendet, der Vertrag am 21. Juli geschlossen. Die beiden Bände erschienen im Oktober 1885. Über eine kurze Selbstanzeige in der ‚Heimat' berichtet er am 2. Oktober 1885.

Besprechungen: Bolin in der Berliner ‚Gegenwart' vom 6. März 1886. — J. J. Honegger in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' vom

27. Mai 1886. — M. Necker im ‚Wiener Tagblatt' vom 27. November 1886 u. a.

Wolken und Sunnschein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin und Stuttgart. W. Spemann, 1888.

Inhalt: Gott verloren — Unter schwerer Anklage — Der Schatzgräber — Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern — Liesel, die an den Teufel glaubt — Für d' Katz — 's Moorhofers Traum — Die Heimkehr — Wenn einer es zu schlau macht — Die Herzfalte — Annerl, Hannerl und Sannerl — Wissen macht Herzweh — Ein Mann, den Gott liebt — Nit gehn tan tat's.

Die Sammlung wurde dem Verlage im November 1887 angeboten, am 21. November kam der Vertrag zu stande. (Brief an Bolin vom 19. November 1887.) Das Buch erschien zu Weihnachten 1887 (Widmungsexemplar an Bettelheim, 31. Dezember 1887). Die zweite Auflage erschien 1901 in Cottas Verlag.

Besprechungen: ‚Die Nation' 1888, Nr. 17 (Das Buch ist das Skizzenbuch eines Dramatikers. — Der als Pessimist verschriene Anzengruber hat die ‚Märchen des Steinklopferhanns' geschrieben und der als Optimist verherrlichte Rosegger die ‚Bergpredigten'.) ‚Fränkischer Kurier', 28. Jänner 1888.

*

Vier Jahre nach des Dichters Tode gaben im Auftrag des Anzengruber-Kuratoriums A. Bettelheim und Vinzenz Chiavacci die von Anzengruber zur Aufnahme in weitere Sammelbände bestimmten Erzählungen und Skizzen heraus:

Letzte Dorfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von L. Anzengruber. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1894.

Inhalt: Dorfgänge und Kalendergeschichten: Unrecht Gut — Die Wahl im Bösen — Die Totenbeschwörung — Der Versuchung unterlegen — Gestohlenes Gut, gewonnener Mut — Josel und Julie — Die Körbelflechter-Kathrin — Der reiche Haidbauer — In der Andreasnacht — Mären aus alter Zeit: Das Ehekräutlein — Die rechte Unrechte — Beglaubigtes und Unbeglaubigtes von anno 1683 — Skizzen: Im Dienste der Wissenschaft — Das Weidenweiblein — Makulatur — Ein braves Mädchen — Der Christabend einer Leichtfertigen — Der gekränkte Gatte — Falsches Glück — Geläutert — Ein frommer Augenblick — Fidi (= Aus dem Leben einer Rattlerin) — Abgesprungen und aufgetrennt — Begrabenes Glück — Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen — Gräberelend — Getreu dem Feldzeichen.

4. Die vorliegende Ausgabe

vereinigt die Erzählungen nach Gattungen und reiht sie innerhalb dieser nach der Zeit ihrer Entstehung an einander; der Zusammenhang der Anzengruberschen Buchausgaben wurde dabei nach Tunlichkeit gewahrt.

Die Bände 11 und 12 bringen die Dorfgeschichten von 1868 bis 1881, beziehungsweise von 1884 bis 1889 unter dem für Anzengrubers Dorfgeschichten einmal üblichen Titel Dorfgänge. Die „Plaudereien

als Vorrede", die, sobald der Zusammenhang der Anzengruberschen Buchausgaben aufgehoben wurde, neu geordneten Bänden nicht mehr vorangehen konnten und auch ihrem Charakter nach nicht für einzelne Sammelbändchen, sondern für alle Anzengruberschen Erzählungen ihre Bedeutung haben, wurden ausgeschieden und als Selbstrechtfertigungen in die „Vermischten Schriften" (Band 15) eingereiht; Band 13 sammelt die in Wien, d. h. in Wiener Vorstädten spielenden Erzählungen und Skizzen unter dem — lediglich auf den Schauplatz der Handlung weisenden — Titel Vorstadtgeschichten; Band 14 die Märchen und Träume, die ländlichen Skizzen und jene Erzählungen, die aus irgend einem Grunde in den vorangehenden Bänden nicht Platz finden konnten. — Band 15 enthält das Prähistorische sowie die Vermischten Schriften.

Der Band XV, 1. Teil, wurde im Manuskript abgeschlossen am 14. Mai 1922.

Dr. Rudolf Latzke.

Author Anzengruber, Ludwig
Title Sämtliche Werke. Vol.15 .-- Prähistorisches Ver-
188563
LG.
A6378
1

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 21 05 08 005 9